N. G. Tschernyschewski – Ausgewählte philosophische Schriften

Verlag für fremdsprachige Literatur, Moskau 1953

[63]

DAS ANTHROPOLOGISCHE PRINZIP IN DER PHILOSOPHIE

(SKIZZEN ZU FRAGEN DER PRAKTISCHEN PHILOSOPHIE.
P. L. LAWROW, 1, DIE PERSÖNLICHKEIT,
ST. PETERSBURG 1860)[1]

I

Wäre die Broschüre Herrn Lawrows für uns nur der Gegenstand einer kritischen Analyse und hätten wir sie mit der Absicht zu lesen begonnen, die Analyse der in ihr entwickelten Begriffe später niederzuschreiben, so hätten wir die Lektüre gleich nach den ersten Seiten wiederaufgegeben, da wir – offen gesagt – die Mehrzahl der vielen Bücher, auf die sich der Autor bezieht, nicht gelesen haben und auch glauben, daß wir sie nie lesen werden; ohne sie jedoch zu kennen, kann man den besonderen Wert der Broschüre Herrn Lawrows nicht genau abschätzen. Und doch haben wir die Broschüre nicht nur bis zu Ende gelesen – sie hat uns sogar Anlaß gegeben, einen ziemlich langen Artikel zu schreiben, der in engster Beziehung zu ihr steht.

Herrn Lawrows Untersuchungen beginnen gleich mit der Berufung auf einen Schriftsteller, von dem wir nicht ein einziges Werk gelesen haben – mit einem Zitat aus Jules Simon, einem recht bekannten französischen Theoretiker. Wenn wir nicht wüßten, zu welcher Richtung dieser Schriftsteller gehört, brauchten wir nur die zwei, ganz am Anfang der Broschüre angeführ-

[1] Dieser Aufsatz erschien erstmalig in der Zeitschrift „Sowremennik“, Jahrgang 1860, Heft 80, Nr. 4 und Heft 81, Nr. 5. „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie“ ist die größte, speziell philosophischen Fragen gewidmete Arbeit Tschernyschewskis. Sie hatte riesige Bedeutung für die Verbreitung des Materialismus in Rußland, für den Kampf gegen Idealismus und Pfaffentum.
Den Anlaß zu diesem Aufsatz gab das Erscheinen eines kleinen Buches von P. L. Lawrow: „Skizzen zu Fragen der praktischen Philosophie“. In dieser Arbeit beruft sich Lawrow an vielen Stellen auf Jules Simon, Mill, Proudhon. Frauenstädt, Schopenhauer und andere, die er als Repräsentanten der angeblich fortschrittlichsten Geistesströmung des damaligen Westeuropas ausgab. Tschernyschewski verurteilte die unkritische Haltung Lawrows den Werken dieser Schriftsteller gegenüber aufs heftigste; er bezeichnet die philosophische Konzeption, die Lawrow in diesem Büchlein vertritt, als eklektisch. Im Gegensatz zu dieser Philosophie entwickelt Tschernyschewski in dem „Anthropologischen Prinzip“ die Anschauungen eines kämpferischen philosophischen Materialismus. Es ist kein Zufall, daß die Vertreter der herrschenden Klassen des zaristischen Rußlands, die die Revolution und deren geistige Waffe, den philosophischen Materialismus, haßten, in geschlossener Front gegen dieses Werk Tschernyschewskis auftraten. Heftig reagierte auf Tschernyschewskis Aufsatz auch die zaristische Zensur. In einem Brief der Zensurhauptverwaltung an den Vorsitzenden des Petersburger Zensurkomitees wird darauf aufmerksam gemacht, daß im „Sowremennik“ Aufsätze erschienen sind, die „die Grundprinzipien der monarchischen Ordnung, die Geltung des absoluten Gesetzes, die Bestimmung der Frau für die Familie, die geistige Natur des Menschen zu erschüttern suchen und den Haß der Stände gegeneinander schüren“. Unter den aufgeführten Artikeln befindet sich auch das „Anthropologische Prinzip in der Philosophie“. Von diesem heißt es in dem Briefe besonders: „Die Zensurhauptverwaltung hat besondere Beachtung dem letzteren, durch Materialismus gekennzeichneten Artikel geschenkt und hat unter allgemeiner Mißbilligung der Richtung, die der ‚Sowremennik‘ im Laufe dieses Jahres genommen hat, am 9. Juli d. J. beschlossen: dem Zensor Rachmaninow einen Verweis zu erteilen, weil er in dieser Zeitschrift eine Reihe von Aufsätzen, die den Grundgesetzen unserer zivilen und sozialen Ordnung zuwiderlaufen zugelassen hat.“
In der vorliegenden Ausgabe wird der Text des Aufsatzes nach dem Zeitschriftentext unter Heranziehung des Korrekturexemplars wieder gegeben. Die vom Zensor gestrichenen Stellen sind wiederhergestellt. – Diese und folgende Fußnoten stammen von der Redaktion und sind als solche gekennzeichnet. Die *-Fußnoten stammen vom Autor.

ten Zeilen zu Gesicht zu bekommen, um auf eine nähere Bekanntschaft mit ihm zu verzichten: „Ein Werk, das sich mit der Theorie der Politik beschäftigt und sich dabei von der Tagespolitik fernhält, ist heutzutage fast etwas Neues“, sagt Jules Simon laut Herrn Lawrow zu Beginn seines Buches „Die Freiheit“. Diese zwei Dutzend Worte aus seinem Werk lassen genugsam erkennen, daß dem [64] Autor jedes Verständnis für die Regeln abgeht, nach denen alle Dinge auf Erden geschehen und, nebenbei gesagt, auch theoretische Abhandlungen geschrieben werden. Heutzutage entstehen politische Theorien unter dem Einfluß der Tagesereignisse, und die wissenschaftlichen Abhandlungen werden zum Echo des historischen Kampfes, haben den Zweck, den Gang der Ereignisse zu verlangsamen oder zu beschleunigen. Jules Simon ist der Meinung, früher sei es anders gewesen, sonst hätte er sich nicht des Wortes „heutzutage“ bedient. Aber nicht nur das: Jules Simon ist ferner der Meinung, alle Menschen unserer Epoche, und mit ihnen auch die Gelehrten, handelten nicht ganz richtig, wenn sie, statt als einfache Repräsentanten oder Anhänger abstrakter Lehren ohne lebendige Verbindung mit den Leidenschaften ihres Landes und ihrer Zeit, als Deuter und Vorkämpfer der Bestrebungen jeweils einer eigenen Partei auftreten: wenn er ihnen daraus keinen Vorwurf machte, hätte er sein Buch nicht als „der Tagespolitik fernstehend“ bezeichnet. Schließlich bildet er sich ein, er könne den Leser betrügen, oder glaubt ehrlich, die Wahrheit zu reden, wenn er sein Buch als ein „der Tagespolitik fernstehendes“ Werk bezeichnet. Unter dem Eindruck dieser drei Ansichten sind die Worte geschrieben, die Herr Lawrow aus Jules Simon anführt, und alle diese drei Ansichten sind so offenkundig falsch, daß sie entweder auf eine ungewöhnliche Naivität oder Kurzsichtigkeit Jules Simons oder darauf schließen lassen, daß es seiner Sprache allzusehr an Wahrhaftigkeit fehlt. Wir neigen zu der ersten Annahme, denn ein Mensch mit unsauberen Absichten versteht es, hinterlistig zu sein, Jules Simon dagegen bringt gar zu offenbare Ungereimtheiten vor, wie nur äußerste Naivität sie jemandem eingeben kann.

Politische Theorien, ja überhaupt alle philosophischen Lehren haben bei ihrer Entstehung zu aller Zeit besonders stark unter dem Einfluß der gesellschaftlichen Verhältnisse gestanden, aus denen sie hervorgingen, und jeder Philosoph ist der Repräsentant irgendeiner der politischen Parteien gewesen, die zu seiner Zeit um die Herrschaft in der Gesellschaft stritten, der dieser Philosoph angehörte. Wir wollen nicht von den Denkern sprechen, die sich speziell [65] mit der politischen Seite des Lebens befaßten. Daß sie politischen Parteien angehörten, ist für jedermann nur zu deutlich erkennbar. Hobbes war Absolutist, Locke war Whig, Milton – Republikaner, Montesquieu – Liberaler von englischer Färbung, Rousseau – revolutionärer Demokrat, Bentham – einfach Demokrat, je nach Bedarf revolutionär oder nicht revolutionär; von derartigen Schriftstellern brauchen wir nicht weiter zu reden. Wenden wir uns den Denkern zu, die sich mit allgemeineren Theorien befaßt haben, den Schöpfern der metaphysischen Systeme, den sogenannten Philosophen im eigentlichen Sinne. Kant gehörte der Partei an, die die Freiheit in Deutschland auf revolutionärem Wege einführen wollte, aber vor terroristischen Mitteln zurückscheute. Fichte ging einige Schritte weiter: er scheut auch vor terroristischen Mitteln nicht zurück. Schelling vertrat die Partei, die, durch die Revolution in Schrecken versetzt, in den mittelalterlichen Institutionen Ruhe zu finden hoffte und den Feudalstaat wiederherstellen wollte, den Napoleon I. und die preußischen Patrioten, mit ihrem Wortführer Fichte an der Spitze, zerstört hatten. Hegel war ein gemäßigter Liberaler; ungemein konservativ in seinen Schlußfolgerungen, bejahte er im Kampf gegen die extreme Reaktion revolutionäre Grundsätze, wobei er hoffte, es werde ihm gelingen, den revolutionären Geist, dessen er sich in seiner Theorie zum Sturz des allzu morschen Alten bediente, nicht zur Entfaltung kommen zu lassen. Wir behaupten nicht nur, daß alle diese Männer solche Gesinnung als Privatleute hegten – das hätte noch nicht viel zu sagen –, sondern daß ihre philosophischen Systeme von Anfang bis zu Ende von dem Geist der politischen Parteien durchdrungen waren, denen die Verfasser der Systeme angehörten. Zu behaupten, früher sei es einmal anders gewesen und erst heutzutage hätten die Philosophen angefangen, ihre Systeme

unter dem Einfluß von politischen Überzeugungen zu schreiben, ist im höchsten Grade naiv, noch naiver aber ist es, diese Behauptung auf die Denker auszudehnen, die sich im besondern mit dem politischen Zweig der Philosophischen Wissenschaft befaßt haben.

[66] Aber lassen wir es auf sich beruhen, ob die modernen Denker dadurch, daß sie Repräsentanten politischer Parteien sind, sich von den Denkern früherer Zeiten unterscheiden oder nicht; mag das in der Vergangenheit gewesen sein, wie es will, heute jedenfalls sehen wir, daß jeder Mensch mit entwickeltem Denkvermögen sich sehr intensiv für die politischen Ereignisse interessiert: die Zeitung wird selbst von Leuten gelesen, die nicht imstande sind, irgendein ernsteres Buch zu lesen; wieso tun die Denker unserer Epoche übel daran, wenn sie hinsichtlich ihrer geistigen Entwicklung nicht hinter den Offizieren und Beamten, den Gutsbesitzern und Fabrikanten, den Ladendienern und Handwerkern zurückbleiben? Muß ein Denker unbedingt sturer und blinder sein als der gebildete Durchschnittsmensch? Jeder, der sich einigermaßen zu geistiger Selbständigkeit aufgeschwungen hat, besitzt politische Überzeugungen und beurteilt alles im Einklang mit ihnen – warum soll man einem Philosophen oder politischen Theoretiker einen Vorwurf daraus machen, wenn seine Denkweise ebenso sinnvoll ist wie die Denkweise der Menschen, die aufzuklären er unternimmt? Soll der Lehrer etwa ungebildeter sein als der Schüler? Muß ein Mensch, der über einen bestimmten Gegenstand schreibt, weniger Interesse für ihn haben, als Menschen, die nicht so prätentiös sind, theoretische Abhandlungen über den Gegenstand in Druck zu geben? Es gehört eine Schafsnaivität dazu, um einem Gelehrten einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht dümmer und sturer ist als die ungelehrten Menschen.

Besonders amüsant jedoch ist die Einfalt, mit der Jules Simon dem Publikum einreden will oder gar sich selbst einzureden verstanden hat, sein Buch halte sich von Tagespolitik fern. Uns ist einiges über die theoretischen Bücher, die Jules Simon in verschiedenen Jahren geschrieben hat, zu Ohren gekommen. Unter der Julimonarchie zeichnete sich seine Lehre durch gemäßigten Freiheitsgeist und eine herablassende halbe Billigung und halbe Verurteilung der wirklich fortschrittlichen Männer aus. Unter der Republik versteckte sich das Element der Freiheit bei ihm sorgfältig hinter wütenden Ausfällen gegen die entschiedenen Fortschrittler, die damals um ein Haar an die Macht gekommen wären. Als das [67] Kaiserreich erstarkte und die entschiedenen Fortschrittler machtlos zu sein schienen, während die Reaktion auf der ganzen Linie triumphierte, begann Jules Simon im Geiste rasender Freiheitsliebe zu schreiben. Hieraus können wir ersehen, daß seine Theorien nicht nur einfach die Auffassungen seiner Partei widerspiegelten, sondern sogar von den jeweiligen kurzfristigen Schwankungen in der Stimmung dieser Partei abhingen. Auch wenn wir nichts darüber gelesen hätten, wüßten wir doch mit Bestimmtheit, daß die Dinge sich so verhalten: wir brauchten nur zu wissen, daß Jules Simon in Frankreich ein gewisses Ansehen genießt und folglich nicht ganz dumm ist: ein kluger Mensch muß notwendig die Ereignisse bemerken, die sich in seiner Nachbarschaft abspielen, und muß mit ihnen rechnen – folglich muß auch sein System den Gang der Ereignisse widerspiegeln. Ein paar allzu naive Leute ausgenommen, versteht das jedermann. Herr Lawrow bemerkt selber, daß der Autor, den er zitiert, sein unerfüllbares Versprechen nicht gehalten hat. Aber wenn dem so ist, wozu hat es dann Jules Simon nötig gehabt, mit der Behauptung, sein System sei durchaus gefeit gegen jeden Einfluß der Tagespolitik, sich selbst auf höchst unglaubwürdige Weise zu verleumden?

Ein Mann, der derartig naive Ungereimtheiten vorbringt, kann ein tugendhafter Familienvater, ein ehrbarer Staatsbürger und ein angenehmer Schwätzer sein; aber ein Denker kann er nicht sein, weil er keine Logik im Kopfe hat. Wenn er Schriftsteller wird, können seine Werke belletristischen, archäologischen oder sonst irgendeinen Wert haben, sie können jedoch nicht die geringste philosophische Bedeutung besitzen. Deswegen geben wir jede Hoffnung auf, die philosophischen Werke Jules Simons jemals lesen zu müssen. Wenn wir Lust auf gute Feuilletons hätten, würden wir die Feuilletons von Frau Emile Girardin, von Louis Dunoyer oder Théophile Gautier lesen; verlangte es uns nach dichterischem Genuß, so würden wir die Ro-

mane von George Sand oder die Lieder Bérangers lesen; würden wir gern einmal einfach leeres Geschwätz lesen, so würden wir nach den Romanen Alexander Dumas' des Älteren oder wohl eher des Jüngeren oder gar des Marquis Foudras greifen; aber wozu [68] sollten wir die philosophischen Bücher Jules Simons lesen, die vielleicht viel amüsantes Geschwätz, feuilletonistischen Scharfsinn oder gar dichterische Schönheiten enthalten, jedoch trotz alledem, dem Wesen ihres Stoffes nach, mit diesen Vorzügen weit hinter einem anständigen Feuilleton, einem guten, ja sogar einem schlechten Roman zurückbleiben, und vor allem das entbehren lassen, was ein philosophisches Werk wertvoll und interessant macht – nämlich die Logik?

Ebenso wenig werden wir, scheint uns, dazu kommen, die Werke des heutigen Fichte zu lesen, von denen wir so viel wissen, daß man ihn stets den „Sohn des berühmten Fichte" nennt. Diese Empfehlung erinnert uns an einen anekdotischen Zwischenfall, der sich vor fünf oder sechs Jahren in Petersburg abgespielt hat. Auf irgendeiner Abendgesellschaft begegneten sich zwei einander unbekannte Herren, kamen ins Gespräch und hatten bald den Wunsch, nähere Bekanntschaft zu machen. „Mit wem habe ich die Ehre?" fragte der eine von ihnen. Der andere nannte seinen Namen und fragte seinerseits: „Und mit wem habe ich die Ehre?" – „Ich bin der Mann von Frau Tedesco", antwortete sein Partner. Wir haben niemals das Verlangen gespürt, den Mann von Frau Tedesco singen zu hören!

Aus den gleichen Gründen, die es uns unmöglich machen, die Werke Jules Simons und des jüngeren Fichte kennenzulernen, haben wir auch die philosophischen Werke Schopenhauers und Frauenstädts nicht gelesen und werden sie auch nicht lesen. Sie beide sind höchstwahrscheinlich vortreffliche Männer, aber in der Philosophie sind sie dasselbe, was in der Dichtung Frau K. Pawlowa ist, von der Herr Lawrow ebenfalls ein Gedicht, die „Unterredung im Kreml", zitiert.

Da wir viele der Quellen, deren Herr Lawrow sich bedient hat, ungenügend kennen, sind wir natürlich nicht imstande, den Wert seines Werkes genau zu bestimmen. Wir können nur eines annehmen: besäße er keine höhere philosophische Begabung als Jules Simon und der jüngere Fichte, so herrschte in seiner Broschüre der gleiche durchaus nicht philosophische Geist, den wir in den Werken jener vorfinden, und seine „Theorie der Persönlichkeit" wäre ebenso schlecht [69] wie deren Theorien. Seine Broschüre muß jedoch als ausgesprochen gut bezeichnet werden. Daraus muß man den Schluß ziehen, daß Herrn Lawrow die vielen Fehler jener mittelmäßigen Philosophen, die er studiert hat, nicht entgangen sind, und daß es ihm gelungen ist, viele Dinge sehr viel besser zu verstehen, als jene es vermochten, mit anderen Worten, daß die Mängel seiner Broschüre ihren Ursprung in anderen Büchern haben, wie den Büchern Jules Simons und Fichte des Jüngeren, während die wertvollen Seiten der Broschüre in hohem Maße auf das Konto des Autors kommen. Wir meinen, daß diese Annahme richtig ist, und möchten daher wünschen, daß Herr Lawrow fortfährt, Aufsätze über philosophische Fragen zu schreiben.

Als hohes Verdienst muß ihm ebenso angerechnet werden, daß er die Philosophie nicht allein an Hand von Denkern solchen Kalibers wie Schopenhauer oder Jules Simon studiert. In unserer Gesellschaft, die so wenig von den wahrhaft großen modernen Denkern Westeuropas weiß und sich beim Studium der Philosophie entweder als beste Leitfäden die Werke von Leuten unserer Generation betrachtet, die weit hinter der modernen Entwicklung des Denkens zurückgeblieben sind, oder die Werke von Denkern, die zwar groß sind, jedoch gar zu längst vergangenen Zeiten angehören und uns angesichts des heutigen Entwicklungsstandes der Wissenschaften und der gesellschaftlichen Verhältnisse nicht mehr befriedigen können – in unserer Gesellschaft muß man es einem Menschen hoch anrechnen, wenn er sich nicht auf die schlechten und abgegriffenen Leitfäden beschränkt, die ihm jeder erste beste, insbesondere aber alle Fachleute empfehlen, sondern selbst nach den besten Leitfäden fahndet und sie zu finden und zu verstehen weiß. Herr Lawrow führt seine Leser fast die ganze Zeit auf einem geraden und guten Weg vorwärts: das macht ihm alle Ehre, denn niemand in unserer Gesellschaft hat ihm diesen Weg gezeigt, und

alle, die ihm jemals als Ratgeber dienten, haben ihn wahrscheinlich auf verschiedene krumme Pfade gedrängt, die durch Sumpf und meistenteils nach rückwärts statt nach vorwärts führen.

Wir wissen diese beiden Verdienste hoch zu schätzen: sowohl daß Herr Lawrow die Kraft gefunden hat, sich [70] wesentlich besseren Resultaten durchzudenken als solche Leute wie ein Fichte der Jüngere und ein Jules Simon sie ihm lieferten, als auch, daß er es verstanden hat, für seine philosophischen Studien Leitfäden zu finden, die wesentlich besser sind als mittelmäßige und veraltete Bücher. Aber die Verbindung schöner, von wirklich großen modernen Denkern entlehnter oder vom eignen Verstand eingegebener Gedanken mit Begriffen, die entweder durchaus nicht zeitgemäß sind oder nicht zu der Denkweise gehören, deren sich Herr Lawrow sonst eigentlich bedient, oder schließlich von Denkern stammen, welche ein besonderes, dem unseren nicht ähnelndes Publikum vor sich hatten, so daß diese Begriffe bei uns wiederholt eine andere Färbung bekommen – diese Verbindung eigner Vorzüge und fremder Mängel gibt, wenn wir uns nicht irren, dem System Herrn Lawrows einen eklektischen Charakter, was bei den Lesern, die mit den Anforderungen des philosophischen Denkens vertraut sind, einen unbefriedigten Eindruck hinterläßt. In Herrn Lawrows Broschüre finden sich Gedanken, die miteinander so gut wie unvereinbar sind. Wir wollen ein Beispiel hierfür anführen.

Herr Lawrow ist ein fortschrittlicher Denker, daran kann es keinen Zweifel geben. Es läßt sich überall erkennen, daß er von dem ehrlichen Willen beseelt ist, seiner Umwelt bei der Erwerbung moralischer und sozialer Güter behilflich zu sein, die wir bisher entbehren müssen, weil unsere Ignoranz uns daran hindert, die wahren Ziele unserer Bestrebungen zu erkennen und die Mittel zu finden, mit denen diese Ziele erreicht werden können. Aber dann begegnen wir gleich auf der ersten Seite des Büchleins der Wortverbindung „der soziale Despotismus der Vereinigten Staaten“, wobei diesem Ausdruck zur Bekräftigung folgendes Zitat aus Mills Buch „On Liberty“[2] beigefügt ist: „Es wird behauptet, daß in den Vereinigten Staaten die Stimmung der Mehrheit, der es unangenehm ist, einen über ihre eigenen Möglichkeiten hinausgehenden, prunkhaften oder kostspieligen Lebensstil vor Augen zu haben, die Rolle eines ziemlich wirksamen Gesetzes gegen den Luxus spielt, und daß es in vielen Teilen der Union für Personen mit sehr hohem Einkommen wirklich schwierig ist, ihr Geld in einer Weise auszugeben die nicht das Miß-[71]fallen des Volkes erregt.“ Mill kann das ruhig sagen: das englische Publikum weiß, wie diese Worte zu verstehen sind; unser Publikum dagegen denkt sich Gott weiß was dabei, wenn es sie ohne Kommentare hört. Herr Lawrow führt dieses Fragment aus Mill an, ohne damit einen wichtigen Zweck zu verfolgen, sondern einfach nur, um der langen Liste verschiedener politischer oder sozialer Formen, die die Menschheit im Westen durchgemacht hat oder durchmacht, noch die sechs Worte „der soziale Despotismus der Vereinigten Staaten“ hinzuzufügen. Aus so einem unwichtigen Grunde, wie der Absicht, 27 statt 26 Beispiele anzuführen, lohnte es sich nicht, einen Vorgang zu erwähnen, der nur durch allzu lange Ausführungen verständlich wird. Herr Lawrow hat unnötigerweise hiervon gesprochen; aber noch schlimmer ist, nach unserer Meinung, daß er unserem Publikum nicht den Sinn des einmal erwähnten Zustandes erklärt hat. Wir müssen dieses Versäumnis nachholen. Erstens findet sich das, was bei Herrn Lawrow „sozialer Despotismus“ genannt wird, nicht in den ganzen Vereinigten Staaten, sondern ausschließlich in einem Teil von ihnen, den sogenannten Staaten von Neuengland, und hauptsächlich in der Stadt Boston. Zweitens ist dieser, wie wir gesehen haben, durchaus nicht weitverbreitete Zustand nicht das Resultat besonderer nordamerikanischer Institutionen, wie es dem oberflächlichen Beobachter erscheinen mag, sondern einfach ein Überbleibsel des Puritanismus, das von Jahr zu Jahr mehr schwindet: bekanntlich wurden die Staaten von Neuengland von den Puritanern gegründet, die den Luxus als Sünde betrachteten. Drittens gibt es selbst bei den Nachkommen

[2] J. St. Mills Buch „On Liberty“ („Von der Freiheit“) erschien in englischer Sprache im Jahre 1859

der Puritaner durchaus nicht so weitgehende Einschränkungen, wie die leichtgläubigen Leute anzunehmen geneigt sind, die das Gejammer reicher Geizhälse für bare Münze nehmen: der Geizhals sucht überall in der Welt nach Vorwänden zur Entschuldigung seiner übermäßigen Knausrigkeit; gewöhnlich jammert er über Geldmangel oder über die schweren Zeiten – in den Staaten von Neuengland hat er sich einfach einen neuen Vorwand ausgedacht: die angebliche Beengung durch einen Glaubenssatz, der tatsächlich schon seine Wirkung verloren hat.

[72] Wenn schon von sozialem Despotismus in Nordamerika die Rede ist, so sollte man statt auf jenes verschwindend kleine Überbleibsel der alten Zeit auf eine andere Erscheinung hinweisen, die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten so große Unruhe erregt: in jenem Teil, der die Sklaverei beibehalten hat, duldet die öffentliche Meinung, von den Plantagenbesitzern beherrscht, nicht ein einziges Wort, das an den Abolitionismus erinnert; Leute, die gegen die Sklaverei auftreten, werden ausgeplündert, vertrieben oder wie Kriminalverbrecher bestraft. Aber es genügt zu sagen, daß in dieser Hälfte der Union, in den Süd- oder Sklavenstaaten, die Aristokratie am Ruder ist. Die ganze Macht liegt tatsächlich in den Händen einiger Zehntausend reicher Pflanzer, die nicht nur ihre Neger, sondern auch die Massen der weißen Einwohner dieser Staaten in Unwissenheit und Elend halten. Der gesamte Grund und Boden gehört in Virginia und in anderen alten Sklavenstaaten den Nachkommen der alten hochmögenden Herrschaften, die unter den Stuarts damit belehnt worden sind. Sie haben ihre Besitzungen nach und nach auch auf die Länder ausgedehnt, in denen neue Sklavenstaaten gegründet wurden. Sie unterhalten ganze Scharen von Banditen in der Art des berüchtigten Walker. Überhaupt ist der Unterschied zwischen Neapel und der Schweiz nicht so groß wie der zwischen der Nordhälfte und der Südhälfte der Vereinigten Staaten. Den Nordstaaten (den freien Staaten) ist erst in jüngster Zeit zu Bewußtsein gekommen, daß bisher die Aristokraten der Südstaaten (der Sklavenstaaten) sich in der Union die Oberhand bewahrt hatten, und der eigentliche, tiefere Sinn des Kampfes zwischen den Abolitionisten und den Pflanzern besteht darin, daß die Demokratie, die in den Nordstaaten herrscht, den aristokratischen Pflanzern die politische Herrschaft über die Union entreißen will.[*]

[73] Westeuropa ist reich an politischer Erfahrung und an politischen Theorien, sagt Herr Lawrow, doch wohin haben es diese so teuer bezahlten Erfahrungen und die großen zu ihrer Verarbeitung auf gewandten Geisteskräfte letzten Endes gebracht? Alles, was es erreicht hat, ist ein Gefühl der Unzufriedenheit mit der Gegenwart und der Angst um seine Zukunft: „Allenthalben Kritik und Kritik; die vor kurzem noch so lebhaft brodelnden Hoffnungen sind matt geworden; alle Welt hat Angst vor der Zukunft.“ Diese Schlußfolgerung bekräftigt Herr Lawrow durch Zitate aus Jules Simon, Mill und aus dem Buch „De la Justice“[3]. Über die Ansichten Jules Simons wollen wir nicht weiter reden, der Meinung der beiden anderen Schriftsteller, die Herr Lawrow zitiert, wollen wir jedoch Aufmerksamkeit schenken, weil wir es hier mit wirklich sehr klugen und unbedingt ehrlichen Männern zu tun haben.

---

[*] In Nordamerika werden viele auf das politische Leben bezügliche Worte in einem anderen Sinn verwendet als in Europa; das führt zu außerordentlich häufigen Irrtümern im Urteil von Europäern über nordamerikanische Angelegenheiten. Die Abolitionisten, die nach europäischen Begriffen Demokraten genannt werden müßten, nennen sich heute in Nordamerika einfach Republikaner; ihre Gegner, die Aristo-[73]kraten, dagegen haben sich den Namen „Demokraten“ zugelegt. Zu erzählen, wie es zu dieser Vertauschung der Namen gekommen ist, ist hier nicht der Ort, und wir erwähnen dies nur, damit der Leser sieht, daß wir, wenn wir die Verfechter der Sklaverei in den Vereinigten Staaten als Aristokraten bezeichnen, nicht vergessen haben, daß sie sich fälschlicherweise den Titel Demokraten zugelegt haben. Derartige Wandlungen im Sinne politischer Bezeichnungen sind auch in der europäischen Geschichte sehr häufig. So wurden zum Beispiel mit dem Wort „Patrioten“ gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich die Republikaner bezeichnet, während sich in Deutschland diesen Titel Zu Beginn unseres Jahrhunderts die Verteidiger der Feudalinstitutionen beilegten.

[3] Es handelt sich um den französischen kleinbürgerlichen Sozialisten P. J. Proudhon und sein 1858 erschienenes Buch „De la Justice dans la Revolution et dans l’Eglise“ („Über die Gerechtigkeit in der Revolution und der Religion“).

Mill schätzen wir sehr hoch; er gehört mit zu den tiefsten Denkern unserer Epoche und ist der tiefste Denker unter den Ökonomisten, die der Lehre Smith' treu geblieben sind. Letzteres kann übrigens an sich noch nicht als Empfehlung und Kennzeichen von Geist angesprochen werden, da diese ökonomische Richtung ganz entschieden keinen anderen Denker hervorgebracht hat, der sich durch starke Logik ausgezeichnet hätte. Aber wenn wir Herrn Mill nicht mit anderen Ökonomisten der Smithschen Schule vergleichen, mit denen man Leute von hohem Verstand anstandshalber nicht vergleichen sollte, sondern ihn überhaupt an den Gelehrten aller Wissenschaften messen, so können wir ihn zu der Kategorie [74] jener zweitrangigen, aber dennoch recht bedeutsamen Denker rechnen, deren Geisteskraft wir am besten definieren, wenn wir sagen, daß sie beispielsweise der Kraft der poetischen Begabung unserer besten zeitgenössischen Belletristen gleichkommt. Herr Pissemski ist zum Beispiel durchaus kein Gogol, er ist aber dennoch ein den Durchschnitt weit überragendes Talent. Ebenso bleibt auch Mill zwar weit hinter solchen Männern wie Adam Smith oder Hegel oder Lavoisier zurück – hinter Männern, die neue Grundideen in die Wissenschaften eingeführt haben; aber bereits zur Herrschaft gelangte Ideen selbständig weiterentwickeln und in der von anderen gezeigten Richtung einige Schritte weiter vorwärts tun, ist Sache solcher Männer wie Mill. Sie sind höchst achtenswert. Sehen wir nun einmal zu, was Mill sagt, und warum er es so sagt.

Ein Vorfall aus jüngster Zeit kann zu seiner Charakteristik dienen. Der Leser weiß, daß in England gegenwärtig die Frage der Herabsetzung des Wahlzensus auf der Tagesordnung steht. Selbst die rückständigsten Konservativen sehen ein, daß dies unvermeidlich ist. Sie sind mit allen Kräften bemüht, diese Herabsetzung hinauszuzögern, versuchen, ihr Ausmaß zu verringern, sprechen von dem Risiko großer Änderungen und von den Gefahren, die der Verfassung drohen; aber sie geben zu, daß sie doch irgendwelche Konzessionen werden machen müssen. Zu Beginn des vorigen Jahres, als sich die Geister, noch wenig durch auswärtige Angelegenheiten beansprucht, lebhaft mit der Herabsetzung des Zensus beschäftigten, ließ Mill eine Broschüre erscheinen und veröffentlichte einen Brief, in dem er erklärte, bevor man den Leuten irgendeines Standes Rechte gebe, müsse man zuerst exakte wissenschaftliche Untersuchungen über die geistigen, moralischen und politischen Qualitäten der Leute dieses Standes anstellen. Wir wissen nicht, sagte er, welche politischen Überzeugungen die verschiedenen Kategorien von Arbeitern, kleinen Ladenbesitzern und anderen Leuten besitzen, die gegenwärtig keine politischen Rechte genießen: wen werden sie zu ihren Repräsentanten wählen, auf welchen Weg werden ihre Repräsentanten das Unterhaus zerren? Vor allem aber beschäftigten sich seine Bemerkungen [75] mit der Frage der Einführung der geheimen Abstimmung an Stelle der offenen Stimmabgabe bei den Wahlen. Die Konservativen sagen, die offene Stimmabgabe entwickle im Menschen Bürgertugend, aufrechte Gesinnung und alle möglichen anderen Tugenden, während die geheime Abstimmung nur für Feiglinge nötig sei, die deswegen auch besser den öffentlichen Geschäften fernbleiben sollten, bis sie zu tugendhaften Bürgern geworden sind, oder für doppelzüngige Leute, die ihre Stimme dem einen Kandidaten versprechen und sie dann bei der Wahl einem anderen geben.

Alle Anhänger des Fortschritts dagegen fordern die geheime Abstimmung, weil nur diese, wie sie sagen, die Unabhängigkeit des Wählers schützt. Obwohl Mill selbst in Fragen der Theorie ein großer Anhänger des Fortschritts ist, hat er sich doch nicht gescheut auszusprechen, daß er in diesem Falle die Meinung seiner politischen Freunde nicht teilt. Das macht ihm als Menschen um so mehr Ehre, als er früher anders gedacht hat und jetzt mit edler Offenherzigkeit direkt ausspricht, daß er sich gezwungen sieht, seine frühere Meinung als unhaltbar aufzugeben. Bedeutete diese Broschüre, die alle Konservativen in helle Begeisterung versetzte, daß Mill aufgehört hatte, ein Anhänger des Fortschritts zu sein? Nein, in der Theorie tritt er auch weiterhin dafür ein, allen Erwachsenen das Stimmrecht zu gewähren; er geht hierin bedeutend weiter als selbst die Chartisten, indem er sagt, daß das Wahlrecht auch den

Frauen gegeben werden müsse, während sogar die Chartisten nur von den Männern reden. Aber hier geht es darum, daß Mill an das lebendige Problem mit der idealen Absicht herantritt, es auf die, wissenschaftlich betrachtet, wirklich beste Weise zu lösen: bevor man eine Änderung durchführt, muß man natürlich möglichst vollständige und gute Angaben über die Eigenschaften des Gegenstandes einholen, den die Änderung betrifft, um mit mathematischer Genauigkeit ihre Ergebnisse voraussagen zu können. So macht man es zum Beispiel auch bei Zollreformen: man berechnet bis auf die letzte Kopeke, um wieviel sich die Zolleinnahmen durch Senkung der Tarife im ersten Jahr verringern werden, mit welcher Geschwindigkeit sie dann von neuem anwachsen und in welchem Jahr sie welche [76] Höhe erreichen werden. Mill möchte auch die Parlamentsreform auf die gleiche vernünftige und umsichtige Weise durchgeführt sehen. Es gibt keine statistischen Angaben darüber, wie viele anständige und durchaus nicht feige Menschen infolge ihrer Lebensumstände so abhängig sind, daß sie bei offner Stimmabgabe gezwungen sind, entweder den Wahlen fernzubleiben oder ihre Stimme nicht *dem* Kandidaten zu geben, den sie im Herzen bevorzugen. Solche Angaben gibt es noch nicht, und deshalb ist Mill nach langjährigen Überlegungen schließlich zu der Entscheidung gekommen, es lägen noch nicht genügend Gründe vor, die geheime Abstimmung der offnen Stimmabgabe vorzuziehen. Ließen sich Beweise vorbringen, die hinreichen, um die Vorliebe der Anhänger des Fortschritts für die geheime Abstimmung zu einer wissenschaftlichen Wahrheit zu machen, würde Mill mit Freuden die Wünsche seiner politischen Freunde unterstützen. Kurz gesagt, er zeigte sich in seiner Broschüre als höchst ehrlicher Mensch und ebensolcher Anhänger des Fortschritts wie früher und stellte nur unpraktische Forderungen auf. Woher kommt es, daß sie so unpraktisch sind? Einfach daher, daß er zu sehr den Wunsch hat, das Gesellschaftsleben möge den Weg streng verstandesmäßig ausgeklügelter Entwicklung einschlagen. In Wirklichkeit kommt dergleichen in den wichtigsten Angelegenheiten weder im Leben des Einzelmenschen noch im Leben der Völker vor. Absolut kaltblütig, ruhig, verstandesmäßig, wohlüberlegt werden nur die weniger wichtigen Dinge getan. Man sehe sich nur einmal an, wie wohlüberlegt, wie klug ein junger Mann zu Werke geht, um eine junge Dame zur Quadrille oder zur Mazurka zu engagieren: wie sorgsam wägt er, bevor er zu ihr geht, um sie aufzufordern, sowohl die Schönheit als auch die Kleidung der von ihm erwählten Dame ab, die Art, wie sie sich unterhält und wie sie tanzt. Doch das kommt daher, daß es sich hier um eine weniger wichtige Angelegenheit handelt. Würde er ebenso handeln bei der Wahl einer Braut? Es ist allgemein bekannt, daß fast jeder anständige Mann Bräutigam wird, ohne recht zu wissen, wie es gekommen ist: das Blut siedet, ein Wort löst sich von der Zunge – und aus ist's. Gewiß gehen [77] viele Leute auch bei der Wahl einer Braut wohlüberlegt und vernünftig zu Werke; das gilt jedoch nur für die Fälle, wo die Heirat für den, der sich zu ihr entschließt, bloß eine Angelegenheit der häuslichen Bequemlichkeit ist, d. h. kaum viel wichtiger als die Wahl einer bequemen Wohnung oder eines guten Kochs. Selbst unter den Leuten, die einfach zu eigennützigen Zwecken heiraten, treffen diejenigen, bei denen der Wunsch, reich zu werden, bis zur Leidenschaft geht, allzu häufig eine unüberlegte Wahl. Wo Leidenschaft im Spiele ist, kann es keine wohlüberlegte Kaltblütigkeit geben – das ist eine altbekannte Wahrheit. Jede wichtige soziale Frage rührt die Leidenschaften auf, auch das ist altbekannt. Wenn die betreffende Reform nur einen kleinen Teil der Gesellschaft betrifft oder wenn sie zwar die Interessen aller berührt, für den einzelnen jedoch das Risiko eines nur unbedeutenden Verlustes oder Gewinnes darstellt, mit einem Wort, wenn die Reform nicht besonders wichtig ist, kann sie kaltblütig durchgeführt werden. So wurde zum Beispiel die Senkung des Zolls auf Tee oder Zucker in England in aller Ruhe und vernünftig durchgeführt: wer hätte Lust gehabt, sich darüber aufzuregen, daß der Preis für ein Pfund Tee um ein paar Pence oder der Preis für einen Zentner Zucker um ein paar Schilling sanken? Jedermann nützte gern die Gelegenheit aus, fünfzehn oder zwanzig Schilling im Jahre dabei zu sparen – wer aber hätte sich über eine solche Kleinigkeit auf regen sollen? Verluste brachte die Re-

form niemandem. Schwere Verluste fügte jedoch eine andere Reform, die ebenfalls sehr nützlich war, den englischen Schiffseigentümern zu: die Aufhebung der Navigationsakte, auf Grund deren englische Schiffe in englischen Häfen ausländischen Schiffen gegenüber Zollvorrechte genossen. Der Stand der Schiffseigentümer geriet damals in wilde Empörung, er siedet auch jetzt noch vor Zorn und fordert tobend die Wiederherstellung der Navigationsakte. Dafür bildet aber der Stand der Schiffseigentümer nur einen verschwindend kleinen Teil innerhalb der Klasse der Handelsleute, die, mit Ausnahme der Schiffseigentümer, aus der Reform nur Gewinn gezogen hat. Die betroffenen Leute waren machtlos, und die Gesellschaft betrieb diese Angelegenheit infolgedessen höchst kühl. [78] Wie war es dagegen bei der Aufhebung der Getreidegesetze, als Leute, die starke Positionen in der englischen Gesellschaft innehatten, ihre Privilegien verloren? Der Leser weiß, daß die Männer, die diese nützliche Reform durchführen wollten, die mächtige Opposition erst dann niederzwingen konnten, als es in der Mehrheit der Gesellschaft, welche durch diese wichtige Reform viel zu gewinnen hatte, zu leidenschaftlichen Ausbrüchen kam; als aber die Gesellschaft erst einmal von Leidenschaften geschüttelt wurde, war es nicht mehr möglich, die Angelegenheit kühl zu behandeln. Hatte etwa Robert Peel Zeit zu langjährigen statistischen Erhebungen, als die Änderungen unvermeidlich geworden waren? Nein, man bediente sich der Unterlagen, die man bekommen konnte – es galt, keine Zeit zu verlieren. Das war jedoch nicht ganz vernunftgemäß gehandelt: wer weiß, ob nicht vielleicht einige Details des Gesetzes besser hätten ausgearbeitet werden können, wenn man tiefer in die Materie eingedrungen wäre? Vielleicht wäre es möglich gewesen, das gesteckte Ziel zu erreichen, ohne die Interessen vieler Gegner der Reform zu verletzen, denen die Reform wirklich Verluste brachte? Gewiß ist es so, aber sehr wichtige Angelegenheiten der Gesellschaft sind nie auf solche Weise entschieden worden. Man sehe sich einmal an, mit welchen Mitteln der Feudalismus beseitigt oder die Inquisition ihrer Macht beraubt wurden, oder wie der Mittelstand zu seinen Rechten kam, überhaupt, wie irgendein schwerwiegendes Übel beseitigt und irgendeine bedeutsame Wohltat eingeführt wurden. Soweit es sich dabei um eine wissenschaftliche Wahrheit, um einen allgemeinen Grundsatz der geschichtlichen Entwicklung handelt, hat Mill dafür volles Verständnis; sobald er es jedoch mit der praktischen Anwendung dieses Grundsatzes zu tun bekam, verlor er den Kopf und redete Gott weiß was daher. Woher kommt es, daß ein Mensch angesichts einer Tatsache den Kopf verliert, nachdem er den Grundsatz, der diese Tatsache hervorgebracht hat, vorher klar begriffen und mutig bejaht hatte? Es kommt einfach daher, daß ein abstrakter Gedanke einen anderen Eindruck auf den Menschen macht als eine auf die Sinne einwirkende Tatsache. Der greifbare Gegenstand wirkt bedeutend stärker als der [79] von ihm abstrahierte Begriff. Derselbe Mensch, der kaltblütige Überlegungen darüber anstellt, was er in einem gegebenen Fall tun wird, hat selten die Kraft, seine ruhige Geistesgegenwart zu bewahren, wenn dieser Fall wirklich eintritt, vorausgesetzt, daß es sich um eine tatsächlich wichtige Angelegenheit handelt. Ist sie angenehm, so erfaßt uns bei den ersten Anzeichen ihres Auftauchens freudige Erregung; ist sie unangenehm, so bekommen wir heftiges Herzklopfen, und diese Empfindungen sind so leicht zu erregen, daß sie sehr häufig durch einfache Sinnestäuschungen ausgelöst werden: wirkliche Anzeichen sind noch gar nicht vorhanden, aber wir sind bereits froh oder bedrückt, weil wir dazu neigen, Spuren des Gegenstandes, der uns beschäftigt, überall zu entdecken, wobei wir manchmal Erscheinungen, die gar nichts mit dem vermeintlichen Ereignis zu tun haben, für Anzeichen seines Herannahens halten. Daher kommt es auch, daß jede politische Partei ihr Ideal ständig näherkommen sieht, wobei jede ein und dasselbe Ereignis auf ihre Art als Anzeichen von verschiedenen, einander widersprechender Wandlungen deutet. Mag dem sein, wie ihm will, mag die Erwartung großer Wandlungen begründet oder unbegründet sein, mögen die daran interessierten Menschen ihnen mit Freude oder mit Angst entgegenblicken – jedenfalls kann ihr Urteil, mag es nun gerecht oder ungerecht sein, nicht kaltblütig ausfallen. Wir haben gesehen, welche Gefühle die praktischen

Anzeichen des Heranrückens der Parlamentsreform in Mill auslösten, dieser Reform, die er theoretisch selbst als notwendig anerkennt. Abstrakt wünscht er sie herbei, die Tatsache jedoch läßt ihn einigermaßen zaghaft werden. Das deutet darauf hin, daß dieser Wandel für ihn persönlich eigentlich unangenehm ist, daß er den moralischen Mut aufgebracht hat, diesen Widerwillen in der Theorie zu überwinden, jedoch nicht genügend Kraft besitzt, um des stärkeren, durch die Tatsache hervorgerufenen Eindrucks Herr zu werden.

Wir können uns jetzt dem allgemeinen Urteil über die Lage der Dinge in Westeuropa zuwenden, welches Herr Lawrow den Werken Mills entnimmt. Hier sind die eigenen Worte Mills: „Das moderne Regime der öffentlichen Meinung [80] ist in unorganisierter Form dasselbe, was das chinesische politische und Erziehungssystem in organisierter Form ist; und wenn die Individualität nicht imstande sein sollte, dieses Joch selbst erfolgreich abzuschütteln, wird Europa, ungeachtet seiner edlen Vorgeschichte und seines erklärten Christentums, ein zweites China werden.“ Bei uns haben viele Leute sich mit dem größten Vergnügen an diese Worte geklammert, die sie für bare Münze nehmen; andere Leute haben sich sehr über sie geärgert. Westeuropa geht einem Zustand des Chinesentums entgegen und hat bereits nicht mehr die Kraft, neue Lebensformen zu entwickeln, es wird nur den systematischen Ausbau der früheren Formen, die sich bereits als unbefriedigend erweisen, vollenden; die mit ihnen unvereinbaren Anforderungen der Gegenwart werden durch die Tradition zu Boden gedrückt werden, und im ganzen Westen wird die methodische Monotonie einer gewaltsamen Routine zur Herrschaft kommen, wie wir sie in China sehen. So reden selbst einige der besten unserer Leute und verweisen auf Mills betrübliches Urteil als auf eine bedeutsame Bestätigung.[4] Man kann sich leicht vorstellen, wie vertrauenswürdig in derlei Dingen die Eindrücke eines Mannes sind, der schon angesichts einer solchen Teiländerung, wie der Parlamentsreform, den Kopf verliert, einer Änderung, die zudem in so gemäßigter Form auftritt, wie sie der selbst durch die radikale Partei des Parlaments in Person ihres Vertreters Bright eingebrachten Forderung eigen ist, wobei Bright nicht einmal hoffen kann, seine Vorschläge auch nur in der mildesten und schwächsten Gestalt verwirklicht zu sehen. Wenn Mill angesichts der Parlamentsreform den Kopf verliert, kann man da erwarten, daß er sich ein kaltblütiges Urteil gegenüber den Anzeichen jener Wandlung bewahrt, die das gesamte Gesellschafts- und Privatleben Westeuropas zu erfassen und alle Institutionen und Gebräuche zu verändern im Begriff ist, von den Staatsformen angefangen bis zu den Familienbeziehungen und den wirtschaftlichen Bestimmungen? Ist es etwa verwunderlich, wenn die Anzeichen so gewaltiger Änderungen die kühle Klarheit im Urteil eines Mannes trüben, der ohne besonderes Herzklopfen abstrakte Begriffe zu analysieren imstande ist, dem jedoch [81] die Tatsachen, die diesen Begriffen entsprechen, persönlich unangenehm sind? In den von Herrn Lawrow angeführten Worten Mills sehen wir nicht eine Analyse des Wesens der Sache, sondern nur den Eindruck, den diese Sache auf einen Menschen macht, der zwar edel zu denken imstande ist, jedoch seinen persönlichen Lebensumständen nach zu jenen Ständen gehört, die von der für die Gesamtgesellschaft nutzbringenden Änderung Verluste zu erwarten haben. Wenn er sagt: Westeuropa befindet sich in einer Krise, deren Ausgang zweifelhaft ist; diese Krise abzuwenden, die Entwicklung der Dinge aufzuhalten und zur Vergangenheit zurückzukehren ist unmöglich; es ist jedoch unbekannt, womit die Krise enden wird: ob sie Westeuropa zur Entwicklung höherer Lebensformen führt oder zum Chinesentum, zum Despotismus unter der Form der Freiheit, zum Stillstand unter der Form des Fortschritts, zur Barbarei in Form der Zivilisation – wenn er das sagt, denken wir an die Gefühle und Worte des anständigen Teils der englischen Landlords zur Zeit der Aufhebung der Getreidegesetze. Jene Landlords, die edel zu denken vermochten, sagten damals auch: ja, wir sehen ein, die Aufhebung der Getreidegeset-

[4] Tschernyschewski meint A. I. Herzens Aufsatz „John Stuart Mill und sein Buch ‚On Liberty‘“, der in Nr. 40/41 der Zeitschrift „Kolokol“ vom 15. April 1859 erschien.

ze ist notwendig; jeder Widerstand bleibt nutzlos und kann den Endsieg Cobdens und seiner Freunde nur vergrößern; aber wozu führt diese unvermeidliche Änderung? Bedeutet sie nicht den Tod der englischen Landwirtschaft? Richtet sie nicht unseren Stand zugrunde? – das wäre noch das wenigste: wir würden unser Elend ohne Murren ertragen. Aber richtet sie nicht auch die Farmer zugrunde, wird sie nicht auch die Millionen von Landarbeitern, die unseren Farmern die Felder pflügen, hungernd in die Welt hinaustreiben? Diese Leute sprachen aus ehrlicher Überzeugung; die Tatsachen haben bewiesen, wie unbegründet ihre düsteren Zweifel waren, und für den unbeteiligten Beobachter war es von Anfang an klar, daß derartige Befürchtungen hinsichtlich der Zukunft bei diesen Leuten nur dem Umstand entsprangen, daß die Änderung für den Stand, dem sie angehörten, ungünstig war. Den gleichen Ursprung haben Mills Befürchtungen hinsichtlich der Zukunft Westeuropas: seine Sorgen um das zukünftige Schicksal der zivilisierten Länder ist nichts anderes als [82] die durch persönliches Gefühl zur allgemeingültigen Formel erhobene Vorahnung dessen, daß die Weiterentwicklung der Zivilisation eine Schmälerung der Privilegien mit sich bringen wird, die sein eigner Stand an sich gerissen hat. Für einen außenstehenden Menschen springt die Unhaltbarkeit des Syllogismus ins Auge, mit dem hier der Verlust von Privilegien in eine der Gesamtgesellschaft drohende Gefahr verwandelt wird.

Wir sehen in Mill einen Vertreter der Gefühle, die die anständigen Menschen der reichen Stände Westeuropas der bevorstehenden Änderung der gesellschaftlichen Beziehungen entgegenbringen. Nicht weniger interessant sind die Ansichten eines anderen Denkers, der als Repräsentant der geistigen Situation der einfachen Leute Westeuropas dienen kann. Der Verfasser des Buches „De la Justice“ war der Sohn eines Dorfböttchers – nicht etwa eines Böttchereiinhabers, nein, eines einfachen Bauern, der selbst und allein, ohne gedungene Hilfskräfte, die Fässer der Bauern mit Reifen beschlug und genau so ärmlich lebte wie alle Bauern seines Dorfes. In seiner Kindheit diente der Denker teils als Hirte, teils half er dem Vater beim Bereifen der Fässer. Ein paar gute Leute der wohlhabenden Stände entdeckten den Verstand des Knaben und halfen dem Vater, ihn nach Besançon ins Gymnasium zu schicken. Das Geld reichte jedoch nicht zur Anschaffung von Büchern, und der Schüler mußte seine Aufgaben in der Klasse machen, in den wenigen Minuten vor Beginn der Stunde, unter Benutzung der Bücher seiner Kameraden. Die Armut seiner Familie zwang ihn bald, das Gymnasium aufzugeben und wieder Arbeiter zu werden; mit neunzehn Jahren gelang es ihm, als Setzer in einer Druckerei in Besançon unterzukommen; nach ein paar Jahren wurde er Korrektor und rückte schließlich zur Stellung eines Geschäftsführers auf. So vergingen ganze fünfzehn Jahre; der junge Setzer las Bücher, dachte viel nach, versuchte selbst das eine oder andere zu schreiben und erhielt schließlich für eine seiner Arbeiten von der Akademie von Besançon (der „Gesellschaft der Literaturfreunde“) auf drei Jahre ein Stipendium von 1500 Francs. Das kam seinen Studien zustatten. Er fuhr, ohne die Arbeit in der Druckerei aufzugeben, [83] mit Schreiben fort; die Akademie von Besançon wies jedoch seine neuen Arbeiten zurück, als sie entdeckte, was für ungehörige Gedanken ihr Stipendiat entwickelte, der ihr anfänglich als ein Mann von höchst konservativen Anschauungen erschienen war. Inzwischen fand der Autor, der sich als Leiter von Handelsunternehmungen äußerst tüchtig gezeigt hatte, eine Stelle als Kommissionär (Geschäftsleiter) im Kontor für Schiff- und Wagentransport der Gebrüder Gautier in Lyon. In diesem Kontor blieb er bis zum Jahre 1848 angestellt; von da ab erhielt er die Möglichkeit, allein von seinen literarischen Werken zu leben. Als Geschäftsführer des Kontors der Brüder Gautier war er ein höchst anstelliger und praktischer Geschäftsmann, so daß er die Firma, in deren Dienst er stand, zu hoher Blüte brachte. Diese äußeren Lebensumstände des Verfasser des Buches „De la Justice“ können als getreues Abbild der allgemeinen Haltung der einfachen Leute des Westens in ihrem Arbeitsleben dienen. Der einfache Mann muß sich aus höchst kümmerlichen Verhältnissen emporarbeiten; den besitzenden Klassen tut es anfänglich leid, kluge, ehrliche und arbeitsfreudige Menschen in auswegloser Armut und

erniedrigender Stellung zu sehen; die Großen der Welt helfen aus reiner Menschlichkeit ihren weniger vom Glück begünstigten Brüdern: dank der mitleidigen Fürsorge wohlhabender Leute kommt der Sohn eines armen Handwerkers, der junge Hirte und Böttcherlehrling, in die Schule und tritt auf den Weg hinaus, auf dem er zu Ehren kommt und die Armut hinter sich läßt. Aber diese Hilfe ist, so sehr sie Lob verdient, unzureichend, und die Fürsorge bei all ihrer Menschenfreundlichkeit doch nicht genügend aufmerksam: noch nicht zum Jüngling geworden, wird der Knabe bereits von neuem brotlos und muß den Weg zu besseren Verhältnissen wieder aufgeben, um sich und seine Familie mit harter Arbeit zu ernähren. Viel Kraft und Zeit geht hier in der undankbaren Arbeit des Tagelöhners zugrunde, der von der Hand in den Mund lebt und vierzehn Stunden am Tage arbeiten muß, um ein unsicheres und mageres Auskommen zu haben. Doch seine natürliche Begabung ist groß; noch hat er nichts Richtiges zu Ende gelernt, doch er hat wenigstens schon erfahren, daß nur das Wissen [84] ihm Rettung bringen kann: mögen die Verhältnisse noch so schwer sein, er wird die geistige Arbeit nicht wieder aufgeben. Außerdem will er ja die Wahrheit wissen. Zu einem materiellen Wissensbedürfnis kommt bei ihm bereits Wißbegier. Und so widmet er, auf Kosten des Schlafs und unter Verzicht auf alle Vergnügungen, sogar auf Erholung, eine Stunde oder eine halbe Stunde am späten Abend der Lektüre, so übermenschlich auch die schwere Arbeit gewesen sein mag, die ihn den ganzen Tag über beschäftigte. Auf diese Weise lernt er vieles; noch mehr aber denkt er: sein Kopf beschäftigt sich, während seine Hände schwere Arbeit verrichten, mit allgemeinmenschlichen Fragen und mit den Fragen der Lage seines ganzen Standes. Lang und schwierig ist dieser Weg: fünfzehn Jahre braucht er, um sich die Kenntnisse anzueignen, die er unter besseren Bedingungen in zwei bis drei Jahren hätte erwerben können. Dafür hat er aber Zeit gehabt, alles, was er erfährt, tief zu durchdenken, und sein Denken hat dabei außerordentliche Schärfe gewonnen. Nun weiß er bereits alles, was die Gelehrten wissen, aber sein Urteil ist klarer als das ihre; er kann ihnen einiges mitteilen, was ihrer Aufmerksamkeit würdig ist: seine Gedanken enthalten etwas Neues, denn sie sind aus einem Leben entstanden, welches die Klassen, die Gelehrte haben, nicht kennen. Anfänglich gefällt dieses Neue den Gelehrten der anständigen Gesellschaft ebenso, wie früher die Begabung des Dorfjungen gefallen hatte: sie schenken dem fleißigen Mann ihre Billigung; der fährt in seiner geistigen Arbeit fort und entwickelt seine Gedanken – doch da finden seine Gönner schließlich heraus, daß seine anfänglich so unschuldig erscheinenden Gedanken eine schädliche Seite in sich bergen. An Stelle der früheren, recht herablassenden Anteilnahme tritt jetzt Verdacht, er wächst, er bestätigt sich, verwandelt sich in ausgesprochene Abneigung und schließlich in Haß, denn des jungen Mannes Denkweise ist schädlich, und seine Bestrebungen sind verhängnisvoll; wer immer eine gute Stellung in der Gesellschaft hat, lehnt ihn ab, er ist Verfolgungen ausgesetzt; aber es ist bereits zu spät: er braucht keine Gönnerschaft mehr, er ist schon stärker als seine Verfolger, er ist berühmt, alles zittert vor ihm, denn er vernich-[85]tet jeden, gegen den die Hand zu erheben er gezwungen ist. Diese Biographie eines einzelnen Mannes ist die Geschichte des Standes, dem er angehört.

Dieser Mann ist interessant als besonderer Repräsentant der geistigen Situation, zu der der einfache Mann im Westen aufgestiegen ist. Wenn wir uns seinen Theorien zuwenden, finden wir, daß die Geschichte seiner Entwicklung sich auch in ihnen mit allen ihren Seiten, darunter auch mit ihren Mängeln, widerspiegelt. Er ist Autodidakt; welche Bücher hat er beim Studium benutzt? Wußte er, welche Bücher er wählen sollte, wußte er, welcher Lehre er, als einer wirklich modernen, Aufmerksamkeit schenken sollte? Nein, er hat an Hand von Büchern studiert, die ihm gerade unter die Finger gerieten, und das waren meistens Bücher, die im Geiste der bereits in der Gesellschaft zur Herrschaft gekommenen Theorien geschrieben waren, d. h. im Geiste reichlich alter und recht veralteter Theorien. Das ist das Schicksal jedes Autodidakten. Wenn einer von uns, der, sagen wir, nicht Chemie studiert hat, auf den Gedanken kommt, sich mit dieser Wissenschaft zu beschäftigen, wird er, falls er nicht rechtzeitig an gute Lehrer gerät, wahrscheinlich

entweder zu Schulbüchern greifen, die wahre Abladestellen allen möglichen Schutts sind, oder zu den Büchern berühmter Chemiker, deren Ruhm bereits allgemein verbreitet ist: nach Liebig vielleicht oder gar nach dem alten Berzelius; dabei sagen die Menschen, die die Chemie in ihrem heutigen Stadium kennen, daß die Auffassungen nicht nur von Berzelius, sondern auch von Liebig längst veraltet und nicht mehr als Leitfaden für jemanden geeignet sind, der die moderne Chemie kennenlernen möchte; daß man diese Wissenschaft jetzt an Hand anderer Autoren studieren muß, während die Bücher eines Liebig nur noch als Nachschlagebücher von Nutzen sein können, und auch das nur für jemanden, der die Dinge neu zu betrachten gelernt hat.

Herr Lawrow beschäftigt sich mit der philosophischen Seite des Systems, das in dem Buche „De la Justice“ niederlegt ist, und auch wir werden hier diese Seite behandeln, obwohl das Werk viel größere Bedeutung für die ökonomische Wissenschaft hat als für die Philosophie. Der Autor des [86] Buches „De la Justice“ ist allen seinen französischen Nebenbuhlern dadurch überlegen, daß er die deutsche Philosophie kennt. Von keinem anderen französischen Philosophen läßt sich sagen, daß er dieses Wissen beherrscht. Es heißt von Cousin, er habe Schelling und Hegel studiert; alle beide waren jedoch der Meinung, er habe vom Geist ihrer Lehren entschieden nichts begriffen und stelle sich unter ihren Systemen ein Kauderwelsch vor, das sich in seinem Kopf aus der Mischung unverstandener deutscher Ausdrücke mit Grundsätzen gebildet habe, die nicht nur mit der deutschen Philosophie, sondern auch mit dem Geist aller wissenschaftlichen Forschungen unvereinbar seien. Die auf Cousin folgenden französischen Berühmtheiten auf dem Felde der Philosophie konnten sich ebensowenig wie er mit dem Geist der großen deutschen Denker befreunden oder kannten sie sogar einfach überhaupt nicht. Von dem Autor des Buches „De la Justice“ muß man etwas anderes sagen: er ist tief durchdrungen von den Grundsätzen der deutschen Philosophie. Wir haben irgendwo gelesen, er könne gar nicht Deutsch; wenn das wahr ist, so hat es noch nichts zu bedeuten. Auch Belinski konnte nicht Deutsch, kannte jedoch die deutsche Philosophie so, daß in Deutschland selbst schwerlich ein Dutzend Menschen zu finden ist, die sie ebenso tief und klar verstehen. Wir haben sagen gehört, der Autor des Buches „De la Justice“ habe dieses sein Wissen aus der gleichen Quelle geschöpft wie Belinski: aus Unterredungen mit Menschen, die die deutsche Philosophie studiert hatten; man sagt, es seien sogar ein und dieselben Leute gewesen.[5] Man kann annehmen, daß diese Angaben auf Wahrheit beruhen. Wie dem auch sein mag, hat Proudhon jedenfalls den Geist der deutschen Philosophie in sich aufgenommen. Das macht eine seiner stärksten Seiten aus. Dazu kommt aber, daß auch einer der Gründe für den unbefriedigenden oder jedenfalls unklaren Charakter seiner Begriffe in dieser Bekanntschaft wurzelt, nämlich darin, daß er die deutsche Philosophie in der Form des Hegelschen Systems studierte und bei dieser Form als ihrem letzten Wort stehenblieb, während doch in Deutschland die Wissenschaft sich weiterentwickelt hat. Durchtränkt mit dem Geist, der die öffentliche [87] Meinung während der Restauration beherrschte und seinen Ursprung im ersten Kaiserreich hatte, entspricht das System Hegels für sich allein nicht mehr dem heutigen Stand des Wissens. Es kommt hinzu, daß Hegel von Natur aus oder vielleicht absichtlich seine Grundsätze, sobald er von politischen oder theologischen Gegenständen handelte, in ein höchst konservatives Gewand kleidete. Der kühne einfache Franzose konnte sich, nachdem er sich Hegels Methode einmal angeeignet hatte, mit ihren Schlußfolgerungen nicht zufrieden geben, und machte sich daran, für die Grundsätze Hegels eine Entwicklung ausfindig zu machen, die besser zu ihrem eignen Geist und zu seiner, Proudhons, persönlichen Denkweise paßte, als die, die sie bei Hegel selbst gefunden hatten. Hätte er Gelegenheit gehabt, rechtzeitig kennenzulernen, wie sich die Wissenschaft in Deutschland selbst im weiteren entwickelte, so hätte er das gefunden, was er suchte. Da er jedoch keine Unterlagen besaß, war er allein auf seine eigenen Kräfte angewiesen; die Geschichte seiner geistigen Ent-

[5] Bezieht sich offenbar auf M. A. Bakunin.

wicklung hinderte jedoch diese Kräfte daran, sich jene Eigenschaften zu bewahren oder sie zu erwerben, die zum Aufbau eines zusammenhängenden und homogenen philosophischen Systems nötig sind. Er hatte, bevor er Schüler Hegels wurde, zuviel in neueren französischen Philosophen herumgelesen. Als er daranging, Hegels System umzumodeln, verfiel er gar zu oft dem Einfluß von Gedanken, die ihm von früher her aus französischen Büchern geläufig waren. So bildete sich sein eignes System durch Vereinigung der Hegelschen Philosophie mit häufig völlig unwissenschaftlichen Begriffen französischer Philosophen. Man erkennt bei ihm auf Schritt und Tritt einen ungewöhnlich starken Geist, doch gar zu oft macht sich bemerkbar, daß dieser Geist durch Anschauungen gefesselt war, die jeder wissenschaftlichen Begründung entbehren. Das Resultat derartig ungünstiger Umstände war Dunkelheit; er bemerkte das selbst und wollte Dunkelheit entfliehen, indem er entweder mit leidenschaftlichem Haß über die Überlieferung herfiel, die ihn gegen seinen Willen im Bann behielt, oder angestrengt versuchte einen vernünftigen Sinn zu geben.

[88] In alledem erkennen wir wieder einmal die allgemeinen Züge jener geistigen Situation, in der sich heutzutage der einfache Mann in Westeuropa befindet. Dank seiner gesunden Natur und seiner harten Lebenserfahrung versteht der einfache Mann in Westeuropa die Dinge eigentlich sehr viel besser, richtiger und tiefer als die Leute aus den mehr vom Glück begünstigten Klassen. Aber ihm fehlt noch die Kenntnis jener wissenschaftlichen Begriffe, die seiner Situation, seinen Neigungen und Bedürfnissen recht eigentlich entsprechen und die, wie uns scheint, der Wahrheit am nächsten kommen oder jedenfalls dem heutigen Stand des Wissens angemessen sind. Da er diese Begriffe nicht kennt, ist er gezwungen, aus Büchern zu lernen, die entweder ausgesprochen übel oder veraltet sind, verbleibt notgedrungen unter dem Einfluß der falschen Anschauungen, die das sogenannte gebildete Publikum beherrschen, wo nur das zur Herrschaft kommt, was in der Wissenschaft längst veraltet ist, muß seine Kräfte im Kampf gegen Vorurteile vergeuden, die von der wahrhaft modernen, jedoch noch nicht bis zu ihm gelangten Wissenschaft längst widerlegt sind, oder muß diesen Vorurteilen unterliegen, von Zornausbrüchen an ihre Adresse zu stiller Unterwerfung übergehen, statt sie kühl beiseite zu schieben als entlarvte Lügen, die für ihn nicht mehr gefährlich wären, sobald er sie als reinen Unsinn erkannt hätte.

Deshalb meinen wir, daß weder der Autor des Buches „De la Justice“ noch Mill in der Philosophie als Autoritäten gelten können. Beide sind höchst wichtig für jemanden, der die Richtung des Denkens in bestimmten Ständen der westeuropäischen Gesellschaft kennenlernen möchte: aus Mill erfährt er, wie der anständige Teil der westeuropäischen privilegierten Klassen die geistige Haltung verliert angesichts der Verwirklichung der Ideen, für deren theoretische Berechtigung dieser Teil selber eintritt, da er einsieht, daß sie logisch unwiderleglich sind und zum allgemeinen Besten führen, für diese Stände jedoch ungünstige Folgen haben. Der Autor des Buches „De la Justice“ zeigt, wie schwer es die nach Änderungen dürstenden einfachen Leute bei der Durchführung dieser Änderungen dadurch haben, daß sie, in alten Begriffen aufgewachsen, die ihren Bedürfnissen ent-[89]sprechenden Anschauungen noch nicht kennengelernt haben. Als Repräsentanten dieser durch die moderne Wissenschaft entwickelten Anschauungen können jedoch weder Mill noch Proudhon betrachtet werden.* Deren wahren Repräsentanten muß man nach wie vor in Deutschland suchen. Vielleicht irren

* Natürlich meinen wir, wenn wir sagen, daß Mill kein Repräsentant der modernen Philosophie ist, eigentlich jenen Teil der Wissenschaft, den man bei uns Philosophie zu nennen gewohnt ist – die Theorie der Lösung der allerallgemeinsten Probleme der Wissenschaft, die gewöhnlich die metaphysischen genannt werden, wie zum Beispiel der Probleme der Beziehungen zwischen Geist und Materie, der Freiheit des menschlichen Willen der Unsterblichkeit der Seele usw. Mit diesem Teil der Wissenschaft hat Mill sich direkt überhaupt nicht befaßt; er vermeidet es absichtlich, irgendeine Meinung über derartige Dinge zu äußern, grade als betrachte er sie als unzugänglich für die exakte Forschung. Er ist eigentlich kein Philosoph in dem Sinn, in dem man bei uns Kant oder Hegel Philosophen nennt, während man Cuvier oder Liebig nicht als Philosophen bezeichnet (wie man zum Beispiel in England zu tun pflegt).

wir uns, doch uns scheint, daß Herr Lawrow gezwungen war, sich aus eigenen Kräften zu jenen Lösungen durchzuarbeiten, die die heutige deutsche Philosophie bereits gefunden hatte. Uns scheint, daß der Bekanntschaft mit den neusten deutschen Denkern bei ihm ein Studium von veralteten Formen der deutschen Philosophie und von Büchern englischer und französischer Denker vorausgegangen ist, und wir meinen, er würde ein wenig anders geschrieben haben, wenn es anders gekommen wäre, wenn er die Bücher, die er früher las, ein paar Jahre später gelesen hätte, und wenn er ein paar Jahre früher an die Bücher geraten wäre, die er erst zu einer Zeit gelesen hat, wo die innere Arbeit am Ausbau seiner eigenen Denkweise bereits abgeschlossen war. Wir sagen nicht, daß er zu anderen Anschauungen gelangt wäre – uns scheint, daß seine Anschauungen im wesentlichen richtig sind –, sie würden sich ihm jedoch in einfacherer Gestalt darstellen; vielleicht haben wir uns nicht richtig ausgedrückt, und es wäre treffender, wenn wir sagten: er hätte mit größerer Entschiedenheit herausgefunden, daß die von ihm abgelehnte Lüge eine völlig leere Lüge ist, die nur ein mitleidiges Lächeln verdient, nicht aber ernstes Nachdenken darüber, ob man sie unbedingt ablehnen darf. Es ist sehr gut möglich, daß auch seine Darstellungsweise [90] gewonnen hätte und dem großen Publikum zugänglicher geworden wäre, wenn er sich davon überzeugt hätte, daß die Wahrheit einfach ist, und daß die moderne Anschauungsweise allen Grund hatte, den radikalen Bruch mit der leeren Sophistik zu vollziehen, in die sich die alte grobe Lüge kleidet; vielleicht würden seine Aufsätze, die heute allgemeine Beachtung finden, dann mehr von jenem Teil des Publikums gelesen, der nur zu sehr dazu neigt, Bücher und Aufsätze ungelesen zu lassen, die ihm zu große Achtung einflößen. Ohne uns auf eine Kritik der Anschauungen Herrn Lawrows einzulassen, wollen wir versuchen, unsere eigne Auffassung von den gleichen Gegenständen darzulegen; wir glauben, daß sie im wesentlichen die gleiche ist wie die Denkweise Herrn Lawrows; der Unterschied wird fast einzig in der Darstellungsweise und der Art der Fragestellung liegen.

Jener Zweig der Philosophie, der die Frage nach dem Menschen behandelt, gründet sich genau so auf die Naturwissenschaften wie der andere Zweig, der die Fragen nach der Außenwelt behandelt. Als Prinzip der philosophischen Auffassung des menschlichen Lebens mit allen seinen Phänomenen dient die von den Naturwissenschaften entwickelte Idee der Einheit des menschlichen Organismus; die Beobachtungen der Physiologen, Zoologen und Mediziner haben jeden Gedanken an einen Dualismus des Menschen beseitigt. Die Philosophie sieht im Menschen das, was Medizin, Physiologie und Chemie in ihm sehen. Diese Wissenschaften bringen den Nachweis, daß sich im Menschen keinerlei Dualismus erkennen läßt, und die Philosophie fügt hinzu, daß, wenn der Mensch außer seiner realen Natur noch eine andere besäße, diese andere Natur sich unbedingt irgendwie kundtun würde; da sie das aber nie und nirgends tut, da alles, was im Menschen vor sich geht und sich offenbart, allein seiner realen Natur entspringt, gäbe es keine andere Natur in ihm. Diese Beweisführung läßt absolut keinen Zweifel aufkommen. Sie ist ebenso überzeugend wie die Gründe, die Sie, geneigter Leser, zum Beispiel sicher sein lassen, daß sich in dem Augenblick, wo Sie dieses Buch lesen, in dem Zimmer, in dem Sie sitzen, kein Löwe befindet. Sie glauben das erstens deshalb, weil Sie keinen Löwen mit [91] Augen sehen und kein Löwengebrüll hören, aber bürgt allein das Ihnen dafür, daß kein Löwe in Ihrem Zimmer ist? Nein, Sie haben noch eine andere Bürgschaft: die Tatsache nämlich, daß Sie am Leben sind; befände sich ein Löwe in Ihrem Zimmer, so hätte er sich längst auf Sie gestürzt und Sie zerfleischt. Es fehlen die Folgen, die unvermeidlich zur Anwesenheit eines Löwen gehören, und deshalb wissen Sie auch, daß kein Löwe vorhanden ist. Sagen Sie auch einmal, warum Sie davon überzeugt sind, daß ein Hund nicht reden kann? Sie haben niemals einen reden hören; an und für sich wäre das noch ungenügend: Sie sind schon vielen Menschen begegnet, die schwiegen, als Sie sie sahen; sie wollten einfach nicht reden, gekonnt hätten sie es sehr gut: vielleicht will der Hund einfach nicht reden und kann es im Grunde ganz gut? So denken Leute mit unentwickeltem Verstand auch wirklich und glauben den Märchen, in denen die Tiere reden; sie

begründen diese Annahme folgendermaßen: der Hund ist klug und listig, er weiß, daß Worte oft Unheil anrichten, deswegen schweigt er, weil er meint, schweigen sei sicherer als reden. Sie lächeln über eine so umständliche Erklärung und sehen die Dinge einfacher: Sie kennen Fälle, in denen ein Hund unbedingt hätte sprechen müssen, wenn er die Fähigkeit dazu gehabt hätte; man schlägt zum Beispiel einen Hund tot; er heult, so laut er kann, er kann es offensichtlich nicht unterlassen, seinen Gedanken zum Ausdruck zu bringen, daß es ihm weh tut, daß man ihn grausam behandelt. Er sucht nach allen möglichen Mitteln, um das auszudrücken, und findet nur das eine: das Geheul – Worte dagegen findet er nicht; das bedeutet, daß ihm die Gabe der Rede fehlt; besäße er sie, so würde er anders handeln. Gegeben ist eine Situation, bei der das Vorhandensein eines bestimmten Elements in einem bestimmten Gegenstand unbedingt ein bestimmtes Resultat haben müßte; dieses Resultat tritt nicht ein, folglich ist auch dieses Element nicht vorhanden. Nehmen wir noch einen anderen Fall. Woher wissen Sie zum Beispiel, daß Herr Hume, der vor zwei Jahren bei uns in Petersburg mit seinen Zauberkunststücken so viel von sich reden gemacht hat, wirklich nur ein Zauberkünstler ist und nicht tatsächlich die Zukunft voraus wissen, ihm nicht anvertraute Geheim-[92]nisse kennen und Bücher oder Zettel lesen kann, die er nicht vor Augen hat? Sie wissen das aus folgenden Gründen: wenn er die Zukunft voraus wissen könnte, würde man ihn zum diplomatischen Berater an irgendeinem Hof ernennen, wo er dem Ministerium des Hofs alles erzählen würde, was sich gegebenenfalls ereignen wird: so hätte er zum Beispiel im vergangenen März Rechberg gesagt, daß die Österreicher, wenn sie einen Krieg anfingen, bei Palestro, Magenta und Solferino geschlagen werden und die Lombardei verlieren würden.[6] Daraufhin hätten die Österreicher den Krieg nicht angefangen, und es wäre nichts von dem eingetreten, was sich im vergangenen Jahr in Italien, Frankreich und Österreich abgespielt hat, vielmehr wären ganz andere Dinge geschehen. Wäre er wirklich imstande, Bücher zu lesen, die er nicht vor Augen hat, so würden die Regierungen und die gelehrten Gesellschaften nicht Gelehrte in den Orient entsenden, um alte Handschriften ausfindig zu machen, sondern würden sich an ihn wenden, und er würde dann aus Paris irgendeinen uns bisher unbekannten griechischen Schriftsteller lesen und diktieren, von dem in irgendeinem fernen Winkel Syriens eine Abschrift erhalten geblieben ist. Das alles ist nicht der Fall – Herr Hume und seine Zauberkollegen haben weder den Diplomaten noch den Gelehrten irgend etwas Nennenswertes entdeckt; und sie hätten ihnen zweifellos wichtige Dinge offenbart, wenn sie es vermocht hätten, denn das wäre für sie nicht nur unvergleichlich einträglicher, sondern auch wesentlich ehrenvoller als ihre Zauberkunststücke; mithin haben sie auch nicht jene Fähigkeiten, die leichtgläubige Leute ihnen zuschreiben. In allen derartigen Fällen genügt es nicht zu sagen: wir wissen nicht, ob das bestimmte Element vorhanden ist; nein, der Verstand zwingt uns, direkt zu sagen: wir wissen, daß dieses Element nicht vorhanden ist; wäre es vorhanden, so würde etwas anderes geschehen, als das, was geschieht.

Wir sehen jedoch beim Menschen, bei aller Einheit seiner Natur, zwei verschiedene Reihen von Erscheinungen: Erscheinungen der sogenannten materiellen Ordnung (der Mensch ißt, geht usw.) und Erscheinungen der sogenannten moralischen Ordnung (der Mensch denkt, fühlt, wünscht). [93] In welcher Beziehung stehen diese beiden Erscheinungsreihen zueinander? Widerspricht ihre Verschiedenheit nicht der Einheit der menschlichen Natur, wie sie die Naturwissenschaften aufzeigen? Die Naturwissenschaften antworten wiederum, daß wir keinen Grund zu einer solchen Annahme besitzen, da es keinen Gegenstand gibt, der nur eine einzige Qualität besäße, im Gegenteil, jeder Gegenstand offenbart eine unendliche Menge verschiedener Erscheinungen, die wir, um bequemer über den Gegenstand urteilen zu können, unter verschiedene Kategorien einordnen, wobei wir jeder Kategorie den Namen einer

[6] Gemeint ist der von Napoleon III. im April 1859 provozierte Krieg Osterreichs gegen die französisch-sardinische Armee (der auf italienischem Boden stattfand). Rechberg war damals Außenminister der österreichischen Regierung.

Qualität beilegen; so daß jeder Gegenstand sehr viele verschiedene Qualitäten besitzt. Holz zum Beispiel wächst und brennt; wir sagen, es hat zwei Qualitäten: die Fähigkeit zu wachsen und die Fähigkeit zu brennen. Worin ähneln diese Qualitäten einander? Sie sind völlig verschieden; es gibt keinen Begriff, unter den man diese beiden Qualitäten einordnen könnte, außer dem allgemeinen Begriff der Qualität; es gibt keinen Begriff, unter den man die beiden Reihen von Erscheinungen, die diesen Qualitäten entsprechen, einreihen könnte, außer dem Begriff der Erscheinung. Oder ein anderes Beispiel: Eis ist hart und glänzend; was haben Härte und Glanz gemeinsam? Der logische Abstand der einen dieser Qualität von der anderen ist maßlos groß, oder, besser gesagt, es besteht zwischen ihnen überhaupt kein logischer Abstand, weder ein kurzer noch ein langer, weil sie in überhaupt keiner logischen Beziehung zueinander stehen. Hieraus ersehen wir, daß die Vereinigung völlig verschiedenartiger Qualitäten in einem Gegenstand ein allgemeines Gesetz der Dinge ist. In dieser Mannigfaltigkeit entdecken die Naturwissenschaften jedoch auch den Zusammenhang nicht nach den äußeren Formen, nicht nach den Erscheinungen, die absolut unähnlich sind, sondern nach der Art der Entstehung der verschiedenartigen Erscheinungen aus ein und demselben Element, je nachdem der Energiegehalt seiner Wirksamkeit stärker oder schwächer ist. So besitzt zum Beispiel das Wasser die Eigenschaft, eine Temperatur zu haben – eine Eigenschaft, die es mit allen Körpern gemein hat. Worin auch immer die Eigenschaft, die wir Wärme nennen, bestehen mag, sie tritt jedenfalls unter [94] verschiedenen Umständen in sehr verschiedenen Mengen auf. Manchmal ist ein und derselbe Gegenstand sehr kalt, d. h. er zeigt sehr wenig Wärme, manchmal sehr heiß, d. h. er zeigt sehr viel Wärme. Wenn das Wasser, gleichviel aus welchen Ursachen, eine sehr geringe Wärme zeigt, ist es ein fester Körper – das Eis; zeigt es etwas mehr Wärme, so ist es eine Flüssigkeit; enthält es sehr viel Wärme, so wird es zu Dampf. In diesen drei Zuständen äußert sich die gleiche Qualität in drei Reihen völlig verschiedener Erscheinungen, so daß eine Qualität die Form von drei verschiedenen Qualitäten annimmt, sich in drei Qualitäten verzweigt, einfach je nach der verschiedenen Quantität, in der sie auftritt: quantitativer Unterschied geht in qualitativen Unterschied über.

Aber die verschiedenen Gegenstände unterscheiden sich voneinander durch ihre Fähigkeit, bestimmte ihnen gemeinsame Qualitäten in sehr verschiedenen Quantitäten zu äußern. So zeigen zum Beispiel Eisen, Silber und Gold eine sehr bedeutende Quantität jener Qualität, die Schwere genannt wird, und die wir bei uns auf der Erde mit Hilfe des Gewichtes messen. Die Luft zeigt diese Qualität in so geringer Quantität, daß sie an ihr nur durch besondere wissenschaftliche Forschungen entdeckt wurde, während der Mensch, der nichts von der Wissenschaft weiß, notwendig annimmt, die Luft besäße überhaupt keine Schwere. Dasselbe glaubte man von allen gasförmigen Körpern. Nehmen wir eine andere Qualität – die Fähigkeit, sich unter Druck zusammenzuziehen. Ohne besondere analytische Hilfsmittel, die nur die Wissenschaft liefert, wird niemand bemerken, daß Flüssigkeiten sich unter irgendeinem Druck zusammenziehen: das Wasser scheint sein anfängliches Volumen auch unter dem stärksten Druck zu bewahren. Die Wissenschaft hat jedoch Vorgänge entdeckt, die zeigen, daß auch das Wasser sich unter Druck in einem gewissen Grade zusammenzieht. Hieraus müssen wir den Schluß ziehen, daß wir, wenn uns irgendein Körper entgegentritt, der dem Anschein nach eine bestimmte Qualität nicht besitzt, zur Nachprüfung dieses Eindrucks zur wissenschaftlichen Analyse greifen müssen; wenn diese besagt, daß die betreffende Qualität sich in dem Körper vorfindet, dürfen wir nicht weiter hartnäckig [95] behaupten, unsere nicht mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln bewaffneten Sinne sagen das Gegenteil, sondern müssen einfach anerkennen: das Resultat, welches wir durch Untersuchung des Gegenstandes mit Hilfe entsprechender wissenschaftlicher Hilfsmittel erzielt haben, zeigt die Unzulänglichkeit des Eindrucks, welchen wir durch die nicht im Besitz der nötigen Hilfsmittel befindlichen Sinne empfangen.

Ebenso müssen wir, wenn es scheint, ein bestimmter Gegenstand besitze irgendeine besondere Qualität, die sich angeblich bei anderen Gegenständen überhaupt nicht findet, den Fall wiederum wissenschaftlich untersuchen. Es scheint uns zum Beispiel, das Holz habe eine ganz besondere Fähigkeit, die ein großer Teil anderer Körper nicht besitze: es brennt, während Stein, Ton, Eisen nicht brennen. Wenn wir dann aber mit Hilfe wissenschaftlicher Instrumente den als „Verbrennung“ bezeichneten Prozeß untersuchen, finden wir, daß er aus der Verbindung einiger Elemente des gegebenen Körpers mit Sauerstoff besteht; gleichzeitig zeigt die Wissenschaft, daß in einem großen Teil der sogenannten nicht brennbaren Körper ständig genau der gleiche Prozeß der Verbindung aller oder einiger ihrer Bestandteile mit Sauerstoff vor sich geht. So unterliegt Eisen zum Beispiel ständig der Oxydation – in der Umgangssprache wird diese Abart des Prozesses mit dem besonderen Wort „Rosten“ bezeichnet; die Wissenschaft stellt nun fest, daß Rosten und Verbrennung genau der gleiche Prozeß sind, und daß diese seine zwei Sonderfälle unserer Empfindung nur deshalb als verschieden erscheinen, weil der Prozeß in dem einen Falle sehr viel schneller, sehr viel intensiver vor sich geht als im anderen.

Woher kommt es nun, daß verschiedene Gegenstände unter gleichen Bedingungen bestimmte Qualitäten in einem verschiedenen Grade von Intensität aufweisen? Weshalb zeigt der Stein unter den gewöhnlichen Lebensbedingungen in sehr hohem Grade die mit Schwere bezeichnete Qualität, während die Luft sie nur bei Verwendung besonderer wissenschaftlicher Hilfsmittel aufweist, die die Empfänglichkeit unserer Sinne steigern? Warum vollzieht sich die Oxydation des Eisens in der gewöhnlichen Atmosphäre bedeutend lang-[96]samer als die Oxydation des Holzes, wenn beide Gegenstände in ein und denselben glühenden Ofen gelegt werden? Die Wissenschaft sagt, daß es ihr noch nicht gelungen ist, die Gesetze, von denen dieser Unterschied abhängt, bei den wenigen Körpern festzustellen, die in der Chemie vorläufig noch als einfache Körper gelten, daß jedoch in allen übrigen Körpern, die es ihr bisher zu zerlegen gelungen ist, dieser Unterschied aus einer Verschiedenheit in der Zusammensetzung oder aus einer Verschiedenheit im Zustand hervorgeht, in dem sich die Bestandteile eines zusammengesetzten Körpers jeweils befinden. Dem Unterschied zwischen Wasser und Öl oder Wasserdampf und Steinen entspricht eine Verschiedenheit in der Zusammensetzung dieser Körper. Dem Unterschied zwischen Kohle und Diamant entspricht die Verschiedenheit, daß die Bestandteile der Kohle sich in nichtkristallisiertem Zustand befinden, die Bestandteile des Diamanten dagegen in kristallisiertem. Die Naturwissenschaften stellen außerdem fest, daß einfache oder aus ihnen zusammengesetzte komplizierte Körper, wenn sie chemische Verbindungen miteinander eingehen, als Endprodukt im allgemeinen einen Körper mit Eigenschaften ergeben, die sich bei seinen Bestandteilen, solange sie getrennt waren, nicht vorfanden. So entsteht zum Beispiel, wenn Wasserstoff und Sauerstoff sich in bestimmten Proportionen verbinden, Wasser, welches viele weder beim Sauerstoff noch beim Wasserstoff zu beobachtende Qualitäten besitzt. Von diesen Verbindungen stellt die Chemie fest, daß die kompliziert zusammengesetzten unter ihnen sich im allgemeinen durch größere Veränderlichkeit, sozusagen Beweglichkeit auszeichnen. So ist zum Beispiel der Eisenrost, der nur aus der Verbindung von Eisen mit Sauerstoff in einer sehr einfachen Proportion besteht, sehr beständig, so daß man auf diesen Körper mit außerordentlich hoher Temperatur oder mit außerordentlich starken Reagenzien einwirken muß, um eine Veränderung in ihm herbeizuführen. Dagegen kann ein Blutkörperchen, in dem das Eisenoxyd nur einen der Bestandteile einer komplizierten chemischen Zusammensetzung unter Beimischung von verschiedenen anderen Körpern, zum Beispiel von Wasser, darstellt, seinen Bestand unmöglich lange erhalten: es [97] existiert sozusagen gar nicht in konstanter Gestalt, wie die Partikel des Rostes existieren, sondern ändert sich dauernd, indem es neue Partikeln aufnimmt und andere verliert. Das gleiche läßt sich von allen komplizierten zusammengesetzten chemischen Verbindungen sagen: sie neigen stark dazu, in einem ständigen Entstehen, Wachsen und Sich-Erneuern zu existieren und schließlich unter gewöhnlichen Umständen zugrunde zu gehen, so

daß die Existenz des Gegenstandes, der aus diesen Verbindungen besteht, in einer dauernden Erneuerung der Teile besteht und einen ununterbrochenen chemischen Prozeß darstellt.

Die kompliziert zusammengesetzten chemischen Verbindungen, die diesen Charakter besitzen, äußern ihn auf gleiche Weise, ob sie nun sogenannten organischen Körpern angehören oder außerhalb ihrer, in der sogenannten anorganischen Natur, entstehen und existieren. Vor noch nicht langer Zeit sah es so aus, als ob die sogenannten organischen Stoffe (zum Beispiel Essigsäure) nur in organischen Körpern vorkamen; heute ist jedoch bekannt, daß sie unter bestimmten Bedingungen auch außerhalb der organischen Körper entstehen, so daß der Unterschied zwischen den organischen und anorganischen Verbindungen von Elementen kein Wesentlicher ist und die sogenannten organischen Verbindungen nach ein und denselben Gesetzen entstehen und existieren und alle auf dieselbe Weise aus anorganischen Stoffen hervorgehen. So unterscheidet sich das Holz von irgendeiner anorganischen Säure eigentlich nur dadurch, daß diese Säure eine einfache Verbindung ist, während das Holz die Vereinigung vieler komplizierter Verbindungen darstellt. Es ist etwa der gleiche Unterschied wie zwischen 2 und 200 – ein rein quantitativer Unterschied, nicht mehr.

So sehen also die Naturwissenschaften in der Existenz eines organischen Körpers, wie zum Beispiel einer Pflanze oder eines Insektes, einen chemischen Prozeß. Im allgemeinen stellen die Naturwissenschaften von derartigen Erscheinungen fest, daß die Körper während eines chemischen Prozesses Qualitäten manifestieren, die sich bei ihrer Vereinigung im Ruhezustand nicht beobachten lassen. Holz z. B. brennt an und für sich ebensowenig wie Zunder, Feuerstein [98] oder Stahl; wird jedoch ein Partikelchen Stahl durch Reibung (Aufschlagen auf den Feuerstein) erhitzt und vom Feuerstahl abgesprengt, gerät dann auf den Zunder, steigert in hohem Maße die Temperatur eines Partikelchens des Zunders und schafft dadurch die Voraussetzung, die zum Beginn des als Verbrennung bezeichneten chemischen Prozesses in dem Zunderpartikel notwendig sind, so wird nach und nach das ganze Stück Zunder in diesen chemischen Prozeß mit einbezogen und beginnt zu brennen, was es nicht tat, bevor der chemische Prozeß in ihm begonnen hatte; wird es während dieses Prozesses einem Stück Holz genähert, so bezieht es auch dieses in den Prozeß der chemischen Verbrennung ein, im Verlaufe dessen auch das Holz brennt, leuchtet und andere Qualitäten zeigt, die sich an ihm vor Beginn des Prozesses nicht beobachten ließen. Bei jedem anderen chemischen Prozeß, den wir nehmen, sehen wir das gleiche: der Körper, der von ihm erfaßt wird, zeigt Qualitäten, die er vor Beginn des Prozesses nicht aufwies. Nehmen wir zum Beispiel den Prozeß der Gärung. Die Bierwürze steht ruhig in ihrem Bottich; die Hefe liegt ebenso unbeweglich in ihrem Gefäß. Legt man jedoch die Hefe in die Bierwürze, so beginnt der chemische Prozeß, den man Gärung nennt, die Bierwürze wirft Blasen, schäumt und brodelt in ihrem Bottich. Selbstverständlich meinen wir, wenn die Rede ist von Unterschieden zwischen den Zuständen von Körpern während eines chemischen Prozesses und in Zeiten, wo ein solcher Prozeß nicht stattfindet, nur den quantitativen Unterschied zwischen einem heftigen, schnellen und einem sehr langsamen, schwachen Ablauf des Prozesses. Genau genommen befindet sich jeder Körper ständig im Zustand eines chemischen Prozesses; wenn zum Beispiel ein Balken nicht angezündet wird und nicht im Ofen verbrennt, sondern ganz ruhig, anscheinend ohne jede Änderung, in der Wand eines Holzhauses liegt, wird er doch irgend einmal das gleiche Ende finden, zu dem er durch Verbrennung gelangt: er wird nach und nach vermodern, und es wird nur Asche von ihm übrigbleiben (Holzmoder, der letzten Endes nur die Mineralbestandteile der Asche hinterläßt). Wenn aber ein solcher Prozeß wie zum Beispiel beim gewöhnlichen Vermodern [99] eines Balkens in der Wand eines Hauses außerordentlich langsam und schwach vor sich geht, manifestieren sich auch die Qualitäten, die dem Körper im Verlauf eines solchen Prozesses eigen sind, in mikroskopischer Schwäche, die im gewöhnlichen Leben ganz unbemerkt bleibt. Auch beim langsamen Vermodern des Holzes in der Wand eines Hauses entwickelt sich zum

Beispiel Wärme; die Wärmemenge, die sich beim Verbrennen auf einige Stunden konzentriert hätte, verdünnt sich hier jedoch (wenn man so sagen kann) auf mehrere Jahrzehnte und führt somit zu keinem in der Praxis irgendwie bemerkbaren Resultat; die Existenz dieser Wärme ist für das praktische Urteil verschwindend klein. Solche Wärme läßt sich mit dem Weingeschmack eines Teiches vergleichen, in den man einen Tropfen Wein gegossen hat: wissenschaftlich betrachtet enthält der Teich ein Gemisch von Wasser und Wein; in der Praxis muß man anerkennen, daß er eigentlich so gut wie keinen Wein enthält.

Der Leser wird vielleicht sagen, daß unsere Überlegungen genau so zutreffend sind wie Überlegungen darüber, daß die Erde sich um die Sonne dreht, daß es an den Polen kalt und unter den Wendekreisen heiß ist – aber auch genau so Wenig zur Sache gehören. Der Leser hat zweifellos recht, wenn er uns jetzt leeres Gerede vorwirft. Es ist jedoch leichter, bei sich selber einen Fehler zu bemerken oder Leuten recht zu geben, die einen auf diesen Fehler aufmerksam machen, als sich von dem Fehler zu befreien. Der Mensch neigt im allgemeinen dazu, sich mit der Kenntnis von Dingen zu brüsten, die er im Grunde recht wenig kennt, und liebt es, sein angebliches Wissen bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit anzubringen; warum sollten eigentlich wir diesen Fehler nicht haben? Und wenn wir ihn schon einmal haben, warum sollen wir ihn dann nicht zur Schau tragen? Soll er ruhig zum Vorschein kommen – wir werden unsere nicht zur Sache gehörigen Überlegungen aus dem Gebiet der Naturwissenschaften, von denen wir wenig verstehen, so lange vorbringen, bis uns diese Prahlerei über ist – dann werden wir uns irgendeine andere Sache vornehmen, von der wir vielleicht ebensowenig etwas verstehen, wie zum Beispiel meinetwegen die Moralphilosophie. Der Leser wird [100] denken: es muß doch recht schwer sein, einen Übergang von der Chemie zu den gesellschaftlichen Institutionen zu finden. Als ob es wirklich so schwer wäre, einen Satz zu finden, der völlig unvereinbare Teile einer Überlegung miteinander verbindet! Wenn es uns Spaß macht, statt von Chemie von Philosophie zu reden, werden wir einfach schreiben: „Nachdem wir uns also bisher mit dem da beschäftigt haben, werden wir zu dem da übergehen“, und die Sache ist in Ordnung – ein befriedigender Übergang ist gefunden. Machen etwa die allerberühmtesten Autoritäten nicht ständig genau solche Übergänge: sie schreiben zwei Sätze, die wirklich nicht das geringste miteinander zu tun haben, setzen ein „also“ oder „folglich“ zwischen die beiden Sätze – und fertig ist der Syllogismus, und alles ist bewiesen.

Wir spüren aber, daß unser Verlangen, statt von Philosophie von den Naturwissenschaften zu reden, die, wie der Leser ganz richtig bemerkt hat, absolut nicht zur Sache gehören, noch für einige Seiten ausreicht. Ein Umstand macht uns jedoch bedenklich: wir haben bereits den ganzen mageren Vorrat unserer Kenntnisse von den chemischen Verbindungen und Prozessen verausgabt; wir haben hierüber nichts mehr zu sagen und möchten doch so schrecklich gern weiterreden. Dieses Verlangen zieht uns denn auch aus der Patsche: „Hast du alles gesagt, was du über eine Sache weißt“, flüstert es uns ins Ohr, „nimm dir die erste beste andere vor.“ Wir haben diesen guten Rat befolgt. Laßt uns denn, sagen wir, über die Reiche der Natur reden: irgend etwas weiß jeder von ihnen, wenn auch manchmal recht wenig; ein bißchen was wissen auch wir und spüren dabei schon selber, daß es recht wenig ist – aber für ein paar Seiten wird’s schon ausreichen. Aber da hat uns schon das Verlangen, uns möglichst lange vor dem eigentlichen Gegenstand dessen, was wir sagen wollen, herumzudrücken, um möglichst viel Zeug daherzureden, was nicht zur Sache gehört, einen anderen Rat ins Ohr geflüstert: „Was die drei Reiche der Natur, das Mineralreich, das Pflanzenreich und das Tierreich, betrifft, so sagen Sie einstweilen nur nichts darüber, was allein Beispiele für eine wenigstens gewisse Analogie mit dem Menschenleben liefern könnte, nämlich [101] über das Leben der Ameisen, Bienen und Biber – sagen Sie nur kein Wort über das Tierreich!“ Wir nehmen uns auch diesen Rat zu Herzen, obgleich er offensichtlich dumm ist: aber man macht so viele

Dummheiten im Leben, daß es gar nicht darauf ankommt, ob man eine mehr oder weniger macht, genau so wie ein vermodernder Holzspan niemals zu einem Temperaturunterschied führt. Wir werden also von der anorganischen Natur und dem Pflanzenreich reden.

Dieses neue Thema gefällt uns eigentlich deshalb so gut, weil sich, auch ganz unabhängig davon, daß wir nicht allzuviel von ihm verstehen, schon deshalb nichts Gescheites darüber sagen läßt, weil es selbst jeder Realität entbehrt, indem es Einteilungen in die Natur hineinträgt, die es in der Natur gar nicht gibt. Nur dem unwissenden Menschen kommt es so vor, daß der Stein eine Sache für sich ist, die Pflanze dagegen ein Ding völlig anderer Art; in Wirklichkeit zeigt sich, daß die einander so unähnlichen Gegenstände aus gleichen Bestandteilen zusammengesetzt sind, die sich nach den gleichen Gesetzen, nur in verschiedenen Proportionen verbunden haben. Wir zerlegen den Stein und finden, daß er aus Gasen und Metallen zusammengesetzt ist; wir zerlegen die Pflanze und finden in ihr ebenso Gase und Metalle. In den Steinen finden sich die Metalle nicht in ihrer reinen Gestalt vor, sondern in verschiedenen Verbindungen mit Sauerstoff; in den Pflanzen ebenso. In den Steinen finden sich die Gase nicht getrennt, nicht für sich vor, sondern in verschiedenen Verbindungen mit anderen Gasen und Metallen; in den Pflanzen ebenso. Die Pflanzen enthalten vor allem viele Bestandteile, die direkt aus nacktem Stein bestehen: bei den lebenden Pflanzen macht dieser Stein zwei Drittel oder drei Viertel der Gesamtmasse der Pflanze oder sogar mehr aus; dieser Stein ist das Wasser. Von den Dingen, die wir in der Umgangssprache Steine nennen, unterscheidet sich dieser Stein nur dadurch, daß er auf einer sehr tiefen Temperaturstufe flüssig wird, während die gewöhnlichen Steine erst bei außerordentlich hohen Temperaturen schmelzen. Wenn aber geschmolzenes Quarz nicht aufhört Quarz, Stein zu sein, so hört auch das Mineral, das in geschmolzener Form zu Wasser wird? das Eis, nach dem Schmelzen nicht [102] auf, ein Mineral zu sein. So unterscheidet sich also die Pflanze von gewöhnlichen Erzen, Steinen oder anderen anorganischen Körpern im wesentlichen dadurch, daß sie eine Kombination von Elementen darstellt, die bedeutend komplizierter ist und deshalb in der gewöhnlichen Atmosphäre den chemischen Prozeß viel schneller durchläuft als die anorganischen Körper, und dabei infolge ihrer komplizierten Struktur einen bedeutend komplizierteren Prozeß durchläuft. Im anorganischen Körper findet zum Beispiel nur *eine* Art von Oxydation statt, während es in der Pflanze gleichzeitig zu Oxydationen verschiedener Grade kommt; dabei erstreckt sich im anorganischen Körper die Oxydation auf ein oder zwei Elemente seiner homogenen Kombination, bei der Pflanze dagegen auf mehrere chemische Verbindungen zugleich, von denen jede einzelne ziemlich kompliziert ist. Es versteht sich von selbst, daß die Körper, die von einem so schnellen und vielfältigen chemischen Prozeß erfaßt werden, Qualitäten manifestieren, die sie bei weniger schnellen und weniger komplizierten Prozessen nicht aufweisen. Kurz gesagt, der Unterschied zwischen dem Reich der anorganischen Natur und dem Pflanzenreich ist etwa der gleiche wie zwischen einem Gräschen und einem riesigen Baum: es ist ein Unterschied der Quantität, der Intensität, der Mannigfaltigkeit, aber kein Unterschied in den Grundeigenschaften der Erscheinung: das Hälmchen besteht aus den gleichen Partikeln und lebt nach den gleichen Gesetzen wie die Eiche; die Eiche ist nur sehr viel komplizierter als der Grashalm: sie hat zehntausende Blätter, während der Grashalm ihrer nur zwei oder drei hat. Es versteht sich wieder von selbst, daß hier von Gleichheit in bezug auf das theoretische Wissen von dem Gegenstand, nicht aber in bezug auf seine alltägliche Verwendung die Rede ist: aus Eichen kann man Häuser bauen, aus Grashalmen nicht. Im Alltag haben wir vollkommen recht, wenn wir das Erz und die Pflanze als Gegenstände betrachten, die zu völlig verschiedenen Kategorien von Dingen gehören; doch genau so haben wir im Alltagsleben recht, wenn wir den Wald zu einer völlig anderen Kategorie rechnen als das Gras. Die theoretische Analyse jedoch gelangt zu einem anderen Resultat; sie findet, daß diese in bezug auf [103] unser Alltagsleben so verschiedenen Dinge nur als verschiedene Zustände ein und derselben Elemente zu betrachten sind, die nach ein und denselben Gesetzen

verschiedene chemische Verbindungen eingehen. Diese Übereinstimmung zwischen Gras und Eiche konnte durch Analyse auch ein Geist entdecken, der über keinen großen Vorrat von Beobachtungen und feinen Forschungsmitteln verfügte; zur Entdeckung der Einerleiheit von anorganischen Stoffen und Pflanzen bedurfte es sehr viel größerer geistiger Anstrengungen und der Zuhilfenahme sehr viel leistungsfähigerer Forschungsmittel. Die Chemie macht vielleicht den höchsten Ruhm unseres Jahrhunderts aus.

Übrigens sind ein großer Vorrat von Beobachtungen und besonders feine analytische Mittel nicht so sehr dazu nötig, daß ein genialer Geist die Wahrheit erkennen kann, deren Entdekkung tiefschürfende Überlegungen erfordert – meist ist es, wenigstens bei allgemeinphilosophischen Fragen, so, daß die Wahrheit für einen Menschen von Forschergeist und logischem Verstand auf den ersten Blick sichtbar wird – umfangreiche Forschungen und ein großer wissenschaftlicher Apparat bringen in diesen Fällen eigentlich jenen Nutzen, daß die Wahrheit, die ein genialer Mensch entdeckt, ohne diese Hilfsmittel nichts ist als seine persönliche Einsicht, die er nicht wissenschaftlich genau beweisen kann, und die deshalb entweder von den anderen Menschen, die weiter an ihren falschen Meinungen leiden, abgelehnt oder, was vielleicht noch schlimmer ist, von den anderen Menschen nicht aus Vernunftgründen, sondern aus blindem Vertrauen in das Wort einer Autorität angenommen wird. Die heute von den Naturwissenschaften erklärten und bewiesenen Grundsätze waren bereits von den griechischen Philosophen, ja sogar wesentlich früher von den indischen Denkern aufgefunden und als Wahrheit erkannt worden und sind wahrscheinlich zu allen Zeiten und bei allen Völkern von Menschen mit einem starken logischen Denkvermögen entdeckt worden. Die genialen Menschen der Vergangenheit waren jedoch nicht imstande, die Wahrheit zu entwickeln und sie logisch zu beweisen. Sie war stets überall bekannt, ist jedoch erst in den letzten Jahrzehnten zur Wissenschaft [104] geworden. Man pflegt die Wissenschaft mit einem Buch zu vergleichen, das die ganze Wahrheit enthält, jedoch in einer Sprache geschrieben ist, die man erst lernen muß, um das Buch zu verstehen. Indem wir diesen Vergleich aufnehmen, sagen wir, daß sich jede Sprache sehr leicht in dem Umfang erlernen läßt, der zum allgemeinen Verständnis der in ihr geschriebenen Bücher nötig ist; es gehört jedoch ein langes und schwieriges Studium dazu, sie so zu erlernen, daß man imstande ist, alle Zweifel an der richtigen Deutung des Sinnes, den wir in den Worten des Buches finden, zu beseitigen, jeden einzelnen Ausdruck in ihm zu erklären und eine gute Grammatik dieser Sprache zu schreiben.

Die Einheit der Gesetze der Natur ist von genialen Menschen schon vor langer Zeit verstanden worden; jedoch erst in den letzten Jahrzehnten hat unser Wissen solchen Umfang angenommen, daß es den wissenschaftlichen Nachweis für die Begründetheit dieser Deutung der Naturerscheinungen erbringen kann.

Man sagt: die Naturwissenschaften sind noch nicht so entwickelt, daß sie alle wichtigen Erscheinungen der Natur befriedigend erklären können. Das ist durchaus richtig; aber die Gegner der wissenschaftlichen Richtung in der Philosophie ziehen aus dieser Wahrheit einen alles anderen als logischen Schluß, wenn sie sagen, daß die Lücken, die noch in der wissenschaftlichen Erklärung der Naturerscheinungen bestehen, die Beibehaltung irgendwelcher Überreste einer phantastischen Weltanschauung rechtfertigen. In Wirklichkeit gibt der Charakter der Resultate, die uns die Analyse der von der Wissenschaft erklärten Teilgebiete und Erscheinungen liefert, bereits eine genügend belegte Vorstellung von dem Charakter der Elemente, Kräfte und Gesetze, die in den übrigen, noch nicht ganz erklärten Gebieten und Erscheinungen wirksam sind: gäbe es in den noch nicht erklärten Gebieten und Erscheinungen irgend etwas anderes als das, was in den erklärten Gebieten aufgefunden worden ist, dann besäßen auch die erklärten Gebiete nicht den Charakter, den sie haben. Nehmen wir ein beliebiges Gebiet der Naturwissenschaften – meinetwegen die Geographie oder Geologie –, und sehen wir zu, welchen Charakter die Kennt-[105]nisse, die wir auf verschiedenen Teilgebieten des

von diesen Wissenschaften erforschten Gegenstandes besitzen, haben können oder nicht haben können. Bei dem heutigen Entwicklungsstand der Geographie fehlt es uns noch an genügenden Kenntnissen von den Ländern der Polargebiete, vom Innern Afrikas und Australiens. Zweifellos sind diese Lücken in den geographischen Kenntnissen unserer Zeit höchst bedauerlich für die Wissenschaft, und es wäre für das praktische Lehen höchstwahrscheinlich von Nutzen, sie zu füllen, denn es kann sehr gut sein, daß sich in diesen Ländern neue und für unser Leben nützliche Dinge vorfinden; es kann sehr gut sein, daß sich im Innern Australiens neue Goldvorkommen oder -gruben finden lassen, die weit ergiebiger sind als die bereits im Küstengebiet entdeckten; es kann sehr gut sein, daß sich im Innern Afrikas irgendwelche neuen Gesteinsarten, neue Pflanzen, neue meteorologische Erscheinungen entdecken lassen; das ist alles sehr gut möglich, und solange diese Länder nicht genau erforscht sind, läßt sich nicht mit Genauigkeit sagen, welche Dinge und Erscheinungen sie wirklich bergen; man kann jedoch schon jetzt absolut zuverlässig sagen, welche Dinge und Erscheinungen in ihnen keinesfalls zu finden sind. In der Nähe der Pole zum Beispiel wird kein heißes Klima und keine üppige Vegetation gefunden werden. Diese negative Schlußfolgerung läßt keinen Zweifel übrig. Denn wenn das Polargebiet eine hohe oder auch nur gemäßigte Durchschnittstemperatur besäße, würden Nordsibirien, der nördliche Teil der englischen Besitzungen in Nordamerika und die den Polen benachbarten Meere nicht so aussehen, wie sie es heute tun. Ebenso wird man in Zentralafrika keine Polarkälte auffinden, weil die südliche Zone von Algerien, Oberägypten und die anderen um Zentralafrika herumliegenden Länder ein anderes Klima haben würden, wenn der zentrale Teil des afrikanischen Kontinents ein kaltes Klima besäße. Welche Flüsse in Zentralafrika oder -australien fließen, wissen wir nicht genau, wir können aber mit Gewißheit sagen, daß die Flüsse, die sich dort vorfinden, von oben nach unten fließen und nicht von unten nach oben. Das gleiche läßt sich von allen anderen Teilen der Erdkugel sagen, die die Geologie noch nicht hat erforschen können. [106] Wir haben bisher nur eine sehr dünne Schicht der Erdrinde erforscht, die noch nicht mal ein Tausendstel der Gesamterdkugel ausmacht; die unendliche Masse von Stoff, der unter dieser Rinde liegt, enthält natürlich viele Körper und Erscheinungen, die auf dem uns zugänglichen winzigen Teil nicht vorkommen. Aber auf Grund der Kenntnisse dieses einen Teils wissen wir bereits zuverlässig, welchen Charakter die Gegenstände und Phänomene in den uns nicht zugänglichen Tiefen der Erdkugel haben und welche sie nicht haben. Wir wissen, daß die Temperatur dort furchtbar hoch ist – wäre sie nicht so hoch, so würde die Oberfläche der Erde nicht das aufzuweisen haben, was sich heute auf ihr vorfindet und abspielt; wir wissen, daß sich die chemischen Verbindungen, die das sogenannte organische Reich bilden, bei einer so hohen Temperatur nicht halten können; deshalb wissen wir, daß es im Innern der Erde kein solches Pflanzen- und Tierleben gibt, wie es auf ihrer Oberfläche vorhanden ist. Dort kann es keinerlei Organismen geben, die unseren Pflanzen oder Tieren irgendwie ähnlich sind. Wenn wir sagen wollten, es gibt an den Polen oder in Zentralafrika oder im Schoße der Erde Körper von dieser oder jener bestimmten Beschaffenheit und dort spielen sich Vorgänge von dieser oder jener bestimmten Art ab, so sind das nur Hypothesen und möglicherweise falsche: wir können nicht erraten, ob sich unter den Polen Festland oder Meer befindet; ob das Meer, wenn es dort eins gibt, ständig mit Eis bedeckt oder zeitweise eisfrei ist; ob das Land, wenn es an den Polen welches gibt, mit ewigem Eis bedeckt ist oder zeitweise irgendwelche Vegetation besitzt – solche positiven Schlußfolgerungen wären reine Vermutungen ohne jede wissenschaftliche Zuverlässigkeit; aber negative Schlußfolgerungen, wie zum Beispiel, daß an den Polen keine Weintrauben oder Eichen wachsen, daß dort keine Affen oder Papageien leben können – solche negativen Schlußfolgerungen sind wissenschaftlich absolut zuverlässig, das sind keine Hypothesen, keine Vermutungen mehr – das ist festes Wissen, begründet auf dem Verhältnis der Erscheinungen in den uns bekannten Ländern der Erdoberfläche zu den noch nicht erforschten Phänomenen in ihren uns bisher unbekannten Teilen. Kann man

wirklich im Ernst [107] daran zweifeln, daß an den Polen keine Papageien leben? Die Papageien brauchen eine mittlere Jahrestemperatur von 15 bis 18 Grad über Null; wenn es aber am Nordpol eine solche Temperatur gäbe, würde Grönland mindestens ein ebenso warmes Klima haben wie Italien. Oder kann man daran zweifeln, daß es in den der Erdmitte benachbarten Schichten der Erde keine Pflanzenorganismen gibt? Um dort existieren zu können, brauchten sie eine Temperatur, die nicht über den Siedepunkt des Wassers hinausgeht, weil sie ohne Wasser nicht existieren können; wenn die Temperatur dort jedoch unter dem Siedepunkt des Wassers läge, würden wir nicht finden, daß die Temperatur der von uns erforschten Erdrinde immer höher steigt, je tiefer wir eindringen.

Warum halten wir uns so lange bei Erscheinungen und Schlußfolgerungen auf, die jedermann kennt? Einfach deshalb, weil zu viele Menschen, des systematischen Denkens ungewohnt, zu sehr dazu neigen, den Sinn der allgemeinen Gesetze, der mit dem Sinn der von ihnen verstandenen Einzelphänomene zusammenfällt, nicht zu bemerken. Wir möchten die Kraft eines dieser allgemeinen Gesetze ganz besonders hervorheben: wenn wir bei dem heutigen Stand der wissenschaftlichen Induktion (der logischen Schlußfolgerungen vom Besonderen auf das Allgemeine) in den meisten Fällen noch nicht imstande sind, auf Grund des von uns erforschten Teiles eines Gegenstandes mit Sicherheit zu bestimmen, welchen Charakter sein nicht erforschter Teil besitzt, so können wir bereits mit Sicherheit feststellen, welchen Charakter er nicht besitzen kann. Unsere positiven Schlüsse vom Charakter des Bekannten auf den Charakter des Unbekannten tragen beim heutigen Zustand der Wissenschaften den Charakter von Vermutungen, die Fehler enthalten können und umstritten sind; die negativen Schlüsse dagegen sind bereits absolut zuverlässig. Wir können nicht sagen, als was sich genau das herausstellen wird, was uns noch unbekannt ist; aber wir wissen bereits, als was es sich nicht herausstellen kann.

Die phantastischen Hypothesen, die durch solche negativen Schlüsse in der Chemie, in der Geographie, in der Geologie über den Haufen geworfen werden, lohnen bereits [108] keinen Kampf mehr, weil jeder nur einigermaßen gebildete Mensch sie als Hirngespinste anerkennt. Der Geograph muß nicht erst beweisen, daß es an den Polen keine Affen, in Zentralafrika keine Menschen ohne Kopf und in Zentralaustralien keine Flüsse gibt, die von unten nach oben fließen, daß sich im Innern der Erde keine Märchengärten und keine Zyklopen befinden, die dem Achilles unter der Aufsicht des Vulkans Waffen schmieden. Aber der logisch denkende Mensch betrachtet mit den gleichen Augen auch die phantastischen Hypothesen in den anderen Wissenschaften: er sieht auch in ihnen Hirngespinste, die mit dem heutigen Stand des Wissens unvereinbar sind. Wie man sagt, haben die Entdeckungen, die Kopernikus auf dem Gebiet der Astronomie gemacht hat, die Auffassung des Menschen von Gegenständen verändert, die dem Anschein nach der Astronomie sehr fernstehen.[7] Genau die gleiche Veränderung in genau der gleichen Richtung, nur in weitaus größerem Ausmaß, haben die modernen chemischen und physiologischen Forschungen zur Folge gehabt: sie ändern die Auffassung des Menschen von Gegenständen, die dem Anschein nach sehr wenig mit Chemie zu tun haben. Wir wollen versuchen, im nächsten Aufsatz darzulegen, wie die heutigen Denker, die dem Geist der Wissenschaft treu sind, über jenen Teil der philosophischen Probleme denken, der Gegenstand der Broschüre Herrn Lawrows ist. Um das Ende des vorliegenden Aufsatzes einigermaßen mit seinem Anfang in Einklang zu bringen, wollen wir uns jetzt in Gedanken noch einmal den zukünftigen Geschicken Westeuropas zuwenden, von denen wir anläßlich der von Herrn Lawrow aus Mill und Proudhon angeführten Zitate über die der Menschheit des Westens angeblich drohenden betrüblichen Perspektive zu reden gezwungen waren. Chemie,

[7] Gemeint ist der vernichtende Schlag, den Kopernikus der Religion mit seiner Entdeckung der Drehung der Erde um die Sonne versetzte.

Geologie und dann auf einmal Betrachtungen über die politischen Parteien in England oder Frankreich, über die westeuropäischen Sitten, über die Hoffnungen und Befürchtungen verschiedener Stände und verschiedener Publizisten – was für ein willkürlicher Übergang, welcher Mangel an Logik! Was kann ich machen, lieber Leser: man gibt eben, was man hat; mehr durften Sie von unserem Aufsatz auch nicht erwarten. [109] Versuchen wir einmal, die Methode des negativen Schlusses auf den Charakter des Unbekannten vom Charakter des Bekannten auf diesen Aufsatz anzuwenden, und sehen wir zu, was Sie keinesfalls von ihm erwarten sollten, wenn Sie sich die Mühe gegeben hätten, diese Methode in Anwendung zu bringen, bevor Sie ihn zu lesen begannen. Der Aufsatz ist russisch, für ein russisches Publikum geschrieben: das konnten Sie schon am Umschlag der Zeitschrift erkennen. Der Aufsatz beabsichtigt, philosophische Fragen zu behandeln – auch das ließ sich aus dem Titel auf dem Umschlag der Nummer erkennen. Überlegen Sie jetzt einmal selber: gibt es in diesen beiden Ihnen bekannten Tatsachen so etwas wie Logik? Ein gewisser Jemand hat einen Aufsatz für das russische Publikum geschrieben. Braucht das russische Publikum Zeitschriftenaufsätze? Allem Anschein nach nicht; denn wenn es sie brauchte, würden sie nicht so sein, wie sie heute sind. Dieser Ihnen unbekannte Jemand, der Verfasser dieses Aufsatzes, handelte also alles andere als logisch, tat etwas, was das Publikum gar nicht braucht – er schrieb einen Aufsatz. Großzügig, wie Sie sind, haben Sie jedoch diese Dummheit hingenommen, ohne ihm einen Vorwurf daraus zu machen: da hat er sich was ausgedacht, was niemand braucht – nun, wenn schon: meinetwegen soll er Artikel schreiben. Jetzt eine andere Frage: worüber hat er denn nun geschrieben? Über Philosophie. Über Philosophie! Gütiger Gott! wer macht sich denn in der russischen Gesellschaft Gedanken über philosophische Fragen? Höchstens vielleicht Herr Lawrow – und das ist noch zweifelhaft: vielleicht würde auch Herr Lawrow selber sich viel lieber statt mit allen möglichen philosophischen Fragen mit Angelegenheiten unseres Alltagslebens und unserer Gesellschaft befassen. Die Wahl des Gegenstandes für eine so unlogische Handlung wie die Abfassung eines Zeitschriftenartikels ist noch unlogischer als die Handlung selber. Was konnten Sie von einem Aufsatz erwarten, an dessen Kopf zwei große Stempel mit der Aufschrift: Mangel an Logik – stehen? Bei dem heutigen Stand der Wissenschaften in Rußland läßt sich nicht mit Sicherheit sagen, was für Dinge man in diesem Aufsatz, nach seinem Titel zu urteilen, [110] zu finden erwarten kann; aber ganz sicher kann man sagen, daß man keinesfalls Logik in ihm zu erwarten hat. Und wo es keine Logik gibt, gibt es auch keinen rechten Zusammenhang. Da haben wir gleich ein kleines Erfahrungsbeispiel für die Anwendung der Theorie der negativen Schlüsse vom Charakter eines Bekannten auf den Charakter eines Unbekannten. Die prinzipielle Zuverlässigkeit dieser Methode haben Sie beim Lesen dieses Aufsatzes glänzend bestätigt gefunden, nicht wahr? Wir sagen das nicht aus bloßer Autoreneitelkeit, sondern aus der ehrlichen und begründeten Überzeugung heraus, daß dieser Aufsatz alle anderen Aufsätze, die Sie je gelesen haben, an Zusammenhanglosigkeit, an Ungereimtheit mindestens um ebensoviel überragt, wie der chemische Prozeß im Pflanzenleben den gleichen Prozeß in der anorganischen Natur an Intensität übertrifft. Und nun sagen Sie selber: müssen wir jetzt nicht, um dem Charakter des Aufsatzes treu zu bleiben, von den Betrachtungen über die Chemie zu Betrachtungen über die Zukunft Westeuropas hinüberwechseln?

Wir haben schon gesehen, welchen Charakter die Denkweise des anständigen Teils jener Stände Westeuropas trägt, die von den durch sie selbst als unvermeidlich und gerecht anerkannten Veränderungen Verluste zu erwarten haben. Die Sorge über das ihnen bevorstehende Geschick beunruhigt ihre Gemüter. Sie haben nicht die Kraft, die Grundsätze, die sie selber in ihrer allgemeinen, abstrakten Form anerkennen, auf eine Tatsache anzuwenden, die sie selber angeht. Wir haben ferner gesehen, auf welcher Entwicklungsstufe die Denkweise des einfachen Mannes Westeuropas steht. Die allgemeine Idee der modernen Wissenschaft, deren Schlußfolgerungen seinen Bedürfnissen entsprechen, ist noch nicht bis zu ihm gedrungen. Er hält sich noch an veraltete Grundsätze, kennt jedoch die völlige Unhaltbarkeit der Schlußfol-

gerungen, die seine Lehrer, Leute der alten Systeme, aus ihnen gezogen haben, gleitet aber von einer galligen Negation dieser Grundsätze ständig zu ihrer Anerkennung ab. Er kann jedoch nicht lange mit ihnen versöhnt bleiben und bricht wieder in bissige Tiraden aus, um sich dann wieder der Routine zu beugen. Diese gallige Unbeständigkeit, dieses [111] ewige Schwanken gehört durchaus nicht zum Geist der neuen Ideen: ganz im Gegenteil, die weltanschauliche Unsicherheit, die in einem Gemisch von Skeptizismus und übermäßiger Vertrauensseligkeit zum Ausdruck kommt, entstammt gerade der ungenügenden Bekanntschaft mit den Ideen, die die moderne Wissenschaft entwickelt hat. Der Leser sieht, welchen Charakter ihre Grundsätze und Schlußfolgerungen haben. Sie legt ihren Theorien die Wahrheiten zugrunde, die die Naturwissenschaften vermittels der exaktesten Analyse der Tatsachen entdeckt haben und die ebenso zuverlässig sind wie der Umlauf der Erde um die Sonne, das Gravitationsgesetz und die Wirkung der chemischen Verwandtschaft. Aus diesen unumstrittenen und nicht zu bezweifelnden Grundsätzen zieht die moderne Wissenschaft ihre Schlußfolgerungen mit Hilfe der gleichen umsichtigen Methoden, mit denen sie zu ihnen gelangt ist. Sie nimmt nichts hin ohne strengste allseitige Nachprüfung und zieht aus dem Angenommenen nur solche Schlüsse, die sich von selbst unwiderleglich aus den logischerweise nicht zu leugnenden Tatsachen und Gesetzen ergeben. Angesichts dieses Charakters der neuen Ideen bleibt dem Menschen, der sie einmal angenommen hat, kein Weg zum Rückzug oder zu irgendwelchen Kompromissen mit den phantastischen Irrtümern der alten Zeit offen. Für ihn sind die alten Vorurteile genau dasselbe, was für uns die alten griechischen Fabeln von Nymphen und Nektar, von den elysäischen Gefilden und den Strafen sind, die Tantalus und Sisyphus zu erleiden haben. Sie werden zugeben, daß es nicht genügt zu sagen, „wir können nicht beweisen, daß die Fabeln wahr sind“; nein, wir wissen positiv, daß sie völlig unhaltbar sind. Die neue Wissenschaft behauptet nichts, als was sie mit absoluter Sicherheit weiß; aber zu den Begriffen, die derartig sicher und zuverlässig sind, gehört unter anderen auch die Schlußfolgerung, daß die phantastischen Vorurteile jeder realen Begründung entbehren.

Das wesentliche Merkmal der heutigen philosophischen Anschauungen besteht also in ihrer unerschütterlichen Zuverlässigkeit, die jede schwankende Überzeugung ausschließt. Hieraus läßt sich leicht entnehmen, welches [112] Schicksal der Menschheit in Westeuropa bevorsteht. Es gehört zu jeder neuen Lehre, daß sie ziemlich lange Zeit braucht, ehe sie in den Massen verbreitet ist und zur herrschenden Überzeugung wird. Wie im Leben breitet sich das Neue auch in den Ideen ziemlich langsam aus; dafür kann es aber auch keinen Zweifel daran geben, daß es sich ausbreitet und allmählich immer tiefer und tiefer in die verschiedenen Schichten der Bevölkerung eindringt, angefangen natürlich bei den höherentwickelten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch die einfachen Leute Westeuropas die philosophischen Anschauungen kennenlernen werden, die ihren Bedürfnissen und nach unserer Meinung auch der Wahrheit entsprechen. Dann werden aus ihrer Mitte etwas andere Repräsentanten hervortreten als Proudhon; es werden sich Schriftsteller finden, deren Denken sich nicht wie das Denken Proudhons durch die Tradition verwirren oder durch veraltete Formen der Wissenschaft davon abhalten lassen wird, die soziale Lage und die Reformen zu untersuchen, die die Gesellschaft braucht. Wenn diese Zeit gekommen ist, wenn die Repräsentanten jener Elemente, die jetzt auf eine Umgestaltung des westeuropäischen Lebens ausgehen, sich in ihren philosophischen Anschauungen nicht mehr erschüttern lassen, so wird dies das Anzeichen dafür sein, daß die neuen Prinzipien auch im gesellschaftlichen Leben Westeuropas bald zum Siege kommen. Es ist sehr leicht möglich, daß wir uns irren, wenn wir annehmen, daß diese Zeit bereits mit den Jahren begonnen hat, die auf das erste Erstarren des Denkens im Gefolge der Reaktion auf die Ereignisse von 1848 folgten; es ist sehr leicht möglich, daß wir uns irren, wenn wir glauben, daß die Generation, die durch die Ereignisse der letzten zwölf Jahre in Westeuropa erzogen worden ist, bereits zu jener Klarheit und Festigkeit der Gedanken gelangt, die zur Umgestaltung des westeuropäischen Lebens nötig ist. Aber wenn wir uns auch

irren, dann wohl nur in der Zeit: zu diesem Resultat, das in der Natur der Dinge liegt und mithin unvermeidlich ist, wird es kommen, wenn nicht in unserer, dann in der nächsten Generation; und wenn es unserer Generation noch nicht gelingt, das zu vollenden, trägt sie jedenfalls viel dazu bei, ihren Kindern die nützliche Sache zu erleichtern.

[113] Jetzt merken wir – schade, daß es zu spät geschieht –, daß dieser Aufsatz bei all seiner Zusammenhanglosigkeit als Einleitung zu einer Darlegung der Auffassungen der modernen Wissenschaft vom Menschen als einer Einzelpersönlichkeit dienen kann. Hätten wir das früher bemerkt, würden wir uns Mühe gegeben haben, unsere weiten Abschweifungen von der Philosophie zu den Naturwissenschaften abzukürzen; dann wäre die Einleitung nicht so überflüssig lang ausgefallen und wir hätten genügend viele Seiten zur kurzen Darstellung der Theorie der Persönlichkeit übrigbehalten, wie die moderne Wissenschaft sie versteht. Aber jetzt ist es zu spät, die Sache wieder einzurenken, und uns bleibt nur die Hoffnung, daß der vorliegende Artikel, der, wie wir sehen, als Einleitung zu einer Skizze der philosophischen Auffassung vom Menschen dienen kann, auch wirklich als Einleitung zu ihr dienen wird.[8]

II

Die Engländer bezeichnen mit dem Wort „Wissenschaft“ (sciene) bei weitem nicht alle Wissenszweige, die bei uns und anderen Völkern des Kontinents unter diesen Begriff fallen. Wissenschaft bezeichnen die Engländer Mathematik, Physik, Chemie, Botanik, Zoologie und Geographie – also jene Wissenszweige, die man bei uns „exakte“ Wissenschaften nennt, sowie jene, die diesen ihrem Charakter nach nahekommen; sie rechnen jedoch weder Geschichte noch Psychologie, Moralphilosophie oder Metaphysik zur „Wissenschaft“. Es muß gesagt werden, daß tatsächlich zwischen diesen beiden Hälften des Wissens, was die Qualität der in der einen und in der anderen Hälfte herrschenden Begriffe betrifft, ein riesiger Unterschied besteht. Aus der einen Hälfte hat jeder einigermaßen aufgeklärte Mensch bereits alle unhaltbaren Vorurteile ausgeschieden, und alle verständigen Menschen haben über die dort behandelten Gegenstände übereinstimmende Grundanschauungen. Unser Wissen ist zwar auch in diesen Bereichen des Seins noch sehr unvollkommen; doch weiß hier jedenfalls jeder, was uns wirklich [114] gründlich bekannt, was noch unbekannt und was schließlich durch exakte Forschungen unzweifelhaft widerlegt ist. Versuchen Sie zum Beispiel einmal zu sagen, daß der menschliche Organismus Nahrung oder Luft braucht – niemand wird sich auf einen Streit mit Ihnen einlassen; versuchen Sie zu sagen, es sei noch unbekannt, ob allein die Dinge dem Menschen zur Nahrung dienen können, von denen er sich heute ernährt, und es könnten vielleicht neue für diesen Zweck geeignete Stoffe gefunden werden – auch dann wird sich kein aufgeklärter Mensch mit Ihnen auf einen Streit einlassen, und jeder wird nur hinzufügen, daß diese neuen Stoffe für die menschliche Ernährung, wenn sie einmal gefunden werden, was sogar sehr wahrscheinlich ist, bis jetzt noch nicht gefunden sind, und daß der Mensch sich einstweilen nur von den bekannten Stoffen nähren kann, wie Getreide, Fleisch, Milch oder

[8] Der erste Teil des Aufsatzes endete in dem Korrekturexemplar mit folgenden Worten: „Sie brauchen also nicht zu verzweifeln, geneigter Leser: was Ihnen die Gegenwart nicht gebracht hat, werden Sie in Bälde geliefert erhalten. Was für eine beneidenswerte Zukunft liegt noch vor Ihnen: außer vielen anderen, ebenso wertvollen Geschenken, wird die Zukunft Ihnen auch die Verwirklichung unserer Gedanken über den Menschen bescheren. Aber nein, diese schönen Gaben der Zukunft sind nicht eigentlich Geschenke, denn Sie werden einen schweren Preis für sie zahlen müssen: ist es Ihnen zum Beispiel leicht gefallen, war es für Sie ein Vergnügen, diesen recht sonderbaren Artikel zu lesen, der als Unterpfand für einen zukünftigen, wahrscheinlich interessanteren Artikel dienen soll? Man kann jedoch auch eine andere Vermutung aussprechen, die uns mehr schmeichelt: vielleicht haben Sie diesen vorliegenden Aufsatz mit ebensolchem Vergnügen gelesen, wie ich ihn geschrieben habe. Oh, wir russischen Schriftsteller! was wir alles schreiben! Und noch dazu mit Genuß, ja sogar mit dem stolzen Bewußtsein, nützliche Menschen zu sein! Oh, russisches Publikum! Was liest du alles! und noch dazu mit Billigung!“

Fisch; Sie Ihrerseits werden dieser Bemerkung durchaus beistimmen, und es kann wieder keine Meinungsverschiedenheit geben. Zu einem Streit kann es nur darüber kommen, wie groß oder klein die Wahrscheinlichkeit ist, daß neue Nährstoffe bald entdeckt werden, und zu welcher Art von Stoffen diese neuen, noch nicht entdeckten Nährstoffe aller Wahrscheinlichkeit nach gehören können; aber bei diesem Streit werden Sie und Ihr Gegner gleichermaßen wissen und zugeben, daß Sie nur Vermutungen aussprechen, die keineswegs sicher sind, Vermutungen, die in Zukunft für die Wissenschaft mehr oder weniger von Nutzen sein können (weil auch Vermutungen und Hypothesen der wissenschaftlichen Forschung eine Richtung zeigen und zur Entdeckung einer Wahrheit führen, die sie bekräftigt oder widerlegt), jedoch noch nicht zu den wissenschaftlichen Wahrheiten gerechnet werden können. Versuchen Sie schließlich zu sagen, der Mensch könne ohne Nahrung nicht existieren – auch hier wird jedermann Ihnen recht geben und verstehen, das dieses negative Urteil mit dem positiven Urteil: „der menschliche Organismus braucht Nahrung“, logisch untrennbar verknüpft ist; jeder versteht; daß man, wenn man eines dieser Urteile annimmt, notwendig auch das andere annehmen muß. Ganz anders liegen die Dinge aber zum Beispiel in der Moralphilosophie. Versuchen [115] Sie zu sagen, was immer Sie wollen – jedesmal finden sich kluge und gebildete Menschen, die genau das Gegenteil behaupten. Sagen Sie zum Beispiel, die Armut wirke ungünstig auf Verstand und Herz des Menschen ein – und eine Menge kluger Leute wird Ihnen entgegnen: „Nein, die Armut schärft den Verstand, indem sie ihn zwingt, nach Mitteln zu ihrer Beseitigung zu suchen; sie veredelt das Herz, indem sie unsere Gedanken von den weltlichen Vergnügungen auf die Tugenden der Geduld, der Entsagung und des Mitleids mit der Not und dem Elend anderer lenkt.“ Nun gut; versuchen Sie umgekehrt zu sagen, die Armut beeinflusse den Menschen günstig – wieder findet sich die gleiche oder eine noch größere Menge von klugen Menschen, die dagegen sagen: „Nein, die Armut raubt dem Menschen die Möglichkeit zu geistiger Entwicklung, läßt keinen selbständigen Charakter zur Entwicklung kommen, verleitet dazu, wahllos nach jedem Mittel zur Abwendung der Armut oder zur einfachen Erhaltung des Lebens zu greifen; sie ist die Hauptquelle der Ignoranz, der Laster und der Verbrechen.“ Kurz gesagt, zu welcher Schlußfolgerung Sie in den moralischen Wissenschaften auch immer kommen mögen, Sie werden stets finden, daß sowohl diese als auch die entgegengesetzte Schlußfolgerung und außerdem eine Menge anderer Schlußfolgerungen, die weder zu Ihrer eigenen noch zu der entgegengesetzten, noch zueinander passen, kluge und aufgeklärte Menschen zu ehrlichen Vorkämpfern haben. Das gleiche finden wir in der Metaphysik, das gleiche auch in der Geschichte, ohne die weder die moralischen Wissenschaften noch die Metaphysik auskommen können.

Diese Lage der Dinge in der Geschichte, den moralischen Wissenschaften und der Metaphysik bringt viele Menschen notwendig auf den Gedanken, diese Wissenszweige seien bisher oder gar überhaupt nicht imstande, so zuverlässige Resultate zu liefern, wie es Mathematik, Astronomie und Chemie tun. Es ist gut, daß wir schon Gelegenheit hatten, das Wort „Armut“ zu verwenden: es ruft uns ein häufig vorkommendes Erlebnis aus dem Alltag in Erinnerung. Sobald irgendein Herr oder eine Dame mit zahlreicher Verwandtschaft sich zu einer guten Stellung in der Gesellschaft aufschwingen, [116] machen sich er oder sie sofort daran, ihre Verwandten beiderlei Geschlechts aus der Armut und dem Nichts emporzuziehen: in der Umgebung einer einflußreichen oder begüterten Persönlichkeit tauchen Brüder und Schwestern, Neffen und Nichten auf, alle hängen sich an sie und kommen in ihrem Gefolge selber empor. An ihre Verwandtschaft mit einer einflußreichen oder vermögenden Persönlichkeit erinnern sich selbst solche Herren und Damen, die nichts von ihr hatten wissen wollen, solange die betreffende Person einflußlos und unvermögend war. Den einen oder anderen von diesen Leuten kann die betreffende Person im tiefsten Herzen gar nicht leiden, hilft ihm aber dennoch – man kann doch einen Verwandten oder eine Verwandte nicht im Stich lassen – und verbessert seine Lage, sei es nun liebevoll oder verärgert. Genau das gleiche spielt sich

heute im Bereich des Wissens ab, wo es einigen Wissenschaften gelungen ist, sich aus einer kümmerlichen Situation zu hoher Vollkommenheit, zu gelehrtem Reichtum und zu geistigen Würden emporzuarbeiten. Diese Reichen, die ihren armen Verwandten zu Hilfe kommen, sind die Mathematik und die Naturwissenschaften. Die Mathematik hatte bereits seit langem eine gute Stellung inne, sie sorgte sich jedoch lange Zeit hindurch einzig um ihre nächste Verwandte, die Astronomie. An die viertausend Jahre, wenn nicht mehr, sind mit diesem Hin und Her vergangen. Schließlich, zur Zeit des Kopernikus, hatte die Mathematik die Astronomie auf die Beine gestellt, und seit Newton hatte diese jüngere Schwester eine blendende Stellung in der Welt des Geistes inne. Kaum war die Mathematik so weit, daß sie sich nicht mehr Tag und Nacht um die kümmerliche Situation ihrer Schwester Astronomie zu sorgen brauchte, kaum hatte sie sie einigermaßen untergebracht, so daß sie auch an die anderen Verwandten denken konnte, da nahm sie sich der verschiedenen Glieder jener Familie an, die bisher unter dem Namen Physik das Familienstammgut ungeteilt beherrscht hatte: die Akustik, die Optik und ein paar andere Schwestern, die alle den Familiennamen Physik trugen, wurden dabei von der Mathematik besonders freundlich bedacht; in ziemlich gute Positionen kamen auch viele andere Glieder dieser zahlreichen Familie. Diesmal ging es bereits [117] viel schneller als bei der Herausführung der Astronomie aus ihrer kläglichen Situation: die Mathematik hatte inzwischen bei ihren Bemühungen um ihre nächste Verwandte gelernt, wie man anderen hilft, und war außerdem nicht mehr allein auf sich angewiesen, sondern besaß in dieser Verwandten, der Astronomie, einen guten Adjutanten. Als sie zu zweit die zahlreichen Herrschaften der Familie Physik, die bis dahin in kläglichstem Elend dahinvegetiert und sich den scheußlichsten wissenschaftlichen Lastern ergeben hatten, in eine einigermaßen menschliche Verfassung gebracht hatten, konnte die Mathematik sich bereits auf einen ganzen Stamm stützen und wurde zur Präsidentin eines ziemlich großen, blühenden Staatswesens. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war dieser Geistesstaat in der gleichen Verfassung wie die Vereinigten Staaten zu annähernd der gleichen Zeit in der politischen Welt. Seither wachsen diese beiden Gesellschaften gleich schnell. Fast jedes Jahr kommt irgendein neues Gebiet zu dem jungen Nordamerikanischen Staatenbund hinzu, verwandelt sich aus einer öden Wüste in einen blühenden Staat, und immer weiter und weiter verdrängt ihr aufgeklärtes und tatkräftiges Volk jene kümmerlichen Stämme, die nichts von der Zivilisation wissen wollen, und nimmt immer mehr andere Stämme, die die Zivilisation suchen, sie jedoch ohne fremde Hilfe nicht finden konnten, in ihren Bund auf: schon haben sich die Franzosen von Louisiana und die Spanier von Nordmexiko angeschlossen und haben in wenigen Jahren den Geist der neuen Gesellschaft so in sich aufgenommen, daß man sie heute nicht von den Nachkommen Washingtons und Jeffersons unterscheiden kann. Millionen versoffner Iren und nicht weniger kläglicher Deutscher sind in der Union zu anständigen und wohlhabenden Menschen geworden.[9] Genau so hat der Bund der exakten Wissenschaften unter Führung der Mathematik, d. h. gelenkt von Zahl, Maß und Gewicht, seine Herrschaft mit jedem Jahr auf neue Wissensgebiete ausgedehnt und wächst durch neuen Zustrom. Nach der Chemie haben sich ihm nach und nach alle Wissenschaften von den Pflanzen- und Tierorganismen angeschlossen: die Physiologie, die vergleichende Anatomie, verschiedene Zweige der Botanik und Zoologie; jetzt treten [118] ihm die moralischen Wissenschaften bei. Mit ihnen geschieht gegenwärtig das gleiche, was wir an hochmütigen, aber in Elend und Unglück steckengebliebenen Menschen beobachten können, wenn irgendein entfernter Verwandter zu Reichtum gelangt, der sich nicht wie sie stolz auf seine hohe Abstammung und seine einzigartigen Tugenden versteift, sondern ein einfacher, ehrlicher Mensch ist; die aufgeblasenen Hidalgos geben sich

[9] In vielen seiner Arbeiten (darunter auch im „Anthropologischen Prinzip in der Philosophie“ und in den „Skizzen zum wissenschaftlichen Verständnis einiger Fragen der Weltgeschichte“ u. a.) kritisiert Tschernyschewski scharf den verlogenen Charakter der amerikanischen „Demokratie“, hinter der in Wirklichkeit die Herrschaft der Sklavenhalter steckt.

lange Zeit alle Mühe, ihn von oben herab zu behandeln, aber die Armut zwingt sie, seine Gebefreudigkeit in Anspruch zu nehmen; sie leben lange von seinen milden Gaben, da sie es für unter ihrer Würde halten, mit seiner Hilfe eine ehrliche Arbeit anzufangen, mit der er sich hochgebracht hat; aber in dem Maße, wie ihre Ernährung und Kleidung besser wird, kommen ihnen nach und nach vernünftige Gedanken, die einstige leere Prahlsucht läßt nach, sie werden schrittweise zu anständigen Menschen, verstehen endlich, daß nicht die Arbeit schändet, sondern die Prahlerei, und nehmen schließlich die Sitten an, die ihren Verwandten hochgebracht haben; dann kommen sie mit seiner Hilfe schnell in gute Stellungen und gewinnen nach und nach die Achtung der vernünftigen Menschen nicht durch die phantastischen Vorzüge, deren sie sich früher rühmten, ohne sie zu haben, sondern durch ihre wirklichen, neuen, der Gesellschaft nützlichen Eigenschaften – durch geleistete Arbeit.

Es ist in der Tat noch nicht lange her, daß die moralischen Wissenschaften keinen Inhalt haben konnten, der ihnen das Recht gegeben hätte, den ihnen zugeteilten Titel einer Wissenschaft zu tragen, und die Engländer hatten damals durchaus recht, wenn sie ihnen diese Bezeichnung, deren sie nicht würdig waren, verweigerten. Jetzt hat sich die Lage wesentlich geändert. Die Naturwissenschaften haben sich so weit entwickelt, daß sie ein reiches Material zur exakten Lösung moralischer Probleme liefern. Alle fortschrittlichen Menschen aus der Zahl der Denker, die sich mit den moralischen Wissenschaften beschäftigen, bedienen sich jetzt bei ihrer Arbeit annähernd der gleichen exakten Methoden, wie sie in den Naturwissenschaften zur Anwendung kommen. Als wir von den widersprechenden Urteilen sprachen, zu denen verschiedene Menschen in allen moralischen Fra-[119]gen kommen, meinten wir ausschließlich gewisse alte, weitverbreitete, aber bereits überholte Begriffe und Forschungsmethoden, nicht aber den Charakter, den die fortschrittlichen Denker den moralischen Wissenschaften gegeben haben; meinten wir die früher in diesem Wissensgebiet herrschende Routine, nicht aber ihren heutigen Zustand. In ihrem heutigen Zustand unterscheiden sich die moralischen Wissenschaften von den sogenannten Naturwissenschaften eigentlich nur dadurch, daß sie sich später wahrhaft wissenschaftlicher Arbeitsmethoden zu bedienen begonnen haben und deshalb noch nicht so vollkommen ausgearbeitet sind wie jene. Es handelt sich hier nur um einen graduellen Unterschied: die Chemie ist jünger als die Astronomie und hat noch keine solche Vollkommenheit erreicht; die Physiologie ist noch jünger als die Chemie und noch weiter von der Vollkommenheit entfernt; die Psychologie ist als exakte Wissenschaft noch jünger als die Physiologie und noch weniger ausgearbeitet. Aber bei allem Unterschied hinsichtlich der Quantität des gewonnenen exakten Wissens unterscheiden sich Chemie und Astronomie weder hinsichtlich der Zuverlässigkeit ihrer Forschungsergebnisse noch hinsichtlich der Methode, mit Hilfe deren sie zum exakten Wissen von ihren Gegenständen gelangen: die Tatsachen und Gesetze, die die Chemie entdeckt, sind ebenso zuverlässig wie die Tatsachen und Gesetze, die die Astronomie entdeckt. Das gleiche läßt sich über die Ergebnisse der modernen exakten Forschungen auf dem Gebiet der moralischen Wissenschaften sagen. Eine Übersicht über die Gegenstände, die uns Astronomie, Physiologie und Psychologie liefern, würde etwa so aussehen wie Karten, die England, das Europäische und das Asiatische Rußland darstellen: ganz England ist durch hervorragende trigonometrische Messungen aufgenommen; im Europäischen Rußland hat die Triangulation mit ihrem Netz bisher nur die Hälfte des Raumes erfaßt, während die andere Hälfte mit weniger vollkommenen Methoden aufgenommen ist; im Asiatischen Rußland gibt es noch viele Räume, wo lediglich einige Hauptpunkte im Vorübergehen fest bestimmt sind, während alles, was zwischen ihnen liegt, nach dem Augenmaß – einer sehr unbefriedigenden Methode – auf der [120] Karte eingetragen wird. Das trigonometrische Dreiecksnetz spannt sich jedoch mit jedem Jahre über weitere Räume aus, und nicht mehr sehr fern ist die Zeit, wo es auch das Asiatische Rußland erfaßt. Bis dahin ist uns auch von diesem Lande vieles wohlbekannt, einige Punkte sogar sehr gut, und als Ganzes kennen wir es bereits so weit, daß es uns nicht schwerfällt, die größten

Schnitzer in seinen alten Karten zu entdecken; und wenn uns heute jemand einreden wollte, der Irtisch fließe nach Süden und nicht nach Norden, oder Irkutsk liege unter dem Wendekreis, so würden wir nur die Achseln zucken. Wer Lust hat, kann auch heute noch die Erzählungen unserer alten Kosmographen wiederholen: von den Völkern der „Grenzmark Sems“ und von den „stummen Zungen“, die jenseits der Petschora wohnen, wo Alexander der Große sie ins Gebirge eingesperrt und mit den synklitischen Toren verrammelt hat, die Feuer und Schwert standhalten; wir wissen ja bereits, was wir von solchen, nur auf Phantasie beruhenden Erzählungen zu halten haben.

Die erste Folge der Einbeziehung der moralischen Disziplinen in das Reich der exakten Wissenschaften war eine strenge Trennung dessen, was wir wissen, von dem, was wir nicht wissen. Der Astronom weiß, daß die Größe des Planeten Mars ihm bekannt ist, und weiß ebenso positiv, daß die geologische Struktur dieses Planeten, der Charakter seiner Pflanzen- und Tierleben ihm unbekannt sind, und daß er sogar nicht weiß, ob es dort überhaupt ein Tier- oder Pflanzenleben gibt. Wenn jemand auf den Gedanken käme, zu behaupten, es gäbe auf dem Mars Ton oder Granit, Vögel oder Mollusken, würde der Astronom ihm antworten: Sie behaupten etwas, was Sie nicht wissen. Wenn der Phantast in seinen Vermutungen weiterginge und zum Beispiel behauptete, die auf dem Mars lebenden Vögel seien gegen Krankheiten gefeit und die Mollusken kämen ohne Nahrung aus, würde der Astronom mit Hilfe der Chemie und Physiologie ihm beweisen, daß das nicht einmal möglich ist. Ebenso ist heute in den moralischen Wissenschaften das Bekannte vom Unbekannten streng abgegrenzt, und auf Grund des Bekannten ist die Unhaltbarkeit gewisser früherer Annahmen über die Dinge, die noch unbekannt geblieben sind, erwiesen. Positiv [121] bekannt zum Beispiel ist, daß alle Erscheinungen der moralischen Welt aus einander und aus äußeren Umständen nach dem Gesetz der Kausalität hervorgehen, und auf Grund hiervon ist als falsch jede Art von Annahme erkannt, daß es Erscheinungen geben könne, die nicht das Produkt vorhergehender Erscheinungen oder äußerer Umstände wären. Deshalb läßt die moderne Psychologie zum Beispiel keine Annahmen mehr zu wie die folgende: „Der und der Mensch hat im gegebenen Falle schlecht gehandelt, weil er schlecht handeln wollte, in einem anderen Falle aber gut gehandelt, weil er gut handeln wollte.“ Sie lehrt, daß die schlechte oder gute Handlung unbedingt das Produkt irgendeiner moralischen oder materiellen Tatsache oder einer Verbindung von Tatsachen ist, das „Wollen“ dagegen hier nur den subjektiven Eindruck darstellt, der in unserem Bewußtsein die Entstehung eines Gedankens oder einer Handlung aus vorhergehenden Gedanken, Handlungen oder äußeren Vorgängen begleitet. Als allergewöhnlichstes Beispiel für eine ausschließlich auf unseren Willen begründete Handlung wird folgender Vorgang angeführt: Ich stehe aus dem Bett auf; mit welchem Bein soll ich auftreten? Wenn ich will, mit dem linken, wenn ich will, mit dem rechten. So ist es jedoch nur für den oberflächlichen Beobachter. In Wirklichkeit sind es Tatsachen und Eindrücke, was den Menschen veranlaßt, sich auf das eine oder andere Bein zu stellen. Sind keinerlei besondere Umstände und Gedanken mit im Spiele, so wird er mit *dem* Bein auftreten, mit dem aufzutreten ihm, entsprechend der anatomischen Lage seines Körpers im Bett, am bequemsten ist. Kommt ein besonderer Impuls hinzu, der stärker ist als diese physiologische Bequemlichkeit, so wird auch das Resultat entsprechend den veränderten Umständen ein anderes sein. Wenn zum Beispiel in dem Menschen der Gedanke auftaucht: „Ich will mit dem rechten Bein auftreten statt mit dem linken“, so wird er es tun; hier handelt es sich jedoch nur um die Ersetzung einer Ursache (der physiologischen Bequemlichkeit) durch eine andere Ursache (die Absicht, seine Unabhängigkeit zu beweisen) oder, besser gesagt, um den Sieg der zweiten, stärkeren Ursache über die erste. Woher stammt jedoch diese zweite Ursache, wie [122] kommt der Mensch auf den Gedanken, seine Unabhängigkeit von äußeren Umständen demonstrieren zu wollen? Dieser Gedanke konnte nicht ohne Ursache auftreten, er ist das Produkt entweder eines Gesprächs mit irgend jemandem oder eine Erinnerung an einen vorausgegangenen Streit oder

von irgend etwas Ähnlichem. So ist also die Tatsache, daß der Mensch, wenn er will, beim Aufstehen aus dem Bett die Möglichkeit hat, nicht mit dem Bein aufzutreten, mit dem aufzutreten ihm entsprechend der anatomischen Lage seines Körpers im Bett am bequemsten ist, sondern mit dem anderen Bein – diese Tatsache ist durchaus kein Beweis dafür, daß der Mensch ohne jede Ursache mit dem einen oder anderen Bein auftreten kann, sondern nur dafür, daß das Aufstehen aus dem Bett unter dem Einfluß von Ursachen vor sich gehen kann, die stärker sind als der Einfluß der anatomischen Lage seines Körpers vor dem Akt des Aufstehens. Die Erscheinung, die wir Wille nennen, ist selber ein Glied in einer Reihe von Erscheinungen und Tatsachen, die durch Kausalnexus miteinander verbunden sind. Sehr häufig ist die nächste Ursache dafür, daß sich in uns der Wille meldet, eine bestimmte Handlung zu vollziehen, ein Gedanke. Eine bestimmte Willenstendenz entspringt jedoch ebenfalls nur einem bestimmten Gedanken: wie der Gedanke, so der Wille; ist der Gedanke ein anderer, so ändert sich auch der Wille. Aber wieso kommt gerade dieser und kein anderer Gedanke zustande? Wiederum liegt irgendein Gedanke, irgendeine Tatsache, kurz gesagt, irgendeine Ursache zugrunde. Die Psychologie sagt in diesem Falle das gleiche, was Physik oder Chemie in ähnlichen Fällen sagen: wenn eine bestimmte Erscheinung auftritt, muß man nach ihrer Ursache suchen und sich nicht mit der leeren Antwort zufrieden geben: sie ist von selbst aufgetreten ohne jede besondere Ursache – „ich habe so gehandelt, weil ich so wollte“. Ausgezeichnet, aber warum haben Sie so gewollt? Wenn Sie darauf antworten: „einfach, weil ich so wollte“, so ist das ebenso, als wollten Sie sagen: „der Teller ist entzweigegangen, weil er entzweigegangen ist; das Haus ist abgebrannt, weil es abgebrannt ist“. Solche Antworten sind gar keine Antworten: sie sollen nur verbergen, daß man zu faul ist, nach den wahren Ursachen [123] zu suchen, und gar nicht den rechten Wunsch hat, die Wahrheit zu erfahren.

Wenn irgend jemand fragt, warum das Gold gelb ist und das Silber weiß, werden ihm die Chemiker, bei dem heutigen Stand der Chemie, direkt zur Antwort geben, daß sie die Ursache bis heute noch nicht kennen, d. h. noch nicht wissen, in welchem Zusammenhang die gelbe Färbung des Goldes oder die weiße Färbung des Silbers mit anderen Qualitäten dieser Metalle steht, welches Gesetz, welche Umstände es verursacht haben, daß der Stoff, der die Form des Goldes oder Silbers angenommen hat, in dieser Form die Fähigkeit besitzt, in unserem Auge den Eindruck gelber oder weißer Färbung hervorzurufen. Das ist eine offene und ehrliche Antwort; sie besteht aber, wie wir sehen, in der Anerkennung es Nichtwissens. Dem reichen Manne fällt es leicht einzugestehen, daß er im Augenblick kein Geld hat – dieses Eingeständnis fällt ihm jedoch nur dann leicht, wenn alle Welt davon überzeugt ist, daß er wirklich reich ist; einem Menschen dagegen, der als Reicher gelten will, in Wirklichkeit aber arm ist, oder einem Menschen, dessen Kredit nicht mehr ganz fest steht, fällt es schwer zu sagen, daß er momentan nicht über Geld verfügt: er wird diese Wahrheit mit allerlei Listen zu verheimlichen suchen. So ging es bis vor kurzer Zeit den moralischen Wissenschaften: sie schämten sich zu sagen – hierüber wissen wir noch nicht genug. Heute ist es glücklicherweise anders: die Psychologie und die Moral-Philosophie verlassen das Stadium ihrer früheren wissenschaftlichen Armut, sie verfügen jetzt bereits über einen tüchtigen Vorrat an Reichtümern und können schon rundheraus gen: „das wissen wir noch nicht“, wenn sie es wirklich nicht wissen.

Wenn nun die moralischen Wissenschaften auf sehr viele Fragen heute noch die Antwort geben müssen: „das wissen wir nicht“, so würden wir doch fehlgehen, wenn wir annehmen wollten, daß zu den Fragen, die sie heute noch nicht beantworten können, jene Fragen gehören, die nach einer der herrschenden Meinungen als prinzipiell unlösbar gelten. Nein, das Nichtwissen dieser Wissenschaften ist von ganz anderer Natur. Was ist beispielsweise der Chemie unbekannt? [124] Sie weiß heute noch nicht, was aus dem Wasserstoff wird, wenn er aus dem gasförmigen in festen Zustand übergeht – ein Metall oder kein Metall; es spricht sehr viel für die Annahme, daß er zu einem Metall wird, ob aber diese Vermutung richtig ist,

ist noch nicht bekannt. Ebenso weiß die Chemie noch nicht, ob Phosphor oder Schwefel wirklich einfache Körper sind, oder ob sie sich mit der Zeit nicht in einfache Elemente werden zerlegen lassen. Das sind Fälle theoretischen Nichtwissens. Eine andere Gattung von Fragen, die die Chemie heute noch nicht beantworten kann, bilden die zahlreichen Fälle, in denen sie außerstande ist, praktischen Forderungen gerecht zu werden. Sie ist imstande, Blausaure und Essigsäure herzustellen, Fibrin herzustellen vermag sie jedoch noch nicht. Die verschiedenen für sie noch unlösbaren Probleme sind, wie wir sehen, von sehr spezieller Art, so speziell, daß nur Leute, die die Chemie sehr gründlich kennen, auf sie verfallen. Das gleiche gilt von den Fragen, die die moralischen Wissenschaften heute noch nicht beantworten können. Die Psychologie stellt zum Beispiel folgende Tatsache fest: ein geistig schwach entwickelter Mensch ist nicht imstande, ein Leben zu verstehen, das sich von seinem eigenen Leben unterscheidet; je mehr sich sein Geist entwickelt, um so leichter fällt es ihm, sich ein Leben vorzustellen, das dem seinen nicht ähnelt. Wie ist diese Tatsache zu erklären? Der heutige Stand der Wissenschaft erlaubt noch keine streng wissenschaftliche Beantwortung der Frage, es gibt nur verschiedene Vermutungen. Sagen Sie jetzt, welcher Mensch wohl, ohne den heutigen Stand der Psychologie zu kennen, auf diese Frage verfallen ist? Außer den Gelehrten hat kaum jemand diese Tatsache, von der die Frage ausgeht, auch nur bemerkt: sie ist ebenso abseitig wie die Frage nach dem metallischen oder nichtmetallischen Charakter des Wasserstoffs; Leute, die nichts von Chemie verstehen, kennen nicht nur eine solche Frage nicht, sondern wissen nicht einmal, was Wasserstoff ist. Für die Chemie jedoch ist dieser Wasserstoff, dessen Existenz man ohne sie gar nicht bemerkt hätte, außerordentlich wichtig. Genau so ist für die Psychologie die Tatsache außerordentlich wichtig, daß ein unentwickelter Mensch unfähig, ein entwickelter dagegen fähig [125] ist, ein von seinem eigenen Leben verschiedenes Leben zu begreifen. Wie die Entdeckung des Wasserstoffs zur Vervollkommnung der chemischen Theorie geführt hat, so hat auch die Entdeckung dieser psychologischen Tatsache zur Aufstellung der Theorie des Anthropomorphismus geführt, ohne die sich heute in der Metaphysik kein Schritt tun läßt. Und hier ein anderes psychologisches Problem, das bei dem heutigen Stand der Wissenschaft ebenso noch nicht exakt gelöst werden kann: Kinder neigen dazu, ihre Spielzeuge zu zerbrechen; woher kommt das? Ist es richtig, dieses Zerbrechen nur als eine ungeschickte Form des Wunsches anzusehen, die Dinge nach dem eignen Bedarf umzuformen, als ungeschickte Form der sogenannten schöpferischen Tätigkeit des Menschen, oder haben wir es hier mit einem Überrest des reinen Zerstörungsdranges zu tun, den einige Schriftsteller dem Menschen zuschreiben? Von dieser Art sind fast alle theoretischen Fragen, für die die Wissenschaft noch keine exakten Antworten gibt. Der Leser sieht, daß sie zu der Kategorie der Fragen gehören, deren Berechtigung und Wichtigkeit sich nur vor der Wissenschaft auftut, die nur für die Gelehrten verständlich sind, zur Kategorie der sogenannten technischen oder Spezialfragen, die für einfache Leute keinerlei Interesse besitzen und ihnen häufig sogar bedeutungslos vorkommen. Das sind alles Fragen ähnlich denen, aus welchem altslawischen Laut das *u* in dem Wort „рука“ („ruka“ – Hand) hervorgegangen ist, aus dem einfachen *u* (y) oder aus dem „*Jus*“, und nach welchen Regeln sich das Hauptwort „*воз*“ („wos“ – Gefährt, Wagen) aus dem Zeitwort „*везу*“ („wesu“ – ich ziehe) gebildet hat: warum der Buchstabe *e* sich hier in den Buchstaben *o* verwandelt hat. Für den Philologen sind diese Fragen außerordentlich wichtig, während sie für uns Nichtphilologen so gut wie gar nicht existieren. Wir wollen aber nicht übereilt die Gelehrten verlachen, die sich mit der Erforschung solcher scheinbar kleinlichen Dinge abgeben: die Entdeckung der Wahrheit in dergleichen scheinbar unwichtigen Dingen hat zu Resultaten geführt, die auch für uns einfache Leute wichtig sind: die Begriffe von einer ganzen Reihe wichtiger Tatsachen sind dabei geklärt worden, und wichtige Lebens-[126]beziehungen haben sich gewandelt. Dadurch, daß einige Männer die Bedeutung der als „Jus“ bezeichneten Laute entdeckten, wurde es möglich, den Grammatikunterricht vernünftiger zu gestalten, und man wird unsere Kinder weniger mit

der Grammatik quälen, als man uns gequält hat, und sie ihnen besser beibringen, als man sie uns beigebracht hat.

Die theoretischen Fragen, die bei dem gegenwärtigen Stand der moralischen Wissenschaften noch keine Lösung gefunden haben, sind also im allgemeinen von solcher Art, daß niemand, der nicht Fachmann ist, auch nur auf sie verfallen würde; dem Nichtfachmann fällt es sogar schwer zu verstehen, wie gelehrte Männer sich mit der Erforschung solcher Kleinigkeiten abgeben können. Dagegen haben jene theoretischen Fragen, die den Nichtfachleuten gewöhnlich wichtig und schwierig erscheinen, im allgemeinen für die heutigen Denker längst aufgehört, Fragen zu sein, weil sie sich bei der ersten Berührung mit dem mächtigen Apparat der wissenschaftlichen Analyse sehr leicht unzweifelhaft lösen lassen. Die Hälfte dieser Fragen erweist sich einfach als Produkt mangelnder Denkgewohnheit, die andere Hälfte wird durch allgemein bekannte Erscheinungen beantwortet. Was wird aus der Flamme, die über dem Docht einer brennenden Kerze schwebt, wenn wir die Kerze auslöschen? Ist der Chemiker überhaupt bereit, diese Worte als Frage zu bezeichnen? Er nennt sie einfach eine sinnlose Wortverbindung, die der Unkenntnis der allerelementarsten, einfachsten Tatsachen der Wissenschaften entspringt. Er sagt: das Brennen der Kerze ist ein chemischer Prozeß; die Flamme ist eine der Erscheinungen dieses Prozesses, eine seiner Seiten, einfach gesagt, eine seiner Eigenschaften; wenn wir die Kerze auslöschen, machen wir dem chemischen Prozeß ein Ende; selbstverständlich verschwinden mit seiner Beendigung auch seine Eigenschaften; die Frage aufwerfen, was mit der Flamme der Kerze geschieht, wenn wir die Kerze auslöschen, ist dasselbe, als wollte jemand fragen, was in der Zahl 25 von der Ziffer 2 übrigbleibt, wenn wir die ganze Zahl ausstreichen – es bleibt einfach nichts übrig, weder von der Ziffer 2 noch von der Ziffer 5: sie sind doch beide ausgestri-[127]chen; so fragen kann nur jemand, der selber nicht versteht, was es heißt, eine Ziffer aufschreiben und sie ausstreichen; auf alle Fragen solcher Leute gibt es nur eine Antwort: Lieber Freund! Sie verstehen nichts von Arithmetik und täten gut daran, sie zu studieren. Da wird zum Beispiel die verzwickte Frage aufgeworfen: ist der Mensch ein gutes oder ein böses Wesen? Eine Unmenge Menschen schwitzt über der Lösung dieses Problems, fast die Hälfte der Schwitzenden kommt zu dem Schluß: der Mensch ist von Natur gut; andere, die ebenfalls fast eine Hälfte der Schwitzenden ausmachen, kommen zu einem anderen Ergebnis: der Mensch ist von Natur böse. Neben diesen zwei gegensätzlichen dogmatischen Parteien bleiben ein paar Skeptiker übrig, die die einen wie die anderen auslachen und der Meinung sind: diese Frage ist nicht zu beantworten. Man braucht jedoch nur zur wissenschaftlichen Analyse zu greifen, und gleich wird die Sache im höchsten Grade einfach. Der Mensch liebt das Angenehme und scheut das Unangenehme – hierüber kann es, scheint's, keinen Zweifel geben, weil das Prädikat hier einfach das Subjekt wiederholt: *A* ist gleich *A* – das dem Menschen Angenehme ist das dem Menschen Angenehme, das dem Menschen Unangenehme ist das dem Menschen Unangenehme. Gut ist, wer anderen Gutes tut, böse ist, wer anderen Böses tut – das ist, scheint's, ebenso einfach und klar. Verbinden wir jetzt diese einfachen Wahrheiten – und wir erhalten als Schlußfolgerung: gut ist der Mensch dann, wenn er, um selbst etwas Angenehmes zu erhalten, anderen etwas Angenehmes tun muß; böse ist er dann, wenn er gezwungen ist, sich eine Annehmlichkeit dadurch zu verschaffen, daß er anderen eine Unannehmlichkeit zufügt. Die menschliche Natur darf man hier weder für das eine rügen noch wegen des anderen loben; alles hängt von den Umständen, den Verhältnissen, den Institutionen ab. Wenn bestimmte Verhältnisse konstanten Charakter tragen, wird sich in dem Menschen, der sich unter ihnen geformt hat, die Gewohnheit ausbilden, auf eine diesen Verhältnissen gemäße Weise zu handeln. Deshalb kann man finden, daß Iwan gut, Pjotr dagegen böse ist; diese Urteile beziehen sich jedoch nur auf einzelne Menschen und nicht auf den Menschen im allge-[128]meinen, wie sich auch die Begriffe des gewohnheitsmäßigen Bretterhobelns, des Schmiedens usw. nur auf einzelne Menschen beziehen und nicht auf den Menschen im allgemeinen. Iwan ist Tischler, aber es läßt sich nicht sagen, was der Mensch im allgemei-

nen ist: Tischler oder Nichttischler; Pjotr versteht Eisen zu schmieden, aber vom Menschen im allgemeinen kann man nicht sagen, er sei Schmied oder Nichtschmied. Die Tatsache, daß Iwan Tischler geworden ist, Pjotr dagegen Schmied, zeigt nur, daß unter gewissen Umständen, die es im Leben Iwans gab, der Mensch Tischler wird, unter gewissen anderen Umständen dagegen, die es im Leben Pjotrs gab, Schmied. Ganz genau so wird der Mensch unter bestimmten Umständen gut, unter anderen böse.

Die theoretische Seite der Frage nach den guten und bösen Eigenschaften der menschlichen Natur beantwortet sich mithin so leicht, daß man hier eigentlich gar nicht von einer Frage reden kann; sie enthält bereits selbst die volle Antwort in sich. Anders liegen die Dinge, wenn Sie sich die praktische Sache der Seite vornehmen, wenn Sie zum Beispiel der Ansicht sind, für den Menschen selbst und für seine Umgebung sei es wesentlich besser, gut zu sein als böse, und wenn Sie die Absicht haben sollten, dafür zu sorgen, daß jeder Mensch gut wird; von dieser Seite aus bietet die Sache die größten Schwierigkeiten dar; sie liegen jedoch, wie der Leser schon bemerkt, nicht auf dem Gebiet der Wissenschaft, sondern nur der praktischen Anwendung der von der Wissenschaft aufgezeigten Mittel. Die Psychologie und die Moralphilosophie befinden sich hier in genau der gleichen Lage wie die Naturwissenschaften. Das Klima Nordsibiriens ist übermäßig kalt; auf unsere Frage, auf welche Weise man es wärmer machen könnte, haben die Naturwissenschaften eine einfache Antwort bereit: Sibirien ist durch hohe Berge von der warmen südlichen Atmosphäre abgeschnitten und liegt nach Norden offen vor der kalten nördlichen Atmosphäre da; wenn sich die Berge an seiner Nordgrenze entlangzögen, die Südgrenze dagegen keine Berge trüge, würde das Land bedeutend wärmer sein. Wir verfügen jedoch noch nicht über die Mittel, diese theoretische Lösung des Problems praktisch durchzuführen. Genau so haben die [129] moralischen Wissenschaften theoretische Antworten auf fast alle lebenswichtigen Fragen bereit, doch fehlen dem Menschen in vielen Fällen noch die Mittel, um praktisch durchzuführen, was die Theorie vorschlägt. Die moralischen Wissenschaften haben übrigens in dieser Hinsicht einiges vor den Naturwissenschaften voraus. In den Naturwissenschaften gehören alle Mittel zur sogenannten Außenwelt; in den moralischen Wissenschaften gehört nur die Hälfte der Mittel zu dieser Kategorie, die andere Hälfte liegt im Menschen selber; mithin handelt es sich zur Hälfte nur darum, daß der Mensch die Notwendigkeit einer bestimmten Besserung stark genug empfindet; schon diese Empfindung bildet einen wesentlichen Teil der Bedingungen, deren es zur Besserung bedarf. Wir haben aber gesehen, daß diese, von dem Stimmungszustand des Menschen selbst abhängenden Bedingungen nicht ausreichen: es müssen auch materielle Mittel hinzukommen. Hinsichtlich dieser Hälfte der Bedingungen, hinsichtlich der materiellen Mittel, sind wir in den praktischen Fragen der moralischen Wissenschaften noch bedeutend besser dran als hinsichtlich der im Menschen selbst liegenden Bedingungen. Früher, als die Naturwissenschaften noch wenig entwickelt waren, konnte es in der Außenwelt unüberwindliche Schwierigkeiten geben, die der Befriedigung der moralischen Bedürfnisse des Menschen im Wege standen. Heute ist es anders geworden: die Naturwissenschaften bieten uns bereits so wirkungsvolle Mittel zur Beherrschung der Außenwelt an, daß in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten mehr bestehen. Wenden wir uns, um ein Beispiel zu geben, noch einmal der praktischen Frage zu, auf welche Weise die Menschen so gut werden könnten, daß die unguten Menschen auf der Welt zur Seltenheit würden und die bösen Eigenschaften im Leben jede Bedeutung verlören, weil sie sich den Menschen nur in ganz wenigen Fällen bemerkbar machen würden. Die Psychologie lehrt, daß die ergiebigste Quelle für das Auftreten böser Eigenschaften in dem Mangel an Mitteln zur Befriedigung von Bedürfnissen liegt, daß der Mensch fast immer nur dann böse handelt, das heißt anderen Schaden zufügt, wenn er gezwungen ist, ihnen etwas zu rauben, um selbst nicht eine für ihn [130] wichtige Sache entbehren zu müssen. Bei Mißernten zum Beispiel, wenn es nicht genug Nahrung für alle gibt, steigt die Zahl der Verbrechen und aller möglicher anderer böser Handlungen außerordentlich an: die Menschen

schädigen und betrügen einander um ein Stück Brot. Die Psychologie fügt hinzu, daß die menschlichen Bedürfnisse sich voneinander hinsichtlich ihrer Stärke schroff unterscheiden; das dringendste Bedürfnis eines jeden menschlichen Organismus ist das Atmen; den Stoff, der zu seiner Befriedigung dient, findet der Mensch aber fast in jeder Situation in genügender Menge, so daß das Bedürfnis nach Luft fast niemals böse Handlungen hervorruft. Unter ungewöhnlichen Bedingungen, wenn auch dieser Stoff nicht für alle ausreicht, kommt es auch um ihn zu Streit und Gewalttat; wenn zum Beispiel viele Menschen in einem dumpfigen Raum zusammengepfercht sind, der nur ein Fenster hat, kommt es fast immer zu Streitigkeiten und Schlägereien, ja der Kampf um diesen Platz am Fenster kann zu Mord und Totschlag führen. Auf das Bedürfnis zu atmen (fährt die Psychologie fort) folgt beim Menschen als nächstdringendes Bedürfnis das Verlangen nach Speise und Trank. An Stoffen zur ausreichenden Befriedigung dieses Bedürfnisses fehlt es nun sehr häufig sehr vielen Menschen, und dieser Mangel wird zur Quelle der meisten aller bösen Handlungen, fast aller Situationen und Einrichtungen, die die ständigen Ursachen böser Handlungen sind. Ließe sich diese eine Ursache des Bösen beseitigen, so würden zum mindesten neun Zehntel alles Bösen aus der menschlichen Gesellschaft verschwinden: die Zahl der Verbrechen würde auf den zehnten Teil herabsinken, rohe Sitten und Begriffe würden im Laufe einer Generation durch humane Sitten und Begriffe abgelöst werden, die Zwangsinstitutionen, die auf der Roheit der Sitten und der Ignoranz beruhen, würden ihre Existenzberechtigung verlieren, und bald würde fast alle Art von Zwang verschwinden. Früher wäre es, versichert man uns, unmöglich gewesen, diesen Hinweis der Theorie praktisch zu verwirklichen, weil die technischen Fertigkeiten nicht auf der Höhe waren; wir können nicht sagen, ob das für die Vergangenheit zutrifft, unbestritten ist jedenfalls, daß die Erde bei dem heutigen [131] Stand von Mechanik und Chemie und mit den Möglichkeiten, mit denen diese Wissenschaften der Landwirtschaft an die Hand gehen, in jedem Lande der gemäßigten Zone unvergleichlich viel mehr Nahrungsmittel hervorbringen könnte, als zur reichlichen Ernährung einer Einwohnerschaft ausreicht, die an Zahl die gegenwärtige Bevölkerung des betreffenden Landes um das Zehn-, Zwanzigfache übertrifft.* Es bestehen also, was die Außenwelt betrifft, keinerlei Hindernisse, die gesamte Bevölkerung eines jeden zivilisierten Landes mit ausreichenden Nahrungsmitteln zu versorgen; die Aufgabe besteht einzig und allein darin, die Menschen zum Bewußtsein der Möglichkeit und der Notwendigkeit energischer Bemühungen in dieser Richtung zu bringen. In einer rhetorischen Phrase kann man sagen, daß die Menschen wirklich, wie es sich gebührt, hierauf bedacht sind; aber die kühle, exakte Analyse der Wissenschaft zeigt, wie leer die schwülstigen Phrasen sind, die wir häufig über diesen Gegenstand zu hören bekommen. In Wirklichkeit hat die menschliche Gesellschaft noch in keinem Falle in irgendwie nennenswertem Ausmaß die Mittel zur Anwendung gebracht, die nach den Anweisungen der Naturwissenschaften und der Wissenschaft vom Volkswohlstand der erfolgreichen Förderung der Landwirtschaft dienen. Woher das kommt, warum in der menschlichen Gesellschaft solche Gleichgültigkeit gegenüber den wissenschaftlichen Hinweisen für die Befriedigung eines so wichtigen Bedürfnisses, wie des Verlangens nach Nahrung, herrscht, warum das so ist, welche Umstände und Verhältnisse die schlechte Wirtschaftsführung hervorrufen und aufrecht-

* Im eigentlichen England kann die Erde mindestens 150 Millionen Menschen ernähren. Die Lobgesänge auf die wunderbare Vollkommenheit der englischen Landwirtschaft sind insofern berechtigt, als dort eine schnelle Verbesserung zu verzeichnen ist; es wäre jedoch falsch zu glauben, daß die Landwirtschaft in England heute bereits in ausreichendem Maße die ihr von der Wissenschaft gelieferten Hilfsmittel verwendet; das steckt erst noch ganz in den Anfängen, und neun Zehntel des von England bebauten Bodens wird nach alter Routine bebaut, die dem heutigen Stand der landwirtschaftlichen Kenntnisse nicht im geringsten entspricht. – [In seinen Anmerkungen zu der Übersetzung der „Grundlagen der politischen Ökonomie“ von J. St. Mill benutzt Tschernyschewski den hier ausgesprochenen Gedanken als Argument gegen das angebliche „Gesetz“ vom abnehmenden Bodenertrag von Malthus (siehe *N. G. Tschernyschewski*, Sämtl. Werke, Bd. IX, Goslitisdat, Moskau 1949, S. 272-329 russ.).] *Anmerkung der Redaktion.*

erhalten, wie die Umstände und Verhältnisse verändert werden müssen, damit eine gute Bewirtschaftung an Stelle [132] einer schlechten tritt – das sind wieder neue Fragen, deren theoretische Beantwortung sehr leicht ist; die praktische Verwirklichung der wissenschaftlichen Lösungen hängt aber wieder davon ab, daß der Mensch gewisse Eindrücke in sich aufnimmt. Wir haben übrigens nicht die Absicht, hier eine Darstellung weder der theoretischen Lösung noch der praktischen Schwierigkeiten in diesen Fragen zu geben; das würde uns zu weit führen, und wir glauben, daß die obigen Bemerkungen genügen, um die Lage zu erklären, in der sich die moralischen Wissenschaften gegenwärtig befinden. Wir wollten sagen, daß die exakte wissenschaftliche Ausarbeitung der moralischen Kenntnisse noch ganz in den Anfängen steckt; daß infolgedessen für viele außerordentlich wichtige moralische Probleme noch keine exakte theoretische Lösung gefunden ist; daß aber die Probleme, deren theoretische Lösung noch nicht gefunden ist, rein technischer Natur sind, so daß sie nur den Fachmann interessieren, während umgekehrt jene psychologischen und moralischen Probleme, die dem Nichtfachmann sehr interessant erscheinen und sehr schwer vorkommen, bereits exakt und dabei außerordentlich leicht und einfach schon bei der ersten Anwendung exakter wissenschaftlicher Analyse gelöst sind, so daß ihre theoretische Beantwortung bereits vorliegt; wir fügten noch hinzu, daß sich aus diesen unbestreitbaren theoretischen Lösungen sehr wichtige und nützliche wissenschaftliche Hinweise ergeben, welche Mittel zur Verbesserung des menschlichen Lebens anzuwenden sind; daß einige dieser Mittel der Umwelt entnommen werden können und daß bei dem heutigen Entwicklungsstand unserer Kenntnisse von der Natur die Außenwelt in dieser Hinsicht kein Hindernis mehr darstellt, daß andere Mittel dagegen von der Verstandesenergie des Menschen selbst beigesteuert werden müssen, daß heutzutage Schwierigkeiten nur bei der Auslösung dieser Energie zu erwarten sind, weil die einen Menschen dumm und apathisch sind, während andere absichtlich Widerstand leisten, und die große Mehrheit der Menschen in jeder Gesellschaft im allgemeinen im Banne von Vorurteilen lebt.

Diese ganzen Betrachtungen sollten klarmachen, auf welche Weise die heutige hohe Entwicklung der Naturwissen-[133]schaften der Entstehung von exakten Wissenschaften in solchen Gebieten des Lebens und der theoretischen Forschung förderlich ist, wo man sich bisher mit bloßen Vermutungen zufriedengab, die manchmal begründet, manchmal unbegründet waren, jedenfalls aber kein exaktes Wissen lieferten. Das gilt für die moralischen und metaphysischen Probleme. Nunmehr werden sich unsere Aufsätze dem Menschen als Einzelpersönlichkeit zuwenden, und wir werden versuchen darzustellen, wie die zu diesem Gegenstand gehörenden Probleme durch exakte wissenschaftliche Ausgestaltung der Psychologie und Moralphilosophie gelöst werden. Wenn der Leser sich an unseren ersten Aufsatz erinnert, wird er natürlich erwarten, daß wir diesem kaum gegebenen Versprechen gleich wieder untreu werden und uns auf lange, gar nicht zur Sache gehörende Abschweifungen einlassen. Und der Leser hat recht. Wir lassen zunächst einmal die psychologischen und moralphilosophischen Fragen nach dem Menschen beiseite, nehmen uns seine physiologischen, medizinischen und beliebigen anderen Probleme vor und werden uns überhaupt mit dem Menschen als moralischem Wesen gar nicht beschäftigen, sondern vorerst versuchen zu sagen, was wir von ihm als von einem Wesen wissen, welches Magen und Kopf, Knochen, Adern, Muskeln und Nerven hat. Wir werden ihn zunächst nur von der Seite aus betrachten, die die Naturwissenschaften interessieren: die anderen Seiten werden wir uns, wenn es die Zeit uns erlaubt, später vornehmen.

Die Physiologie und die Medizin stellen fest, daß der menschliche Organismus eine höchst komplizierte chemische Kombination darstellt, die einen höchst komplizierten chemischen Prozeß, das sogenannte Leben, durchmacht. Dieser Prozeß ist so kompliziert, sein Gegenstand aber so wichtig für uns, daß der Zweig der Chemie, der sich mit seiner Erforschung beschäftigt, infolge seiner Wichtigkeit den Titel einer besonderen Wissenschaft erhalten hat

und Physiologie genannt wird. Das Verhältnis der Physiologie zur Chemie läßt sich mit dem Verhältnis der Vaterländischen Geschichte zur Weltgeschichte vergleichen. Selbstverständlich bildet die Russische Geschichte nur einen Teil der Weltgeschichte der Gegenstand dieses Teils steht uns jedoch besonders nahe, [134] und man hat deshalb so etwas wie eine eigne Wissenschaft daraus gemacht; in den Lehranstalten wird die Russische Geschichte von der Weltgeschichte getrennt gelesen, und die Zöglinge erhalten bei den Prüfungen besondere Zensuren in Russischer Geschichte; man darf jedoch nicht vergessen, daß diese äußerliche Trennung nur der praktischen Bequemlichkeit dient, nicht aber durch einen theoretischen Unterschied in der Natur dieses Wissenszweiges von anderen Teilen der gleichen Wissenschaft begründet ist. Die Russische Geschichte ist nur im Zusammenhang mit der Weltgeschichte zu verstehen, erklärt sich aus ihr und stellt nur eine Abwandlung der Kräfte und Erscheinungen dar, von denen die allgemeine Weltgeschichte handelt. So ist auch die Physiologie nur eine Abwandlung der Chemie, und ihr Gegenstand nur eine Abart der von der Chemie behandelten Gegenstände. Die Physiologie selbst hat nicht alle ihre Unterabteilungen in voller Einheit unter einem gemeinsamen Namen zusammenhalten können; einige Seiten des von ihr erforschten Gegenstandes, das heißt des chemischen Prozesses, der sich im menschlichen Organismus abspielt, sind von so besonderem Interesse für den Menschen, daß ihre Erforschung, obwohl sie als Teil zur Physiologie gehört, den Titel eigener Wissenschaften erhalten hat. Wir wollen eine dieser Seiten nennen: Die Untersuchung der Erscheinungen, die verschiedene Abweichungen dieses chemischen Prozesses von seinem normalen Verlauf hervorbringen und begleiten; dieser Teil der Physiologie hat einen besonderen Namen erhalten und heißt Medizin, die Medizin ihrerseits hat sich in zahlreiche Wissenschaften mit besonderen Namen gespalten. So hat also ein Zweig, der sich aus der Chemie abgesondert hat, neue Zweige hervorgebracht, die sich dann wieder in neue Zweige gespalten haben. Dabei handelt es sich jedoch um eine Erscheinung genau der gleichen Art wie die Teilung einer Stadt in Stadtviertel und der Stadtviertel in Straßen; das macht man nur aus Gründen der praktischen Bequemlichkeit, und es darf nicht vergessen werden, daß alle Straßen und Stadtviertel zusammen ein Ganzes bilden. Wenn wir sagen: Wassili-Insel oder Newski-Prospekt, meinen wir durchaus nicht, daß die Häuser dieses Viertels und dieser Straße nicht zu Petersburg [135] gehören. Genau so gehören die medizinischen Vorgänge zum System der physiologischen Vorgänge und das ganze System der physiologischen Vorgänge gehört in das noch umfassendere System der chemischen Vorgänge.

Wenn ein zu untersuchender Gegenstand sehr kompliziert ist, empfiehlt es sich, ihn zur besseren Untersuchung in Teile zu zerlegen; deshalb zerlegt die Physiologie den komplizierten Prozeß, der sich im lebenden Organismus des Menschen abspielt, in verschiedene Teile; ihre bedeutendsten sind: Atmung, Ernährung, Blutkreislauf, Bewegung, Sinneswahrnehmung; wie jeder chemische Prozeß kennt auch dieses System von Erscheinungen Entstehen, Wachsen, Rückgang und Ende. Deswegen untersucht die Physiologie als gewissermaßen besondere Prozesse: Atmung, Ernährung, Blutkreislauf, Bewegung, Sinneswahrnehmung usw., Empfängnis oder Befruchtung, Wachstum, Altern und Tod. Hier muß man sich jedoch sehr wohl daran erinnern, daß diese verschiedenen Perioden des Prozesses und seine verschiedenen Seiten nur in der Theorie voneinander getrennt werden, um die theoretische Analyse zu erleichtern, in Wirklichkeit aber ein untrennbares Ganzes bilden. So zerlegt die Geometrie den Kreis in Umfang, Radien und Mittelpunkt, aber eigentlich gibt es keinen Radius ohne Mittelpunkt und Umfang, keinen Mittelpunkt ohne Radius und Umfang, ja selbst keinen Umfang ohne Radius und Mittelpunkt – diese drei Begriffe, diese drei Teile der geometrischen Erforschung des Kreises bilden alle zusammen ein Ganzes. Einige Teile der Physiologie sind bereits sehr gut ausgearbeitet; das gilt zum Beispiel von der Erforschung der Prozesse der Atmung, der Ernährung, des Blutkreislaufs, der Empfängnis, des Wachstums und des Alterns. Der Prozeß der Bewegung ist noch nicht so gründlich aufgeklärt, und der Prozeß der Sinneswahrneh-

mung noch weniger; recht sonderbar mag erscheinen, daß ebenso wenig erforscht auch der Prozeß des normalen Todes ist, der nicht durch außergewöhnliche Umstände oder besondere Störungen durch Krankheiten hervorgerufen wird, sondern die Erschöpfung des Organismus durch den Ablauf des Lebens selbst zur Ursache hat. Das kommt aber daher, daß erstens die Mediziner und Physiologen [136] selten Gelegenheit haben, einen solchen Tod zu beobachten: von tausend Menschen geht höchstens einer an einem solchen Tod zugrunde, der Organismus der übrigen wird vorzeitig durch Krankheiten und äußere Unglücksfälle zerstört; zweitens hatten die Gelehrten bisher nicht genügend Zeit, diesen seltenen Fällen eines normalen Todes die Aufmerksamkeit zu schenken, die die Krankheiten und die Fälle gewaltsamen Todes beanspruchen: in den Fragen der Zerstörung des Organismus werden die Kräfte der Wissenschaft bis jetzt ganz durch das Suchen nach Mitteln zur Verhinderung eines vorzeitigen Todes in Anspruch genommen.

Wir sagten schon, daß einige Seiten des Lebensprozesses noch nicht so gründlich erforscht sind wie andere; damit soll aber nicht gesagt sein, daß wir nicht auch bereits genügend positive Kenntnisse von denjenigen seiner Seiten besitzen, deren Erforschung bis jetzt noch am allerunvollkommensten entwickelt ist. Selbst wenn wir annehmen, daß irgendeine Seite des Lebensprozesses in ihrer Besonderheit bis jetzt der exakten Analyse im Geiste der Mathematik und der Naturwissenschaften völlig unzugänglich bleibt, so würde ihr Charakter uns doch bereits annähernd bekannt sein aus dem Charakter der anderen, bereits einigermaß erforschten Seiten. Es wäre genau so wie bei der Bestimmung des Aussehens des Kopfes eines Säugetiers auf Grund seiner Fußknochen; bekanntlich rekonstruiert die Wissenschaft aus einem Schulterblatt oder einem Schlüsselbein mit ziemlicher Genauigkeit die gesamte Gestalt eines Tieres einschließlich des Kopfes, so daß ein später aufgefundenes vollständiges Skelett die Richtigkeit des wissenschaftlichen Schlusses von dem Teil auf das Ganze bestätigt. Wir wissen zum Beispiel, was bei der Ernährung vor sich geht; von hier aus wissen wir bereits annähernd, was zum Beispiel bei der Sinneswahrnehmung vor sich geht: Ernährung und Sinneswahrnehmung sind so eng miteinander verbunden, daß man vom Charakter der einen auf den der anderen schließen kann. Im vorhergehenden Artikel haben wir bereits davon gesprochen, daß solche Schlußfolgerungen von bekannten Teilen auf unbekannte Teile, sowohl besonders zuverlässig als auch besonders wichtig in ihrer negativen Form sind. *A* ist eng [137] verbunden mit *X*; *A* ist *B*; hieraus folgt, daß *X* weder *C* noch *D* noch *E* sein kann. Man hat zum Beispiel das Schulterblatt irgendeines vorsintflutlichen Tieres aufgefunden; zu welcher Ordnung von Säugetieren es gehört, können wir vielleicht nicht einwandfrei feststellen und irren uns vielleicht, wenn wir es zur Gattung der Katzen oder Pferde rechnen; das aufgefundene Schulterblatt allein läßt uns jedoch einwandfrei erkennen, daß es weder ein Vogel, ein Fisch noch ein Schaltier ist. Wir sagten schon, daß solche negative Schlußfolgerungen in allen Wissenschaften sehr wichtig sind. Besonders wichtig sind sie jedoch in den moralischen Wissenschaften und in der Metaphysik, weil die Irrtümer, die durch sie beseitigt werden, in diesen Wissenschaften besonders verhängnisvolle praktische Folgen hatten. Wenn man in der Vergangenheit infolge der ungenügenden Entwicklung der Naturwissenschaften den Walfisch fälschlich zu den Fischen und die Fledermaus zu den Vögeln rechnete, so hat das wahrscheinlich keinem einzigen Menschen Schaden getan; in der Metaphysik und in den moralischen Wissenschaften dagegen haben Irrtümer, die der gleichen Quelle entsprangen, d. h. der Unfähigkeit, einen Gegenstand oder eine Sache exakt zu analysieren, irrtümliche Meinungen hervorgebracht, die der Menschheit viel schlimmeren Schaden angetan haben als Cholera, Pest und alle ansteckenden Krankheiten zusammengenommen. Stellen wir zum Beispiel einmal die Hypothese auf, das Nichtstun sei angenehm, Arbeit aber unangenehm; wird diese Hypothese zur herrschenden Meinung, so wird jeder Mensch jede Gelegenheit benutzen, sich ein nichtstuerisches Leben zu sichern, indem er andere für sich arbeiten läßt; das wird zu aller Art von Versklavung und Raub führen, angefangen von der Sklaverei im eigentlichen Sinn

und von Eroberungskriegen bis zu den heutigen raffinierteren Formen der gleichen Erscheinungen. Und diese Hypothese wurde wirklich von Menschen aufgestellt, ist wirklich zur herrschenden Meinung geworden, herrscht bis heute und hat wirklich Leiden ohne Maß und Zahl gebracht. Versuchen wir jetzt einmal, die Schlußfolgerungen der exakten Analyse des Lebensprozesses auf die Begriffe der Annehmlichkeit Oder des Vergnügens anzuwenden. Die Phänomene der [138] Annehmlichkeit oder des Vergnügens gehören zu jenem Teil des Lebensprozesses, der Sinneswahrnehmung genannt wird. Nehmen wir einstweilen an, daß gerade dieser Teil des Lebensprozesses als besonderer Teil noch nicht genau erforscht ist. Sehen wir einmal zu, ob sich aus den exakten Kenntnissen, die die Wissenschaft heute von der Ernährung, von der Atmung und vom Blutkreislauf besitzt, Rückschlüsse auf jenen Teil des Lebensprozesses ziehen lassen. Wir sehen, daß jede dieser Erscheinungen die Tätigkeit irgendwelcher Teile unseres Organismus ausmacht. Welche Körperteile beim Vorgang der Atmung, der Ernährung und des Blutkreislaufs tätig sind, wissen wir und wissen auch, wie sie arbeiten; vielleicht würden wir einen Irrtum begehen, wenn wir aus diesen Kenntnissen darauf schließen würden, welche Teile des Organismus auf welche Weise beim Phänomen der angenehmen Empfindung tätig sind; wir haben jedoch bereits direkt gesehen, daß nur die Tätigkeit irgendeines Teils des Organismus das entstehen läßt, was wir die Erscheinungen des menschlichen Lebens nennen; wir sehen, daß da, wo Tätigkeit vorhanden ist, auch das betreffende Phänomen auftritt, und da, wo keine Tätigkeit vorhanden ist, auch das Phänomen fehlt; hieraus erkennen wir, daß auch zu der angenehmen Empfindung unbedingt eine Tätigkeit des Organismus gehört. Analysieren wir jetzt den Begriff der Tätigkeit. Zur Tätigkeit gehört das Vorhandensein von zwei Dingen, eines tätigen und eines die Tätigkeit erleidenden – und die Tätigkeit besteht darin, daß das tätige Ding seine Kräfte zur Bearbeitung des Dings verwendet, welches die Tätigkeit erleidet. Bei dem Phänomen der Atmung zum Beispiel setzen Brustkorb und Lungen die Luft in Bewegung und zerlegen sie, beim Phänomen der Ernährung verarbeitet der Magen die Speise. Also muß auch die angenehme Empfindung notwendig darin bestehen, daß irgendein äußerer Gegenstand durch eine Kraft des menschlichen Organismus umgewandelt wird; welches dieser Gegenstand ist und auf welche Weise er umgearbeitet wird, das wissen wir noch nicht, aber wir sehen bereits, daß die Quelle des Vergnügens unbedingt irgendeine tätige Einwirkung des menschlichen Organismus auf einen Gegenstand der Außenwelt sein muß. Versuchen [139] wir jetzt, aus diesem Ergebnis einen negativen Schluß zu ziehen. Nichtstun ist das Fehlen von Tätigkeit; es liegt auf der Hand, daß es nicht das Phänomen der sogenannten angenehmen Empfindung hervorrufen kann. Jetzt wird uns durchaus verständlich, warum die wohlhabenden Klassen der Gesellschaft in allen zivilisierten Ländern ständig darüber klagen, daß sie sich langweilen, daß das Leben unangenehm sei. Diese Klagen sind durchaus berechtigt. Für den Reichen ist das Leben ebenso unangenehm wie für den Armen, weil nach einem Brauch, der sich dank einer falschen Hypothese in der Gesellschaft festgesetzt hat, Reichtum an Nichtstun gebunden ist, d. h. weil die Dinge, die eine Quelle des Vergnügens sein sollten, dank eben dieser Hypothese kein Vergnügen mehr bereiten können. Wer an abstraktes Denken gewöhnt ist, wird von vornherein überzeugt sein, daß die Beobachtung der Alltagsbeziehungen zu Resultaten führen wird, die der wissenschaftlichen Analyse nicht widersprechen. Aber auch die des Denkens ungewohnten Menschen werden zu dergleichen Schlußfolgerung gelangen, wenn sie über den Sinn der Tatsachen nachdenken, die uns das Leben der sogenannten großen Welt liefert. In ihr gibt es keine normale Tätigkeit, d. h. keine Tätigkeit, bei der die objektive Seite der Sache ihrer subjektiven Rolle entspräche, keine Tätigkeit, die wirklich ernst genannt zu werden verdiente; um sich nicht subjektive Störungen des Organismus zuzuziehen, um nicht vor Mangel an Bewegung krank zu werden, um der Langweile aus dem Wege zu gehen, muß der Mann von Welt die fehlende normale Tätigkeit durch eine fiktive ersetzen; er weiß nicht mehr, was für einen objektiven, vernünftigen Zweck Bewegung hat, deshalb „macht er sich Bewegung“,

d. h. erschlägt mit sinnlosem Beinschlenkern ebensoviel Zeit tot, wie er es für einen vernünftigen Gang gebraucht hätte; er weiß nicht mehr, was körperliche Arbeit ist, deshalb „beschäftigt er sich mit hygienischer Gymnastik“, d. h. er schwingt die Arme im Kreise und beugt den Rumpf (wenn nicht im Turnsaal, dann am Billardtisch oder an einer Drechselbank), und zwar ebenso lange, wie er sich eigentlich mit körperlicher Arbeit beschäftigen sollte; er weiß nicht mehr, was es heißt, vernünftig für sich und seine Nächsten zu sorgen, des-[140]halb gibt er sich mit Klatsch und Intrigen ab, d. h. er wendet ebensoviel geistige Energie für dummes Zeug auf, wie er für vernünftige Dinge aufwenden sollte. Aber alle diese künstlichen Mittel können die Bedürfnisse des Organismus nicht so befriedigen, wie es für die Gesundheit nötig wäre. Dem Reichen verrinnt sein Leben heute genau so wie dem Chinesen, der Opium raucht; übernatürliche Erregung wechselt ab mit Lethargie, maßlose Übersättigung mit leerer Tätigkeit, die stets die gleiche schale Langweile hinterläßt, die sie eigentlich vertreiben sollte.

Selbst angenommen, wir besäßen über irgendeinen Teil des Lebensprozesses als einzelnen Spezialteil keine exakten Forschungen, so gäbe uns, wie wir sehen, der heutige Stand der exakten Kenntnisse von anderen Teilen des gleichen Lebensprozesses bereits einen annähernden Begriff von der allgemeinen Natur dieses unbekannten Teils und dauerhafte Unterlagen für wichtige positive und noch wichtigere negative Schlußfolgerungen in bezug auf ihn. Wir haben jedoch natürlich nur um der größeren Klarheit willen, argumenti causa, die Annahme gemacht, daß wir keinerlei exakte Forschungen über einige Teile des Lebensprozesses besäßen; in Wirklichkeit gibt es keinen Teil des Lebensprozesses, von dem die Wissenschaft nicht ein mehr oder weniger ausgedehntes exaktes Wissen besäße, das sich ganz speziell auf diesen Teil bezieht. So wissen wir zum Beispiel, daß die Empfindung in bestimmten Nerven lokalisiert ist, die Bewegung in anderen. Die Ergebnisse dieser Spezialuntersuchungen bestätigen die Schlußfolgerungen, die wir aus der Beobachtung des gesamten Lebensprozesses und seiner genauer erforschten Teile gewinnen.

Bisher haben wir von der Physiologie als der Wissenschaft gesprochen, die sich mit der Erforschung des Lebensprozesses des menschlichen Organismus befaßt. Aber der Leser weiß, daß die Physiologie des menschlichen Organismus nur einen Teil der Physiologie bildet, oder besser gesagt, einen Teil einer ihrer Unterabteilungen – der zoologischen Physiologie. Nach dieser Bemerkung können wir einen Fehler wiedergutmachen, den wir auf den vorhergehenden Seiten begangen haben: es war unrichtig davon zu reden, die [141] Phänomene der Atmung, der Ernährung und anderer Seiten des menschlichen Lebensprozesses bildeten den Gegenstand der Physiologie – ihren Gegenstand bilden die Erscheinungen dieses Prozesses bei allen Lebewesen. Eine Physiologie des Menschen gibt es nur in dem gleichen Sinn, wie es eine Geographie Englands gibt, im Sinne eines Kapitels eines ganzen Buches, eines Kapitels, das sich selbst zu einem ganzen Buch auswachsen kann.

Wenn wir zwei Länder, die hinsichtlich ihrer Entwicklung einander sehr fernstehen, indem das eine von Wilden, das andere von einem hochzivilisierten Volk bewohnt wird, einer oberflächlichen Betrachtung unterziehen, haben wir zunächst den Eindruck, als gäbe es in dem einen dieser Länder keine Spur von jenen Erscheinungen, die uns in dem anderen Land durch ihre kolossalen Ausmaße frappieren. In England sehen wir London und Manchester, Eisenbahnen, Häfen voller Dampfer, dagegen, sagen wir, bei den Jakuten anscheinend nichts, was diesen Dingen entspräche. Man nehme sich aber einmal eine gründliche Beschreibung des Lebens der Jakuten vor, und man wird schon allein durch die Kapiteleinteilung auf den Gedanken gebracht werden, daß das oberflächliche Urteil falsch war: die Kapiteleinteilung eines Buches über die Jakuten ist genau die gleiche wie die in einem Buche über die Engländer: Boden und Klima; Methoden der Nahrungsgewinnung; Wohnung; Kleidung; Verkehrswege; Handel usw. Wie? fragt man sich, gibt es auch bei den Jakuten Verkehr und Handel? Ja, gewiß gibt es sie genau wie bei den Engländern; der Unterschied besteht nur darin, daß diese

Formen des öffentlichen Lebens bei den Engländern stark entwickelt sind, bei den Jakuten dagegen schwach. Die Engländer haben London, – aber auch die Jakuten haben eine Erscheinung, die dem gleichen Prinzip entspringt, dem London seine Existenz verdankt: mit Einbruch des Winters geben die Jakuten ihr Nomadenleben auf und lassen sich in Erdwohnungen nieder; diese Erdwohnungen liegen dicht beieinander und bilden so eine Art von Gruppe – da haben wir die Keimzelle der Stadt; in England hat es ja auch einmal so angefangen: die Keimzelle Londons ist ebenfalls einmal eine Gruppe von Erdwohnungen gewesen. Die Engländer [142] haben ihr Manchester mit gigantischen Maschineneinrichtungen, die man Baumwollspinnerei nennt; aber auch die Jakuten begnügen sich nicht mit Tierfellen in natürlicher Gestalt, sondern verarbeiten sie und machen aus der Wolle Filz: vom Filzen ist es nicht mehr weit zum Weben und von der Nadel nicht mehr weit zur Spindel; Manchester ist einfach die Anhäufung von vielen Millionen Spindeln in einer bequemen Anordnung; in der Arbeit, mit der die Jakutenfamilie Kleidungsstücke herstellt, liegt bereits der Keim für ein Manchester wie in der jakutischen Erdwohnung der Keim zu einem London liegt Es ist eine Sache für sich, zu welcher Entwicklung es eine Erscheinung jeweils gebracht hat; aber in verschiedenen Entwicklungsgraden gibt es die Erscheinungen der verschiedenen Kategorien bei jedem Volk. Der Keim ist stets der gleiche; er entwickelt sich überall nach ein und denselben Gesetzen, nur sind die äußeren Umstände in verschiedenen Gegenden verschieden, und das hat Unterschiede in der Entwicklung zur Folge: die sauren Berliner Weintrauben sind Weintrauben, gleich denen, die in der Champagne und in Ungarn wachsen: nur das Klima ist verschieden, und man kann deshalb vom praktischen Standpunkt aus sagen, daß die Berliner Weintraube, die ganz und gar nichts taugt, etwas völlig anderes ist als die Weintrauben von Tokaj oder Epernay, aus denen man herrliche Weine macht; der Unterschied ist also riesengroß und für jedermann offenbar, aber man wird zugeben, daß die Gelehrten recht haben, wenn sie behaupten, die Tokajer Weintraube enthalte kein Element, das nicht auch in der Berliner Weintraube vorhanden ist.

Um zum Menschen zu kommen, müssen wir das gesamte Gebiet der Natur durchwandern; bis jetzt haben wir jedoch nur von der sogenannten anorganisch Natur und vom Pflanzenreich gesprochen, aber noch nichts vom Tierreich gesagt. In seinen am weitesten entwickelten Formen unterscheidet sich der tierische Organismus außerordentlich von der Pflanze; der Leser weiß jedoch, daß die Säugetiere und die Vögel mit der Pflanzenwelt durch eine Menge von Übergangsformen verbunden sind, an denen man alle Entwicklungsstufen der sogenannten Tierwelt aus der Pflanzenwelt [143] verfolgen kann: es gibt Pflanzen und Tiere, die sich fast durch nichts voneinander unterscheiden, so daß sich schwer sagen läßt, welchem Reich sie zuzurechnen sind. Wenn gewisse Tiere sich in der Epoche der vollen Entwicklung ihres Organismus fast nicht von Pflanzen unterscheiden, so sind alle Tiere in der Anfangszeit ihrer Existenz fast genau so beschaffen wie die Pflanzen in der ersten Phase ihres Wachstums: als Keimform dient bei Tieren und Pflanzen gleichermaßen die Zelle; die Zelle, die dem Tier als Keimform dient, ähnelt der Zelle, die der Pflanze als Keimform dient, in solchem Maße, daß es schwer ist, sie voneinander zu unterscheiden. Wir sehen also, daß alle tierischen Organismen aus den gleichen Anfängen hervorgehen wie die Pflanzen und daß nur in der Folge einige Tierorganismen eine Gestalt annehmen, die sich stark von den Pflanzen unterscheidet, und in hohem Maße Eigenschaften entfalten, die in der Pflanze nur schwach entwickelt sind, so daß sie sich nur mit Hilfe der wissenschaftlichen Untersuchung entdecken lassen. So steckt zum Beispiel auch im Baum der Keim der Bewegung: die Säfte bewegen sich in ihm wie in einem Tiere; die Wurzeln und die Zweige strecken sich nach verschiedenen Seiten aus; gewiß vollzieht sich diese Ortsveränderung nur in einzelnen Teilen, während der ganze Organismus sich nicht von der Stelle bewegt; aber auch der Polyp bleibt an Ort und Stelle: der Polypenstock ist ebensowenig zum Ortswechsel fähig wie der Baum. Dafür gibt es aber Pflanzen, die sich von der Stelle fortbewegen; hierher gehören einige Arten aus der Familie Mimosa.

Man soll niemanden beleidigen; wir würden den Tieren Unrecht tun, wenn wir nicht auch ihnen zu Ehren ein paar Worte sagen würden, nachdem wir festgestellt haben, daß sie sich nicht für Wesen anderer Art als die Pflanzen halten sollen, und sie damit auf die Stufe einer bloßen Sonderform des gleichen Lebens herabgedrückt haben, das sich in den Pflanzen zeigt. Tatsächlich zeigt die wissenschaftliche Analyse, wie unberechtigt die leicht hingeworfene Behauptung ist, verschiedene ehrenvolle Qualitäten, wie zum Beispiel eine gewisse Fähigkeit zum Fortschritt, seien bei den Tieren absolut nicht vorhanden. Man pflegt zu sagen: das Tier bleibt [144] sein Leben lang so, wie es geboren wird, lernt nichts dazu und kommt in seiner geistigen Entwicklung nicht vom Fleck. Diese Auffassung wird durch Tatsachen widerlegt, die jedermann kennt. Man kann Bären dazu abrichten, zu tanzen und allerlei Kunststücke aufzuführen, und Hunde dazu erziehen, zu apportieren und auf den Hinterbeinen zu gehen; Elefanten kann man sogar dazu abrichten, auf dem Seil zu tanzen, und Fische dazu bringen, daß sie sich auf ein Klingelzeichen hin an einem bestimmten Ort sammeln – ohne Unterricht haben die so abgerichteten Tiere nichts dergleichen getan; die Abrichtung verleiht ihnen Eigenschaften, die sie sonst nicht besitzen würden. Aber nicht nur der Mensch lehrt die Tiere, die Tiere lehren auch einander: bekanntlich bringen die Raubtiere ihren Jungen bei, nach Beute zu jagen; die Vögel bringen ihren Jungen das Fliegen bei. Aber man entgegnet uns, diese Abrichtung, diese Entwicklung habe bestimmte Grenzen, die das Tier nicht überschreite, so daß die Art dabei unveränderlich bleibt, da die Entwicklung sich nur auf ihre einzelnen Glieder erstreckt: das einzelne Tier könne seine Geschichte haben, die Art dagegen kenne keine Geschichte, wenn wir unter Geschichte eine fortschreitende Bewegung verstehen. Auch das trifft nicht zu; vor unseren Augen vervollkommnen sich ganze Tierarten: in gewissen Ländern verbessern sich zum Beispiel die Pferde- oder Hornviehrassen. Dem Menschen nützt nur die Entwicklung der wirtschaftlichen Qualitäten des Tiers: die Steigerung der Zugkraft beim Pferde, der Wolle beim Schaf, des Milch- und Fleischertrages bei Kühen und Ochsen; deshalb vervollkommnen wir auch ganze Tierrassen lediglich in Hinblick auf diese äußerlichen Qualitäten. Aber auch das läßt bereits erkennen, daß in der Tierwelt nicht nur Individuen, sondern ganze Arten der Entwicklung fähig sind. Diese Tatsache allein würde genügen, den sicheren Schluß zu ziehen, daß auch die geistigen Fähigkeiten der Tiere aller Rassen nicht unbeweglich und konstant sind, sondern der Veränderung unterliegen; die Naturwissenschaften lehren, daß die Ursache der Veränderung im Muskelsystem, d. h. die Veränderung der Blutqualität, unweigerlich auch zu gewissen Änderungen im Nervensystem führt; wenn sich bei Veränderungen der [145] Zusammensetzung des Blutes, welches die Muskeln und Nerven ernährt, die Ernährung der Muskeln verändert; so muß sich auch die Ernährung des Nervensystems verändern; ein Unterschied in der Ernährung hat unweigerlich auch eine Veränderung der Eigenschaften und der Tätigkeit des zu ernährenden Teils des Organismus zur Folge. Ein Pferd von verbesserter Rasse muß unweigerlich etwas andere Sinneseindrücke aufnehmen als ein anderes Pferd: man kann beobachten, daß seine Augen lebendiger, feuriger blitzen; das bedeutet, daß sein Sehnerv empfänglicher, empfindlicher ist; wenn sich der Sehnerv derart verändert hat, muß eine gewisse Veränderung auch im ganzen übrigen Nervensystem vor sich gegangen sein. Das ist durchaus keine Hypothese, sondern eine positive Tatsache, die man zum Beispiel daher kennt, daß das Füllen eines gezähmten, wenn man so sagen kann, wohlerzogenen Pferdes sich sehr viel schneller und leichter daran gewöhnt, in der Deichsel zu gehen, als das Füllen eines wilden, in der Koppel gehaltenen, unerzogenen Pferdes; das bedeutet, daß die geistigen Fähigkeiten bei dem einen Pferd in gewisser Hinsicht höher entwickelt sind als bei dem anderen. Aber hier handelt es sich um vom Menschen gesteckte Ziele, nicht aber um Bedürfnisse des Tieres selbst; diese Entwicklung erfaßt nur die niederen Formen des geistigen Lebens, wie es stets der Fall ist, wenn die Entwicklung durch Ziele hervorgerufen wird, die dem sich Entwickelnden fremd sind. Sehr viel klarer offenbart sich bei den Tieren die Fähigkeit zum Fortschritt, wenn sie sich nach eigenen Bedürfnissen,

aus eigenem Antrieb entwickeln. Unsere Haustiere, die sich an ihre Sklaverei gewöhnt und in einer Richtung entwickelt haben, die ihrem Herrn Nutzen bringt, sind im allgemeinen durch die Sklaverei verdummt. Sie sind feige geworden und haben die Fähigkeit verloren, sich in unvorhergesehenen Situationen zurechtzufinden. In Freiheit gesetzt, finden sie jedoch die Kühnheit und Findigkeit des freien Zustands schnell wieder. Zur Wildheit zurückgekehrt, lernen die Pferde wieder, sich gegen Wölfe zu verteidigen und im Winter das Gras unter dem Schnee hervorzuscharren. Überhaupt besitzen wilde Tiere die Fähigkeit, sich neuen Verhältnissen anzupassen: die Bücher über das Leben der Tiere sind voll [146] von Erzählungen, wie gut Wespen, Spinnen und andere Insekten, unter einen Glassturz gesetzt, ihr Leben den neuen Verhältnissen anzupassen verstehen. Anfänglich versucht das Insekt, sich wie früher zu verhalten; ständige Mißerfolge zeigen ihm die Unhaltbarkeit der früheren Methode, es probiert neue Methoden aus, und wenn es unter den neuen Verhältnissen nicht zugrunde geht, so richtet es sein Leben schließlich auf neue Weise ein. Der Bär, der ein Faß mit Wein gefunden hat, kommt schließlich darauf, ihm den Boden einzuschlagen. Wir wollen nicht die zahllosen einzelnen Erzählungen über die Findigkeit von Tieren anführen und nur eine allgemeine Tatsache vermerken, die für ganze Arten gilt; wenn in einem bis dahin unbewohnten Lande ein Mensch auftaucht, verstehen die Vögel anfänglich nicht, sich vor ihm in acht zu nehmen; mit der Zeit jedoch lehrt die Erfahrung sie, diesem neuen Feind gegenüber vorsichtig zu sein und umsichtig zu handeln, und alle Arten von Jagdtieren lernen schnell, den Jäger klüger zu behandeln als anfangs, ihm aus dem Wege zu gehen und ihn zu betrügen.

Wir haben in bezug auf die Tiere den Ausdruck „geistige Fähigkeiten“ gebraucht. Tatsächlich läßt sich den Tieren weder das Gedächtnis noch die Einbildungskraft oder das Denken absprechen. Das Gedächtnis braucht kaum erwähnt zu werden: jedermann weiß, daß es kein einziges Säugetier, keinen einzigen Vogel gibt, der diese Fähigkeit nicht besäße, und daß sie bei einigen Arten besonders stark ausgeprägt ist; der Hund hat ein ungewöhnlich gutes Gedächtnis: er erkennt einen Menschen, den er vor langer Zeit gesehen hat, und weiß von sehr entfernten Orten den Weg nach Hause zu finden. Einbildungskraft muß unweigerlich vorhanden sein, wo es Gedächtnis gibt, weil nur sie die verschiedenen, im Gedächtnis aufbewahrten Vorstellungen zu neuen Gruppen verbindet. Wenn eine Nerventätigkeit vorhanden ist, d. h. wenn ein ständiger Wechsel von Empfindungen und Eindrücken vor sich geht, so müssen die früheren Vorstellungen unbedingt ständig Verbindungen mit neuen Vorstellungen eingehen, und dieses Phänomen ist ja gerade das, was man Einbildungskraft nennt. Positiv wird das Vorhandensein von Phantasie dadurch bewiesen, daß die Katze Träume hat: sie [147] benimmt sich im Schlaf oft wie ein Mondsüchtiger: bald ist sie ärgerlich, bald freut sie sich. Man braucht übrigens diesem Einzelfall, daß die Katzen Träume haben können, nicht zu hohen Wert beilegen: daß die Tiere Phantasie besitzen, zeigt sich in einer sehr viel allgemeiner verbreiteten Erscheinung: in der Neigung aller jungen Tiere, sich im Spiel mit Gegenständen der Außenwelt zu belustigen, die nicht zum Gegenstand eines solchen Spieles werden könnten, wenn das spielende Tier sich nicht so etwas wie eine Puppe vorstellte. Eine kleine Katze belustigt sich mit einem Klötzchen oder einem Knäulchen Wolle, als seien sie eine Maus; sie gibt dem Knäulchen Wolle einen Stoß, so daß es aussieht, als liefe es vor ihr weg, legt sich auf die Lauer, springt dann zu und fängt die eingebildete Maus – das ist nichts anderes als ein Puppenspielen, nur daß die Puppe hier nicht Bräutigam und Braut, nicht Fräulein und Dienstmädchen darstellt, sondern ein Mäuschen: es ist nun einmal so, daß jedes Wesen den Dingen die Rolle zuteilt, die ihm interessant erscheint.

Das Denken besteht darin, unter verschiedenen, durch die Einbildung mit Hilfe des Gedächtnisses hergestellten Empfindungs- und Vorstellungskombinationen diejenigen auszusuchen, die dem Bedürfnis des denkenden Organismus im gegebenen Augenblick entsprechen, die Mittel zum Handeln sowie die Vorstellungen auszuwählen, mit deren Hilfe ein bestimmtes

Resultat erzielt werden könnte. Hierin besteht nicht nur das Nachdenken über Alltagsgegenstände, sondern auch das sogenannte abstrakte Denken. Nehmen wir zum Beispiel die allerabstrakteste Sache: die Lösung einer mathematischen Aufgabe. Als Newton sich für die Frage der Gesetzmäßigkeit der Qualität oder der Kraft interessierte, die im Umlauf der Himmelskörper zum Ausdruck kommt, war in seinem Gedächtnis eine Unmenge von mathematischen Formeln und astronomischen Tatsachen angehäuft. Seine Sinne (in erster Linie *ein* Sinn – der Gesichtssinn) nahmen aus Lektüre und eigenen Beobachtungen ständig neue Formeln und astronomische Tatsachen auf; aus der Verbindung dieser neuen Eindrücke mit den früheren entstanden in seinem Kopf verschiedene Kombinationen, Formeln und Ziffern; seine Aufmerksamkeit wandte sich denen von [148] ihnen zu, die zu seinem Zweck zu passen und seinem Bedürfnis zu entsprechen schienen, eine Formel für die gegebene Erscheinung zu finden; dadurch, daß diesen Kombinationen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wurde, d. h. infolge der Energiesteigerung im Nervenprozeß bei ihrem Auftreten, entwickelten sie sich und wuchsen, bis sie schließlich, einander ablösend und sich verwandelnd, das Resultat hervorbrachten, auf das der ganze Nervenprozeß gerichtet war, d. h. bis die gesuchte Formel gefunden war. Diese Erscheinung, d. h. die Konzentration des Nervenprozesses auf Kombinationen von Empfindungen und Vorstellungen, die seinen Wunsch im gegebenen Augenblick befriedigen, muß unweigerlich eintreten, sobald Kombinationen von Empfindungen und Vorstellungen vorhanden sind, anders gesagt, sobald ein Nervenprozeß vorhanden ist, der ja selbst gerade aus einer Reihe von verschiedenen Empfindungs- und Vorstellungskombinationen besteht. Jedes Wesen, jede Erscheinung nimmt an Umfang und Stärke zu, sobald Dinge auftreten, die seine Bedürfnisse befriedigen, es hängt sich an sie an und nährt sich von ihnen, und hierin besteht ja gerade das, was wir die Auswahl von Vorstellungen und Empfindungen im Denken genannt haben, darin aber, sie so auszuwählen, sich vorwiegend mit ihnen abzugeben, besteht das Wesen des Denkens.

Eins versteht sich hier von selbst: wenn wir finden, daß die theoretische Formel, mit Hilfe deren der Prozeß ausgedrückt wird, der bei der Entdeckung des Gravitationsgesetzes im Nervensystem Newtons vor sich ging, die gleiche ist wie die Formel für den Prozeß, der sich im Nervensystem einer Henne abspielt, die sich ein Haferkorn aus einem Haufen Schutt und Staub herauspickt, so dürfen wir nicht vergessen, daß die Formel lediglich das gleiche Wesen des Prozesses zum Ausdruck bringt, was durchaus nicht heißt, daß die beiden Prozesse das gleiche Ausmaß haben, den gleichen Eindruck auf die Menschen hervorbringen oder daß die beiden Formen, des Prozesses zu dem gleichen äußerlichen Resultat führen können. Wir haben zum Beispiel im vorhergehenden Aufsatz gesagt, daß Gras und Eiche zwar nach dem gleichen Gesetz und aus ein und denselben Elementen [149] aufwachsen, daß aber das Gras keinesfalls dieselbe Wirkung ausüben und die gleichen Resultate liefern kann wie die Eiche: aus Eiche kann der Mensch sich große Häuser öder Schiffe bauen, während aus Gras sich nur ein Vögelchen ein Nest machen kann. Oder andere Beispiele: in einem Haufen faulen Holzes spielt sich der gleiche Prozeß ab wie in der Esse einer riesigen Dampfmaschine; aber der Haufen faules Holz bringt niemanden aus Moskau nach Petersburg, während die Lokomotive mit ihrer Esse Tausende von Menschen und zehntausende Pud Frachtgüter transportiert. Die Fliege fliegt vermöge der gleichen Kraft und nach dem gleichen Gesetz wie der Adler; daraus folgt jedoch natürlich nicht, daß sie ebenso hoch aufsteigt wie der Adler.

Man sagt, die Tiere könnten nicht überlegen – das ist purer Unsinn. Man erhebt den Stock gegen einen Hund; der Hund zieht den Schwanz ein und läuft davon. Weshalb? Deshalb, weil sich in seinem Kopf folgender Syllogismus gebildet hat: wenn man mich mit dem Stock schlägt, tut es mir weh; dieser Mensch will mich mit dem Stock schlagen; so mach' ich mich besser davon, damit mir der Stock keine Schmerzempfindung zufügt. Man kann nur lachen, wenn jemand daraufhin sagt, der Hund liefe in diesem Falle nur aus Instinkt davon, maschi-

nell, und nicht aus Überlegung, bewußt: nein, Instinkt und maschinelles Handeln sind mit im Spiel, aber sie sind nicht die einzige Ursache; instinktiv, maschinell zog der Hund den Schwanz ein, als er weglief, aber das Weglaufen erfolgte auf Grund bewußten Denkens. Die Handlung jedes Lebewesens enthält etwas wie unbewußte Gewohnheit oder unbewußte Bewegung der Organe; aber das schließt nicht aus, daß auch bewußtes Denken an der Handlung beteiligt ist, die von einigen unbewußt vor sich gehenden Bewegungen begleitet ist. Wenn ein Mensch erschrickt, nehmen seine Gesichtsmuskeln unbewußt, instinktiv den Ausdruck des Erschreckens an; aber ungeachtet dessen spielt sich in seinem Kopf eine andere Seite des Vorgangs ab, die dem Gebiet des Bewußtseins angehört: er wird sich dessen bewußt, daß er erschrocken ist und eine Bewegung gemacht hat, die Schrecken ausdrückt; diese bewußte Seite des Vorgangs hat neue Folgen: vielleicht schämt der [150] Mensch sich dessen, daß er erschrocken ist, vielleicht ergreift er Maßnahmen zur Verteidigung gegen den Gegenstand, der ihm Schrecken eingejagt hat, vielleicht auch macht er sich vor ihm davon.

Aber wir haben eins vergessen: man sagt ja, die Tiere hätten kein Bewußtsein, sie hätten wohl Empfindungen, Gedanken und Überlegungen, sie würden sich ihrer aber nicht bewußt. Wie das zu verstehen sein soll, wie die Leute, die das sagen, diese Worte selber verstehen können, das war für uns immer ein Rätsel. Sich seiner Empfindungen nicht bewußt werden – ich bitte Sie, hat dieser Satz überhaupt einen Sinn? Sagen Sie mir, wie man sich eine greifbare Vorstellung von der Kombination von Begriffen machen soll, die dieser Satz hervorrufen will? Empfindung wird doch gerade der Vorgang genannt, den man fühlt; eine unbewußte Empfindung haben, würde soviel bedeuten, wie ein nicht gefühltes Gefühl haben; es wäre dasselbe, als wollte man einen unsichtbaren Gegenstand sehen oder, nach dem bekannten Ausspruch, „das Schweigen hören“. Viele völlig sinnlose Redewendungen dieser Art bestehen aus Verbindungen von Worten, die einander ausschließende Begriffe ausdrücken: aussprechen kann sie jeder, aber wer das tut, beweist damit, daß er entweder selbst nicht weiß, was er sagt, oder daß er ein Scharlatan ist. Man sagt zum Beispiel „eine gewichtlose Flüssigkeit“; aber was ist eine Flüssigkeit, gleich welcher Art? Sie ist jedenfalls ein Körper, jedenfalls etwas Materielles; jeder Stoff hat die Eigenschaft, die wir Anziehung oder Gravitation nennen und die darin besteht, daß jedes Partikelchen Materie andere Partikel anzieht und selber von ihnen angezogen wird; auf der Erde äußert sich diese Eigenschaft als Gewicht, d. h. als Gravitation zum Erdmittelpunkt; mithin hat jede Flüssigkeit unausweichlich ein Gewicht, und „gewichtlose Flüssigkeit“ ist eine sinnlose Lautverbindung in der Art solcher Ausdrücke wie: blauer Klang, Zukkersalpeter u. ä. m. Wenn der sinnlose Ausdruck „gewichtlose Flüssigkeit“ in der Physik so lange Zeit Verwendung finden konnte, braucht man sich nicht zu wundern, wenn die Psychologie, die weniger ausgearbeitet ist als die Physik, von dergleichen Ausdrücken wimmelt; die wissenschaftliche [151] Analyse beweist ihre Unsinnigkeit, und eine der Seiten der Entwicklung der Wissenschaft besteht darin, solche Ausdrücke abzustoßen.

Noch komischer wird die leere Hypothese vom Fehlen des Bewußtseins bei den Tieren, wenn sie im Ton blöder Erhabenheit erklärt, das Phänomen des Bewußtseins zerfalle in zwei Klassen: das einfache Bewußtsein und das Selbstbewußtsein, wobei dann die Tiere nur einfaches Bewußtsein, aber kein Selbstbewußtsein haben sollen. Hier handelt es sich um eine Weisheit, die sich nur mit einer Sentenz wie dieser vergleichen läßt: die Geige gibt nur einen blauen Klang, kann jedoch keinen selbstblauen Klang geben, welchen nur das Cello hat. Wer diese feine Beobachtung über die Klangunterschiede bei Geige und Cello versteht, für den ist es sonnenklar, daß die Empfindung bei den Tieren von Bewußtsein begleitet ist, aber nicht von Selbstbewußtsein, mit anderen Worten, daß die Tiere eine Empfindung von den Gegenständen der Außenwelt haben, aber nicht fühlen, daß sie eine Empfindung haben – anders ausgedrückt, daß sie Gefühle haben, welche sie nicht fühlen. Danach muß man zu dem Schluß kommen: die Tiere essen wahrscheinlich mit Zähnen, mit denen sie nicht essen, und gehen

mit Füßen, mit denen sie nicht gehen. Jetzt wird uns auch die Existenz der Vogelmilch verständlich: die Vögel haben eine Milch, die sie nicht haben; da sie sie haben, existiert sie, da sie sie aber nicht haben, nimmt der Volksmund mit Recht an, daß sie nirgends zu bekommen ist. Wer von der Richtigkeit dieser so wohlbegründeten Auffassungen überzeugt ist, der braucht sich nur noch in der Johannisnacht unter einen Farnbusch zu setzen und findet die Blume, die unsichtbar macht.

Wir brauchen den Vorgang der Empfindung nur leicht mit der exakten Analyse zu berühren, und die ganze Phantasmagorie löst sich sofort in Nichts auf. Die Empfindung setzt ihrer Natur nach unbedingt das Vorhandensein von zwei in einem Gedanken zusammengefaßten Gedankenelementen voraus: erstens ist hier ein Gegenstand der Außenwelt vorhanden, der die Empfindung hervorruft, zweitens ein Wesen, welches fühlt, daß eine Empfindung in ihm vor sich geht; indem es seine Empfindung fühlt, fühlt es einen [152] bestimmten Zustand seiner selbst; wenn mein aber den Zustand irgendeines Gegenstandes fühlt, dann fühlt man natürlich auch den Gegenstand selbst. Ein Beispiel: ich fühle Schmerz in der linken Hand; hiermit fühle ich gleichzeitig auch, daß ich eine linke Hand habe; hiermit gleichzeitig fühle ich, daß ich, dessen Teil die linke Hand ist, existiere, und fühle aller Wahrscheinlichkeit nach ebenfalls, daß diese Hand mir weh tut; oder fühle ich nicht, daß sie mir weh tut? Fühle ich etwa, wenn ich Schmerzen in der Hand fühle, daß die Hand nicht mir weh tut, sondern irgendeinem Chinesen in Kanton? Ist es nicht lächerlich, sich über derartige Sachen den Kopf zu zerbrechen und nachzudenken, ob die Sonne die Sonne und die Hand die Hand ist, und was es sonst noch für weise Probleme gibt?

Wodurch unterscheidet sich Rothschild von einem armen Mann? Etwa dadurch, daß die Kleingeldmünze in der Tasche des armen Mannes aus einfachem Silber ist, während die Berge Silbergeldes, die in den Kellerräumen Rothschilds liegen, aus Selbstsilber geprägt sind, welches viel wertvoller ist als Silber? Wäre Rothschild nicht ein reicher Mann, sondern nur ehrgeizig, so würde er sich dergleichen Unsinn ausdenken, um seine Überlegenheit über den armen Mann zu beweisen. Da er jedoch wirklich ein reicher Mann ist, hat er dergleichen alberne Phantasien nicht nötig und sagt rundheraus zu dem armen Mann: Mein Silber ist genau das gleiche wie das Ihre; aber Sie besitzen nur ein halbes Lot Silber, während ich viele tausend Pud besitze, weshalb ich, da ich das Recht auf Achtung mit dem Maß des Reichtums messe, der Meinung bin, daß ich sehr viel mehr Achtung verdiene als Sie.

Man sagt auch, den Tieren fehlen jene Gefühle, die man erhabene, uneigennützige, ideale nennt. Muß man erst erklären, daß eine solche Meinung mit allbekannten Tatsachen unvereinbar ist? Die Anhänglichkeit des Hundes ist sprichwörtlich; das Pferd ist derartig ehrgeizig, daß es, wenn es beim Überholen eines anderen Pferdes in Hitze kommt, nicht mehr Peitsche und Sporen braucht, sondern nur die Zügel: es ist bereit, sein Letztes herzugeben und so zu rennen, daß es tot umfällt, wenn es nur den Nebenbuhler überholt. Man [153] sagt uns, den Tieren sei nur die Blutverwandtschaft bekannt, dagegen wüßten sie nichts von geistiger Verwandtschaft, die auf dem erhabenen Gefühl der Zuneigung beruht. Aber die Glucke, die ihre Kücken aus den Eiern einer fremden Henne ausgebrütet hat, ist mit ihnen durch keinerlei Blutsverwandtschaft verbunden: im Organismus dieser Kücken befindet sich nicht das kleinste Partikelchen von ihrem Organismus. Und doch sehen wir, wie besorgt die Henne um ihre Kücken ist, ganz unabhängig davon, ob sie eigene oder fremde Eier ausgebrütet hat. Worauf beruht nun ihre Besorgtheit um Kücken, die sie aus fremden Eiern ausgebrütet hat? Auf der Tatsache, daß sie sie ausgebrütet hat, auf der Tatsache, daß sie ihnen hilft, zu Hühnern und Hähnen, zu guten, gesunden Hähnen und Hühnern zu werden. Sie liebt sie als ihr Kindermädchen, als ihre Gouvernante, Erzieherin und Wohltäterin. Sie liebt die Kücken deshalb, weil sie einen Teil ihres moralischen Wesens in sie hineingelegt hat – nicht ihres materiellen Wesens, nein, sie enthalten ja kein Partikelchen von ihrem Blute –, nein, sie liebt in ihnen die

Resultate ihrer eigenen Bemühungen, ihrer eigenen Güte, ihrer eigenen Verständigkeit und Erfahrenheit in Hühnerangelegenheiten; es ist eine rein moralische Beziehung.

Es läßt sich allgemein feststellen, daß erwachsene Kinder sehr viel weniger an ihren Eltern hängen, als die Eltern an ihren Kindern. Die Hauptursache dieser Tatsache läßt sich leicht entdecken: der Mensch liebt vor allem sich selbst. Die Eltern sehen in ihren Kindern das Resultat ihrer Bemühungen um sie, während die Kinder an der Erziehung der Eltern völlig unbeteiligt waren und sie nicht als das Resultat ihrer Tätigkeit ansehen können. So wie die Gesellschaft heute aufgebaut ist, bestehen die moralischen Beziehungen erwachsener Kinder zu ihren Eltern fast ausschließlich in der Verpflichtung, sie im Alter zu unterhalten, und auch dieser Pflicht würden nur sehr wenige Kinder aus eigenem Antrieb nachkommen, wenn sie zu ihrer Erfüllung nicht durch jenes Gefühl des Gehorsams gegenüber der öffentlichen Meinung gezwungen würden, welches sie dazu anhält, sich überhaupt anständig aufzuführen und sich durch ihre Handlungen nicht [154] die allgemeine Mißbilligung zuzuziehen. Bei jenen Tierarten, die nicht Gesellschaften bilden, kann es natürlich auch keine gesellschaftlichen Beziehungen geben, die die Einhaltung derartiger Pflichten durchsetzen. Wir wissen nicht, wie die Lerchen, Schwalben, Maulwürfe und Füchse ihre alten Tage verbringen. Das Leben dieser Tiere ist so wenig gesichert, daß wahrscheinlich nur sehr wenige von ihnen bis ins hohe Alter leben bleiben; wahrscheinlich werden sie sehr bald die Beute anderer Tiere, sobald sie nicht mehr die Kraft haben zu fliegen, fortzulaufen oder sich zu verteidigen. Es heißt, daß selten einmal ein Fisch natürlichen Todes stirbt und nicht von anderen Fischen gefressen wird. Das gleiche kann man von der Mehrzahl wildlebender Vögel und Säugetiere annehmen. Die wenigen Individuen, die bis ins hohe Alter leben bleiben, sterben wahrscheinlich vor Hunger einige Stunden oder Tage früher, als sie gestorben wären, wenn sie noch Speise gehabt hätten. Wir werden jedoch aus der Tatsache, daß bei ihnen die Kinder ihre alten Väter und Mütter vergessen, nicht gleich streng den Schluß ziehen, daß es bei den Tieren keine kindliche Anhänglichkeit gibt; wir müssen hier etwas nachsichtig sein, denn unser Urteil über diesen Gegenstand ließe sich fast ohne Einschränkung auch auf die Menschen anwenden.

Wenn man so ohne jeden Plan daherredet, ist man selber ganz erstaunt, wohin einen dieses Reden führt. Wir sehen jetzt, daß wir bereits bei den moralischen oder erhabenen Gefühlen angelangt sind. Was diese Gefühle betrifft, so stehen die praktischen Schlußfolgerungen der gewöhnlichen Lebenserfahrung durchaus im Widerspruch zu den alten Hypothesen, die dem Menschen eine Unmenge der verschiedensten uneigennützigen Bestrebungen zuschrieben. Die Erfahrung zeigte, daß jeder Mensch nur an sich selbst denkt, mehr um seinen eigenen Vorteil bemüht ist, als um den Vorteil anderer, und fast immer den Vorteil, die Ehre und das Leben anderer seinem eigenen Nutzen zum Opfer bringt, kurz gesagt, jeder Mensch sah, daß alle Menschen Egoisten sind. In der Praxis gingen alle umsichtigen Menschen stets von der Überzeugung aus, daß der Egoismus der einzige Trieb ist, der die Handlungen aller Menschen lenkt, mit denen sie [155] zu tun hatten. Wenn diese Meinung, die täglich durch die Erfahrung eines jeden von uns bestätigt wird, nicht eine ziemlich große Reihe anderer Lebenstatsachen gegen sich hätte, würde sie gewiß längst auch in der Theorie über die Hypothesen gesiegt haben, die behaupten, der Egoismus sei nur die Frucht eines verdorbenen Herzens, ein unverdorbener Mensch dagegen lasse sich von Trieben leiten, die das Gegenteil des Egoismus sind: er denke an das Wohl anderer statt an das seine, und sei bereit, sich für andere zu opfern usw. Aber die Schwierigkeit lag eben gerade darin, daß die durch hundertfältige tägliche Erfahrung widerlegte Hypothese von der uneigennützigen Bereitschaft des Menschen, fremdem Wohlergehen zu dienen, offenbar durch ziemlich zahlreiche Fälle von Uneigennützigkeit, Selbstaufopferung usw. bestätigt wurde: hier stürzte Curtius sich in den Abgrund, um seine Heimatstadt zu retten; dort warf sich Empedokles in den Krater, um eine wissenschaftliche Entdeckung zu machen; dort eilte Damon zum Richtplatz zurück, um Py-

thias zu retten, und dort erdolchte sich Lukretia, um ihre Ehre wiederherzustellen. Bis vor nicht langer Zeit besaß die Wissenschaft keine Mittel, diese beiden Reihen von Erscheinungen genau auf ein gemeinsames Prinzip zurückzuführen und ein Gesetz für die einander widersprechenden Tatsachen zu finden. Der Stein fällt zu Boden, der Dampf steigt in die Höhe, und im Altertum glaubte man, das Gesetz der Schwere, das für den Stein gilt, gelte nicht für den Dampf. Heute wissen wir, daß diese beiden in entgegengesetzter Richtung verlaufenden Bewegungen – das Zubodenfallen des Steins und das Vombodenaufsteigen des Dampfes – dem gleichen Prinzip entspringen, nach dem gleichen Gesetz verlaufen. Wir wissen heute, daß die Anziehungskraft, die die Körper im allgemeinen nach unten zieht, unter gewissen Umständen darin zum Ausdruck kommt, daß einige Körper in die Höhe steigen. Wir haben schon wiederholt gesagt, daß die moralischen Wissenschaften noch nicht so vollständig ausgearbeitet sind wie die Naturwissenschaften; aber schon bei ihrem heutigen, wenn auch bei weitem nicht glänzenden Stand ist bereits die Frage gelöst, wie alle einander häufig widersprechenden menschlichen Handlungen und Gefühle [156] unter ein Prinzip unterzuordnen sind – genau so wie überhaupt fast alle jene moralischen und metaphysischen Fragen und Probleme gelöst sind, in denen sich die Menschen nicht auskannten, bevor die moralischen Wissenschaften und die Metaphysik nach streng wissenschaftlichen Methoden ausgearbeitet waren. In den Trieben des Menschen gibt es ebenso wie in allen anderen Seiten seines Lebens nicht zwei verschiedene Naturen, nicht zwei verschiedene oder einander entgegengesetzte Grundgesetze, sondern die ganze Vielfalt der Erscheinungen in der Sphäre der menschlichen Triebe zum Handeln, wie überhaupt im ganzen menschlichen Leben, entspringt ein und derselben Natur, verläuft nach ein und demselben Gesetz.

Wir wollen nicht von jenen Handlungen und Gefühlen reden, die allgemein als egoistische, eigennützige, auf persönlichen Nutzen berechnet anerkannt werden. Wir wenden uns nur jenen Gefühlen und Handlungen zu, die uns einen entgegengesetzten Charakter zu haben scheinen: man braucht sich eine Handlung oder ein Gefühl, die uneigennützig zu sein scheinen, meist nur genauer anzusehen, und man wird erkennen, daß auch ihnen der gleiche Gedanke an eigenen, privaten Nutzen, eigenes Vergnügen und eigenes Wohlergehen, kurz, jenes Gefühl zugrunde liegt, das Egoismus genannt wird. In den meisten Fällen drängt sich diese Begründung ganz von selbst sogar einem Menschen auf, der wenig an psychologische Analyse gewöhnt ist. Wenn Mann und Frau ihr Leben lang gut miteinander ausgekommen sind, wird die Frau den Tod des Mannes durchaus ehrlich und tiefempfunden betrauern, aber man lausche einmal aufmerksam auf die Worte, mit denen sie diese Trauer äußert: „Warum hast du mich verlassen? Was werde ich ohne dich machen? Ohne dich ist mir das Leben vergällt!“ Man unterstreiche die Worte „mich, ich, mir“: in ihnen liegt der Sinn der Klage, sie bilden den Grund der Trauer. Nehmen wir ein noch erhabeneres, reineres Gefühl, das selbst die stärkste Gattenliebe übertrifft: das Gefühl, das eine Mutter für ihr Kind empfindet. Beim Tode des Kindes hat ihre Klage den gleichen Ton: „Mein Engelchen! Wie hab’ ich dich geliebt! Wie hab’ ich dich gehegt und gepflegt! Wieviel Leid, [157] wieviel schlaflose Nächte hast du mich gekostet! Mit dir ist meine Hoffnung dahin, die letzte Freude ist mir genommen!“ Auch hier immer das gleiche: „ich, mein, mir“. Ebenso leicht läßt sich die egoistische Grundlage in der ehrlichsten, zärtlichsten Freundschaft entdecken. Etwas schwieriger sind die Fälle, in denen ein Mensch für den geliebten Gegenstand Opfer bringt: selbst wenn er für ihn sein Leben opfert, liegt auch diesem Opfer private Berechnung oder ein leidenschaftlicher Ausbruch von Egoismus zugrunde. In den meisten Fällen von sogenannter Selbstaufopferung sollte man lieber nicht von Selbstaufopferung reden. Diese Benennung steht ihnen nicht zu. Die Einwohner von Sagunt gaben einander selber den Tod, um Hannibal nicht lebend in die Hände zu fallen – eine staunenswerte Heldentat, die sich jedoch vollkommen durch egoistische Beweggründe rechtfertigen läßt: sie waren gewöhnt, als freie Bürger zu leben, keinen Kränkungen ausgesetzt zu sein, sich selbst zu achten und von anderen geachtet zu werden; der kartha-

gische Feldherr hätte sie in die Sklaverei verkauft, ihr Leben hätte sich in eine Kette unerträglicher Qualen verwandelt; sie handelten etwa wie ein Mensch, der sich einen schmerzenden Zahn ausreißt; sie zogen eine Minute furchtbarer Todesqualen unendlichen, jahrelangen Qualen vor. Die Ketzer, die man im Mittelalter auf Scheiterhaufen aus frischem Holz bei langsamem Feuer verbrannte, waren bestrebt, ihre Fesseln zu zerreißen und sich in die Flamme zu stürzen: lieber in einer Minute zu verbrennen, als mehrere Stunden lang allmählich zu erstikken. Die Bürger von Sagunt waren wirklich in dieser Lage. Wir hatten nicht recht mit der Annahme, Hannibal würde sich damit begnügt haben, sie zu Sklaven zu machen: wenn nicht von eigner, so wären sie von karthagischer Hand gefallen, aber die Karthager hätten sie lange mit barbarischen Foltern gepeinigt, und aus kühler Überlegung zogen sie ganz richtig einen leichten und schnellen Tod dem langsamen und schrecklichen vor. Lukretia erdolchte sich, als Sixtus Tarquinius sie entehrt hatte: sie handelte ebenfalls sehr überlegt, denn was erwartete sie in Zukunft? Ihr Mann hätte ihr viele beruhigende und zärtliche Worte sagen können, aber dergleichen Worte sind nichts als leeres Gerede, sie offenbaren zwar [158] die edle Gesinnung dessen, der sie ausspricht, aber an den unausbleiblichen Folgen der Sache können sie nichts ändern. Collatinus konnte zu seiner Frau sagen: In meinen Augen bist du rein und ich liebe dich wie früher; aber bei den damaligen Anschauungen, die sich bis heute noch zu wenig geändert haben, wäre er nicht in der Lage gewesen, seine Worte in die Tat umzusetzen; ob er wollte oder nicht – einen wesentlichen Teil seiner früheren Achtung, seiner früheren Liebe zu seinem Weibe hatte er verloren; er hätte diesen Verlust durch eine absichtlich gesteigerte Zärtlichkeit im Umgang mit ihr verbergen können, aber eine solche Zärtlichkeit ist kränkender als Kälte und bitterer als Mißhandlungen und Beschimpfungen. Lukretia war mit Recht der Meinung, es sei bedeutend weniger unangenehm, sich das Leben zu nehmen, als in Verhältnissen zu leben, die im Vergleich mit dem, was sie gewöhnt war, erniedrigend gewesen wären. Ein Mensch, der die Reinlichkeit liebt, wird lieber hungern, als daß er verunreinigte Speisen berührt; für einen Menschen, der sich selbst zu achten gewöhnt ist, ist es leichter zu sterben, als sich zu erniedrigen.

Der Leser wird verstehen, daß wir das durchaus nicht sagen, um den großen Ruhm zu mindern, den die Einwohner von Sagunt und Lukretia verdienen: den Beweis führen, daß eine heldenhafte Handlung zugleich eine kluge Handlung, daß eine edle Tat keine unvernünftige Tat war, bedeutet nach unserer Meinung durchaus noch nicht, dem Heroismus und dem Edelmut allen Wert abzusprechen. Aber verlassen wir diese heldischen Dinge, gehen wir zu einer mehr alltäglichen, wenn auch immer noch gar zu seltenen Handlungsweise über und untersuchen wir solche Fälle wie die Ergebenheit eines Menschen, der auf alle Vergnügen, auf jeden freien Augenblick verzichtet, um einen anderen Menschen, der seiner Hilfe bedarf, zu pflegen. Ein Freund, der ganze Wochen am Bett seines kranken Freundes Wache hält, bringt ein viel größeres Opfer, als wenn er ihm sein ganzes Geld gäbe. Aber warum nimmt er dieses große Opfer auf sich, um welchen Gefühls willen tut er es? Er opfert seine Zeit und seine Freiheit seinem Gefühl der Freundschaft, wohl gemerkt, seinem Gefühl; dieses Gefühl ist in ihm so stark entwickelt, [159] daß er, wenn er es befriedigt, ein angenehmeres Gefühl empfindet, als ihm irgendein anderes Vergnügen, ja die Freiheit selber geben können. Hätte er gegen das Gefühl gehandelt und es unbefriedigt gelassen, würde er unangenehmere Empfindungen gehabt haben, als die sind, die ihm der Verzicht auf alle anderen Bedürfnisse bringt. Genau so liegen die Dinge in all den Fällen, wo ein Mensch auf alle Freuden und Vorteile verzichtet, um sich ganz der Wissenschaft oder einer Überzeugung hinzugeben. Indem Newton und Leibniz völlig jeder Liebe zu einer Frau entsagten, um all ihre Zeit, all ihre Gedanken uneingeschränkt der wissenschaftlichen Forschung widmen zu können, vollbrachten sie ihr ganzes Leben lang eine heldenhafte Leistung. Das gleiche muß man von den politischen Kämpfern sagen, die gewöhnlich Fanatiker genannt werden. Auch hier sehen wir wieder, wie ein gewisses Bedürfnis bei einem Menschen so stark wird, daß seine Befriedigung

ihm sogar dann angenehm erscheint, wenn er dafür andere starke Bedürfnisse opfern muß. Ihrem Inhalt nach unterscheiden sich diese Fälle sehr scharf von jenen anderen, auf Berechnung beruhenden Fällen, in denen ein Mensch eine sehr hohe Geldsumme zur Befriedigung einer niedrigen Leidenschaft aufwendet, hinsichtlich der theoretischen Formel jedoch fallen sie alle unter ein und dasselbe Gesetz: die stärkere Leidenschaft gewinnt die Oberhand über die weniger starken Triebe und bringt sie zum Opfer.

Bei aufmerksamer Untersuchung der Motive, von denen sich die Menschen leiten lassen, stellt sich heraus, daß alle ihre Handlungen, gute wie schlechte, edle wie niedrige, heroische wie feige ein und derselben Quelle entspringen: der Mensch handelt so, wie es ihm angenehmer ist, und läßt sich von der Berechnung leiten, die ihn veranlaßt, auf den geringeren Nutzen oder das geringere Vergnügen zu verzichten, um den größeren Nutzen, das größere Vergnügen zu gewinnen. Natürlich ändert diese Gleichheit der Ursachen, denen die schlechten und guten Taten entspringen, durchaus nichts daran, daß zwischen den Taten selbst ein großer Unterschied besteht; wir wissen, daß Diamant und Kohle aus genau dem gleichen reinen Kohlenstoff bestehen, trotz-[160]dem ist aber der Diamant ein Diamant, d. h. ein sehr kostbares Ding, während die Kohle Kohle ist, d. h. ein billiges Ding. Der große Unterschied zwischen Gut und Böse verdient aufmerksam betrachtet zu werden. Wir beginnen mit der Analyse dieser Begriffe, um einmal zu sehen, unter welchen Umständen das Gute im Menschenleben sich entfaltet oder zurückgeht.

Schon vor sehr langer Zeit hat man gemerkt, daß in der gleichen Gesellschaft verschiedene Leute ganz verschiedene, ja sogar gegensätzliche Dinge als gut und richtig bezeichnen. Wenn zum Beispiel irgend jemand seinen Nachlaß dritten Personen vermacht, so finden diese Personen seine Handlung gut, während die Verwandten, die dabei die Erbschaft verlieren, sie als sehr übel bezeichnen. Ebenso unterscheiden sich die Begriffe des Guten bei verschiedenen Gesellschaften und in verschiedenen Epochen ein und derselben Gesellschaft. Hieraus hat man lange Zeit den Schluß gezogen, der Begriff des Guten enthalte überhaupt nichts Beständiges, Selbständiges, allgemein Definierbares, sondern sei rein konventionell und hinge von der Meinung, der Willkür der Menschen ab. Sehen wir uns jedoch näher an, wie die als gut bezeichneten Handlungen sich zu den Menschen verhalten, die ihnen diese Bezeichnung geben, so finden wir, daß dieses Verhältnis stets und unvermeidlich einen gemeinsamen Zug aufweist, auf den die Zuteilung der betreffenden Handlung zur Kategorie der guten Handlungen zurückgeht. Warum nennen die erwähnten Leute, denen die Erbschaft zugefallen ist, der Akt, der sie in ihren Besitz gebracht hat, eine gute Handlung? Weil dieser Akt ihnen Nutzen gebracht hat. Dagegen hat er den Verwandten des Erblassers Schaden gebracht, indem er ihnen die Erbschaft entzog, weshalb diese ihn eine schlechte Handlung nennen. Der Krieg gegen die Ungläubigen zur Ausbreitung des Islams erschien den Mohammedanern als gute Handlung, weil er ihnen Nutzen brachte und Beute zuführte; besonders eifrig wurde diese Meinung von den geistlichen Würdenträgern gefördert, deren Macht durch die Eroberungen wuchs. Der einzelne bezeichnet jene Handlungen anderer Menschen als gut, die ihm Nutzen bringen; für die öffentliche Meinung gilt das als gut, was [161] der ganzen Gesellschaft oder der Mehrzahl ihrer Mitglieder nützt. Schließlich bezeichnen ganz allgemein alle Menschen ohne Unterschied von Nation und Stand das als gut, was dem Menschen im allgemeinen nützt. Sehr häufig sind die Fälle, in denen die Interessen verschiedener Nationen und Stände miteinander oder mit den Gesamtinteressen der Menschheit im Widerspruch stehen; ebenso häufig sind die Fälle, in denen das, was für einen einzelnen Stand vorteilhaft ist, den Interessen der Nation zuwiderläuft. In allen diesen Fällen kommt es zum Streit über die Natur der Handlungen, der Institution oder der Beziehungen, die für die einen Interessen vorteilhaft, für die anderen schädlich sind: die Anhänger der Partei, denen sie schaden, nennen sie schlecht, böse; die Vorkämpfer der Interessen, die Nutzen von ihnen haben, nennen sie gut. Wer in

solchen Fällen theoretisch recht hat, ist nicht schwer zu entscheiden: das Gesamtinteresse der Menschheit steht höher als der Vorteil einer einzelnen Nation; das Gesamtinteresse einer ganzen Nation steht höher als der Vorteil eines einzelnen Standes; das Interesse eines zahlenmäßig großen Standes steht höher als der Vorteil eines zahlenmäßig kleinen. In der Theorie unterliegt diese Graduierung durchaus keinem Zweifel, sie ist lediglich die Anwendung folgender geometrischer Axiome: „das Ganze ist mehr als sein Teil“, „eine größere Menge ist mehr als eine kleinere Menge“, auf die Fragen der Gesellschaft. Eine theoretische Unwahrheit bringt in der Praxis unweigerlich Schaden. Die Fälle, in denen eine einzelne Nation um des eignen Vorteils willen die Gesamtinteressen der Menschheit, oder wo ein einzelner Stand die Interessen der ganzen Nation mit Füßen tritt, führen stets zu Resultaten, die nicht nur der Partei Schaden bringen, deren Interessen verletzt wurden, sondern auch der anderen Partei, die glaubte, aus ihrer Verletzung Vorteil ziehen zu können: es hat sich noch immer gezeigt, daß eine Nation, die die Menschheit unterjocht, sich selbst zugrunde richtet, und daß ein einzelner Stand, wenn er ein ganzes Volk seinen Standesinteressen opfert, ein schlechtes Ende nimmt. Hieraus läßt sich erkennen, daß da, wo die Interessen der Nation und die eines ihrer Stände aufeinanderprallen, der Stand, der auf Rosten des Volkes Vor-[162]teile zu gewinnen meint, von Anfang an im Irrtum ist und sich durch eine falsche Berechnung blenden läßt. Die Illusion, die ihn verleitet, sieht häufig aus wie eine ganz begründete Berechnung; wir wollen jedoch zwei oder drei dieser Fälle anführen, um zu zeigen, wie verfehlt solche Berechnungen sind. Die Manufakturbesitzer glauben, der Schutzzoll bringe ihnen Nutzen: im Endeffekt zeigt sich jedoch, daß die Nation unter dem Schutzzoll arm bleibt und infolge ihrer Armut keine ausgedehnte Manufakturindustrie unterhalten kann; so kommt es, daß der Stand der Manufakturbesitzer selber bei weitem nicht so reich wird, wie es bei Freihandel der Fall wäre: alle Fabrikanten aller Staaten mit Schutzzöllen zusammengenommen sind auch nicht halb so reich wie die Fabrikanten von Manchester. Die Grundbesitzer halten im allgemeinen die Sklaverei, die Leibeigenschaft und andere Arten von Zwangsarbeit für vorteilhaft; im Endeffekt stellt sich jedoch heraus, daß in allen Staaten, wo es unfreie Arbeit gibt, der Stand der Grundbesitzer vor dem Ruin steht. Die Bürokratie hält es manchmal für nötig, im eigenen Interesse die geistige und soziale Entwicklung einer Nation zu bremsen; aber auch hier kommt es stets so, daß im Endeffekt ihre eigene Lage erschüttert und machtlos wird. Wir haben solche Fälle angeführt, in denen die Absicht eines einzelnen Standes, um des eigenen Vorteils willen das Gesamtinteresse der Nation zu schädigen, sehr fest begründet zu sein scheint; aber im Endergebnis zeigt sich auch hier, daß die Begründung nur fest aussah, tatsächlich aber falsch war; daß der Stand, der dem Volk Schaden zufügte, hinsichtlich des eigenen Vorteils im Irrtum war. Das kann auch nicht anders sein: der französische oder österreichische Manufakturbesitzer ist trotz allem Franzose oder Österreicher, und alles, was dem Staat schadet, dem er angehört, auf dessen Kraft sich seine eigene Kraft stützt, dessen Reichtum seinem eigenen Reichtum dient – alles das bringt auch ihm selber Schaden, indem es die Quellen seiner Kraft und seines Reichtums versiegen läßt. Genau das gleiche ist von den Fällen zu sagen, wo die Interessen einer einzelnen Nation im Gegensatz zum Gesamtwohl der Menschheit stehen: auch hier stellt sich immer heraus, daß die Nation, die glaubt, für sich Vorteil [163] daraus ziehen zu können, daß sie der Menschheit Schaden zufügt, eine falsche Rechnung macht. Eroberervölker sind letzten Endes stets entweder ausgerottet oder selbst unterjocht worden. Die Mongolen Dschingis-Khans lebten in ihren Steppen als so arme Wilde, daß sie es offenbar schwerlich hätten schlimmer haben können; aber wie schlecht es auch den wilden Horden gegangen war, die sich zur Eroberung der Agrarstaaten Süd- und Westasiens und Osteuropas aufmachten – bald nach Vollendung der Eroberung erlitten diese unglücklichen Menschen, die um der eigenen Bereicherung willen anderen so viel Unglück zugefügt hatten, ein Geschick, das noch kläglicher war als selbst das kümmerliche Leben, welches ihre in den heimatlichen Steppen verbliebenen Landsleute führten. Wir wissen, welches

Ende die Tataren der „Goldenen Horde“ fanden; wohl die gute Hälfte ging bei der Eroberung Rußlands und bei den mißglückten Überfällen auf Litauen und Mähren zugrunde; die andere Hälfte, die anfangs eine reiche Beute ergattern konnte, wurde bald durch die wieder zu Kräften gekommenen Russen vernichtet. Die Gelehrten haben bewiesen, daß es unter den heutigen Tataren, die in der Krim, bei Rasan und Orenburg leben, kaum einen Menschen gibt, der seine Abstammung von den Kriegern Batus ableitet, daß die heutigen Tataren Nachkommen der alten Stämme sind, die vor Batu an diesen Orten lebten und ebenso wie die russischen Stämme von Batu unterworfen wurden, und daß die eingedrungenen Eroberer verschwunden, daß sie alle durch die erbosten Opfer vertilgt worden sind. Die Germanen der Zeit des Tacitus lebten nicht viel besser als die Mongolen vor Dschingis-Khan; auch ihnen hat die Eroberung des Römischen Reiches nur geringen Nutzen gebracht. Die Ostgoten, Langobarden, Heruler und Vandalen sind bis auf den letzten Mann zugrunde gegangen. Von den Westgoten ist der Name übriggeblieben, aber nur der Name; die von den Franken unterjochten Stämme kamen nur deshalb nicht dazu, die Franken abzuschlachten, weil diese einander unter den Merowingern selber abschlachteten. Die Spanier, die unter Karl V. und Philipp II. Europa brandschatzten, richteten sich selbst zugrunde, wurden zu Sklaven, und die Hälfte von [164] ihnen ging an Hunger zugrunde. Die Franzosen, die unter Napoleon I. Europa verwüsteten, mußten ihr eigenes Land in den Jahren 1814 und 1815 erobern und ruinieren lassen. Nicht zu Unrecht vergleicht man die Menschen eines Standes, der sich zum Schaden seiner Nation bereichert, mit Blutegeln; aber vergessen wir nicht, welches Schicksal der Blutegel wartet, die sich an Menschenblut satt gesogen haben: nur wenige von ihnen richten sich durch diesen Genuß nicht zugrunde, sie krepieren fast alle, und wenn der eine oder andere am Leben bleibt, zieht er sich doch schwere Krankheiten zu, und lebt überhaupt nur dank der Fürsorge derer, denen er das Blut ausgesaugt hat.

Das alles haben wir gesagt, um *zu zeigen*, daß der Begriff des Guten durchaus nicht ins Wanken gerät, sondern sich im Gegenteil festigt und sehr viel exakter und bestimmter wird, wenn wir seine wahre Natur entdecken, wenn wir finden, daß das Gute der Nutzen ist. Nur wenn wir das Gute so verstehen, sind wir imstande, alle Schwierigkeiten aufzulösen, die sich aus der Verschiedenheit der Auffassungen der verschiedenen Epochen und Zivilisationen, Stände und Völker von dem ergeben, was Gut und was Böse ist. Die Wissenschaft handelt vom Volk und nicht von einzelnen Individuen, vom Menschen und nicht vom Franzosen oder Engländer, nicht vom Kaufmann oder Bürokraten. Die Wissenschaft erkennt als Wahrheit nur das an, was die Natur des Menschen bildet; nur das, was dem Menschen im allgemeinen nützt, wird als das wahre Gute angesehen; wo immer die Begriffe eines bestimmten Volkes oder Standes von dieser Norm abweichen, entsteht ein Irrtum, ein Hirngespinst, das anderen Menschen schweren Schaden zufügen kann, besonders schädlich aber für das Volk oder den Stand ist, der von ihm befallen wird und durch eigene oder fremde Schuld den anderen Völkern oder den anderen Ständen gegenüber in eine Stellung gerät, die ihm für sich selbst vorteilhaft erscheinen lassen, was für den Menschen im allgemeinen schädlich ist. Die Worte „Pogiboscha aki Obre“ (zugrunde gegangen wie die Obren) wiederholt die Geschichte für jedes Volk, für jeden Stand, die dem für jene Menschen verhängnisvollen Hirngespinst zum Opfer gefallen sind, [165] ihr Vorteil sei unvereinbar mit den Gesamtinteressen der Menschheit.

Wenn es irgendeinen Unterschied zwischen dem Guten und dem Nutzen gibt, so besteht er höchstens darin, daß der Begriff des Guten ganz besonders konstant, dauerhaft, fruchtbar und reich an guten, dauerhaften und vielfältigen Resultaten ist, was übrigens auch schon in dem Begriff des Nutzens liegt, der sich eben dadurch von den Begriffen des Vergnügens und des Genusses unterscheidet. Alles menschliche Streben geht darauf aus, Vergnügen zu erlangen. Aber es gibt zweierlei Quellen, aus denen wir Vergnügen schöpfen können: zu der ersten Art gehören temporäre Umstände, die nicht von uns abhängen oder, wenn sie schon von uns ab-

hängen, vorübergehen, ohne ein greifbares Resultat zu hinterlassen; zu der anderen Art gehören die Tatsachen und Zustände, die fest und dauernd in uns selbst liegen oder, wenn sie zur Außenwelt gehören, für lange Zeit in unserer Nähe sind. Ein Tag mit schönem Wetter in Petersburg bringt den Einwohnern der Stadt in ihrem Leben zahllose Erleichterungen und zahllose angenehme Empfindungen; aber dieser eine Tag schönes Wetter ist eine temporäre Erscheinung, die nicht fest fundiert ist und im Leben der Petersburger Bevölkerung keinerlei greifbares Resultat hinterläßt. Man kann nicht sagen, daß so ein Tag Nutzen bringt, er bringt nur Vergnügen. Zur nützlichen Erscheinung wird das gute Wetter in Petersburg nur in seltenen Fällen und für wenige Menschen, wenn es nämlich genügend lange anhält, und wenn es infolge dieser langen Dauer imstande ist, die Gesundheit einiger Kranker wesentlich zu bessern. Wer dagegen aus Petersburg in ein besseres Klima übersiedelt, hat davon Nutzen sowohl für seine Gesundheit wie auch hinsichtlich des Naturgenusses, denn diese Übersiedlung verschafft ihm eine dauernde Quelle lang anhaltender Genüsse. Wenn ein Mensch zu einem guten Mittagessen eingeladen wird, hat er von der Einladung nur Vergnügen, aber keinen Nutzen (und auch Vergnügen natürlich nur dann, wenn er sich etwas aus gutem Essen macht). Aber wenn dieser Mensch, der Wert auf gutes Essen legt, eine große Geldsumme in die Hand bekommt, dann hat er davon Nutzen, d. h. er erhält für lange Zeit die [166] Möglichkeit, das Vergnügen guter Mittagsmahlzeiten zu genießen. Als nutzbringend werden also sozusagen die festen, dauernden Elemente des Genusses bezeichnet. Würde man bei Verwendung des Wortes „Nutzen“ stets fest an diesen Grundzug des Begriffes denken, so gäbe es überhaupt keinen Unterschied zwischen dem Nutzen und dem Guten; aber erstens wird das Wort „Nutzen“ manchmal sozusagen leicht sinnig auf Elemente des Vergnügens angewandt, die zwar nicht völlig temporärer Natur, aber auch nicht sehr stabil sind, und zweitens kann man diese stabilen Elemente des Genusses je nach dem Grade ihrer Stabilität wieder in zwei Klassen teilen: in nicht sehr stabile und sehr stabile. Diese letztere Klasse wird nun eigentlich mit der Bezeichnung des Guten belegt. Das Gute ist sozusagen der Superlativ des Nutzens, ist so etwas wie ein sehr nützlicher Nutzen. Ein Arzt hat einen an chronischer Krankheit leidenden Menschen gesund gemacht – hat er ihm etwas Gutes getan oder hat er ihm Nutzen gebracht? Hier sind beide Worte gleich passend, weil der Arzt dem Kranken ein sehr stabiles Element des Genusses geliefert hat. Unser Denken ist geneigt, sich ständig der Außenwelt zu erinnern, als seien nur für sie allein die Naturwissenschaften zuständig, die doch ihrerseits wohl nur einen Teil unseres Wissens ausmachen und es nicht in seiner Gänze umfassen. Außerdem haben wir bemerkt, daß diese Aufsätze bei uns eine außerordentliche Herzensdürre, eine Gemeinheit und Niedrigkeit der Seele zur Schau tragen, die überall nur nach Nutzen sucht, durch Herausklauben der materiellen Grundlagen alles schändet, kein Verständnis für das Erhabene hat und jeden poetischen Gefühls entbehrt. Wir möchten diesen schändlichen Mangel an Poesie in unserer Seele gern verschleiern. Wir suchen nach irgend etwas Poetischem zur Verschönerung unseres Aufsatzes; beeinflußt durch den Gedanken an die Wichtigkeit der Naturwissenschaften, gehen wir die Poesie im Bereich der materiellen Natur suchen und finden dort die Blumen. So laßt uns denn eine unserer trocknen Buchseiten mit poetischen Vergleichen verzieren. Die Blumen, diese herrlichen Duftquellen, deren schnell dahinwelkende Schönheit unsere Augen bezaubert – sie [167] sind das Vergnügen, der Genuß; die Pflanze, die sie hervorbringt – ist der Nutzen. Eine Pflanze trägt viele Blumen; wenn die einen welken, brechen statt ihrer andere auf; nützlich wird also ein Ding genannt, aus dem viele Blüten hervorwachsen. Es gibt aber einjährige Blütenpflanzen, und es gibt ebenso Rosenstöcke und Oleanderbüsche, die viele Jahre lang leben und uns jedes Jahr von neuem viele Blumen schenken – auf eben diese Weise ist das Gute durch seine Dauerhaftigkeit den anderen Quellen des Genusses überlegen, die man einfach nützliche Dinge nennt, aber nicht als gut bezeichnet, wie man auch Veilchen nicht als Bäume bezeichnet; sie gehören der gleichen Klasse von Dingen an, sind aber noch nicht so groß und dauerhaft.

Daraus, daß wir als das Gute die stabile Quelle dauerhafter, konstanter und besonders zahlreicher Genüsse bezeichnen, erklärt sich ganz von selbst, warum alle verständigen Menschen, die sich mit den menschlichen Angelegenheiten beschäftigt haben, dem Guten so große Bedeutung beimessen. Wenn wir der Meinung sind, daß das „Gute höher steht als der Nutzen", sagen wir nur: „ein sehr hoher Nutzen steht über einem nicht sehr hohen Nutzen" – wir drükken hiermit nur eine mathematische Wahrheit aus, wie etwa, daß 100 mehr ist als 2 und daß der Oleander mehr Blüten trägt als das Veilchen. Der Leser sieht, daß die Methode der Analyse moralischer Begriffe im Geiste der Naturwissenschaft den moralischen Begriffen, indem sie dem Gegenstand alles Hochtrabende nimmt und ihn auf das Niveau ganz einfacher natürlicher Erscheinungen versetzt, das allerunerschütterlichste Fundament gibt. Wenn wir als nützlich das bezeichnen, was als Quelle zahlreicher Genüsse dient, und als gut einfach das, was sehr nützlich ist, bleibt hier nicht mehr der geringste Zweifel hinsichtlich des Ziels übrig, das dem Menschen gesteckt ist – nicht durch irgendwelche abseitige Erwägungen oder Einflüsterungen, nicht durch irgendwelche problematischen Annahmen oder geheimnisvollen Beziehungen zu irgend etwas noch ganz Unsicherem – nein, das ihm gesteckt ist einfach durch den Verstand, den gesunden Sinn, durch das Bedürfnis nach Genuß: dieses Ziel ist das Gute. Nur gute Handlungen machen sich wahrhaft bezahlt: ver-[168]nünftig ist nur, wer gut ist, und zwar genau in dem Maße, wie er gut ist. Der Mensch, der nicht gut ist, ist einfach ein unvernünftiger Verschwender, der tausend Rubel für den Ankauf einer Ramschware verausgabt und um eines geringen Genusses willen moralische und materielle Kräfte hingibt, die ausgereicht hätten, ihm einen unvergleichlich viel höheren Genuß zu verschaffen.

In diesem gleichen Begriff vom Guten als von einem sehr stabilen Nutzen, finden wir noch einen weiteren wichtigen Zug, der uns entdecken hilft, welche Erscheinungen und Handlungen eigentlich in der Hauptsache das Gute ausmachen. Die Gegenstände der Außenwelt mögen noch so eng mit dem Menschen verbunden sein, letzten Endes bleiben sie doch gar zu oft nicht bei ihm: bald trennt sich der Mensch von ihnen, bald lassen sie den Menschen im Stich. Vaterland, Familie, Reichtum – alles kann der Mensch aufgeben oder es kann ihn verlassen; nur von *einem* kann er sich nicht losmachen, solange er lebt, *ein* Wesen ist untrennbar mit ihm verbunden – das ist er selbst. Wenn ein Mensch anderen Menschen durch seinen Reichtum nützt, kann er aufhören, ihnen nützlich zu sein, wenn er den Reichtum verliert; ist er den Menschen jedoch durch Qualitäten seines eigenen Organismus, durch seine seelischen Qualitäten, wie man gewöhnlich sagt, von Nutzen, so muß er sich höchstens selber umbringen, aber so lange er sich noch nicht umgebracht hat, kann er nicht aufhören, den Menschen Nutzen zu bringen – es nicht zu tun, geht über seine Kraft, steht nicht in seiner Macht. Er kann sich sagen: ich werde böse sein, werde den Menschen Schaden zufügen; zur Ausführung bringen kann er das aber nicht mehr, wie der Kluge nicht nichtklug sein kann, auch wenn er wollte. Nicht nur hinsichtlich seiner Dauer und Beständigkeit, sondern auch durch die Reichweite seiner Wirkung ist das Gute, das in den Qualitäten des Menschen selbst seine Quelle hat, sehr viel bedeutsamer als das Gute, das ein Mensch nur dank dem Umstande tut, daß er über äußeren Besitz verfügt. Die gute oder schlechte Verwendung äußerer Mittel hängt vom Zufall ab; alle materiellen Mittel lassen sich ebenso leicht und so häufig zum Schaden der Menschen verwenden wie zu ihrem Nutzen. Ein [169] reicher Mann, der einigen Leuten in einigen Fällen Vorteile bringt, schädigt andere, ja sogar diese selben Leute in anderen Fällen. Ein reicher Mann zum Beispiel hat die Möglichkeit, seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, ihre Gesundheit und ihren Verstand zu fördern und ihnen eine Menge Wissen beizubringen. Das sind Dinge, die für sie von Nutzen sind; ob das jedoch geschieht oder nicht, ist ungewiß, und häufig unterbleibt es, ja im Gegenteil, die Kinder der Reichen bekommen eine Erziehung, die sie zu schwächlichen, kränklichen, geistesschwachen, leeren und kläglichen Subjekten macht. Die Kinder der Reichen nehmen im allgemeinen Gewohnheiten und Begriffe an, die ihnen selber schädlich sind. Wenn der Reichtum derart auf Menschen wirkt,

um deren Glück der Reiche vor allem besorgt ist, bringt er natürlich anderen Menschen, die dem Reichen nicht so am Herzen liegen, noch ausgesprocheneren Schaden, so daß man im allgemeinen annehmen darf, daß der Reichtum des Einzelmenschen den anderen Menschen, die mit dem Reichen unmittelbar in Verbindung stehen, mehr schadet als nützt. Wenn aber ein gewisser Zweifel darüber möglich ist, ob der Schaden, den der Reichtum einzelnen Menschen bringt, an den Nutzen heranreicht, den diese Leute von ihm haben, oder, was man wahrscheinlich annehmen muß, ihn sogar weit übersteigt, so ist jedenfalls die Tatsache unbestritten[10], daß in der Wirkung des Reichtums einzelner Menschen auf die Gesamtgesellschaft die schädlichen Seiten die nützlichen bei weitem überwiegen. Das zeigt sich mit mathematischer Sicherheit in jenem Teil des moralischen Wissens, der früher als die anderen Teile nach exakten wissenschaftlichen Methoden ausgearbeitet wurde und in einigen seiner Fächer besonders gut durch die Wissenschaft von den Gesetzen des materiellen gesellschaftlichen Wohlstands, der sogenannten politischen Ökonomie, entwickelt worden ist. Was wir hinsichtlich der großen Überlegenheit einzelner Menschen über die anderen mit Hilfe von materiellem Wohlstand gefunden haben, läßt sich in noch höherem Grade von der starken Konzentration eines anderen, dem menschlichen Organismus selbst fremden Mittels zur Beeinflussung des Schicksals anderer Menschen sagen, nämlich von der Gewalt oder der [170] Macht. Sie bringt, aller Wahrscheinlichkeit nach, mehr Schaden als Nutzen, sogar den Menschen selbst, die unmittelbar mit ihr zu tun haben, und in ihrer Wirkung auf die Gesamtgesellschaft ist der Schaden, den sie bringt, unvergleichlich viel größer als der Nutzen. So bleiben also als wirkliche Quelle eines unbedingt stabilen Nutzens, den Menschen von der Tätigkeit anderer Menschen haben, nur jene nützlichen Qualitäten übrig, die im menschlichen Organismus selber liegen; deswegen werden auch eben diese Qualitäten als gute bezeichnet, deswegen findet auch das Wort „gut“ richtig nur auf den Menschen Anwendung. Die Grundlage seiner Handlungen bildet das Gefühl oder Herz, aber ihre unmittelbare Quelle ist jene Seite der organischen Aktivität, die wir den Willen nennen; deshalb müssen wir, wenn wir vom Guten reden, besonders die Gesetze untersuchen, nach denen das Herz und der Wille tätig sind. Die Mittel zur Verwirklichung der Gefühle des Herzens erhält der Wille aber von den Vorstellungen des Geistes, und wir müssen unsere Aufmerksamkeit daher auch jener Seite des Denkens zuwenden, die sich auf diese Mittel zur Beeinflussung des Schicksals anderer Menschen beziehen. Ohne etwas Bestimmtes zu versprechen, sagen wir nur, daß wir gern die exakten Begriffe darstellen möchten, die die moderne Wissenschaft über diese Gegenstände besitzt. Es kann durchaus sein, daß es uns auch gelingt, das zu tun.

Aber wir hätten beinahe vergessen, daß bis jetzt das Wort „anthropologisch“ im Titel unseres Aufsatzes immer noch nicht erklärt ist; was ist denn dieses „anthropologische Prinzip in den moralischen Wissenschaften“? Was dieses Prinzip eigentlich darstellt, hat der Leser dem Charakter dieser Aufsätze entnehmen können: dieses Prinzip besteht darin, daß man den Menschen als *ein* Wesen betrachten muß, das nur *eine* Natur hat, daß man das menschliche Leben nicht in verschiedene Hälften zerschneidet, die verschiedenen Naturen angehören; daß man jede Seite der Tätigkeit des Menschen als Tätigkeit entweder seines gesamten Organismus von Kopf bis Fuß einschließlich betrachtet, oder, wenn es sich um eine spezielle Funktion irgendeines besonderen Organs im menschlichen Organismus handelt, [171] dieses Organ in seinem natürlichen Zusammenhang mit dem Gesamtorganismus untersucht. Das scheint eine ganz einfache Forderung zu sein, sie ist jedoch erst in allerletzter Zeit in ihrer ganzen Bedeutung von den Denkern anerkannt und erfüllt worden, die sich mit den moralischen Wissenschaften befassen, und auch das nur von einigen wenigen unter ihnen, während die Mehrheit des Gelehrtenstandes, die stets der Routine treu geblieben ist, wie die Mehrheit jedes Standes, auch weiterhin mit der früheren phantastischen Methode der unnatürlichen Zerle-

[10] Im Zeitschriftentext durch den Zensor verändert in: „dann läßt sich über die Tatsache streiten“.

gung des Menschen in verschiedene, aus verschiedenen Naturen stammende Hälften arbeitet. Deswegen erweisen sich aber auch die Arbeiten dieser routinierten Mehrheit heute als ebensolcher Plunder wie die Arbeiten von Emin und Jelagin über die russische Geschichte, die Volksliedersammlungen Tschulkows oder in jüngster Zeit die Werke der Herren Pogodin und Schewyrjow: auch in diesen Werken läuft einmal das eine oder das andere unter, was nach Wahrheit aussieht – Herr Pogodin schreibt ja ganz mit Recht, daß Jaroslaw in Kiew und nicht in Krakow als Fürst herrschte, daß Olga in Konstantinopel das orthodoxe Christentum annahm und nicht das lutherische, daß Alexej Petrowitsch der Sohn Peters des Großen war; ebenso hat ja Herr Schewyrjow richtig festgestellt, daß das russische Volk sich von kargen und schwer verdaulichen Speisen nährt, daß man unter den Rollkutschern manchmal hübsche Burschen findet, und hat aus dem Paissius-Sammelband recht interessantes Material über die heidnische Religion der Russen zusammengetragen.[11] Aber alle diese schönen und durchaus richtigen Dinge sind in den Büchern des gelehrten Paares aus dem seligen „Moskwitjanin“[12] mit einer solchen Menge Unsinn vermengt, daß es ebenso schwerfällt, die Wahrheit in ihnen von dummem Geschwätz zu sondern, wie zur Herstellung von Papier geeignete Lumpen an jenen Orten herauszuklauben, die die Lumpensammler mit ihren scharfen Augen und spitzen Haken erforschen; deshalb tut der Durchschnittsmensch besser daran, diese wenig angenehme Beschäftigung überhaupt zu vermeiden und sie den an sie gewöhnten Männern der Arbeit u überlassen; diese Männer der Arbeit aber – die auf der [172] Höhe der modernen Wissenschaft stehenden Fachleute – finden, daß in Büchern von der Art der Werke der von uns genannten Herren und ihrer Vorgänger selbst gelehrte Lumpen in gar zu geringer Zahl aufzufinden sind, so daß ihre Lektüre reiner Zeitverlust ist, der einem dazu noch das Gehirn vernebelt. Genau das gleiche muß von fast allen früheren Theorien der moralischen Wissenschaften gesagt werden. Dadurch, daß sie das anthropologische Prinzip außer acht lassen, verlieren sie jeden Wert; eine Ausnahme machen die Werke einiger weniger Denker der Vergangenheit, die dem anthropologischen Prinzip gefolgt sind, obwohl sie sich zur Kennzeichnung ihrer Auffassung vom Menschen nicht dieser Bezeichnung bedient haben. Zu ihnen gehören zum Beispiel Aristoteles und Spinoza.

Was die Zusammensetzung des Wortes „Anthropologie“ betrifft, so kommt es von dem Worte „anthropos“, Mensch – aber das weiß der Leser natürlich auch ohne uns. Die Anthropologie ist eine Wissenschaft, die bei der Behandlung jedes Teils des menschlichen Lebensprozesses stets daran denkt, daß dieser ganze Prozeß und jeder seiner Teile sich im menschlichen Organismus abspielen; daß dieser Organismus das Material ist, welches die von ihr untersuchten Phänomene hervorbringt; daß die Qualitäten der Phänomene durch die Eigenschaften des Materials bedingt sind und daß die Gesetze, nach denen die Phänomene entstehen, nur Sonderfälle der Wirkung der allgemeinen Naturgesetze sind. Die Naturwissenschaften sind noch nicht so weit, daß sie alle diese Gesetze unter ein allgemeines Gesetz subsumieren und alle Teilformeln in eine allumfassende Formel zusammenziehen können; da ist nichts zu machen – man sagt, daß selbst die Mathematik noch nicht imstande ist, einige ihrer Zweige zu so einer Vollkommenheit zu bringen: wir haben sagen hören, daß sich noch keine allgemeine Formel für Integration in der Art der bereits gefundenen allgemeinen Formeln für Multiplika-

[11] Der Paissius-Sammelband“ ist eine Sammlung von Auszügen aus alten russischen Dokumenten, die sich vorwiegend auf das 14. Jahrhundert beziehen. Diese Sammlung wurde von Schewyrjow in der Bibliothek des Kirillo-Beloserski-Klosters aufgefunden.

[12] „Das gelehrte Paar aus dem seligen ‚Moskwitjanin‘“ – gemeint sind die Herausgeber dieser Zeitschrift Pogodin und Schewyrjow. Die Zeitschrift „Moskwitjanin“ war im Jahre 1841 von Pogodin, dem Ideologen der reaktionären Theorie des „offiziellen Volkstums“, die für die orthodoxe Religion und die zaristische Autokratie eintrat, gegründet worden. Seit dem Jahre 1850 bis zur Schließung der Zeitschrift im Jahre 1856 lag die Leitung in Händen der sogenannten „jungen Redaktion“, der A. Grigorjew, A. Ostrowski und A. Pissemski u. a. angehörten.

tion oder Potenzierung hat finden lassen. Das bedeutet natürlich eine Erschwerung der wissenschaftlichen Forschung: wir haben uns sagen lassen, daß der Mathematiker in allen Zweigen seines Fachs rasch vorwärtskommt, daß er jedoch, sobald es ans Integrieren geht, [173] Wochen und Monate über einer Arbeit sitzt, die sich in zwei Stunden durchführen ließe, wenn es bereits eine allgemeine Integrationsformel gäbe. Das gilt in noch höherem Maße für die Naturwissenschaften. Bis heute kennt man nur Teilgesetze für einzelne Klassen von Erscheinungen: das Gravitationsgesetz, das Gesetz der chemischen Affinität, das Gesetz der Zerlegbarkeit und Mischung der Farben, das Gesetz der Wirkung der Wärme und der Elektrizität; unter ein Gesetz können wir sie noch nicht exakt zusammenfassen, obwohl es sehr gewichtige Gründe für die Annahme gibt, daß alle anderen Gesetze jeweils besondere Abarten des Gravitationsgesetzes sind. Der Umstand, daß wir noch nicht imstande sind, alle Teilgesetze unter ein allgemeines Gesetz zusammenzufassen, bedeutet eine außerordentliche Erschwerung und Verzögerung aller Forschungen in den Naturwissenschaften der Forscher muß sich aufs Geratewohl vorwärtstasten, er hat keinen Kompaß, er ist gezwungen, sich bei der Suche nach dem richtigen Weg nicht gerade zuverlässiger Methoden zu bedienen, und verliert viel Zeit auf allen möglichen Seitenwegen, um zu seinem Ausgangspunkt zurückzukehren, wenn er sieht, daß sie zu nichts führen, und dann wieder nach einem neuen Weg zu suchen; noch mehr Zeit geht damit verloren, andere davon zu überzeugen, daß die ungeeigneten Wege wirklich ungeeignet und die richtigen Wege wirklich richtig und an bar sind. So ist es in den Naturwissenschaften und genau so auch in den moralischen Wissenschaften. Aber wie in den Naturwissenschaften bedeuten diese Schwierigkeiten auch in den moralischen Wissenschaften nur eine Verzögerung beim Suchen nach der Wahrheit und bei ihrer Ausbreitung, wenn sie einmal gefunden ist; ist sie aber einmal gefunden, so wird ihre Richtigkeit trotz allem offenkundig, nur daß die Herausarbeitung dieser Richtigkeit sehr viel mehr Mühe gekostet hat, als Entdeckungen der gleichen Art unseren Nachkommen kosten werden, wenn die Wissenschaften besser entwickelt sind, und so langsam sich auch die Überzeugung von den Wahrheiten unter den Menschen verbreiten mag, weil die Menschen heutzutage wenig darauf vorbereitet sind, die Wahrheit zu lieben, d. h. ihren [174] Nutzen zu schätzen, und die absolute Schädlichkeit jeder Unwahrheit zu erkennen, wird sich die Wahrheit doch bei den Menschen durchsetzen, denn sie entspricht, mögen die Menschen von ihr denken, was sie wollen, mögen sie sie auch fürchten und die Unwahrheit lieben, dennoch ihren Bedürfnissen, während die Unwahrheit sich als unbefriedigend erweist: was die Menschen brauchen, das werden die Menschen annehmen, so sehr sie auch in die Irre gehen, weil sie etwas annehmen, was ihnen durch den Zwang der Dinge auferlegt wird. Werden die russischen Landwirte, die bisher so schlecht gewirtschaftet haben, endlich einmal gut wirtschaften lernen? Natürlich werden sie es; davon sind wir überzeugt nicht auf Grund irgendwelcher transzendentalen Hypothesen über die Eigenschaften des russischen Menschen, nicht auf Grund einer hohen Auffassung von seinen nationalen Eigenschaften oder seiner Überlegenheit über andere an Verstand oder Arbeitsliebe oder Geschicklichkeit, sondern einfach deswegen, weil es der russische Landwirt einmal nötig haben wird, klüger und berechnender zu wirtschaften als bisher. Dieser Notwendigkeit entgeht niemand, kann sich niemand entziehen. Genau so kann sich auch der Mensch nicht der Wahrheit entziehen, weil sie bei dem heutigen Stand der menschlichen Dinge mit jedem Jahr zu einer immer stärkeren und unausweichlichen Notwendigkeit wird. [175]

POLEMISCHE PRACHTSTÜCKE[1]

ERSTE KOLLEKTION
PRACHTSTÜGKE AUS DEM „RUSSKI WESTNIK“[2]

Singe den Zorn mir, o Göttin... (Ilias I, S. 1)

I

In Heft 1 hat der „Russki Westnik“ nur so ein bißchen gepoltert (und wie herzig gepoltert), im Februarheft jedoch hat er einen kapitalen Aufsatz gegen uns veröffentlicht, mit dem Titel „Alte Götter und neue Götter“. – Dieser Titel besagt, daß wir dank unserer angeborenen Sklavennatur unbedingt vor irgendeinem Götzen auf den Knien liegen müssen und deshalb nach dem Sturz der alten Götzen neue aufgerichtet haben, die fast noch schlimmer sind als die alten, und daß wir uns für blinde Anbetung dieser neuen Götzen einsetzen. Nun, der Trick ist nicht übel ausgedacht – wir lassen dem „Russki Westnik“ ja stets gern Gerechtigkeit widerfahren; er versucht das Ding so zu drehen, daß er als Verteidiger des Rechts der menschlichen Vernunft auf Freiheit gegen uns auftritt, die wir die Vernunft einem neuen Aberglauben statt alten Vorurteilen unterwerfen. Es fehlt nur eine Vorbedingung, ohne die eine geistreiche Bemerkung nicht geistreich ist: die Erfindung muß einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit haben – ohne das ist sie nicht geistreich, mag sie auch noch so spitzfindig sein. Bei allen Mängeln, die er an uns findet, ist jener Teil des Publikums, der mit uns nicht einverstanden ist, doch jedenfalls nie auf den Gedanken gekommen, daß wir Götzen aufgerichtet hätten. So kommt es, daß der Aufsatz des „Russki Westnik“ bestenfalls amüsant für jenen Teil des Publikums ist, der mit uns sympa-

---

[1] Die „Polemischen Prachtstücke“ erschienen erstmalig in der Zeitschrift „Sowremennik“, Jahrgang 1861, Heft 87, Nr. 6 („Erste Kollektion“) und Heft 88, Nr. 7 („Zweite Kollektion“).
Die „Polemischen Prachtstücke“ Tschernyschewskis sind von hohem Interesse für das Verständnis des politischen und Ideenkampfes, der zu jener Zeit zwischen den revolutionären Demokraten und dem vereinigten reaktionären Lager der Leibeigenschaftsanhänger, der Liberalen und der autokratischen Monarchie tobte. In der Zeit zwischen der Veröffentlichung des „Anthropologischen Prinzips in der Philosophie“ (April/Mai 1860) und der „Polemischen Prachtstücke“ (Juni/Juli 1861) war die Bauern„reform“ durchgeführt worden, bei der die Fronherren und die Bourgeoisie die Bauern mit vereinten Kräften ausplünderten. Eine solche „Reform“ mußte den politischen Kampf im Lande weiter verschärfen. Die „Polemischen Prachtstücke“ zeigen anschaulich, daß die revolutionäre Demokratie nicht die Waffen gestreckt hatte, sondern den Kampf gegen die vereinte Reaktion fortsetzte.
Bereits auf die „Erste Kollektion“ der „Polemischen Prachtstücke“ reagierte der Reaktionär M. Katkow. In seinem Artikel „Anläßlich der ‚Polemischen Prachtstücke‘ im ‚Sowremennik‘“ („Russki Westnik“, Juni 1861) versuchte er, die sozialen und politischen Anschauungen der revolutionären Demokratie zu diskreditieren, wobei er nicht davor zurückscheute, Tschernyschewski als den Führer einer „Bande von Zerstörern“ zu denunzieren. In einem weiteren Artikel „Perspektiven einer entente cordiale mit den ‚Sowremennik‘“ („Russki Westnik“, Juli 1861) trat Katkow als Verteidiger der liberalen Journalisten (Albertinis u. a.) auf und beschuldigte Tschernyschewski, wiederum in der Form der direkten Denunziation, der „Lästerung der orthodoxen Kirche“.
Der Redakteur der liberalen Zeitschrift „Otetschestwennyje Sapiski“, Dudyschkin, nahm im Juliheft der Zeitschrift in seiner Antwort auf die „Erste Kollektion“ der „Polemischen Prachtstücke“ den von Tschernyschewski verspotteten reaktionären Professor der Kiewer Theologischen Akademie Jurkewitsch in Schutz. Die „Polemischen Prachtstücke“ brachten, wie zu erwarten war, auch die zaristische Zensur auf die Beine. Der Zensor Berte stellte in einem aus dem September 1861 stammenden Memorandum über den „Sowremennik“ fest, daß die Zeitschrift ihre revolutionär-demokratische Tendenz nicht geändert habe und ihre „besonders zerstörerische Tendenz gegen alle anderen Zeitschriften in der kürzlich aufgemachten Rubrik ‚Polemische Prachtstücke‘ (Juni- und Juliheft)“ hartnäckig fortsetze.
In der vorliegenden Ausgabe wird der Aufsatz nach dem Text des „Sowremennik“ unter Hinzuziehung des Manuskriptes wiedergegeben. Die von Tschernyschewski selbst aus Zensurgründen fortgelassenen Stellen sind in den Text aufgenommen.

[2] „Russki Westnik“ – eine Zeitschrift monarchistischer Tendenz; sie wurde im Jahre 1856 von M. N. Katkow gegründet.

thisiert der Anklagepunkt ist ungeschickt [176] gewählt. Wir und Götzen aufrichten! – aber bitte sehr, weifen Sie uns das nur recht oft und recht kräftig vor. Das ist sehr gut.

Aber sehen wir uns einmal den Aufsatz an, der uns durch die kunstreiche Wahl des Anklagethemas so ehrlich froh gemacht hat. Er beginnt mit einer Rüge dafür, daß wir manchmal ausweichend und nur andeutungsweise über verschiedene Gegenstände reden, die man direkt beim Namen nennen könnte.

„Was soll das alles – dieses listige Zwinkern, die hinterhältigen Anspielungen, die verhüllenden Allegorien, die beißende Ironie, die eingestreuten Histörchen, wo die Dinge doch ganz einfach liegen und es nicht den geringsten Grund gibt, zu solchen Kriegslisten seine Zuflucht zu nehmen?“

Nun gut. Aber warum ist dann der ganze Aufsatz, der mit dieser Rüge beginnt, in eben dieser selben Manier geschrieben, die er als unangebracht rügt? Warum „hüllt er sich“ derart in alle möglichen Winkelzüge, daß viele Leser sogar auf den Gedanken kamen, er sei direkt und nicht ironisch zu verstehen, und der „Russki Westnik“ wolle allen Ernstes den Materialismus gegen uns in Schutz nehmen? Weshalb diese Listen? Deshalb, weil Sie den Fall nicht „einfach“ vortragen konnten; wir verstehen das durchaus und rechnen dem „Russki Westnik“ den edlen Anstand hoch an, mit dem er in diesem Aufsatz auf die Verwendung einer Waffe verzichtet, deren man sich bei uns noch nicht bedienen darf. Das ist wirklich sehr schön. Aber wenn Sie selber spüren, daß es unmöglich ist, einfach zu reden, warum dann andere für Methoden rügen, die die allgemeine Scheußlichkeit unserer Lage anderen und Ihnen aufzwingt?

Im weiteren folgt ein niedliches „Histörchen“ über Iwan Jakowlewitsch[3], das, nebenbei gesagt, sehr nach einer Imitation des Aufsatzes über das Buch Herrn Pryshows im „Sowremennik“[4] aussieht. Wozu das imitieren, was man verspotten will? Oder ist das vielleicht nicht Imitation, sondern nur Ironie?

Es läuft darauf hinaus, daß wir wegen unserer Ungereimtheiten mit Iwan Jakowlewitsch verglichen werden – das ist sehr hübsch und graziös; aber wozu müssen Sie dann [177] Ihren Witz bei solchen abgeschmackten Leuten ausborgen, wie wir es sind? Und daß wir abgeschmackt sind, wollen wir Ihnen gleich beweisen:

„‚Wird X heiraten?‘ fragte man Iwan Jakowlewitseh. ‚Ohne Taten keine rechten Kololaten‘, lautete die Antwort. *Kololaten* ist ein wunderliches Wort, aber der Frager war offenbar mit ihm zufrieden, ohne weiter nach dem Sinn zu fragen. *Kololaten* ist ein Wort ohne Sinn. Aber hören Sie einmal genau hin: derartige *Kololaten* können Ihnen so häufig begegnen, daß Sie dem armen Irrenhausinsassen keinen Vorwurf daraus machen dürfen.

Kololaten! *Kololaten*! Aber ist etwa nicht vieles von dem, was gelehrt und gedruckt wird, *Kololaten*? Sind nicht die philosophischen Aufsätze, die manchmal in unseren Zeitschriften erscheinen, *Kololaten*?

Es kommt nicht darauf an, was Sie reden oder schreiben, woran Sie glauben oder nicht glauben, was Sie für richtig halten oder was Sie ablehnen: es kommt nicht darauf an, welche Wahrheiten Sie predigen möchten, strenge oder zarte, sondern darauf, ob Sie selber verstehen, was Sie sagen, ob Sie fähig sind zu denken oder nur Phrasen zu drechseln, die denkunfähigen Menschen mächtig imponieren, im Grunde aber nichts anderes sind als die *Kololaten* Iwan Jakowlewitschs.“

Hübsch, sehr hübsch! „Die Kololaten des armen Irrenhausinsassen“, was für eine delikate Polemik! Und weiter kommen, immer auf uns angewandt: „Narrenhaus“, „sinnlos“, „Krie-

[3] Iwan Jakowlewitsch Korejscha war ein Scharlatan, der sich als „Prophet“ ausgab. Die „Anekdote“ über Korejscha ist in Katkows Artikel „Alte Götter und neue Götter“ erzählt. Auch die Zeitschrift „Sowremennik“ hatte über Korejscha geschrieben und dabei das Buch „Das Leben Iwan Jakowlewitschs“ von Pryshow verspottet (Februar 1861).

[4] „Sowremennik“ – eine im Jahre 1836 von A. S. Puschkin gegründete Literaturzeitschrift. Nach Puschkins Tode waren ihre Herausgeber P. A. Pletnjow, P. A. Wjasemski, W. A. Shukowski und W. F. Odojewshi. Im Jahre 1847 gingen die Herausgeberrechte an I. I. Panajew und ein Jahr später gleichzeitig auch an N. A. Nekrassow über. Die Glanzperiode des „Sowremennik“ fällt in die Jahre, in denen N. G. Tschernyschewski (1854-1862) und Dobroljubow an ihr mitarbeiteten. Im Jahre 1866 wurde die Zeitschrift auf Befehl des Zaren geschlossen.

cherei“, „fanatische Anbetung von Götzen, die unsere eigene Ignoranz geschaffen hat“, „Schändung des Denkens an seiner Quelle“, „empörend“, das alles auf der einen Seite 894; man zähle einmal nach, wie viele solcher Prachtstücke auf den zwölf Seiten des Aufsatzes stehen. Und das heißt dann: die anderen Zeitschriften verstehen sich nicht zu benehmen, aber der „Russki Westnik“ versteht es.

Darauf folgt eine kritische Analyse des Aufsatzes Herrn Antonowitschs über das „Philosophische Wörterbuch“[5], Herr Antonowitsch hat es nicht im geringsten nötig, sich von jemand anderem verteidigen zu lassen, und indem ich diesen Teil des Aufsatzes dem guten Herzen Herrn Antonowitschs überlasse, will ich einige Bruchstücke aus dem an mich gerichteten Schlußteil anführen.

Nachdem der „Russki Westnik“ Herrn Antonowitsch eine lange erbauliche Rede gehalten hat, empfiehlt er ihm, „einen Aufsatz zu lesen, der in den Abhandlungen der Kiewer Theologischen Akademie erschienen ist“.

[178] „Dieser Aufsatz mit dem Titel: *Aus der Wissenschaft vom menschlichen Geist* stellt ein recht umfangreiches Werk dar. Sein Verfasser ist Herr Jurkewitsch, Professor an der Kiewer Akademie. Anlaß zu diesem Werk gaben einige Aufsätze über philosophische Gegenstände im ‚*Sowremennik*‘. Herr Jurkewitsch entlarvt die freche Scharlatanerei, die sich als Höhepunkt der modernen Philosophie ausgibt, und entlarvt sie so, daß selbst der anspruchsvolle Herr Antonowitsch auf seine Rechnung kommen wird. Auch das Schlimme hat sein Gutes, sagt das russische Sprichwort; bedanken wir uns bei den Scharlatanen wenigstens dafür, daß sie den Anlaß zum Erscheinen dieser hervorragenden philosophischen Arbeit abgegeben haben. Herrn Jurkewitschs Aufsatz ist keine einfache Negation oder Enthüllung; er ist inhaltlich hochinteressant, und wir haben in russischer Sprache bisher nur selten etwas derartig Reifes über philosophische Fragen gelesen. Wir wollen über Herrn Jurkewitschs Aufsatz übrigens nicht nur en passant reden. Wir werden in der nächsten Nummer des ‚*Russki Westnik*‘ umfangreiche Stücke aus dieser Abhandlung abdrucken, die alle Anzeichen eines reifen, selbständigen, seiner selbst mächtigen Denkens aufweist.

Wir wollen hoffen, daß die philosophischen Begriffe der Herren, die im ‚*Sowremennik*‘ schreiben, sich nach und nach klären, und daß sie es schließlich fertigbringen, ohne Scharlatanerei auszukommen. Es läßt sich in einigen Punkten bereits jetzt ein bemerkenswerter Fortschritt feststellen. Herr Tschernyschewski, offenbar der Oberanführer dieser Kriegerschar, beginnt über die Fragen der politischen Ökonomie bereits mit menschlichen Zungen zu reden. Il s’humanise, ce monsieur.[*] In den letzten Nummern dieser Zeitschrift hatten wir das Vergnügen, einige Aufsätze mit seiner Unterschrift zu lesen; sie enthalten bereits nicht mehr jene Ungereimtheiten, die er früher für tiefe, vom Grunde eines geheimnisvollen Brunnens heraufgeholte Weisheiten ausgab. Er urteilt vernünftig und nach den Grundprinzipien der politischen Ökonomie, so daß er sich jetzt nicht mehr von den Ökonomisten abzugrenzen braucht, die er einst *engstirnige Jämmerlinge* genannt hat. Ein solcher ist er jetzt in den von ihm gezeichneten Aufsätzen selbst. Man muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: er nimmt sich Lehren gut zu Herzen und sitzt nicht umsonst in der Vorschule.

Aber wenn der frühere Blödsinn sich hütet, in jenen Aufsätzen Herrn Tschernyschewskis aufzutauchen, die er mit seinem Namen unterschreibt, so macht er sich doch in den anderen bemerkbar, die er nicht unterschreibt. Dort ist noch im Ton der Scharlatanironie die Rede von den *großen* russischen Ökonomisten Herrn Wernadski, Bunge, Rshewski und Besobrasow, zu denen auch Herr de Molinari gerechnet wird und schließlich Carey und Bastiat. Das Artikelchen, das wir soeben erwähnten, ist ein sehr kurioses Artikelchen; es ist eine Rezension des kürzlich erschienenen Buchs Careys ‚*Briefe an den Präsidenten der Vereinigten Staaten*‘. Hier gibt es eine bemerkenswerte Stelle. – (Folgt eine Wiedergabe des Absatzes dieses Aufsatzes, der von dem [179] Drama ‚Judith‘ handelt und mit den Worten endet: ‚Der Weg der Geschichte ist nicht das Trottoir des Newski-Prospekts, er führt fortwährend bald durch staubige oder schmutzige Felder, bald durch Sümpfe, bald durch Urwald. Wer Angst hat, staubig zu werden oder sich die Stiefel schmutzig zu machen, soll die Finger von gesellschaftlicher Tätigkeit lassen.‘)

Nach dieser bezaubernden Episode, in der man Judith, nachdem sie sich zur Rettung des Vaterlandes besudelt hat, ordentlich vor Kummer seufzen hört, wendet der Rezensent sich wieder dem Zolltarif und dem Freihandel zu. Diese schöne Poesie hätte nicht von selbst in einen so trockenen und prosaischen Gegenstand einbrechen

[5] Der Aufsatz Antonowitschs über das „Philosophische Wörterbuch“ von S. Gogozki erschien im „Sowremennik“, Jahrgang 1861, Heft 2.

[*] Er wird menschlich, dieser Herr. *Die Red*.

können, wenn nicht das Herz des Schreibers selber sie herbeigerufen hätte. Sie konnte nur aus der Tiefe der Seele auftauchen, sie konnte nur mit der unaufhaltsamen Gewalt eines ungewollten Geständnisses ans Licht kommen. So viel Tränen und Zärtlichkeit in dieser kleinen Geschichte, die so unerwartet als Oase in der Wüste der Schutzzölle erscheint, wo ein ganz anderer trockner und strenger Wind weht!

Wirklich, liegt nicht auch in der Scharlatanerei eine Art Besudelung? Bringen nicht am Ende jene mutigen Männer des öffentlichen Lebens, die der unvernünftige Pöbel Scharlatane nennt, große Opfer? Aber so verkündet uns doch, o ihr neuen Judithe!, um welcher ewigen Güter willen ihr eure makellose Reinheit befleckt, ‚dergleichen noch nie ein Mensch gesehen hat'?

O ihr Herren, befleckt euch nicht umsonst! Bringt keine unnötigen Opfer! Rechtfertigt euch nicht mit Heldentaten: hier gibt es gar keine Heldentaten. Ihr blendet euch nur selber und führt andere hinters Licht. Ihr wißt selber nicht, spürt selber nicht, was für ein schädlicher Hemmschuh ihr seid inmitten einer Gesellschaft, deren Kräfte noch nicht richtig gesammelt sind, deren Leben noch nicht gefestigt ist. Schlimm genug, wenn ihr begabte Leute seid. Mit der Zeit werdet ihr schon von der Scharlatanerei lassen; eure Begriffe werden sich klären (das geschieht ja allmählich schon mit den ökonomischen Begriffen Herrn Tschernyschewskis, und das ist ein guter Anfang); ihr werdet dann zu euch kommen, aber es wird zu spät sein. Ihr werdet voller Verachtung auf eure Vergangenheit zurückblicken und vielleicht tief bedauern, daß ihr in unserer jetzigen Zeit eine so närrische Rolle gespielt habt."

Die Episode mit „Judith" eignete sich wirklich dazu, verspottet zu werden; und ihre Verwendung als Beweis für meine „Scharlatanerei" war hübsch gemacht – dieser Absatz des Artikelchens ist, ganz im Ernst, spritzig und geschickt angelegt. Ich lache zusammen mit dem „Russki Westnik" von ganzem Herzen darüber, wie ich an Größe des Opfers, das ich um die Rettung des Vaterlandes bringe, der Judith gleichkomme. Das kommt sehr witzig heraus; [180] hier ist der Spott dem „Russki Westnik" durchaus gelungen. Der pathetische Ton der Episode mit Judith bekommt wirklich etwas Komisches durch die recht ungeschickte Unterbringung in einem kleinen Aufsatz über einen so trocknen Gegenstand wie den Zolltarif und Garey. Das ist ein ausgezeichneter Witz. Ja, es versteht sich von selbst, daß dieser kleine Artikel von mir stammt – der „Russki Westnik" spielt auch darauf an. Er hat sich nicht geirrt. Ich fürchte nur, daß der „Russki Westnik" sich irrte, wenn er annimmt, meine ökonomischen Auffassungen besserten sich. Ich sehe hierin ein Anzeichen guten Willens mir gegenüber, aber nicht mehr; ich danke bestens, aber einverstanden sein kann ich nicht. Die Sache verhält sich anders. Bis zum vorigen Jahr behandelte ich in meinen Aufsätzen über politische Ökonomie einzelne Fragen, die mich besonders interessierten – natürlich waren das Fragen, die mir bei den Autoren der herrschenden ökonomischen Schule besonders schlecht dargestellt zu sein schienen.[6] Deswegen enthielten diese Aufsätze fast nur Auseinandersetzungen mit der herrschenden Theorie und Darlegungen von Gedanken, die noch nicht Gelegenheit hatten, in sie aufgenommen zu werden, weil sie zu neu waren oder wegen ihrer Tendenz von jener Theorie abgelehnt wurden. Zu Beginn des vorigen Jahres hielt ich es für nötig, dem russischen Publikum eine systematische Abhandlung über die ökonomische Wissenschaft in ihrem ganzen Umfang vorzulegen. Ich machte mich daran, Mill zu übersetzen und Ergänzungen zu ihm zu schreiben. Bei Mill selber kommen größtenteils unumstrittene Fragen zur Darstellung; meine Ergänzungen mußten sich häufig ebenfalls auf solche Fragen beziehen. Das ist die Ursache für den verschiedenen Eindruck, den meine früheren Aufsätze und meine Ausgabe Mills hervorrufen, ich sagte damals: ich werde nur das darstellen, worin ich mit Ihnen nicht einverstanden bin; in der Übersetzung Mills ist mein Ziel, alles darzustellen, was man von dem Gegenstand zu wissen hat – sowohl das, wo mit ich nicht einverstanden bin, als auch das, worin ich mit Ihnen übereinstimme. Es macht dem Scharfsinn des „Russki Westnik" wenig Ehre, daß er nicht auf diese Hauptursache [181] der verschiedenen Eindrücke, die er hatte, gekommen ist. Soll ich noch andere Ursachen nennen? Sie zu erwähnen ist für mich selber ziemlich kitzlig, aber ich will mich nicht länger zieren, denn ich habe nicht besonders Angst vor irgend jemandes Gespött, wenn ich weiß, daß ich die Wahrheit rede. Hier ist noch eine Erklärung dafür, daß der „Russki

[6] Mit diesem Ausdruck meint Tschernyschewski die vulgäre politische Ökonomie.

Westnik“ die von mir unterzeichneten Artikel weniger „blödsinnig“ findet. Mein Ansehen wächst – ich sage das, ohne den Bescheidenen zu spielen, weil ich auf meine literarische Tätigkeit nicht allzu stolz bin.[7] Warum ist das so? Der „Russki Westnik“ sagt selber:

„Klägliche Literatur! Wir sind in der Lage von Schuljungen. Unser Denken hat keine Achtung vor sich selber, und es hat es auch schwer, sich zu achten. Es spielt Verstecken, buddelt sich ein; alle sklavischen Eigenschaften kommen in ihm zur Entwicklung.“ („Russki Westnik“, März, Liter. Rundschau, S. 210.)

Nach dieser Erklärung habe ich es nicht nötig, mit mir oder anderen sanft umzuspringen. Bei vielen wird dieses Gefühl gemildert durch eine gewisse Selbstzufriedenheit, die nicht ganz unberechtigt ist.[8] Sie sind, wie immer ihre Lage sein mochte, in ihr doch anständige Menschen geblieben. Das ist für sie ein gewisser Trost. Ich bin als Literat auch anständig; aber für mich ist das durchaus kein Trost, und mein Gefühl gegenüber der Literatur, darunter auch meinem Anteil an ihr, ist von ungemilderter Grausamkeit. Wem es Spaß macht, der kann diese meine Erklärung zum Gegenstand seines Spottes machen: ich weiß sehr wohl, daß sie sich sehr leicht in einen bösen Witz über mich verwandeln läßt. Aber lacht und keift, soviel ihr wollt: ihr wißt doch selber, daß ich hier recht habe, und ich weiß, daß ihr in sehr hohem Grade mit mir einer Meinung seid.

Das ist also der Grund, warum es mir totgleichgültig ist, ob man das, was ich schreibe, lobt oder rügt. Ich selber bin der Richter und habe mir unter anderem auch selber das Urteil gesprochen, das durch nichts zu beschönigen und zu verderben ist. Und das, was das Publikum von mir denkt, betrachte ich genau so wie sein Geschwätz über irgendeine Mademoiselle Rigolboche. Ist sie klug, ist sie dumm, ist sie hübsch, ist sie häßlich – ganz egal, ihre [182] Lebensweise ist so, daß kein Kompliment die Meinung über sie wiedergutmachen kann.

Es gibt Menschen anderen Schlages: sie verlieren vor der Berühmtheit den Mut. Zu ihnen gehört der „Russki Westnik“. Früher war er so kühn, zu finden, daß meine Aufsätze nichts als Blödsinn enthalten; jetzt ist er zu schüchtern, das auszusprechen. Das ist alles. Genügt Ihnen diese Erklärung, „Russki Westnik“? Wenn nicht, so werde ich mich wohl etwas genauer ausdrücken müssen: mit mir selber hab’ ich kein zu großes Mitleid und mit anderen – zum Beispiel mit Ihnen – natürlich nicht mehr als mit mir selber. Folglich werden Sie bei Auseinandersetzungen mit mir nicht gut abschneiden – nicht deshalb, weil ich gescheiter wäre als Sie oder geschickter die Feder zu führen wüßte, sondern weil ich wenigstens in dieser Hinsicht ungebunden reden kann, während Sie auch in dieser Hinsicht gebunden sind.

Aber ich habe noch nicht alles gesagt, wenn ich sagte, mein literarisches Ansehen sei mir totgleichgültig. Ich selber als Mensch kann mir nicht gleichgültig sein. Ich weiß, daß einmal bessere Zeiten für die literarische Tätigkeit kommen, wo sie der Gesellschaft wirklich Nutzen bringt, und wo derjenige, der die Kraft dazu hat, sich wirklich einen guten Namen verdienen wird.[9] Und da denke ich denn: werde ich zu diesem Zeitpunkt noch richtig fähig sein, der Gesellschaft zu dienen, wie es sich gehört? Dazu bedarf es frischer Kräfte, frischer Überzeu-

---

[7] Im Manuskript heißt es hier weiter: „Ich verachte die ganze russische Literatur wegen der abscheulichen Lage, in der sie sich befindet; ich verachte auch die Gesellschaft, die sich mit einer solchen Literatur zufrieden gibt, ich verachte auch alle, die gezwungen sind, russische Schriftsteller zu sein, während Gesellschaft und Literatur sich in einer solchen Lage befinden. Ich bemitleide sie, aber ich verachte sie. Und von diesem Gefühl entfällt eine entsprechende Dosis auch auf mich selber.“

[8] Im Manuskript lautet diese Stelle folgendermaßen: „Leider betrachten sehr viele, darunter auch der ‚Russki Westnik‘, die Lage unserer Literatur nicht mit solcher Empörung. Oder nein, ich will nicht ungerecht sein: auch sie kennen das Gefühl, das ich habe. Aber es ist bei ihnen gemildert durch eine nicht ganz unberechtigte Selbstzufriedenheit. Ihre Lage ist abscheulich.“

[9] Nach den Worten „bessere Zeiten ... kommen“ heißt es im Manuskript: „wo die russischen Schriftsteller nicht mehr in dieser verächtlichen Lage sein werden und wo jeder, der die Kraft dazu hat, der Gesellschaft wirklich von Nutzen sein und sich wirklich einen guten Namen verdienen können wird“.

gungen. Ich beobachte aber, daß ich bereits anfange, zu den „geachteten“* Schriftstellern zu gehören, d. h. zu den Schriftstellern, die verbraucht sind und hinter den Anforderungen der Gesellschaft zurückbleiben. Das ist bitter. Aber was soll ich machen? Die Jahre tun [183] das Ihre. Zweimal kann man nicht jung sein. Ich kann nur die Menschen beneiden, die jünger und frischer sind als ich. Zum Beispiel Herrn Antonowitsch. Wie? Soll ich etwa verheimlichen, daß ich sie wirklich beneide, und zwar mit einer Nuance von durch ihre Frische gekränkter Eigenliebe, mit der Verärgertheit des Überholten?

Wollen Sie vielleicht auch noch eine Erklärung darüber haben, inwiefern der „Russki Westnik“ zu meiner Besserung beigetragen hat? Bitte sehr. Ich werde auch hier die Wahrheit sagen. Ich pflegte mir den „Russki Westnik“ anzusehen, als er zu erscheinen begann. Ich weiß nicht mehr recht, ob bis zu Heft 17 oder 18 des ersten Jahrgangs. Später hatte ich Gelegenheit, bis zum Ende des ersten Jahrgangs noch zwei oder drei Aufsätze in den folgenden Heften zu lesen, weil man mir den „Russki Westnik“ in jenem Jahr aus dem Laden ins Haus brachte. Im zweiten Jahr hab’ ich gebeten, das nicht mehr zu tun. Seither habe ich den „Russki Westnik“ bis zu Beginn dieses Monats formal nicht mehr gelesen, mit Ausnahme von vier Beiträgen, die ich alle aufzählen will. Eines Tages brachte man der Redaktion des „Sowremennik“ eine Radischtschew-Biographie, die, nach den Angaben der Person, die sie überbrachte, im Vergleich mit dem, was im „Russki Westnik“ abgedruckt war, wesentliche Zusätze enthalten sollte.[10] Außer mir war grade niemand da, der die Textvergleichung hätte vornehmen können. Ich nahm das Heft des „Russki Westnik“ und verglich das Manuskript mit ihm. Es zeigte sich, daß die Zusätze unbedeutend waren, so daß es sich nicht lohnte, sie zu bringen. Im Sommer vorigen Jahres las ich die polemischen Artikel über Frau Swetschina, da ich die Absicht hatte, aus Mangel an anderem Material für die Zeitschrift, ein Artikelchen über diesen Kasus zu schreiben.[11] In einer der Nummern des „Russki Westnik“, in denen Frau Tour unter Feuer genommen wurde, war auch ein Aufsatz Herrn Malinowskis (wenn ich nicht irre) über die Pulverexplosionen, glaube ich, veröffentlicht.[12] Der Artikel schlug sich von selber auf, und ich las ein paar Seiten. Schließlich hab’ ich einmal am Bett eines Kranken diesem ein paar Seiten aus einer Erzählung von Frau Kochanowskaja vorgelesen; an den Titel de [184] Erzählung erinnere ich mich nicht und weiß nur, daß als Erzähler der Fabel eine Frau auftrat, die in ihrer Rede häufig Stückchen aus Volksliedern einstreute.[13]

Genügt Ihnen diese Erklärung, „Russki Westnik“? Oder möchten Sie vielleicht auch noch gern wissen, warum ich Sie nicht gelesen habe? Fürs erste will ich sagen: aus absoluter Gleichgültigkeit. Wenn Sie noch mehr wissen wollen, kann ich auch noch mehr sagen – mir ist es egal.

Aber jetzt habe ich also zu lesen angefangen. Die Zeiten sind langweilig, die Zeiten sind blöde, da will ich mir, denk’ ich, ein bißchen die Zeit vertreiben mit Polemiken, auf die der „Russki Westnik“, wie ich höre, sehr erpicht ist. Und so vertreib’ ich mir eben die Zeit. Kein

---

* Aus alledem kann der „Russki Westnik“ wieder einen spöttischen Seitenhieb gegen mich machen: „Herr Tschernyschewski bildet sich ein, sein Ansehen sei im Wachsen – welch angenehmer Selbstbetrug!“ – „Herr Tschernyschewski hat sich aus einer Judith in eine Mademoiselle Rigolboche verwandelt“ (‚den Vergleich zwischen ihm und Mademoiselle Rigolboche weiterentwickeln‘) – „Es tut ihm leid, daß er ein geachteter Schriftsteller ist – er soll sich keine Sorgen machen, niemand achtet ihn“, usw. usw. Klug und flott geschrieben, können diese Spötteleien beißend und amüsant ausfallen,.

[10] A. Radischtschews Aufsatz „Alexander Nikolajewitsch Radischtschew“ erschien nach den Angaben des Sohnes im „Russki Westnik“, Jahrgang 1858, Heft 23.

[11] Den Aufsatz „Die Geschichte mit Frau Swetschina“ hatte Tschernyschewski im „Sowremennik“, Jahrgang 1860, Juniheft, veröffentlicht. Anlaß zu dem Aufsatz gab der im Jahre 1860 im „Russki Westnik“ erschienene Artikel „Frau Swetschina“ von Eugénie Tour (Gräfin Salias de Tournemir).

[12] P. P. Malinowskis Artikel „Die Pulverexplosionen“ erschien im April und Mai 1860 im „Russki Westnik“.

[13] Kochanowskaja (Pseudonym von N. I. Sochanskaja) war Slawophilin; ihre in den Zeitschriften „Otetschestwennyje Sapiski“ und „Russki Westnik“ veröffentlichten Schriften idealisierten das Leben der leibeigenen Bauern.

schöner Zeitvertreib, aber immer noch besser, als sich aus Melancholie dem Suff zu ergeben. Wenn mir's über wird, laß ich's wieder sein, mögen Sie über mich oder über den „Sowremennik" schreiben, was Sie wollen. Einstweilen hab ich's noch nicht über und vertreibe mir weiter die Zeit, wie Sie sehen.

II

Da ist also der kapitalste Aufsatz im polemischen Teil von Heft IV des „Russki Westnik": „Aus der Wissenschaft vom menschlichen Geist" von P. Jurkewitsch. Abhandlungen der Kiewer Theologischen Akademie, 1860. In „Alte Götter und neue Götter" versprach der „Russki Westnik" umfangreiche Stücke aus dem vorbildlichen Aufsatz Herrn Jurkewitschs, eines tiefen und ausgezeichneten Denkers, zu veröffentlichen. Jetzt hat er sein Versprechen erfüllt. Der erste Teil dieser Auszüge ist in Heft IV veröffentlicht, Heft V soll den Rest bringen. Den Auszügen ist ein Vorwort des „Russki Westnik" vorausgeschickt – ich habe dieses Vorwort gelesen und es dabei bewenden lassen. Nach diesem Vorwort allein ist die Angelegenheit für mich bereits klar.

Herrn Jurkewitschs Aufsatz ist, wie sich herausstellt, zur Widerlegung meines Aufsatzes „Das anthropologische Prinzip" geschrieben. Diese Widerlegung wurde in dem von der Kiewer Akademie herausgegebenen Journal abgedruckt, und Herr Jurkewitsch ist selber Professor an dieser Akademie. [185] Ich habe selber das geistliche Seminar absolviert. Ich kenne aus Erfahrung die Situation von Menschen, die erzogen wurden wie Herr Jurkewitsch. Ich habe Menschen kennengelernt, die die gleiche Position innehaben wie er. Deshalb fällt es mir schwer, über ihn zu spotten: das hieße so viel, wie darüber spotten, daß jemand keine Gelegenheit hat, anständige Bücher in die Hand zu bekommen, daß er hinsichtlich seiner Entwicklung völlig hilflos ist und in jeder Hinsicht in unvorstellbar engen Verhältnissen lebt.

Ich weiß nicht, wie alt Herr Jurkewitsch ist; wenn er nicht mehr jung ist, ist es zu spät, sich seiner anzunehmen. Wenn er jedoch noch jung ist, stelle ich ihm mit Vergnügen den kleinen Vorrat von Büchern zur Verfügung, den ich besitze.

Mit Herrn Jurkewitsch bin ich damit fertig. Mit dem „Russki Westnik" dagegen bin ich noch nicht fertig, denn ich muß ihm sagen, daß er Herrn Jurkewitsch (natürlich unabsichtlich) einen Bärendienst erwiesen hat. Wir ehemaligen Seminaristen haben alle einmal so geschrieben, wie Herr Jurkewitsch schreibt. Wenn es nötig ist, kann ich der Redaktion des „Russki Westnik" die in der Seminarsprache „Aufgabe" genannten Aufsätze oder kleinen Dissertationen bringen, die ich selber geschrieben habe, als ich Student der Philosophieklasse des geistlichen Seminars in Saratow war. Die Redaktion kann sich dann davon überzeugen, daß in diesen „Aufgaben" genau dasselbe steht, was Herr Jurkewitsch in seinem Artikel geschrieben haben muß – ja ich bin überzeugt, daß dort genau dasselbe steht, obwohl ich den Artikel noch nicht gelesen habe und nicht lesen werde, auch nicht den ganzen Auszug, den der „Russki Westnik" veröffentlicht hat, sondern nur die Korrekturfahnen jenes Stücks der Auszüge, das ich in diesem Artikel hier einschalten will. Ich weiß im voraus alles, was ich dort lesen werde, alles, bis aufs letzte Wort, ja ich weiß sehr vieles noch auswendig. Es ist ja bekannt, wie diese Dinge geschrieben werden und was in ihnen steht – d. h. uns ist es bekannt, den Seminaristen. Andere mögen es für etwas Neues halten – sie können es meinetwegen für gut halten, wenn sie Lust haben. Aber wir wissen, was es ist.

[186] Sollte sich die Lage Herrn Jurkewitschs einmal ändern, so wird es ihm bald recht unangenehm sein, an diesen seinen Artikel zurückzudenken.

Wäre er nur in den „Abhandlungen" erschienen, dann würde das Publikum ihn nicht kennengelernt haben. Der „Russki Westnik" hat den Autor durch Veröffentlichung der Auszüge vor dem Publikum kompromittiert.

Ich möchte lieber kein Bruchstück aus diesen fatalen Auszügen anführen. Aber ich bin es dem „Russki Westnik“ schuldig: er ist ja der Meinung, ich sei durch den Aufsatz Herrn Jurkewitschs widerlegt; ich habe nicht das Recht, meinen Lesern diesen Aufsatz vorzuenthalten, der mich, wie der „Russki Westnik“ behauptet, widerlegt.[14]

ZWEITE KOLLEKTION
PRACHTSTÜGKE AUS DEN „OTETSCHESTWENNYJE SAPISKI“[15]

I

Da ist gerade zur rechten Zeit, um meine Kollektion zu verschönern, Heft VII der „Otetschestwennyje Sapiski“ eingetroffen mit einem großen polemischen Diamanten, den ich nach bestem Vermögen zu einem hervorragenden Brillanten zurechtzuschleifen bemüht sein will. Der Diamant liegt in dem an seltenen Stücken überreichen Bergwerk der kritischen Abteilung. Das kommt mir gerade zupaß: in den früheren Fragmenten habe ich mich sehr wenig mit dieser Abteilung befaßt, so daß ihr Leiter, Herr Dudyschkin, darüber gekränkt sein und auf die Meinung kommen könnte, ich schenke ihm aus böser Absicht nicht genügend Aufmerksamkeit. Es ist ausgezeichnet, daß ich diese Schuld jetzt wiedergutmachen und diesen Vorwurf von mir abwenden kann.

Ach, Herr Dudyschkin! Wo der Nichtfachmann den Mut zu eignen Urteilen haben könnte, da wagen Sie es nicht, mit dem eignen Verstand in die Materie einzudringen; aber [187] wo man zum richtigen Verständnis der Sache Fachmann sein muß, da verlassen Sie sich auf Ihr eigenes Urteil. Da ist, um ein Beispiel anzuführen, gleich die von Herrn Jurkewitsch verfaßte Widerlegung meiner Aufsätze über das anthropologische Prinzip in der Philosophie – nun, kann da ein Nichtfachmann zu einem richtigen Urteil kommen, ob Herr Jurkewitsch verständig oder unverständig schreibt? Hier kommt doch alles auf methodologische, psychologische und metaphysische Feinheiten an; hier geht es um Dinge, über die selbst Herr Kuno Fischer in tiefes Sinnen geraten würde, jener große Weise, aus dessen Werken einiges im Juliheft der „Otetschestwennyje Sapiski“ abgedruckt ist. Man muß Fachmann sein, um diese spitzfindigen Unterabteilungen und Unterunterscheidungen verstehen zu können. Herr Katkow zum Beispiel versteht diese Dinge. Er versteht, was Herr Jurkewitsch in seinem Aufsatz sagt; er hat gesehen, daß die Auffassungen Herrn Jurkewitschs der Richtung nahestehen, die er selbst für die richtige hält; und Herr Katkow hat sich nicht geirrt, als er Auszüge aus Herrn Jurkewitsch unter vielen Lobreden in seiner Zeitschrift veröffentlichte. Ich gehöre nicht zu dieser Richtung und pflege mich deshalb scharf über jeden ihrer Anhänger zu äußern; aber daß sie miteinander zufrieden sind, das ist ganz in der Ordnung. Warum in aller Welt jedoch sind Sie aus den „Otetschestwennyje Sapiski“ so begeistert über den Aufsatz des Herrn Jurkewitsch? Sind Sie etwa von sich der Meinung, daß Sie der gleichen Richtung angehören? Denken Sie bloß, zu Ihrem Unglück hab’ ich einen Blick auf die rückwärtige Umschlagseite dieses selben Hefts VII geworfen, in dem Sie Ihre Begeisterung über Herrn Jurkewitsch abgedruckt haben. Und was sah ich auf dieser Seite? Dort stand in großen Lettern folgende Ankündigung:

„MITTEILUNG DER REDAKTION“

[14] Folgt ein umfangreicher Auszug aus dem Aufsatz Jurkewitschs.

[15] „Otetschestwennyje Sapiski“ – eine im Jahre 1818 von P. Swinjin gegründete Literaturzeitschrift. Sie stellte im Jahre 1831 wegen Mangel an Abonnenten ihr Erscheinen ein. Zwei Jahre später begann sie wieder zu erscheinen und wechselte bis zum Jahre 1884 wiederholt die Redaktion. „Entschieden führend“ wurden die „Otetschestwennyje Sapiski“, wie Tschernyschewski sagt, in den vierziger Jahren, als die Aufsätze Belinskis in der Zeitschrift zu erscheinen begannen. Später, als Tschernyschewski seine Wirksamkeit begann, vergaß die Zeitschrift die großen Traditionen Belinskis und bezog eine Tschernyschewski feindliche Haltung.

„Da viele Leser den Wunsch geäußert haben, das gesamte Werk Buckles ‚History of Civilisation in England' in russischer Übersetzung zu lesen, beabsichtigt die Redaktion, nachdem sie bereits sechs Kapitel dieses Werkes veröffentlicht hat, wenn nicht besondere Hindernisse eintreten, das [188] ganze Werk zu übersetzen und es in derselben Reihenfolge in der Zeitschrift zu veröffentlichen, in der das englische Original erscheinen wird."

Wissen Sie, was das für eine komische Geschichte geben wird? Passen Sie einmal auf. Mit Ausnahme einiger weniger Seiten in dem Abschnitt über die Enzyklopädisten, Seiten, die Sie nicht billigen werden, wenn Sie sie lesen, und die auch ich nicht billige, ist der erste Band Buckles das genaue Gegenteil der Richtung, für die Sie sich bei Herrn Jurkewitsch zu begeistern für nötig hielten. Das ist eine hübsche Geschichte! – Da kann man wahrhaftig von einer „Geschichte der Zivilisation in den ‚Otetschestwennyje Sapiski'" reden.

Aber Sie brauchen sich keine grauen Haare über das Pech wachsen zu lassen, das Ihnen mit Ihrer Ankündigung der Übersetzung Buckles passiert ist: Sie tun ein ausgezeichnetes Werk, indem Sie ihn übersetzen; ich möchte Ihnen von ganzem Herzen wünschen, daß keine „besonderen Hindernisse" eintreten, wenn Sie dieses sehr nützliche Werk fortsetzen. Das russische Leserpublikum wird Ihnen dafür sehr dankbar sein.

Wenn Sie Lust haben, will ich Ihnen erzählen, wie sich der psychologische Prozeß, bei dem Sie sich für Herrn Jurkewitsch begeistern und gleichzeitig Buckle abdrucken, in Ihnen abgespielt hat. Wenn Sie dabei sehen, daß ich mich bei der Erklärung dieses erstaunlichen Vorgangs nicht irre, so kann Ihnen das auch als Beweis dafür dienen, daß ich ein großer Meister der psychologischen Beobachtung bin und Gesetze der Psychologie wie meine fünf Finger kenne. Und Sie müssen zugeben, daß ich mich auf eine sehr schwierige Prüfung einlasse, denn der psychische Akt, den ich untersuchen will, ist ungewöhnlich verzwickt und scheint alle Gesetze des Denkens zu durchbrechen: eine Sache zu loben, zu deren Vernichtung man mit dem Abdruck eines hervorragenden Werkes beiträgt – das ist wahrhaftig ein psychisches Phänomen, mit dem selbst Kant nicht fertig geworden wäre. Ich aber werde damit fertig und werde es auf allgemein psychologische Gesetze zurückführen. [189]

Erstes Gesetz. Der Nichtwissende hat den Drang, den Wissenden nachzuahmen. Der „Russki Westnik" hat Herrn Jurkewitsch gelobt, Sie fühlten sich bemüßigt, ihn zu loben.

Zweites Gesetz. Süß klingt das Geschimpfe auf jemanden, auf den man selber schimpft. Herr Jurkewitsch zieht gegen mich zu Felde; auch Sie ziehen zu Felde; also klingt Ihnen Herrn Jurkewitschs Rede süß in den Ohren.

Blicken Sie einmal tiefer in sich selber hinein, betrachten Sie mit dem geistigen Auge den psychischen Prozeß in Ihnen selber, und Sie werden sehen, daß ich mit meiner Erklärung unfehlbar recht habe. Aber Sie müssen zugeben, daß es keine leichte Sache für Sie war, den psychischen Prozeß in Ihnen selbst zu betrachten. Sie müssen zugeben, daß Sie sich von dieser schwierigen Selbstbeobachtung ständig durch das Aufblitzen nicht zur Sache gehöriger Vorstellungen ablenken ließen, wie: „Nein, ich habe mich nicht durch das Beispiel des ‚Russki Westnik' verleiten lassen, Herrn Jurkewitsch recht zu geben, ich bin selber darauf gekommen; ich bin unvoreingenommen: ich habe das Wesen des Streits begriffen; die Richtung des Herrn Jurkewitsch ist meine Richtung; ich habe mich nicht deshalb für ihn begeistert, weil er gegen Tschernyschewski schreibt", usw. usw., – Sie werden zugeben, daß diese Illusionen sich immer wieder gewaltsam in Ihr Selbstbewußtsein eindrängten, und daß es Ihnen sehr schwerfiel, gegen sie aufzukommen. Aber die Wahrheitsliebe triumphierte in Ihnen über diese Verlockungen doch die angespannte Aufmerksamkeit, die Sie dem wirklichen Ablauf dieses Ihres psychischen Prozesses schenkten, vertrieb diese Träume, und Sie kamen schließlich zu den zwei obenangeführten psychischen Gesetzen, denen Sie furchtlos die son-

derbare Tatsache der Lobpreisung Herrn Jurkewitschs durch das Journal unterordneten, welches das hervorragende Buch Buckles übersetzt. Zu Ihrer Ehre und Ihrem Ruhm sei es gesagt. Ihre Heldentat war schwer, aber Sie haben sie vollbracht.

Erkennen Sie jetzt, wie schwierig die Analyse des Selbstbewußtseins ist, welche besondere Methode sie verlangt? Erkennen Sie, daß ein Mensch, der sich nicht speziell mit diesem Gegenstand beschäftigt, nicht imstande ist, die Vor-[190]züge oder Mängel von Artikeln, die über ihn handeln, zu beurteilen? Dafür sind aber die Früchte dieser Wissenschaft auch sehr schmackhaft für die Eigenliebe, nicht wahr?

Aber wenn das wahr ist, dann werden Sie es, hoff' ich, nicht ablehnen, aus Dankbarkeit für die erteilte Lehre mit mir zusammen den Inhalt des Artikelchens gegen mich durchzugehen, der im Juliheft der „Otetschestwennyje Sapiski" in der unter Ihrer Leitung stehenden Abteilung erschienen ist (Herr Krajewski wird vermutlich nicht Anstoß daran nehmen, daß ich mich ausschließlich an Sie wende).

II

Nach einem kurzen, auf den Sprachstil bezüglichen Vorspiel, erwähnt das Artikelchen, das sich für Herrn Jurkewitsch begeistert, die Kritik der Philosophie Herrn Lawrows, die Herr Antonowitsch in Heft IV des laufenden Jahrgangs des „Sowremennik" gegeben hat.[16] Diese Kritik wird deshalb erwähnt, weil sie ihrer Tendenz nach meinen Aufsätzen über das anthropologische Prinzip ähnelt. Nehmen wir einmal an, das sei wirklich so, aber hätten Sie überhaupt über diesen Artikel sprechen sollen, der für Ihre Zeitschrift drollige Folgen hatte, die sich darin zeigten, daß Sie unmittelbar nach seiner Lektüre Ihre Meinung über den Wert der Arbeiten Herrn Lawrows geändert haben. Sie hätten besser daran getan zu schweigen. Und wenn Sie schon unbedingt sprechen mußten, hätten Sie besser zugegeben, daß der Aufsatz Herrn Antonowitschs Ihnen die Augen geöffnet hat.

Aber Sie wollen ihn verreißen. Interessant ist, sich anzuhören, warum Sie ihn verreißen. Der einzige Mangel, den Sie an ihm entdeckt haben, ist der folgende: „Es bedarf keiner geistigen Anstrengung, um alles zu verstehen, was Herr Antonowitsch sagt. Die Klarheit (dieses Aufsatzes) hat alle Welt in Erstaunen gesetzt." Überlegen Sie einmal selber, ob Klarheit als Vorzug oder als Mangel zu betrachten ist? Natürlich ist jeder einigermaßen gescheite Mensch der Meinung, daß es ein Lob für Herrn Antonowitschs Aufsatz bedeuten soll, wenn Sie diese seine Qualität in den Vorder-[191]grund stellen. Sie dagegen sind der Meinung, den Aufsatz damit herabgesetzt zu haben. Wie Ihnen diese zweite „Geschichte Ihrer Zivilisation" passiert ist, will ich Ihnen nun auch erzählen.

Sie haben etwas davon läuten hören, daß Philosophie viel Kopfzerbrechen mit sich bringt. Sie haben versucht, philosophische Aufsätze in der Art der Schriften Herrn Lawrows zu lesen, und haben absolut nichts verstanden. Herr Lawrow aber war, nach Ihrer Meinung, ein guter Philosoph. So bildete sich denn in Ihrem Verstand der folgende Syllogismus: „Von Philosophie versteh' ich nichts; also ist das, was ich verstehen kann, keine Philosophie." Sie sagen es ja rundheraus: Herr Antonowitsch schreibt klar, folglich enthält sein Artikel nichts von Philosophie. Das hätten Sie aber gleich denken sollen, als Sie die Philosophie an Hand der Aufsätze Herrn Lawrows beurteilten. Inzwischen aber sind Sie nun doch zu der Meinung gekommen, die philosophischen Aufsätze Herrn Lawrows seien schlecht (geben Sie nur zu, daß Sie das meinen: wir haben nämlich Indizien dafür); da hätten Sie lieber folgendermaßen räsonieren sollen: „Wovon ein Mensch, dessen Denken nebelhaft ist, auch immer reden mag, seine

[16] Bezieht sich auf den Aufsatz „Zwei Typen moderner Philosophen" von Antonowitsch, der im „Sowremennik" (April 1861) erschienen war.

Rede wird stets nebelhaft und schwer verständlich sein. Die Philosophie an sich dagegen ist vielleicht gar nicht Gott weiß was für eine unverständliche Wissenschaft.“ Damit hätten Sie das Richtige getroffen.

Aber von dem Aufsatz Herrn Antonowitschs ist nur so nebenbei die Rede, in dem Sinn, daß er genau dasselbe sei wie die Aufsätze Tschernyschewskis über das anthropologische Prinzip – Philosophie könnten diese Aufsätze nicht enthalten, weil sie klar seien. Danach ist dann nur noch von mir allein die Rede.

„Der Aufsatz Herrn Tschernyschewskis hatte die Antwort Herrn Jurkewitschs in den ‚Abhandlungen der Kiewer Theologischen Akademie‘ zur Folge, eine Antwort, die Herrn Jurkewitsch auf einen Schlag an die Spitze aller Autoren stellte, die bei uns jemals über Philosophie geschrieben haben“ (das heißt also, er steht höher als Belinski, der sehr viel geschrieben hat, was sich auf Philosophie bezieht, höher [192] als der Autor der „Briefe über das Studium der Natur“[17]? Na schön. Aber doch nicht etwa höher als die Herren Gogozki und Orest Nowizki? Wozu solche gewaltigen Denker aus der Schule kränken, der auch Herr Jurkewitsch angehört?). „Uns fallen nur die Aufsätze I. W. Kirejewskis ein“ (ausgezeichnet! Der brave, ehrwürdige I. W. Kirejewski war also nach Ihrer Meinung wirklich ein Philosoph und nicht einfach ein naiver Träumer? Wenn dem wirklich so ist, müssen Sie als höchste Autorität Herrn Chomjakow selig anerkennen. Da sollten Sie gelegentlich Ihre Zeitschrift umtaufen und nicht mehr „Otetschestwennyje Sapiski“ nennen, sondern „Russkaja Besseda“[18] oder „Wosobnowljonny Moskwitjanin“), „die sich durch die gleiche Einfachheit und Klarheit der philosophischen Darstellung auszeichneten, die wir bei Herrn Jurkewitsch finden. Gründliche Kenntnis der philosophischen Systeme, vollständige Beherrschung des Gegenstandes und seine selbständige Behandlung – hierin liegen Herrn Jurkewitschs Verdienste“ (gebe Gott ihm alle Vollkommenheiten!). „Seiner Richtung nach ist er Idealist, und er hat die Stützpunkte seiner Lehre so tief erforscht und so fein umrissen, daß wir in russischer Sprache nie etwas Ähnliches gelesen haben“ (aber ich bitt’ Sie, Herr Gogozki hat das alles genau so tief und fein erforscht) , „und wir sind in dieser Hinsicht mit dem ‚Russki Westnik‘ völlig einverstanden“ (genau so wie ich in allen Punkten völlig einverstanden bin mit dem „Gorny Journal“, der Zeitschrift der Bergakademie, ich kenne den Stoff nicht und verstehe die Artikel nicht, setze aber voraus, daß sie von Leuten geschrieben sind, die etwas davon verstehen, und nehme deshalb jedes ihrer Worte auf gut Glauben hin), „der diesen Aufsatz einem breiteren Publikum zugänglich gemacht hat. Wir haben nicht die Absicht, den Aufsatz nachzudrucken; wir wollen nur zwei Stellen aus ihm zitieren: die eine ‚über die Verwandlung des Nervenreizes in Empfindung‘ und die andere über ‚die Verwandlung von „Quantitativem“ in „Qualitatives“‘. Auf diesen beiden Thesen ‚beruht der ganze Rest‘.“ („Otetschestwennyje Sapiski“, Russische Literatur, S. 41/42.) Vorher jedoch wird der Schluß von Herrn Jurkewitschs Aufsatz abgedruckt, der heftig gegen mich als Ignoranten loszieht. Na schön, wenn ich [193] ein Ignorant bin – haben Sie sich recht überlegt, daß grade Sie darüber besser hätten schweigen sollen? Für den „Russki Westnik“ zum Beispiel habe ich nie geschrieben; er kompromittiert sich nicht, wenn er mir Ignoranz vorwirft. Aber für die „Otetschestwennyje Sapiski“ habe ich doch zu Beginn meiner literarischen Tätigkeit ziemlich viel geschrieben – da können also, stellt sich heraus, bei Ihnen Ignoranten Mitarbeiter sein, und noch dazu solche, auf die Ihre Redaktion sehr großen Wert legt?

Sie tun nicht gut daran, Herr Dudyschkin, fremde Worte über meine Ignoranz zu wiederholen; andere Zeitschriften können sich das erlauben, in Ihrer Zeitschrift klingt das peinlich.

[17] Der Autor der „Briefe über das Studium der Natur“ war A. I. Herzen. Die Arbeit ist in deutscher Sprache in den „Ausgewählten philosophischen Schriften“ Herzens (Moskau 1949) erschienen.

[18] „Russkaja Besseda“ – eine Zeitschrift der Slawophilen; sie erschien in Moskau in den Jahren 1856-1860 unter der Redaktion von A. I. Koschelew.

Zugleich mit Herrn Jurkewitschs Äußerung über meine Ignoranz bringen die „Otetschestwennyje Sapiski“ ein Zitat, in dem derselbe Autor erklärt, „die räumliche Bewegung eines Nervs ist noch keine unräumliche Empfindung“ und „das Umschlagen der Quantität in Qualität ist einzig und allein dem ‚Sowremennik‘ klar, für alle anderen Menschen dagegen stelle es eine unerklärbare Aufgabe dar“ –sehen Sie, Herr Dudyschkin, auf was für technische Feinheiten Herr Jurkewitsch sich einläßt, und da kommen Sie und fällen ein Urteil über seinen Aufsatz und geben ihm recht, wo Sie nicht einmal imstande sind zu unterscheiden, in welchem Geiste er schreibt und ob er nicht zum Beispiel zu Ihrem eigenen Buckle genau ebenso im Gegensatz steht wie zu mir. Die „Otetschestwennyje Sapiski“ fahren fort:

„Der Leser ersieht aus diesen Auszügen, die eine Vorstellung von dem ausgezeichneten, einen ganzen Traktat über Philosophie enthaltenden Aufsatz Herrn Jurkewitschs geben können, daß er es mit einem Mann zu tun hat, der seinen Gegenstand gut beherrscht“ (ob der Leser das sieht oder nicht, das hängt noch davon ab: aber sehen Sie selber es wenigstens oder geben Sie nur eine fremde Meinung wieder?). „Herr Jurkewitsch greift nicht zu billigen Witzen, um sich den Leser geneigt zu machen, und scheut sich nicht, an den Gegenstand heranzugehen und zu sagen: das hat noch niemand beweisen können, das wissen wir nicht – obwohl er sehr viel mehr Anlaß hätte, im Ton der sicheren [194] Überzeugung zu reden als Herr Tschernyschewski. Eins ist jedenfalls klar: eine solche Erwiderung verdient eine ausführliche Antwort.“ (Ich versichere Ihnen, von meinem Standpunkt aus verdient sie sie nicht. Wenn irgendein Gelehrter den Beweis antreten wollte, daß Sie sich irren, wenn Sie die Alchimie oder Kabbalistik ablehnen – würden Sie eine solche Schrift einer ausführlichen Entgegnung für würdig halten? Ich betrachte die Schule, der Herr Jurkewitsch angehört, mit denselben Augen, wie Sie Gelehrte betrachten, die alchimistische oder kabbalistische Lehren vertreten. Ob die Theorie, die ich vertrete, gut oder schlecht ist, darüber kann jeder urteilen, wie er will; aber daß ein Mensch, der diese Anschauung vertritt, Entgegnungen für lächerlich und nichtssagend halten muß, wie sie von den Theoretikern der Schule vorgebracht werden, der Herr Jurkewitsch angehört, das ist eine Tatsache, die jeder Fachmann kennt; Sie wundern sich nur deshalb darüber, weil Sie nur ganz ungenügende Kenntnisse von den Beziehungen der verschiedenen philosophischen Richtungen zueinander haben.) „Und was tut Herr Tschernyschewski? Genau das, was er immer tut, wenn eine ernste Antwort von ihm verlangt wird: er zieht sich immer mit unerhörter Schnodderigkeit aus der Affäre“ (was soll denn das heißen: „immer“? Schon mehrere Jahre lang hab’ ich jede Polemik unterlassen und buchstäblich auf keine Herausforderung oder Entgegnung geantwortet, so daß meine Antworten aus dem einfachen Grunde weder schnodderig noch nichtschnodderig sein konnten, weil es überhaupt keine Antworten gab; früher aber, als ich noch polemisierte hatte ich Gelegenheit, riesige und ausführliche Entgegnungen auf gegen mich gerichtete Bemerkungen zu schreiben) , „die schließlich zur Frechheit gegenüber Herrn Jurkewitsch wird“ (was kann ich machen? Wenn Sie eine bestimmte Richtung verehren, ich sie aber nicht verehre, so wird meine Einstellung zu ihr Ihnen stets als unerhörte Frechheit vorkommen. Genau so erscheint Leuten, die die Richtung Herrn Askotschenskis verehren, Ihre Einstellung diesem gegenüber). „Wir sind überzeugt, daß die Anhänger Herrn Tschernyschewskis diese seine Antwort höchst witzig finden werden. Herr Tschernyschewski schreibt das [195] Folgende“ („Otetschestwennyje Sapiski“, Russische Literatur, S. 55). – Es folgt eine Wiedergabe der ersten Hälfte meiner Rezension über den Aufsatz Herrn Jurkewitschs. Weiter heißt es:

„Wie gefällt Ihnen diese Antwort? Herr Tschernyschewski sagt mit anderen Worten: Sie sind ein unglücklicher Mensch, Herr Jurkewitsch, weil Sie Ihre Studien im geistlichen Seminar gemacht und aus schlechten Lehrbüchern gelernt haben“ (wie, hab’ ich damit etwa nicht recht?). „Ich dagegen habe später großartige Bücher erstanden; in ihnen steht alles das, was ich sage. Glauben Sie mir, und wenn Sie noch nicht ganz altersschwach sind, kann ich Ihnen

in Ihrem Kummer helfen und schicke Ihnen meine Bücher. Aus ihnen werden Sie erkennen, daß ich recht habe.“ (Nun, und? Mir scheint, ich habe hier einen wirklich guten Willen gezeigt; sagen Sie selber, würden Sie einem Menschen, der sich zum Beispiel zur Widerlegung Ihrer literarhistorischen Aufsätze auf das Lehrbuch Herrn Selenezkis berufen hätte, anders geantwortet haben?)

„Uns erinnern diese Worte an Baron Brambäus seligen Angedenkens, der stets in dieser Art antwortete, wenn Belinski ihn zu kategorischen Antworten nötigte. Nur hat Baron Brambäus meist viel witzigere Antworten erteilt als Herr Tschernyschewski und manchmal zum Beispiel so geantwortet: ‚Irgendwann mal, wenn ich Zeit habe, schreib’ ich Ihnen eine Antwort in lateinischer Sprache.‘ Heutzutage jedoch würde auch Baron Brambäus keine solchen Antworten schreiben, denn die Zeiten haben sich geändert und man kann“ (wirklich? Wie glücklich Sie sind!) „‚auf alles antworten, was gefragt wird‘. In jenen unseligen Zeiten, als sich unsere Philosophie hinter kunsttheoretischen Rezensionen über Gogol, George Sand oder Sue verstecken mußte, haben die Gegner Belinskis, zu denen Senkowski gehörte, um ihren Streit in Anspielungen austragen zu können, Madame Dudevant[19] in Frau ‚Speredka‘ umgetauft, und in den Rezensionen über dieses Thema ihren ganzen Witz spielen lassen. Schon damals riefen derartige Rezensionen nur Ekel hervor – was soll man sagen, wenn jetzt Herr Tschernyschewski dergleichen Tänze mit Herrn Jurkewitsch aufführt, in einem Streit [196] von höchster Wichtigkeit, in einer klar gestellten Frage? Wenn selbst Baron Brambäus in jenen unseligen Zeiten, in denen er lebte, wegen derartiger Tricks in der öffentlichen Meinung jedes Ansehen verlor und das Publikum sich von ihm abwandte, was erwartet dann Herr Tschernyschewski in unserer Zeit?“

Sie sind auf den Einfall gekommen, mich mit Baron Brambäus zu vergleichen? – Nun, meinetwegen; denn bei näherer Untersuchung dieses Vergleichs wird sich herausstellen, daß Sie sich seiner bedienten, ohne sich zu überlegen, wohin er führt.

Es handelt sich hier um den Umfang meines Wissens. Ich soll darin Baron Brambäus , d. h. dem verstorbenen Herrn Senkowski ähneln. Gibt es wohl jemanden, der daran zweifelt, daß Senkowski über ein erstaunlich umfassendes Wissen verfügte? Was ergibt sich dann für mein Wissen, wenn ich ihm ähnle? Das kommt davon, wenn man kein Geschick zur Polemik hat – Sie wollten sagen, ich sei ein Ignorant, und aus Ihren eigenen Worten ergibt sich, daß Sie selber mich für einen Menschen mit sehr umfassenden Kenntnissen halten. Sie sollten das Polemisieren wirklich lieber sein lassen.

Aber ich soll, nach Ihrer Meinung, Senkowski darin ähneln, daß ich Entgegnungen gern mit Witzen abtue. Nun gut. Warum hat sich Senkowski gern nur auf bloße Witze beschränkt? Weil er ein Mann von hohen geistigen Kräften war und meinte, sein Verstand gäbe ihm das Recht, seine Gegner zu verachten. Ist es das, was Sie mir vorwerfen wollten? Offenbar nicht, aber Ihre Worte führen zu diesem Schluß. Ich bin Ihnen dankbar: Sie bringen den Leser auf den Gedanken, daß ich ein Mann von hohen geistigen Kräften sei, der sich seinen Gegnern überlegen fühlt. Aber ich fühle mich wahrhaftig (und Sie fühlen das wahrscheinlich auch) Ihnen überlegen. Was kann ich machen, ich kann nicht anders fühlen: Sie sind gar zu schwach im Polemisieren.

Aber Senkowski verlor jedes Ansehen in der öffentlichen Meinung – Sie weissagen mir das gleiche Schicksal. Nur haben Sie sich damit nur unnötigerweise vergaloppiert, [197] sprechen gegen Ihr eignes Ziel und reden Dinge daher, die alle derartigen Befürchtungen in mir aufheben. Sie haben daran erinnert, daß Senkowski gegen Belinski, Gogol und George Sand zu Felde zog, d. h. gegen das, wofür ich eintrete. Daraus folgt, daß wenn Senkowski wegen die-

[19] Dudevant – der eigentliche Name der Schriftstellerin George Sand.

ser seiner Richtung sein Ansehen verlor, mich das genaue Gegenteil erwartet. Ich werde in der öffentlichen Meinung an Ansehen gewinnen. Haben Sie das sagen wollen? Nein, nicht? Warum ergibt sich das dann aus Ihren Worten? Sie polemisieren schlecht, wirklich schlecht. Schauen wir einmal, was es weiter bei Ihnen gibt.

„Jetzt ist's genug, Herr Tschernyschewski! Heutzutage kann man nicht alles wissen und kennen – sowohl die Naturwissenschaften als auch die Philosophie, die politische Ökonomie, die Weltgeschichte und die Russische Geschichte und die Literatur. Wer das alles weiß, der weiß absolut nichts. Das gehört jedenfalls zu den festen Axiomen unserer Literatur, und wir können es gegen Sie anführen. Denn Sie wissen ja alles. Das ist reichlich verdächtig." („Russische Literatur" in „Otetschestwennyje Sapiski", Juli, S. 56/57.)

Aber wer hat Ihnen denn eingeredet, daß ich alles weiß? Alles weiß niemand – weder Montaigne noch Voltaire oder Heine, oder selbst Bayle haben alles gewußt. Muß ich Ihnen wirklich erst den Unterschied erklären, der zwischen angelesenem und Fachwissen besteht, zwischen einem Fachgelehrten, der eine Wissenschaft oder einen Wissenschaftszweig weiterführt, und einem Journalisten, der nur ein gebildeter Mensch zu sein braucht, nur die Schlußfolgerungen popularisiert, zu denen die Gelehrten kommen, nur die groben Vorurteile und die Rückständigkeit verspottet? Haben Sie sich denn wirklich nicht klargemacht, in welche lächerliche Lage Sie als Journalist sich versetzen, wenn Sie so tun, als wüßten Sie nicht, was ein Journalist ist? Ich begreife einfach nicht, was für eine Freude Sie daran haben, sich als Menschen hinzustellen, der von nichts etwas versteht, nicht einmal von seinem eigenen Beruf. Soll wirklich, Ihrer Meinung nach, der Journalist nur über Dinge schreiben, in denen er Fachmann ist? Wenn das so wäre, würde [198] sich die Zeitschrift einfach in die Comptes rendus* des „Institut de France" verwandeln.

Aber Sie interessieren sich für mich persönlich – Sie möchten gerne wissen, ob ich ein studierter Mann bin. Bitte sehr. Schon seit langer Zeit habe ich nur ein einziges Spezialfach, die politische Ökonomie. Früher habe ich mich ziemlich eingehend mit einigen anderen Gegenständen so weit beschäftigt, daß ich, obwohl ich viele Einzelheiten dieser Gebiete wieder vergessen habe, mir doch ein Urteil darüber erlauben kann, was andere über den Gegenstand schreiben. Was gibt es da zu verwundern? Von Beruf bin ich jedoch in erster Linie Journalist, ebenso wie Sie, d. h. ein Mensch, der bemüht ist, über die Ergebnisse und Fortschritte des geistigen Lebens in allen Fragen auf dem laufenden zu sein, die überhaupt alle gebildeten Menschen interessieren. Ist das Ihre Auffassung vom Beruf des Journalisten oder nicht?

Oder wollten Sie vielleicht gar nicht hierüber Auskunft haben, sondern darüber, wie weit meine Kenntnisse reichen? Darauf kann ich Ihnen nur eins antworten: sie sind unvergleichlich umfassender als die Ihren. Aber das wissen Sie ja selber. Warum waren Sie denn so erpicht darauf, eine solche Antwort gedruckt zu bekommen? Die haben Sie unüberlegt, sehr unüberlegt über sich heraufbeschworen.

Halten Sie das bitte nicht für Stolz: man braucht durchaus nicht stolz darauf sein, sehr viel mehr zu wissen als Sie. Und fassen Sie auch das wieder nicht so auf, als wollte ich sagen, Sie hätten ein zu geringes Wissen. Nein, durchaus nicht: einiges wissen Sie schon und sind überhaupt ein gebildeter Mensch. Es ist nur schade, daß Sie so schlecht polemisieren. – Nun, was meinen Sie: hab' ich jetzt direkt geantwortet oder die Antwort mit Witzen abgetan?

Es folgt dann ein Auszug aus der Physiologie von Lewes über den Unterschied zwischen physiologischen und chemischen Prozessen. Der Verteidiger Herrn Jurkewitschs in den „Otetschestwennyje Sapiski" bildet sich ein, daß Herr Jurkewitsch diese Angelegenheit ebenso betrachtet wie Lewes, und sagt deshalb:

* Veröffentlichungen. *Die Red.*

[199] „Man vergleiche dieses Zitat aus Lewes mit dem, was Herr Jurkewitsch sagt, und man wird sehen, daß unser Kiewer Professor über die neusten Forschungen genau so auf dem laufenden ist wie Herr Tschernyschewski. Er kennt folglich nicht allein die Seminarheftchen und die Lehrbücher, wie Herr Tschernyschewski behauptet. Wir sagen das nur für die Leser, die meinen, daß alles, was mit Schwung und aufs Geratewohl gesagt wird“ (d. h. von wem denn, etwa von mir?), „auch unbedingt richtig ist; und es gibt bei uns leider sehr viele solcher Menschen.“ (Sagen Sie mal, ist das eine geschickte Polemik, wenn Sie hier selber zugeben, daß wir sehr viele Menschen haben, die mit meinen Aufsätzen einverstanden sind? Ach, wie kann man so unüberlegt sein! Und da wollen Sie auch noch ein Polemiker sein!) „Sie wären womöglich auf den Gedanken gekommen, Herr Jurkewitsch sei ein Scholastiker, Herr Tschernyschewski dagegen ein Fortschrittler.“

Sie waren der Meinung, in den Worten gäbe es eine Ähnlichkeit zwischen Herrn Jurkewitsch und Lewes; in den Worten gibt es schon eine Ähnlichkeit, aber im Sinn der Worte gibt es keine. Verstehen Sie denn nicht, wo Herr Jurkewitsch hinauswill? Auf die Unterstützung von Ideen, die das genaue Gegenteil von dem sind – nun, wie soll ich mich ausdrücken? –, sagen wir: das genaue Gegenteil der Ideen Buckles, den Sie übersetzen. Lewes dagegen geht durchaus nicht in dieser Richtung. Er beweist nur, daß jede Einzelwissenschaft die besonderen Abwandlungen der allgemeinen Gesetze der Natur unter bestimmten Bedingungen untersucht. Lesen Sie einmal bei Lewes das ganze Kapitel nach, aus dem Ihr Zitat genommen ist, und Sie werden sich davon überzeugen, daß die Gedanken Herrn Jurkewitschs von diesen Gedanken ebenso weit entfernt sind wie von den meinen. Ich bin mit Lewes ja völlig einverstanden, aber gehen Sie mal und fragen Sie Herrn Jurkewitsch nach seiner Meinung über die Schule, zu der Lewes gehört; und er wird Ihnen solche Liebenswürdigkeiten über sie sagen, daß Sie mit Ihrem Lewes Ihres Lebens nicht froh werden, wenn Ihnen an der Meinung Herrn Jurkewitschs etwas liegt. Aber mit Ihnen muß man deutlicher reden. Für Sie ist ja der Gegenstand, [200] um dessentwillen Herr Jurkewitsch den Streit mit mir angefangen hat, bis heute noch im Nebel. Bitte sehr. Ich will Ihnen die Sache, so gut ich kann, erklären.

Ist Ihnen wenigstens klargeworden, was ich hier mit Ihnen mache? Ich übergehe fast kein einziges Ihrer Worte, ich nehme Ihre Rede ganz, wie sie ist. Aber wozu mache ich das? Um Ihnen zuzustimmen? Nein, ich mache Einschaltungen in Ihre Worte, stelle sie um, wende sie hin und her, und dabei kommt ein Sinn heraus, der genau das Gegenteil von dem ist, was Sie sagen wollten. Sie sagen zum Beispiel, ich sei ein Ignorant; ich untersuche Ihre Worte, und es zeigt sich, daß ich ein Mann von außerordentlicher Gelehrsamkeit bin; Sie sagen, es fiele mir schwer, auf Entgegnungen zu antworten – ich untersuche wieder Ihre Worte, und es stellt sich heraus, daß Sie selber mich für unvergleichlich viel stärker halten als meine Opponenten. Verstehen Sie jetzt, wie und wozu ich Ihre Worte verwende? – Und dabei habe ich doch eben Ihre Worte verwendet, nicht wahr?

Genau auf diese Weise verwendet die Schule, der Herr Jurkewitsch angehört, die Arbeiten der Naturforscher. Sie revidiert die Werke der gewissenhaften Fachleute, um dann die Tatsachen zugunsten einer Theorie zu verdrehen, die den Anschauungen dieser Naturforscher genau entgegen gesetzt ist.

Sie sind wahrscheinlich der Meinung, daß ich den Sinn Ihrer Worte entstelle? Ich dagegen finde, daß Sie selber sich nicht recht überlegt haben, was Sie daherreden, und daß ich in Ihren Worten den wahren Sinn entdeckt habe, den Sie nicht bemerkten.

Genau so ist die Schule Herrn Jurkewitschs der Meinung, die Naturforscher selber verstünden nicht, was sie lehren, und nur er verleihe den ihnen entliehenen Tatsachen den wahren Sinn, genau im Gegensatz zu den irrtümlichen Anschauungen der Naturforscher. Die Naturforscher dagegen finden, daß diese Schule den Sinn der von ihnen entliehenen Tatsachen entstellt.

Sie haben vielleicht immer noch nicht ganz verstanden worum es geht. Ich will es an einem Beispiel zeigen – ich habe eine leidenschaftliche Vorliebe für Beispiele (Sie hätten [201] sich darüber lustig machen sollen, daß diese meine Leidenschaft meine Aufsätze manchmal in die Länge zieht – dieses Mangels hätten Sie mich überführen können; statt dessen brüsten Sie sich mit solchen Seiten der Angelegenheit, mit denen Sie nicht fertig werden können). Na schön, so will ich denn mein Beispiel anführen.

Rauchen Sie Zigarre? Sie wissen sehr gut, daß feuchte Zigarren schlecht, trockne dagegen wesentlich besser sind. Ausgezeichnet; wie kommen nun trockne Zigarren zustande? Auch das wissen Sie. Wenn ein Fabrikant, der auf den Ruf seiner Fabrik hält, Zigarren hergestellt hat, läßt er sie sehr lange, mag sein zwei oder drei Jahre, bei gewöhnlicher Zimmertemperatur lagern. In dieser Zeit trocknen sie dann. Schön; aber auf diesen Grad der Trockenheit könnte man die Zigarren ebensogut in ein paar Stunden bringen, indem man sie einer Hitze von beispielsweise 60 Grad aussetzt – warum ist das nicht angängig? Aus dem folgenden Grunde, den Sie selber kennen: wenn die Zigarre zu schnell trocknet, gehen die Ingredienzien, von denen ihr Geschmack abhängt, chemische Verbindungen ein, die diesen Geschmack verderben; wenn sie dagegen sehr langsam trocknet, verbinden sich diese Ingredienzien untereinander in einer anderen Weise, die der Zigarre den guten Geschmack gibt. Sie wissen doch, daß das so ist? Gut; und was folgt nun daraus? Das will ich Ihnen sagen. Der Prozeß der Verdunstung des in einer feuchten Zigarre befindlichen Wassers führt zu einem bestimmten Resultat, wenn er langsam vor sich geht; wenn er sich dagegen schnell vollzieht, ist das Resultat ein ganz anderes.

In dieser selben Art und Weise betrachtet nun auch Lewes den Unterschied zwischen dem chemischen Prozeß, der sich in der Retorte vollzieht, und der Verdauung, die unter Umständen vor sich geht, welche sich von der chemischen Retorte scharf unterscheiden. Er spricht in folgendem Geiste: kocht man Rindfleisch auf sehr starkem Feuer, so erhält man eine Bouillon von bestimmter Sorte; kocht man es auf schwachem Feuer, langsam, so erhält man eine Bouillon von völlig anderer Sorte; kocht man das Rindfleisch dagegen statt in einfachem Wasser in irgendeiner gesäuerten Flüssigkeit [202] (zum Beispiel in einer Art Kwas oder Sauerkrautlake), so erhält man eine Bouillon von wiederum anderer Sorte. Kurz gesagt, das Resultat des Prozesses wandelt sich mit jeder Änderung in den Bedingungen, unter denen der Prozeß vor sich geht. Hier sagt Lewes nun, daß man jeden dieser Fälle gesondert untersuchen und sie nicht miteinander vermengen darf. Nun, nach meiner Meinung spricht er damit die Wahrheit.

Was schließt dagegen die Schule, der Herr Jurkewitsch angehört, aus der gleichen Tatsache? – daß, sagt er, die Naturwissenschaften uns nur eine Seite des Lebens erklären können, während wir die andere, die höhere Seite usw. usw. Und daß demnach die Naturforscher hoffnungslos verloren sind. Sind Sie mit dieser Tendenz einverstanden?

Ist es Ihnen jetzt wenigstens klargeworden?

Oder ist es Ihnen noch nicht ganz klar? Wenn nicht, dann wollen wir uns noch ein wenig unterhalten. Was meinen Sie, sind in dem berühmten Hume nicht doch irgendwelche besonderen erstaunlichen Kräfte wirksam? oder ist er einfach ein geschickter Zauberkünstler? Soweit ich Sie kenne, halten Sie ihn wahrscheinlich für einen geschickten Zauberkünstler. Nach der Methode dagegen, deren sich die Schule bedient, die Herrn Jurkewitsch zum Wortführer hat, muß man so antworten: „Gestatten Sie, halten Sie an sich, urteilen Sie nicht übereilt. Kann denn irgendeine Chemie oder Physiologie die Tatsache erklären, daß Herr Hume von Petersburg aus in Pennsylvanien in Amerika einen Mann sitzen sieht und uns genaue Angaben über seine Gesundheit macht, sieht, daß er an Fluß leidet und sich Blutegel ans Zahnfleisch setzt? Gestatten Sie die Frage, sehr verehrter Herr, wie Sie diese Tatsache mit Hilfe Ihrer Chemie oder Physiologie, Ihrer Katoptrik oder Dioptrik erklären wollen? Geben Sie zu, s. v. H., daß hier in Herrn Hume irgendwelche besonderen Kräfte wirksam sind.“ Soweit ich Sie kenne,

werden Sie dem, der Sie so überführt, höchst kaltblütig die Antwort geben: „S. v. H., die Tatsache, auf die Sie sich berufen, existiert ja einfach gar nicht, dagegen existiert eine andere Tatsache, die Sie nicht zu bemerken geruhen. Herr Hume hat in Petersburg überhaupt nichts gesehen, [203] was in Amerika vor sich geht; er hat Sie einfach übers Ohr gehauen."

Von ganz genau dieser Art ist der Streit zwischen der Theorie der Naturwissenschaftler, die mir richtig erscheint und die ich mich in meiner Eigenschaft als Journalist zu popularisieren bemühe, und zwischen der Schule, der Herr Jurkewitsch angehört. Welche Partei würden Sie bei einem derartigen Streit ergreifen? Soweit ich Sie kenne, würden Sie auf meiner Seite stehen, nur ist es Ihnen noch nicht gelungen, sich darüber klarzuwerden, worum hier der Streit geht.

Aber mein Beispiel ist noch nicht fertig. Ich war dort stehengeblieben, wo Sie zu ihrem Opponenten, einem Verehrer Humes, sagen: „Ich leugne die Wirksamkeit besonderer Kräfte in Hume, weil ich die Tatsache, die Sie irreführt, nicht mit denselben Augen ansehe wie Sie." Aber darauf wird Ihr Gegner eine Antwort bereit haben. Er wird Ihnen sagen, daß „Leute, die Hume beobachtet haben, bei der Überzeugung blieben, daß es sich nicht um Zauberkunststücke handelt". Und er wird hinzufügen: „Sie sollten diese Leute kennenlernen, sie werden Ihnen viele Dinge erzählen, von denen Sie keine Ahnung haben; ich sehe in den Worten, mit denen Sie meine Meinung über Hume zurückweisen, lediglich einen Ausdruck Ihrer dummdreisten Unwissenheit." Was werden Sie mit einem solchen Menschen machen? Das hängt wohl von Ihrer Stimmung ab: wenn Sie nicht zum Lachen aufgelegt sind, werden Sie ihn stehenlassen, wenn Sie dagegen zum Lachen aufgelegt sind, werden Sie sich über ihn lustig machen. Sie werden im einen wie im andern Fall recht haben: mit einem solchen Menschen redet man entweder überhaupt nicht oder man redet unbedingt spöttisch. Jetzt bitte ich Sie, das folgende Fragment aus Ihrem Geschimpfe über mich wegen des Herrn Jurkewitsch zu lesen. Nach Anführung der zweiten Hälfte meiner Rezension des Artikels von Herrn Jurkewitsch, wo ich sagte, ich hätte es nicht nötig, den Aufsatz Herrn Jurkewitschs zu lesen, weil ich aus der Empfehlung des „Russki Westnik" selbst erkennen könne, daß er absolut dasselbe sei wie die Dinge, die man mich einstmals hat auswendig lernen lassen – [204] nach diesem Zitat fährt das Artikelchen der „Otetschestwennyje Sapiski" fort:

„Verstehen Sie jetzt, was hier los ist? Sehen Sie, wo wir hinauswollen?" (ich weiß wirklich noch nicht, ob Sie jetzt wenigstens sehen, wo ich hinauswill; wo Herr Jurkewitsch hinauswill, haben Sie ja bestimmt nicht gesehen, als Sie diese Zeilen schrieben). „Es bleibt gesagt, daß das alles Unsinn ist, den wir nicht lesen wollen. Wir vermuten, daß Herr Tschernyschewski folgendes sagen will.

Aber ich bitte Sie, Herr Jurkewitsch beweist Ihnen: 1. daß Sie die Philosophie, von der Sie reden, nicht verstehen; 2. daß Sie die auf psychische Erscheinungen angewandte Methode der Naturwissenschaft mit der eigentlichen Erklärung geistiger Erscheinungen verwechselt haben; 3. daß Sie die Bedeutung der Selbstbeobachtung als besondere Quelle der psychologischen Erkenntnis nicht verstanden haben; 4. daß Sie die metaphysische Lehre von der Einheit des Seins mit der physikalischen Lehre von der Einheit der Materie verwechseln; 5. daß Sie die Verwandlung quantitativer Unterschiede in qualitative für möglich halten; 6. daß Sie schließlich jede Art von Anschauung für ein wissenschaftliches Faktum halten und dadurch den Unterschied zwischen dem menschlichen und dem tierischen Leben beseitigt haben. Sie haben die sittliche Persönlichkeit des Menschen zerstört und lassen nur die egoistischen Triebe des Tieres gelten.

Das ist, scheint's, klar genug; es handelt sich hier nur noch um Sie, nicht um die Philosophie und Physiologie im allgemeinen, sondern darum, daß Sie von diesen Wissenschaften nichts verstehen. Was soll dann hier der Blitzableiter der Seminaristenphilosophie? Wozu Dinge durcheinanderbringen, die gar nichts miteinander zu tun haben, und erklären, Sie hätten das alles schon im Priesterseminar gewußt und wüßten es sogar heute noch auswendig?"

Auf all das möchte ich nur eins sagen: wie hätte ich über etwas, was meiner Meinung nach völlig richtig ist, schweigen können? Doch es ist mir ein Vergnügen, Ihnen diese Sache zu erklären – übrigens immer wieder unter Berufung auf jene selben Heftchen, die Sie nicht kennen, weswegen Sie auch nicht verstehen konnten, worum es geht.

[205] Wenn Sie sich die Mühe machen würden, sich diese Heftchen einmal anzusehen, würden Sie erkennen, daß alle Mängel, die Herr Jurkewitsch in mir entdeckt, in diesen Heftchen bereits bei Aristoteles, Bacon, Gassendi, Locke usw. usw. entdeckt worden sind, d. h. bei allen Philosophen, die nicht Idealisten waren. Folglich haben diese Vorwürfe mit mir als einzelnem Schriftsteller überhaupt nichts zu tun, sie beziehen sich eigentlich auf die Theorie, die zu popularisieren ich für eine nützliche Sache halte. Wenn Sie es nicht glauben, brauchen Sie nur in das von Herrn S. G. herausgegebene und der gleichen Richtung wie Herr Jurkewitsch angehörende „Philosophische Wörterbuch“ zu blicken, und Sie werden sehen, daß dort von jedem Nicht-Idealisten immer dasselbe gesagt wird: er kennt weder die Psychologie, noch versteht er etwas von den Naturwissenschaften, dazu lehnt er die innere Erfahrung ab, liegt vor den Tatsachen im Staube, bringt Metaphysik und Naturwissenschaften durcheinander, setzt den Menschen herab usw. usw. – Sagen Sie selber, ob es einen Zweck hat, sich ernsthaft, sei es mit dem Autor eines bestimmten Artikels, sei es mit Leuten, die ihn loben, zu beschäftigen, wenn ich sehe, daß er an meine persönliche Adresse Dinge wiederholt, die seit Olims Zeiten immer wieder von jedem Denker der Schule gesagt werden, zu der ich mich rechne? Mein Urteil kann nur so lauten: entweder wissen sie nicht, oder sie tun so, als wüßten sie nicht, daß sich diese Vorwürfe nicht gegen mich richten, sondern gegen die ganze Schule; folglich kennen diese Leute entweder die Geschichte der Philosophie schlecht, oder sie handeln bloß nach einer Taktik, deren Falschheit ihnen selber bekannt ist. Im einen wie im anderen Falle verdienen solche Gegner keine ernste Auseinandersetzung.

Sagen Sie zum Beispiel: wenn jemand Ihnen persönlich den Vorwurf der Unwissenheit deshalb machen wollte, weil Sie die Volkstümlichkeit für ein wichtiges Element der Literatur halten – würde sich dieser Vorwurf auf Sie persönlich beziehen? Nein, er bezöge sich auf eine ganze Schule. Würden Sie es für nötig halten, das zu beweisen, indem Sie etwa sagten: „Wenn ich die Volkstümlichkeit als ein wichtiges Element der Literatur bezeichne, so ist das noch kein [206] Zeichen meiner Unwissenheit“ – natürlich würden Sie es unter Ihrer Würde halten, das zu beweisen.

Aber vielleicht sind Ihnen, da Sie den Gegenstand unseres Streites nicht kennen, meine Worte noch nicht ganz klar. Ich will mich bemühen, Ihnen noch einige weitere Erklärungen zu geben.

Haben Sie einmal davon gehört, daß man als Ignoranten, von mir ganz zu schweigen, zum Beispiel Hegel bezeichnet hat? Ist Ihnen bekannt, weswegen man ihn einen Ignoranten genannt hat? Deswegen, weil er eine bestimmte Denkweise hatte, die einigen Gelehrten nicht gefiel. Was meinen Sie, war Hegel ein Ignorant oder nicht? Und wer, meinen Sie wohl, nannte ihn einen Ignoranten? Leute aus derselben Schule, der Herr Jurkewitsch angehört.

Ist Ihnen bekannt, daß man Kant einen Ignoranten genannt hat? Weswegen man ihn so genannt hat, ob man ihn zu Recht so genannt hat und welche Leute ihn so genannt haben – hier gilt das gleiche wie beim ersten Beispiel.

Ist Ihnen bekannt, daß man Descartes einen Ignoranten genannt hat? Weswegen, ob mit Recht und welche Leute ihn so genannt haben – auch hier gilt das gleiche wie beim vorhergehenden Beispiel.

Nehmen Sie jeden beliebigen anderen Denker, durch den die Wissenschaft vorwärtsgekommen ist, und jeder hat sich die gleiche Beschuldigung zugezogen, für die gleiche Sache und von seiten der gleichen Leute.

Sind Sie imstande, aus diesen Tatsachen die Schlußfolgerung zu ziehen? Wenn Sie dazu imstande wären, brauchte ich mich nicht mit Ihnen auseinanderzusetzen; aber aus allem läßt sich erkennen, daß Sie nicht dazu imstande sind; folglich muß ich Ihnen die Schlußfolgerung vorsagen. Hier ist sie:

Die Männer der Routine beschuldigen jeden Neuerer nur deshalb der Ignoranz, weil er ein Neuerer ist.

Bitte merken Sie sich das. Wenn Sie das immer gut im Gedächtnis behalten, werden Ihnen viele Fehlurteile erspart bleiben.

Sie kennen jetzt diese Schlußfolgerung nur als Tatsache, aber Sie haben offenbar die Neigung, sich für philosophische [207] Materien zu interessieren. Um Ihnen eine Freude zu machen, will ich die unabweisbare Notwendigkeit dieser Tatsache aus den Gesetzen der Psychologie ableiten.

Nehmen wir einmal an, ein bestimmter Mensch ist durchaus zufrieden mit einer bestimmten geistigen oder Lebenssituation. Wenn dann ein anderer Mensch kommt und sagt: „Sie ist unbefriedigend“, so entsteht bei dem Menschen, der mit dieser Situation zufrieden ist, notwendig der Gedanke: „Er ist mit ihr unzufrieden, weil er sie nicht kennt.“ Der Gedanke entsteht auf folgende Weise: Was vollauf befriedigt, ist gut. Wem das Gute nicht gut erscheint, der sieht nicht, daß es gut ist. Wer vom Guten redet, ohne zu sehen, daß es gut ist, der kennt das Gute nicht. – Auf die gleiche Weise kommen die Menschen, die sich mit etwas Unbefriedigendem zufrieden geben, auf den Gedanken, daß derjenige, der sich mit diesem Unbefriedigenden nicht zufrieden gibt, es nicht kennt. Das geschieht in einem fort in allen Sphären des Lebens und des Denkens. Wenn Sie zum Beispiel zu einem Trinker sagen, das Trinken sei nicht gut, so wird er Ihnen bestimmt entgegnen: „Probier’s erst mal und trink, dann wirst du sehen, wie gut es ist.“ Wenn Sie einem Kaufmann, der nach unseren Gebräuchen Handel zu treiben gewohnt ist, vorschlagen, seine Waren zu festen Preisen, prix fixe, ohne Handeln, ohne Feilschen zu verkaufen, wird er Ihnen bestimmt entgegnen: „Das sagen Sie deshalb, weil Sie unsere Art, Handel zu treiben, nicht kennen.“ Erinnern Sie sich noch daran, wie, als man anfing, zur Untersuchung von Brust- und anderen inneren Krankheiten das Stethoskop zu empfehlen, die erfahrenen Männer der Praxis einwandten: „Sie preisen Ihr Stethoskop nur deshalb an, weil Sie ein schlechter Arzt sind. Wir brauchen kein Stethoskop.“ So ist es mit allen Dingen; so ist es übrigens auch in der Philosophie. Haben Sie jetzt verstanden?

Oder ist es Ihnen immer noch unverständlich? Aber wenn es Ihnen immer noch unverständlich ist, dann habe ich es satt, noch weitere Erklärungen zu geben. Bleiben Sie dann bei Ihrem Unverständnis. Offenbar ist es Ihnen nun mal nicht beschieden, etwas von Philosophie zu verstehen. Aber um Sie nicht zu kränken, will ich annehmen, daß Sie schließ-[208]lich doch verstanden haben, und will Ihnen die Schlußfolgerung aus allem, was Sie gelesen haben, sagen, so, als ob Sie verstanden hätten, was Sie gelesen haben. Hier haben Sie diese Schlußfolgerung:

Die Theorie, die ich für die richtige halte, bildet das allerletzte Glied in der Reihe der philosophischen Systeme. Wenn Sie das nicht wissen und mir nicht aufs Wort glauben wollen, so empfehle ich Ihnen, eine beliebige Geschichte der neusten Philosophie zu nehmen – in jedem solchen Buch werden Sie meine Worte bestätigt finden. Für den einen Historiker hat diese Theorie recht, für den anderen hat sie unrecht; aber alle sagen Ihnen einmütig, daß diese Theorie wirklich die letzte und genau so aus der Hegelschen Theorie hervorgegangen ist wie die Hegelsche aus der Schellingschen. Sie können mich deswegen verurteilen, weil ich in der Wissenschaft einen Fortschritt anerkenne und ihr letztes Wort auch für das vollständigste und für richtig halte. Das können Sie halten, wie Sie wollen. Vielleicht ist für Sie das Alte besser als das Neue. Aber Sie müssen doch zugeben, daß man auch anders denken kann.

Erinnern Sie sich jetzt an das psychologische Gesetz, daß jeder Neuerer von den Routiniers Ignorant genannt wird. Sie werden verstehen, daß der Begründer der Theorie[20], die ich vertrete, von den Anhängern der vorausgehenden Theorien als Ignorant bezeichnet wird.

Sie werden aber, hoff' ich, auch ohne weitere Erklärungen meinerseits selber begreifen, daß gewisse Leute, wenn sie dem Lehrer einer Schule Vorwürfe machen, diese Vorwürfe auch auf die Schüler ausdehnen, die dem Geiste des Lehrers treu sind; folglich muß der Vorwurf auch auf mich fallen.

Aber vielleicht ist Ihnen die Sache immer noch nicht klar – und Sie wollen vermutlich gern erfahren, wer denn eigentlich dieser Lehrer ist, von dem ich rede? Um Ihnen das Suchen zu erleichtern, werde ich Ihnen doch wohl sagen müssen, daß er weder Russe ist noch Franzose oder Engländer; daß es weder Büchner ist noch Max Stirner, noch Bruno Bauer, Moleschott oder Vogt – wer ist es denn nun? Sie kommen wohl schon auf des Rätsels Lösung: „Es muß wohl [209] Schopenhauer sein!" rufen Sie aus, nachdem Sie Herrn Lawrows Artikel um und um gelesen haben. – Er ist es, Sie haben's erraten!

Aber sagen Sie selber: ist es meine Schuld, daß ich mit Ihnen so von oben herab rede, – ist es meine Schuld, wenn Sie sich mir gegenüber in die Lage versetzen, daß ich Ihnen derartige Dinge erklären muß? – Wenn Sie zum Beispiel sagen würden, daß Peter der Große bei Poltawa Karl XII. besiegt hat, und wenn dann irgendein Herr Sie anschrie: „Ignorant, Sie kennen die russische Geschichte nicht!" – wäre es dann Ihre Schuld, wenn Sie diesem Herrn im gleichen Tone antworten würden, wie ich Ihnen antworte?

Und jetzt werden Sie sich ein bißchen an der Moral erfreuen müssen, die ich für Sie aus dem Schluß des Artikelchens der „Otetschestwennyje Sapiski" ziehe. Der Artikel fragt, an mich gewandt:

„Sie sagen, daß Sie diesen Artikel nicht gelesen haben" (gemeint ist der Artikel Herrn Jurkewitschs). „Ist das wahr? Liegt nicht auch hier diese geheime, beabsichtigte Ursache zugrunde, Ihre Absicht, das Publikum unter dem Eindruck Ihrer Gedankentiefe zu lassen, die doch so sehr gelitten hat? Wir geben uns, sehen Sie!, gar nicht erst die Mühe, derartige Artikel zu lesen... Und dabei zeigt es sich, daß Sie den Artikel doch gelesen haben und wissen, was in ihm steht. Sie beginnen Ihre Antwort selber mit den Worten: ‚Da ist also der kapitalste Aufsatz im polemischen Teil von Heft IV des „Russki Westnik".' Woher wußten Sie denn, daß das die kapitalste Erwiderung auf Ihre, Gescheittuerei ist?" („Russische Literatur" in „Otetschestwennyje Sapiski", Juli, S. 60/61.)

Es kommt Ihnen unwahrscheinlich vor, daß ich nicht neugierig darauf gewesen bin, Herrn Jurkewitschs Aufsatz zu lesen? Ich glaube Ihnen gern, daß Ihnen das unwahrscheinlich vorkommt. Jeder Mensch mißt die anderen nach sich selber. Was bei anderen unter ihm liegt oder ihm gleich ist, das versteht er, das hält er für möglich; was über seine Fähigkeiten oder seinen Entwicklungsgrad hinausgeht, das versteht er nicht, daran glaubt er nicht. Soll ich Ihnen das beweisen? Bitte sehr. Wer niemals den Wunsch in sich [210] gefühlt hat, lesen und schreiben zu lernen, der versteht nicht, wie bloß andere Menschen ein Vergnügen daran finden, Bücher zu lesen. Aber wir, Sie und ich, die wir es bereits fertiggebracht haben, uns über diesen Menschen zu erheben, verstehen seine Gedanken. Aber wir haben uns nie mit höherer Mathematik beschäftigt – Sie müssen zugeben, daß Sie es nicht ganz verstehen können, wie da Leute mit dem größten Vergnügen ganze Tage lang über Integralformeln sitzen können –, das kommt Menschen wie uns sonderbar vor. Soweit über den Entwicklungsgrad der Fähigkeiten. Jetzt über die natürliche Kraft der Fähigkeiten. Ein Mensch mit Charakter, der der

[20] Tschernyschewski meint hier Ludwig Feuerbach, dessen Name aus Zensurgründen nicht genannt werden durfte.

Selbstaufopferung fähig ist, versteht die Selbstaufopferung; ein Mensch mit einer trocknen Seele kann nicht verstehen, wie sich da Leute für andere Menschen oder für Ideen aufopfern können – ihm erscheint das als Verrücktheit oder Heuchelei. Wer von Natur aus plump ist, kann einfach nicht verstehen, wie da Leute sich graziös benehmen können; und wenn er anfängt, sich auch darum zu bemühen, wird er sich noch ungeschickter benehmen als früher; das bedeutet, daß er wirklich nicht begreift, worin die Grazie besteht. Ganz genau so geht es uns beiden miteinander.

Sie mögen meine folgenden Worte für Prahlerei oder was auch immer sonst halten, aber ich fühle mich so hoch über den Denkern der Schule Herrn Jurkewitschs stehen, daß ich ganz entschieden nicht im geringsten neugierig bin zu erfahren, was sie über mich denken – genau so, wie zum Beispiel Sie nicht neugierig sind zu erfahren, welche Vorzüge oder Mängel irgendein Verehrer der Romane Herrn Rafail Sotows in Ihren kritischen Aufsätzen entdeckt?[21]

Stellen Sie sich jetzt einmal vor, so ein Verehrer der Romane Herrn Rafail Sotows hätte eine kritische Analyse Ihrer Aufsätze veröffentlicht; wenn Sie ziemlich stark beschäftigt sind und für die Stunden der Muße andere Pläne, Zerstreuungen oder Lieblingsbeschäftigungen haben, ist es dann verwunderlich, daß Sie dieses Artikelchen nicht lesen? Ganz genau so ist meine Einstellung zu dem Aufsatz Herrn Jurkewitschs.

[211] Ihnen kommt das unwahrscheinlich vor? Was kann ich da machen – Sie zwingen mich nur zu der Annahme, daß vieles, was für mich klein ist, Ihnen groß vorkommt.

Wie können Sie sich überhaupt auf Polemik einlassen, wenn Sie derartige Antworten selbst heraufbeschwören!

Ja, richtig, Ihnen bleibt noch ein starkes Argument: wenn ich Herrn Jurkewitschs Aufsatz nicht gelesen habe, woher weiß ich denn dann, daß er der kapitalste polemische Aufsatz im Heft IV des „Russki Westnik“ ist? Ja, aber das hat doch der „Russki Westnik“ selber in dem Aufsatz „Alte Götter und neue Götter“ erklärt – demnächst veröffentlichen wir, hieß es, Auszüge aus dem hervorragenden Aufsatz Herrn Jurkewitschs, dem wir ungeheure Bedeutung beimessen. In dem Vorwort zu diesen Auszügen, das ich gelesen habe, wiederholte er noch einmal dasselbe – deshalb also habe ich diesen Aufsatz spöttisch den allerkapitalsten genannt. Und Sie haben nicht einmal das verstanden, daß ich das Wort „kapital“ hier spöttisch gebrauchte. Was ist das bloß für eine Naivität; wie kann man nicht wissen, daß lobende oder feierliche Ausdrücke, wenn sie in der Polemik verwendet werden, als Spott zu verstehen sind? Damit Ihnen das verständlicher wird, führe ich ein Beispiel an: „Den lobenswerten Aufsatz der ‚Otetschestwennyje Sapiski‘ über Herrn Jurkewitsch habe ich mit tiefer Ehrfurcht für die hohe philosophische Gelehrsamkeit des Autors gelesen“ – probieren Sie jetzt einmal ’rauszukriegen, in welchem Sinne ich das sage, im eigentlichen oder im ironischen, oder kriegen Sie auch das nicht ’raus?

Ihr Scharfsinn macht mich wirklich staunen. Wie konnte Ihnen nur so eine Tatsache entgehen wie die folgende: ich nehme ganze neun Seiten aus dem Aufsatz Herrn Jurkewitschs, der meine Ignoranz enthüllt, und drucke diese Seiten in meinem Aufsatz ohne jede Erwiderung ab – wie denken Sie sich das: hätte ich das getan, wenn ich nicht fest davon überzeugt wäre, daß die von mir abgedruckten Seiten mehr als schlecht sind? Wenn Sie nur einigermaßen findig wären, hätte diese eine Tatsache Ihnen zeigen müssen, wie schwach die Einwände sind, die sich ein Philosoph von der Richtung Herrn Jurkewitschs gegen mich ausdenken kann.

[21] Rafail Sotows Roman „Leonid oder einige Züge aus dem Leben Napoleons“ hatte Tschernyschewski im Januarheft des „Sowremennik“, 1856, abfällig kritisiert.

[212] Ich habe mich nur deshalb an Sie gewandt, Herr Dudyschkin, weil Sie die Abteilung leiten, in der der von mir kritisch untersuchte Aufsatz abgedruckt war; aber vielleicht haben gar nicht Sie ihn geschrieben – wenn nicht, so freut mich das sehr für Sie.

Ich mache sehr gerne Überraschungen. Sie werden jetzt, Herr Dudyschkin, natürlich erwarten, daß ich Ihnen den Rat gebe, nicht wieder derartige polemische Artikel wie den von mir kritisierten abzudrucken – aber wie könnte ich das, ich bin doch nicht mein eigner Feind! Tun Sie mir den Gefallen, drucken Sie recht, recht viele solche Artikel, und ich werde Ihnen dafür zutiefst verpflichtet sein.

* * *

Womit werden wir uns das nächste Mal amüsieren? Ich beabsichtige, den „Russki Westnik“ mit den „Otetschestwennyje Sapiski“ zu verkuppeln; am Ende tu ich vielleicht noch ein paar Prachtstücke aus der „Russkaja Retsch“ und sonst woher dazu, wie sich’s grade gibt.[22] [213]

[22] Von der dritten Kollektion der „Polemischen Prachtstücke“ schrieb Tschernyschewski nur den Anfang. „Russkaja Retsch“ – eine in Moskau von der Schriftstellerin Eugénie Tour herausgegebene Zeitschrift (Januar 1861 bis Januar 1862).

DIE NATUR DES MENSCHLICHEN WISSENS[1]

„Hat ein Mensch, dessen beide Hände intakt sind, Hände?“ – „Ja.“

„Stimmt das?“ – „Gewiß.“

„Sie sind also davon überzeugt? Ich bin es auch.“

Und so geht es weiter.

„Wieviel Hände hat der Mensch, dessen beide Hände intakt sind?“ – „Zwei.“

„Guten Tag, meine Herren.“ Da ist ein Gelehrter gekommen, einer von meinen Bekannten. „Worüber unterhalten Sie sich?“

„Oh, nur darüber, daß ein Mensch, dessen zwei Hände intakt sind, zwei Hände hat.“

„Sind Sie davon überzeugt?“ „Völlig überzeugt.“

„Sie irren sich, meine Herren. Es ist gar nicht so.“

„Nicht so? Was wollen Sie damit sagen?“

„Das Folgende: Dem Menschen, dem es scheint, seine zwei Hände seien intakt, scheint es, er habe zwei Hände, und wenn er wüßte, daß er Hände hat, würde er zwei Hände haben; aber ob er Hände hat oder nicht, das ist ihm unbekannt, und weder er noch irgendein anderer Mensch kann es wissen. Wir kennen nur unsere Vorstellungen von den Gegenständen, die Gegenstände selbst dagegen kennen wir nicht und können wir nicht kennen. Ohne die Gegenstände zu kennen, sind wir nicht imstande, unsere Vorstellungen von ihnen mit ihnen zu vergleichen. Deswegen können wir nicht wissen, ob unsere Vorstellungen von den Gegenständen den Gegenständen entsprechen. Vielleicht entsprechen sie ihnen; vielleicht aber entsprechen sie ihnen

[1] Den Aufsatz „Die Natur des menschlichen Wissens“ beabsichtigte Tschernyschewski in der Zeitschrift „Westnik Jewropy“ zu veröffentlichen. Am 9. Februar 1885 machte jedoch A. W. Sacharjin Tschernyschewski, der damals in Astrachan lebte, die Mitteilung, daß der „Westnik Jewropy“ „offenbar Angst hat, den Artikel anzunehmen...“ (*N. G Tschernyschewski*, Literarischer Nachlaß, Bd. III, 1930, S. 574 russ.). Der Artikel erschien zum erstenmal gedruckt in der Zeitung „Russkije Wedomosti“, 1885, Nr. 63 und 64, und trug hier die Unterschrift „Andrejew“. Der Aufsatz war mit folgender redaktioneller Bemerkung versehen:
„Die naturphilosophische Gescheittuerei, die der geschätzte Verfasser des vorliegenden Aufsatzes ironisiert und widerlegt, ist eine unter den modernen Naturforschern recht weit verbreitete Erscheinung: ihr huldigen sogar solche Autoritäten der Naturwissenschaft wie die berühmten Berliner Professoren Virchow und Du Bois-Reymond (siehe *E. Du Bois-Reymond*: Über die Grenzen des Naturerkennens. – Die sieben Welträtsel. – *Virchow*: Freiheit der Wissenschaft im modernen Staat). Beide stimmen laute Klagen an, daß der menschliche Verstand sich zuviel herausgenommen und seine Grenzen vergessen habe, daß er sich dreist an die Lösung gewaltiger Fragen mache, die seine Kräfte überstiegen, die überhaupt unlösbar seien und in Ewigkeit bleiben würden. Du Bois-Reymond führt in seiner Broschüre derartige Fragen in der heiligen Zahl sieben an. Um die Dreistheit des menschlichen Verstandes abzukühlen, geben sich die genannten Naturforscher alle Mühe zu beweisen, daß der menschliche Verstand seine Grenzen habe, daß seine Erkenntnisse äußerst oberflächlich seien, daß er sich vor den großen Fragen in Ehrfurcht neigen und in Demut auf ihre Lösung verzichten müsse. Wenn irgendein dreister Geist auch daran gehen sollte, sie zu lösen, würde er nur in Ungereimtheiten und ausweglosen Widersprüchen steckenbleiben. Gelehrte, wie die genannten, sind mit ihren Äußerungen natürlich nicht allein geblieben. Die von ihnen vertretenen naturphilosophischen Ideen sind von vielen, allzu vielen Naturwissenschaftlern aufgenommen worden. Gegen diese Auffassungen, die übrigens den Spiritismus durchaus begünstigen, zieht der geschätzte Verfasser dieses Aufsatzes zu Felde.“
Obwohl Tschernyschewski den Aufsatz „Die Natur des menschlichen Wissens“ fünfundzwanzig Jahre nach seiner Arbeit „Das anthropologische Prinzip in der Philosophie“ schrieb, atmet dieser Aufsatz doch ganz den gleichen Geist und ist eine wichtige Ergänzung zu der genannten Arbeit. Tschernyschewski richtet die scharfe Waffe seiner Kritik hier gegen den Neokantianismus und den subjektiven Idealismus, die er allerdings mit dem eigenartigen Ausdruck „Illusionismus“ bezeichnet.
In der vorliegenden Ausgabe wird der Aufsatz nach dem Manuskript gedruckt.

auch nicht. Wenn sie ihnen entsprechen, so sind sie Vorstellungen von wirklich existierenden Gegenständen. Wenn sie ihnen nicht entsprechen, so sind sie Vorstellungen nicht von wirklich existierenden Gegenständen, sondern von nicht existierenden [214] Gegenständen. Welche von diesen beiden Alternativen den Tatsachen entspricht, wissen wir nicht und können wir nicht wissen. Wir haben eine Vorstellung von der Hand. Folglich existiert etwas, was die Vorstellung von der Hand in uns wachruft. Aber wir wissen nicht und können nicht wissen, ob unsere Vorstellung von der Hand jenem „Etwas“, welches sie wachruft, entspricht. Vielleicht entspricht sie ihm: dann ist das, was wir uns unter Hand vorstellen, wirklich eine Hafid, und wir haben wirklich Hände. Vielleicht aber entspricht unsere Vorstellung von der Hand gar nicht dem wirklich existierenden Etwas, auf das wir sie beziehen –, dann existiert das, was wir uns unter Hand vorstellen, nicht, und wir haben keine Hände, statt der Hände haben wir irgendwelche Gruppen von Etwas, irgendwelche nicht handähnliche Gruppen von etwas uns Unbekanntem, aber keine Hände; und zuverlässig bekannt ist uns von diesen Gruppen von Etwas nur, daß es zwei Gruppen sind. Daß es zwei Gruppen sind, wissen wir deshalb zuverlässig, weil jede unserer zwei Vorstellungen, von denen jede eine besondere Vorstellung von einer besonderen Hand ist, einen besonderen Grund besitzen muß: folglich ist die Existenz von zwei Gruppen von Etwas unzweifelhaft. Die Frage, ob wir Hände haben oder nicht, ist also unlösbar; wir wissen nur, daß wenn wir Hände haben, es wirklich zwei Hände sind, und daß wenn wir keine Hände haben, die Zahl der Gruppen von Etwas, die wir an Stelle von Händen besitzen, nicht beliebig ist, sondern zwei beträgt. So sieht also die Lehre von der Relativität des menschlichen Wissens aus. Sie ist die Grundwahrheit der Wissenschaft. Sie sehen jetzt, meine Herren, daß die wissenschaftliche Wahrheit gleich weit entfernt ist von dem ungebildeten Vorurteil, von dem Sie ausgingen, als Sie annahmen, Sie könnten wissen, daß Sie Hände haben, wie auch von den Phantastereien jener Gelehrten, die behaupten, wir hätten keine Hände und könnten keine haben. Auch diese Gelehrten bezeichnen ihr scholastisches, hohles Gerede als Lehre von der Relativität des menschlichen Wissens. Aber sie sind Philosophen, d. h. Phantasten, und nicht Naturwissenschaftler. Ihre Lehre ist dummes Zeug und widerspricht den Naturwissenschaften. Können wir denn wissen, [215] daß unsere Vorstellungen von den Gegenständen den Gegenständen nicht entsprechen, wenn wir nur unsere Vorstellung von den Gegenständen kennen, die Gegenstände selber dagegen nicht, d. h. wenn wir unsere Vorstellungen gar nicht mit den Gegenständen vergleichen können? Daß wir aber nur unsere Vorstellungen von den Gegenständen kennen, die Gegenstände selber dagegen nicht kennen und nicht kennen können, das ist eine Grundwahrheit der Wissenschaft, d. h. der Naturwissenschaften.“

Mein Bekannter ist, wie Sie sehen, Naturwissenschaftler. Ist er der einzige Naturwissenschaftler, der so denkt? Wahrscheinlich. Jedenfalls wäre es höchst sonderbar, wenn sich außer ihm auch nur noch ein Naturwissenschaftler finde, der die Frage, ob der Mensch wirklich Hände hat, für Unlösbar hält.

Ich weiß nicht, warum andere solche Naturwissenschaftler – wenn es solche anderen gibt – in dieser Frage ebenso denken wie mein Bekannter, aber mein Bekannter denkt nur deshalb so, weil er selber nicht versteht, was er denkt und was dieser Gedanke bedeutet. Er philosophiert gern ein bißchen herum; sich ernstlich mit Philosophie zu beschäftigen, hat er jedoch keine Zeit, und er philosophiert als Dilettant. Er kommt gar nicht auf die Vermutung, daß die Logik ihn, wenn er weiter in dieser Manier philosophiert, zur Anerkennung der Schlußfolgerung jener Philosophen zwingen wird, die er streng verurteilt. Aus seinem Grundgedanken, daß wir nur unsere Vorstellungen von den Gegenständen kennen, die Gegenstände dagegen nicht, geht hervor, daß unsere Vorstellungen von den Gegenständen den Gegenständen nicht entsprechen können; hierzu führt dieser Gedanke deshalb, weil er selbst nur die Schlußfolgerung aus der Leugnung der Realität des menschlichen Organismus ist. Solange die Leugnung der Existenz des menschlichen Organismus nicht als Wahrheit gilt, läßt die Logik nicht einmal

die Aufwerfung der Frage zu, ob wir die Gegenstände kennen; nur sobald als Wahrheit angenommen wird, daß wir keine Menschen sind, daß wir uns irren, wenn wir uns für Menschen halten, entsteht die Frage, ob wir die Gegenstände [216] kennen können, und dann wird die Antwort: wir können es nicht – logisch.

Meinem Bekannten war nicht bewußt, daß diese Gedanken logisch miteinander verbunden sind. Und nur deshalb war ihm auch nicht bewußt, daß er sich in aller Naivität von den „Phantasten“, über die er sich so von oben herab ausläßt, hat dumm machen lassen.

Wir haben uns jetzt genugsam über meinen – auch Ihren? – gelehrten Bekannten amüsiert, der nicht weiß und nicht wissen kann, ob die Menschen wirklich Hände haben. Wir wollen ihn verlassen und uns darüber unterhalten, wie es zu dem Mißverständnis gekommen ist, das ziemlich viele Naturwissenschaftler auf den Gedanken gebracht hat, der die Existenz der Gegenstände der Naturwissenschaft leugnende Gedanke, wonach der Mensch keine Kenntnis von den Gegenständen habe, sondern nur seine Vorstellung von den Gegenständen kenne, sei mit der Naturwissenschaft vereinbar.

* * *

Im Vergleich mit dem, was die Menschen wissen möchten und was sie eigentlich wissen sollen, wissen sie sehr wenig; ihr kärgliches Wissen enthält viele Ungenauigkeiten; vieles in ihm ist recht unzuverlässig und aller Wahrscheinlichkeit nach enthält es immer noch sehr viele Fehler. Woher kommt das? Daher, daß die Aufnahmefähigkeit unserer Sinne bestimmte Grenzen hat und auch die Kraft unseres Verstandes nicht unbegrenzt ist, d. h. daher, daß wir Menschen, daß wir beschränkte Wesen sind.

Diese Abhängigkeit des menschlichen Wissens von der menschlichen Natur pflegt man unter Naturwissenschaftlern als Relativität des menschlichen Wissens zu bezeichnen.

In der Sprache jener Philosophie jedoch, die wir „Illusionismus“ nennen werden, hat der Ausdruck „die Relativität des menschlichen Wissens“ einen völlig anderen Sinn. Er wird als harmloser, den Laien nicht schockierender Fachausdruck zur Maskierung des Gedankens verwendet, daß all unser Wissen von den Gegenständen der Außenwelt in Wirklichkeit kein Wissen, sondern Illusion sei.

[217] Durch Vermengung dieser beiden Bedeutungen des Fachausdrucks gewöhnt der Illusionismus den unvorsichtigen Laien daran, sie durcheinanderzubringen. Und da er seit langem davon überzeugt ist, daß eine dieser Bedeutungen der Wahrheit entspricht, bildet er sich ein, daß ihm schon längst der Gedanke gekommen sei – nicht mit solcher Klarheit wie jetzt, aber schon lange ziemlich klar – der Gedanke, unsere Vorstellungen von den Gegenständen der Außenwelt seien Illusionen.

Der Naturwissenschaftler, der einen illusionistischen Traktat im Vertrauen auf die Gewissenhaftigkeit der Darstellung liest, wird dieser Verblendung um so leichter erliegen, als er aus seinem speziellen Wissenschaftszweig weiß: unsere sinnlichen Wahrnehmungen enthalten im allgemeinen eine ziemlich große Dosis von Reflexion; die sophistische Argumentation führt den Leichtgläubigen zu einer größeren und immer größeren Übertreibung der Rolle des subjektiven Elementes in den sinnlichen Wahrnehmungen, zu einem stärkeren und immer stärkeren Vergessen der Tatsache, daß nicht alle sinnlichen Wahrnehmungen zu der Klasse der Wahrnehmungen gehören, die eine Beimischung von Reflexion enthalten: diese vergißt er um so leichter, als er in seinen Spezialforschungen gar keinen Anlaß hatte, sich zu vergewissern, ob sie subjektive Elemente enthalten.

Das gutgläubige Vertrauen des Naturwissenschaftlers auf die Gewissenhaftigkeit der Darstellung ist um so verständlicher, als in seiner Spezialwissenschaft alle Autoren ihre Gedanken

einfach und ohne Hintergedanken vortragen. Der Mensch, der mit gewissenhaften Menschen umzugehen gewöhnt ist, wird, wenn er auf Hinterlist stößt, auch ohne besonders naiv zu sein, leicht ein Opfer des Betrugs.

Ist es da weiter verwunderlich, wenn der Naturwissenschaftler sich auf die dem Illusionismus eigenen Theorien einläßt? Unter den Einfluß dieses Philosophiesystems zu geraten ist bei dem davon Betroffenen, mag er nun Naturforscher sein oder nicht, um so verzeihlicher, als die Mehrzahl der Gelehrten, die sich berufsmäßig mit Philosophie befassen, zu den Anhängern des Illusionismus gehört. Die Masse der gebildeten Menschen ist im allgemeinen geneigt, [218] solche Lösungen von Fragen als wissenschaftliche Wahrheiten anzusehen, die von der Mehrzahl der Fachleute der Wissenschaft, die sich mit der Untersuchung der betreffenden Fragen zu beschäftigen hat, als wahr anerkannt werden. Es wäre höchst sonderbar, wenn die Naturwissenschaftler, wie auch alle anderen gebildeten Menschen, sich nicht von den philosophischen Systemen beeinflussen ließen, die unter den Fachleuten für Philosophie herrschend sind.

Kann man der Mehrheit der Fachleute der Philosophie einen Vorwurf daraus machen, daß sie dem Illusionismus anhängt? Natürlich wäre es ungerecht, ihr diesen Vorwurf zu machen. Welcher Natur die Philosophie ist, die zu einer gegebenen Zeit herrscht, das wird durch die allgemeine Natur des geistigen und sittlichen Lebens der fortschrittlichen Nationen bestimmt.

Mithin darf man weder der Mehrzahl der Philosophen unserer Zeit daraus einen Vorwurf machen, daß sie Illusionisten sind, noch jenen Naturwissenschaftlern, die dem Einfluß des Illusionismus unterliegen, daß sie es tun.

Aber mögen auch die illusionistischen Philosophen keine Schuld daran haben, daß sie Illusionisten sind, so muß man doch sagen, daß ihre Philosophie dem gesunden Verstand widerspricht; und von den Naturwissenschaftlern, die ihrem Einfluß unterliegen, muß gesagt werden, daß die Gedanken, die sie jener Philosophie entnehmen, nur in ihr am Platze sind, dagegen in der Naturwissenschaft durchaus nicht am Platze sind.

Wissen wir von uns selbst, daß wir Menschen sind? Wenn wir es wissen, so ist unser Wissen von der Existenz des menschlichen Organismus ein unmittelbares Wissen, ein Wissen, das uns auch ohne jede Beimischung von irgendeiner Art Reflexion gegeben ist; es ist das Wissen eines Wesens von sich selbst. Wenn wir aber Kenntnis von unserem Organismus haben, dann haben wir auch Kenntnis sowohl von der Kleidung, die wir tragen, als auch von der Speise, die wir essen, von dem Wasser, das wir trinken, von dem Weizen, aus dem wir uns Brot bereiten, von dem Gefäß, in dem wir es backen, und ebenso von unseren Häusern und von unseren Äckern, auf denen wir den Weizen anbauen, und von [219] den Wäldern und den Ziegeleien, den Steinbrüchen, aus denen wir das Material zum Bau unserer Wohnungen holen, usw. usw. Kurz gesagt: wenn wir Menschen sind, haben wir Kenntnis von einer unzähligen Menge von Gegenständen – direkte, unmittelbare Kenntnis von ihnen, von ihnen selbst; sie ist uns durch unser reales Leben gegeben. Nicht all unser Wissen ist von dieser Art. Wir haben Kenntnisse, zu denen wir vermittels unserer Reflexion gekommen sind; andere Kenntnisse, die wir aus den Erzählungen anderer Menschen oder aus Büchern erhalten haben. Sobald diese Kenntnisse zuverlässig sind, sind sie ebenfalls Wissen; aber dieses Wissen ist nicht unmittelbar, nicht direkt, sondern mittelbar, nicht faktisches, sondern gedankliches Wissen. Von ihm kann man sagen, daß es kein Wissen von den Gegenständen selbst, sondern nur Wissen von den Vorstellungen von den Gegenständen ist. Der Unterschied des direkten, faktischen Wissens von dem indirekten, gedanklichen Wissen ist eine Parallele zu dem Unterschied zwischen unserem realen Leben und unserem gedanklichen Leben.

Behaupten, wir hätten nur von unseren Vorstellungen von den Gegenständen Kenntnis, dagegen keine direkte Kenntnis von den Gegenständen selber, heißt soviel wie unser reales Leben,

die Existenz unseres Organismus leugnen. Das tut denn der Illusionismus auch. Er beweist, daß wir keinen Organismus besitzen – auf keinen Fall, und ihn auch nicht besitzen können.

Er beweist das auf sehr einfache Weise: durch Anwendung der Methode der mittelalterlichen Scholastik. Das reale Leben wird beiseite geschoben; an die Stelle der Erforschung von Tatsachen tritt die Analyse von willkürlich zusammengestellten Definitionen abstrakter Begriffe; diese Definitionen werden falsch aufgestellt; als Resultat der Analyse ergibt sich dann natürlich, daß sie falsch sind; und so ist widerlegt, was widerlegt werden sollte. Die willkürliche Deutung des Sinnes naturwissenschaftlicher Schlußfolgerungen ergibt ganze Berge von Zitaten, die die Schlußfolgerungen der Analyse der fehlgehenden Definitionen bestätigen.

[220] Das ist Scholastik. Eine neue Form der mittelalterlichen Scholastik. Es ist auch ein phantastisches Märchen. Aber auch ein in sich zusammenhängendes, mit Gelehrsamkeit vollgepfropftes Märchen.

Es lautet folgendermaßen:

Das Wesen, von dem uns nichts weiter bekannt ist, als daß es Vorstellungen hat, welche den Inhalt unseres gedanklichen Lebens bilden, nennen wir unser „Ich“.

Sie sehen gleich: Das reale Leben des Menschen ist beiseite geschoben. Der Begriff Mensch ist ersetzt durch den Begriff von einem Wesen, von dem wir nicht wissen, ob es ein reales Leben hat.

Sie werden sagen: Aber wenn der Inhalt des gedanklichen Lebens dieses Wesens identisch ist mit dem Inhalt des gedanklichen Lebens des Menschen, so kann uns von diesem Wesen nicht unbekannt sein, daß es auch ein reales Leben hat, denn dieses Wesen ist doch ein Mensch.

Ja und nein; es ist Mensch und ist auch Nicht-Mensch. Es ist Mensch insofern, als es ein gedankliches Leben hat, welches mit dem gedanklichen Leben des Menschen identisch ist; aber es ist Nicht-Mensch insofern, als von ihm nicht bekannt ist, ob es ein reales Leben besitzt. Natürlich wird diese zweideutige Definition nur zu dem Zweck angewandt, um nicht gleich beim ersten Wort erkennen zu lassen, wohin die Argumentation führen soll. Ohne alle Vorbereitung rundheraus sagen: wir besitzen keinen Organismus, wäre unüberlegt; gar zu viele würden sich befremdet fühlen. Deswegen muß man sich fürs erste auf die zweideutige Definition beschränken, durch die erst in nebelhafter Ferne die Möglichkeit durchscheint, zu bezweifeln, ob der menschliche Organismus wirklich existiert. Und so geht es dann immer weiter: Hinterlisten, Unterschiebung verschiedener Begriffe unter ein und denselben Fachausdruck, alle möglichen Winkelzüge scholastischer Syllogistik. Aber uns genügt hier einstweilen ein Musterbeispiel dieser dialektischen Taschenspielerei. Um eine kurze Darstellung der Lehre des Illusionismus zu geben, wollen wir sie einfach erzählen.

Analysieren wir unsere Vorstellungen von den Gegenständen, die uns außerhalb unseres Denkens zu existieren [221] scheinen, so entdecken wir, daß in jeder dieser Vorstellungen auch die Vorstellungen von Raum, Zeit und Materie enthalten sind. Analysieren wir die Vorstellung vom Raum, so finden wir, daß der Begriff des Raumes sich selbst widerspricht. Das gleiche zeigt uns die Analyse der Vorstellungen von Zeit und von Materie: jede von ihnen widerspricht sich selbst. Nun kann aber nichts, was sich selbst widerspricht, tatsächlich existieren. Deswegen kann nichts existieren , was unseren Vorstellungen von den Gegenständen der Außenwelt entspricht. Das, was sich uns als Außenwelt darstellt, ist ein Trugbild unseres Denkens; außerhalb unseres Denkens existiert nichts, was diesem Hirngespinst entspricht, und kann nichts existieren. Uns scheint, wir hätten einen Organismus; wie wir jetzt sehen, ist dies ein Irrtum. Unsere Vorstellung von der Existenz des Organismus ist ein Trugbild, dem in Wirklichkeit nichts entspricht und nichts entsprechen kann.

Das ist, wie Sie sehen, ein phantastisches Märchen und sonst nichts weiter. Ein Märchen von einem mit der Wirklichkeit nicht zu vereinbarenden geistigen Leben eines unerhörten Wesens. Wir waren bemüht, es so kurz wie möglich zu erzählen, weil wir glaubten, daß lange phantastische Märchen nur dann nicht langweilig sind, wenn in ihnen von den Abenteuern schöner Mädchen und Jünglinge erzählt wird, denen ein böser Zauberer nachstellt, während gute Feen sie beschützen, oder andere dergleichen unterhaltende Dinge. Das hier dagegen ist ein Märchen von einem Wesen, das keinerlei Leben besitzt, ein Märchen, das ganz aus abstrakten Begriffen gesponnen ist. Solche Märchen sind langweilig, und je kürzer man sie wiedererzählt, um so besser. Wir haben es deshalb für genügend erachtet, nur die wichtigsten Begriffe aufzuzählen, die in ihm analysiert werden Aber auf die gleiche Weise wie die Begriffe von Raum, Zeit und Materie werden in ihm auch andere abstrakte Begriffe analysiert – beliebige andere Begriffe, wenn sie nur recht umfassend sind; zum Beispiel: Bewegung, Kraft und Ursache. Wir führen nur die an, die in fast allen illusionistischen Abhandlungen untersucht werden; nichts steht im Wege, genau ebenso auch beliebige andere zu analysieren, vom [222] Begriff „Veränderung“ bis zum Begriff „Quantität“. Die gleichartige Analyse führt stets zu dem gleichartigen Resultat: „Dieser Begriff“ – jeder beliebige Begriff, wenn er nur recht umfassend ist – „widerspricht sich selbst.“

Scherzeshalber wollen wir einmal nachsehen, was dabei herauskommt, wenn man diese Methode auf die Untersuchung des Wahrheitsgehalts des Einmaleins zur Anwendung bringt.

Sie werden sich auf den Satz der Arithmetik besinnen, der lautet: „Ein Bruch, mit sich selbst multipliziert, ergibt einen Bruch.“

Ziehen wir die Quadratwurzel aus der Zahl 2. Wir erhalten eine irrationale Zahl. Sie ist ein Bruch.

Die Arithmetik lehrt: Die Quadratwurzel aus einer mit sich selbst multiplizierten Zahl ergibt eine Zahl, die deren Wurzel ist.

Folglich ergibt die Quadratwurzel der mit sich selbst multiplizierten Zahl 2 die Zahl 2. Das heißt: ein Bruch ergibt, mit sich selbst multipliziert, eine ganze Zahl.

Was folgt daraus? Der Begriff der Multiplikation ist ein sich selbst widersprechender Begriff, d. h. eine Illusion, für die es nichts Entsprechendes gibt und nicht geben kann. Es gibt keinerlei Beziehungen zwischen den Zahlen, die dem Begriff der Multiplikation auch nur im geringsten entsprächen, und kann sie nicht geben.

Beachten Sie, worum es hier geht. Bereits nicht mehr nur darum, daß es in keinem Handschuhladen zwei Paar Handschuhe gibt und geben kann. Hiermit haben Sie sich schon ausgesöhnt, nachdem Sie sich davon überzeugt haben, daß es weder Handschuhläden noch Handschuhe auf der Welt gibt oder geben kann. Sie haben sich aber die Meinung bewahrt, daß Ihnen mit der Vorstellung von zwei Paar Handschuhen die Vorstellung von vier Handschuhen gegeben sei. Sie sehen jetzt, daß Sie sich irrten. Ihr Gedanke, zwei mal zwei sei vier, ist ein irriger Gedanke.

Ist die Analyse gut durchgeführt? Sie werden sagen: ausgezeichnet; und es wäre schade, wenn wir hinzufügen müßten, daß sie im Widerspruch zur Mathematik steht, denn [223] in diesem Falle müßten wir anerkennen, daß die Analyse Unsinn ist.

Aber nein doch. Diese Befürchtung ist überflüssig. Wollen wir denn im Ernst behaupten, sie widerspräche der Mathematik? Wir haben ihr eine mathematische Wahrheit zugrunde gelegt und als Schlußfolgerung eine mathematische Wahrheit erhalten. Wir haben das wahre Wesen der Multiplikation erklärt: die Multiplikation ist eine Illusion Das ist eine mathematische Wahrheit.

Von dieser Art sind alle Analysen, die die Illusionismus genannte Scholastik durchführt. Und so sieht es mit der Übereinstimmung der Resultate der Analysen des Illusionismus mit der Mathematik aus. Er hat seine eigenen besonderen mathematischen Wahrheiten, weil er in allem mit der Mathematik einverstanden ist. Der Mathematik widersprechen! Wie wäre das möglich?! Niemals! Die Mathematik bestätigt alles in ihm Enthaltene. Er stützt sich auf sie.

Der Illusionismus gewinnt seine mathematischen Wahrheiten mit den gleichen Methoden, mit denen wir zeigen konnten, daß das Einmaleins ein Unsinn ist, dem keinerlei Zahlenverhältnisse entsprechen können. Mit Hilfe welcher Methode haben wir diese, mit der Mathematik durchaus übereinstimmende Schlußfolgerung konstruiert? Ganz einfach: wir haben den Begriff der Quadratwurzel entstellt, indem wir erklärten, jener Bruch sei die Quadratwurzel aus 2. Die Arithmetik lehrt, daß wir aus der Zahl 2 keine Quadratwurzel ziehen können; wir können keine Zahl erhalten, die, mit sich selbst multipliziert, die Zahl 2 ergeben würde; wir können lediglich eine Reihe von Zahlen bilden, deren jede, von der zweiten angefangen, mit sich selbst multipliziert, eine Zahl ergibt, die näher an die Zahl 2 herankommt, als die mit sich selbst multiplizierte vorhergehende Zahl der gleichen Reihe. Und wenn die Arithmetik irgendeine Zahl aus dieser Reihe in irgendeinem konkreten Fall als „Quadratwurzel aus der Zahl 2“ bezeichnet, so setzt sie hinzu, daß sie diesen Ausdruck nur der Kürze halber verwendet, an Stelle des langen, exakten Ausdruckes: „Diese Zahl ergibt, mit sich selbst multipliziert, einen Bruch, der so nahe an die Zahl 2 herankommt, daß dieser Grad der Annäherung [224] im gegebenen Fall vom praktischen Standpunkt ausreichend ist.“ Wir haben diese Erklärung des wahren Sinnes des Ausdruckes: „Quadratwurzel aus der Zahl 2“ beiseite geschoben, haben dem Ausdruck einen Sinn gegeben, der seinem wahren Sinn widerspricht, und auf diese Weise jene „mathematische Wahrheit“ erhalten, die uns dann zu der Schlußfolgerung führte, daß zwischen den Zahlen keinerlei Beziehung bestehen kann, die dem Begriff der Multiplikation irgendwie entspräche, zu der Schlußfolgerung, die ebenfalls eine mathematische Wahrheit darstellt.

Die Mathematik leugnen! in unseren Tagen! Nein, in unseren Tagen ist das unmöglich. Das konnte sich die mittelalterliche Scholastik erlauben. Aber weder die Analyse des Begriffs der Multiplikation, die wir nach den analytischen Regeln des Illusionismus durchgeführt haben, noch irgendeine andere dieser Analysen leugnet die Mathematik. Im Gegenteil, der Illusionismus stützt sich auf die mathematischen Wahrheiten, und seine Schlußfolgerungen stimmen mit der Mathematik ebenso überein wie unsere Analyse des Begriffs der Multiplikation und die Schlußfolgerung aus dieser Analyse.

Die Mathematik – oh! – sie ist die Wissenschaft aller Wissenschaften; wie könnte der Illusionismus sich nicht auf sie stützen. Er stützt sich ganz besonders gern auf sie. Seine Analysen, die durch die Wahrheiten auch aller anderen Wissenschaften bestätigt werden, stützen sich hauptsächlich auf die Mathematik. Der Illusionismus verwendet eine Unmenge mathematischer Wahrheiten. Und besonders liebt er zwei von ihnen. Von Nutzen sind ihm auch alle seine anderen mathematischen Wahrheiten. Aber besonders nützlich sind ihm diese zwei, sie liebt er besonders. Auf ihnen ruhen seine wichtigsten Analysen – die Analysen der Begriffe von Raum, Zeit und Materie.

Die erste dieser Wahrheiten lautet: „Der Begriff der unendlichen Teilung ist ein Begriff, den wir nicht denken können.“

Das ist eine mathematische Wahrheit. Wie kommt es dann aber, daß in der Mathematik ständig Erwägungen auftauchen, die auf dem Begriff der unendlichen Teilbarkeit [225] der Zahlen beruhen? Und was sind zum Beispiel Progressionen mit unveränderlichem Zähler und ständig wachsendem Nenner? Die Mathematik spricht nicht nur von ihnen als von Progressionen, die man verstehen kann und soll, sondern ist auch imstande, viele ihrer Reihen zu summieren.

Die zweite der mathematischen Wahrheiten, die der Illusionismus besonders liebt, lautet: „Das Verständnis der unendlichen Reihe übersteigt unsere Denkkraft.“

Aber was sind dann zum Beispiel jene „fallenden“ geometrischen Progressionen, deren Summierung man sehr leicht erlernen kann, wie unendlich auch die Reihen sein mögen? Wenn wir sie sogar summieren können, können wir sie doch wahrscheinlich auch verstehen? Viele von den unendlichen Reihen, deren Summe jede bestimmte Größe überschreitet, sind völlig verständlich, auch wenn man sehr bescheidene mathematische Kenntnisse hat, von tiefen Kenntnissen ganz zu schweigen. So ist zum Beispiel die unendliche Reihe

1, 2, 3, 4...

für jedermann verständlich, der zu zählen gelernt hat. Noch einfacher zu verstehen ist die unendliche Reihe

1 + 1 + 1 + 1 + 1...

Um sie zu verstehen, braucht man nur zu lernen, was die Ziffer 1 und das Zeichen + bedeuten, sie ist also auch für einen Menschen leicht zu verstehen, der außer der 1 noch keine andere Ziffer kennenzulernen Gelegenheit hatte. Die Summe der einen wie der anderen dieser Reihen übersteigt jede gegebene Größe.

Es ginge noch an, wenn die Reihen, von deren Verständnis der Illusionismus verkündet, es überstiege die Kräfte des menschlichen Denkens, zu jener Gruppe von Reihen gehörten, die sich nicht verstehen lassen, wenn man nicht gewisse Formeln versteht, die für Leute ohne Kenntnisse der höheren Mathematik unverständlich sind. Nein, es handelt sich um Reihen, die jeder Mensch mit Elementarbildung verstehen kann. Die mathematische Wahrheit, der zufolge der menschliche Verstand nicht imstande sein soll, die unendliche Teilbarkeit zu verstehen, wird im Zusammenhang mit [226] der Frage verkündet, ob die einfachste der fallenden geometrischen Progressionen, die jeder, der da will, in der Rechenstunde verstehen und summieren lernt, für den Menschen verständlich sei; es handelt sich hier um die Progression

1, ½, ¼, ⅛...

Diese Zahlenreihe ist der menschliche Verstand nicht imstande zu denken. Und die zweite mathematische Wahrheit, die behauptet, daß das Verständnis unendlicher Reihen die Kräfte des menschlichen Denkens übersteige, behauptet dies in bezug auf die einfachste aller durch Summierung gebildeten Zahlenreihen, die Zahlenreihe nämlich, deren Unbegreiflichkeit wir bereits kennengelernt haben:

1 + 1 + 1 + 1 + 1...

Ja, von diesen zwei Zahlenreihen – gerade von diesen – behauptet die mathematische Wahrheit, ihr Verständnis übersteige die Kräfte des menschlichen Denkens.

Wozu hat die mathematische Wahrheit nötig, das zu behaupten? Lesen Sie einmal selber:

„Die Vorstellung des Raumes verlangt, daß wir den Raum als bis ins Unendliche teilbar und als grenzenlos denken. Eine unendliche Teilbarkeit kann unser Verstand nicht denken; das übersteigt die menschlichen Denkkräfte. Die Grenzenlosigkeit denken, heißt eine unendliche Reihe denken, die durch Summierung endlicher Größen entsteht; auch das übersteigt die Kräfte des menschlichen Denkens. Die Vorstellung des Raumes verlangt also, daß wir etwas denken, was wir nicht denken können; jeder unserer Versuche, den Begriff des Raumes zu denken, ist ein Versuch, das Undenkbare zu denken. Hieraus ergibt sich klar, daß der Begriff des Denkens ein sich selbst widersprechender Begriff, d. h. eine Illusion unseres Denkens ist, und daß es nichts gibt und nichts geben kann, was dieser Illusion entspricht.“

Die Analyse ist, wie man sieht, sehr gut durchgeführt – durchaus nicht schlechter als unsere Analyse des Begriffs der Multiplikation. Die mathematische Wahrheit hat eine große Vorliebe für solche Analysen. Auch diese hier gefällt ihr sehr. Aber wenn wir die vorhin erwähnte Reihe von [227] Brüchen sowie eine aus ganzen Zahlen gebildete Reihe denken könnten, würden wir finden, daß diese prächtige Analyse des Begriffs des Raumes leeres, dummes Gerede ist, das mit der Arithmetik im Widerspruch steht. Deswegen behauptet ja die mathematische Wahrheit auch, daß unser Verstand weder irgendeine fallende geometrische Progression bilden, noch die Addition denken könne. Wie man sieht, behauptet sie das zu einem ganz bestimmten Zweck, und Sie dachten schon, es sei nur eine Laune. Sie haben übel daran getan, das zu denken, sehr übel.

Bei der Analyse des Begriffs der Zeit bedient sich der Illusionismus buchstäblich der gleichen Analyse wie beim Begriff des Raumes, wobei nur die entsprechenden Fachausdrücke ausgewechselt werden; man braucht nur statt „Raum“ – „Zeit“ und statt „Grenzenlosigkeit“ – „Ewigkeit“ zu sagen, und fertig ist die Laube: der Begriff der Zeit ist eine Illusion; es gibt nichts, was dieser Illusion entspricht, und kann nichts geben.

Die Begriffe der Bewegung und der Materie verschwinden ganz von selbst aus unserem Denken, nachdem die Begriffe des Raumes und der Zeit aus ihm verschwunden sind, so daß es zu ihrer Vertreibung aus unserem Denken eigentlich gar nicht einmal besonderer Analysen bedurft hätte. Aber der Illusionismus ist großzügig: er liefert uns sowohl eine besondere Analyse des Begriffs der Bewegung als auch eine besondere Analyse des Begriffs der Materie, dazu Analysen der Begriffe der Kraft, der Ursache – und das alles auf Grund der mathematischen Wahrheit, auf Grund ihrer gleichen Behauptungen, die bereits unsere Begriffe von Raum und Zeit zerstört haben, oder irgendwelcher anderer Behauptungen dieser Art, aller möglichen, wie es ihm gerade paßt: die mathematische Wahrheit liebt seine Analysen so, daß sie mit Vergnügen alles behauptet, was zu ihrer Durchführung nötig ist.

Indem sie das tut, handelt die mathematische Wahrheit sehr lobenswert. Aber woher nimmt sie die Kraft dazu? Die Arithmetik leugnen – das ist ein Werk, bei dem die mathematische Wahrheit schwerlich mit ihren eignen Talenten auskommt Offenbar hat sie Rückhalt an irgendeiner anderen [228] Wahrheit, die noch tiefer als sie in die Geheimnisse der scholastischen Weisheit eindringt. Und es ist nicht schwer zu erraten, welches die Wahrheit ist, von der sie sich die Kraft borgt, alles zu behaupten, was der Illusionismus braucht. Die Mathematik ist lediglich die Anwendung der Denkgesetze auf die Begriffe der Quantität, des geometrischen Körpers usw. Sie ist lediglich eine Abart der angewandten Logik. Ihre Urteile werden also von der logischen Wahrheit beherrscht. Logische Wahrheit fabriziert der Illusionismus aber ungehindert, wie er sie braucht. Die Scholastik besteht vorwiegend in Dialektik. Der Illusionismus fühlt sich als unumschränkter Beherrscher der Logik: „Die Gesetze des menschlichen Denkens“ – diese Worte versteht er in jeden Gedanken einzuschmuggeln, den er als logische Wahrheit ausgeben will. Damit weiß er zu imponieren; hier liegt seine Stärke – in der Fähigkeit, abstrakte Begriffe zu teilen und zu verbinden und immer neue syllogistische Garne zu spinnen, in deren Spinnennetz der Mensch, der nicht daran gewöhnt ist, solche verzwickten dialektischen Gespinste zu entwirren, sich verliert.

„Das menschliche Denken ist das Denken eines beschränkten Wesens; deswegen kann es den Begriff des Unendlichen nicht in sich fassen. Das sagt die Logik. Hieraus ergibt sich klar, daß der Begriff des Unendlichen ein Begriff ist, der die Kräfte unseres Denkens übersteigt.“

Die mathematische Wahrheit kann nicht im Widerspruch zu der logischen Wahrheit stehen.

Und in diese Falle, die der Illusionismus durch Vertauschung des der Mathematik unbekannten Begriffs des ontologischen Unendlichen mit dem mathematischen Begriff des Unendli-

chen aufbaut, geraten Leute, die viel von Mathematik verstehen, ja sogar hervorragende Fachleute der Mathematik sind, und versuchen dann, wenn sie einmal in die Falle geraten sind, sich einzubilden, es sei wirklich ein Kern Wahrheit in der Behauptung des Illusionismus, daß die mathematische Wahrheit im Einklang mit der logischen Wahrheit – die dabei von ganz etwas anderem redet! – anzuerkennen verlange, daß das menschliche Denken unfähig sei, den mathematischen Begriff des Unendlichen zu fassen.

[229] Der Illusionismus liebt die Mathematik. Aber er liebt auch die Naturwissenschaften.

Seine Analysen der Grundbegriffe der Naturwissenschaft, bei denen sich alle Gegenstände der Naturwissenschaft in Hirngespinste verwandeln, gehen von den Wahrheiten der Mathematik und der Logik aus; aber die Schlußfolgerungen aus seinen Analysen werden durch Wahrheiten der Naturwissenschaft bekräftigt. Er hat eine hohe Achtung vor den Wahrheiten der Naturwissenschaft – genau so wie vor den Wahrheiten der Logik und der Mathematik. Deswegen bestätigen auch alle Naturwissenschaften seine Schlußfolgerungen. Voller Anerkennung für die Hochachtung, die der Illusionismus ihren Wahrheiten zollt, stellen Physik, Chemie, Zoologie und Physiologie ihm das Zeugnis aus, daß auch sie nicht die von ihnen erforschten Gegenstände kennen, sondern nur unsere Vorstellungen von der Wirklichkeit, die nicht der Wirklichkeit ähnlich sein können – und daß sie nicht die Wirklichkeit erforschen, sondern nur gewisse mit ihr völlig unvereinbare Wahnvorstellungen unseres Denkens.

Was ist das denn aber für ein System, das unser Wissen von der Natur mit Hilfe der Hirngespinste der scholastischen Syllogistik seinerseits in ein Hirngespinst verwandelt? Halten die Anhänger des Illusionismus es denn wirklich für ein System ernster Gedanken? Es gibt auch solche sonderbaren Käuze unter ihnen. In der überwiegenden Mehrzahl jedoch sagen sie selber, daß dieses ihr System nicht die geringste ernste Bedeutung hat. Sie sagen es selbstverständlich nicht mit diesen Worten, aber mit sehr deutlichen Worten, wie etwa diesen:

Die philosophische Wahrheit ist eben philosophische Wahrheit und keine andere. Vom Standpunkt des Alltagslebens ist sie keine Wahrheit und vom Standpunkt der Wissenschaft ist sie auch keine Wahrheit.

D. h.: es macht ihnen Spaß, ein bißchen zu phantasieren. Aber sie vergessen dabei nicht, daß sie phantasieren.

Und damit wollen wir die sonderbaren Käuze stehen lassen.

* * *

[230] Unser Wissen ist menschliches Wissen. Die Erkenntniskraft des Menschen ist beschränkt, wie alle seine Kräfte. In diesem Sinne ist die Natur unseres Wissens durch die Natur unserer Erkenntniskräfte bedingt. Wären unsere Sinnesorgane empfindlicher und unser Verstand schärfer, so wüßten wir mehr, als wir heute wissen, und in unserem heutigen Wissen würde sich natürlich manches modifizieren, wenn unser Wissen umfassender wäre, als es heute ist. Mit der Erweiterung des Wissens überhaupt geht die Umwandlung einiger früher angehäufter Wissensvorräte Hand in Hand. Die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß sich viele unserer früheren Kenntnisse dadurch gewandelt haben, daß wir heute mehr wissen, als wir früher wußten.

Gut. Aber wir wollen doch nicht bei dem verschwommenen, der Wissenschaftsgeschichte entnommenen Ausdruck: „Mit der Erweiterung des Wissens geht seine Wandlung Hand in Hand“, stehenbleiben. Wir wollen uns die Mühe machen, etwas mehr von ihm zu erfahren; wir wollen zusehen, welche Züge des Wissens sich infolge der Erweiterung des Wissens wandeln. Wir werden dabei sehen, daß die wesentliche Natur des faktischen Wissens unverändert bleibt, so sehr sich auch das Wissen erweitert. Nehmen wir zum Beispiel die Geschichte der Erweiterung unseres Wissens vom Wasser.

Das Thermometer hat uns das Wissen gebracht, bei welcher Temperaturerhöhung das Wasser zu kochen beginnt, bei welcher Temperatursenkung es gefriert. Früher wußten wir das nicht. Worin besteht hier die Wandlung unseres früheren Wissens als Resultat dieses neuen Wissens? Früher wußten wir nur, daß das Wasser, wenn es zu kochen beginnt, sehr heiß geworden ist, und daß es sich, wenn es zu gefrieren beginnt, sehr abgekühlt hat. Haben die verschwommenen Begriffe, die in den Worten: „das Wasser beginnt zu kochen, wenn es sehr heiß geworden ist, und gefriert, wenn es sich stark abgekühlt hat", zum Ausdruck kommen, aufgehört wahr zu sein? Sie sind Wahrheit geblieben. Das neue Wissen hat sie nur insofern gewandelt, als es ihr eine Bestimmtheit gegeben hat, die sie früher nicht besaß. Die Chemie hat uns [231] ein völlig neues Wissen gebracht: Wasser ist die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff. Hiervon hatten wir früher überhaupt keine Kenntnis, auch nicht die allerunbestimmteste. Hat aber das Wasser dadurch, daß wir seinen Ursprung kennengelernt haben, über den wir früher absolut nichts wußten, aufgehört Wasser zu sein? Das Wasser ist auch jetzt genau das gleiche Wasser, das es vor dieser Entdeckung war. Und unser ganzes früheres Wissen vom Wasser ist auch hinterher wahr geblieben. Die Wandlung beschränkte sich darauf, daß zu dem früheren Wissen die Bestimmung der Zusammensetzung des Wassers hinzugekommen ist.

Es gibt wilde Stämme, die Eis und Schnee nicht kennen. Und es gibt vielleicht auch noch wilde Stämme, die nicht imstande sind, das Wasser zum Kochen zu bringen, und vielleicht nicht darauf gekommen sind, daß der Nebel Wasserdampf ist. Wenn das zutrifft, so gibt es Menschen, die nur einen der drei Aggregatzustände des Wassers kennen, den tropfbar flüssigen, und keine Kenntnis davon haben, daß das Wasser manchmal auch ein fester und ein gasförmiger Körper ist. Ist aber das, was sie von dem Wasser in dem einzigen ihnen bekannten Zustand wissen, unrichtiges Wissen? Das Wasser, das noch nicht Eis oder Schnee und noch nicht Dampf, sondern Wasser im engeren Sinn des Wortes ist, ist eben das Wasser, das sie kennen. Und ihr Wissen vom Wasser ist richtiges Wissen ... sehr bescheidenes, aber richtiges.

Und welche Erweiterung unseres Wissens, sei es vom Wasser, sei es von irgend etwas anderem, hätte je die Eigenschaften des Wassers verändert, die wir kennen? Würde das Wasser auch weiterhin bei gewöhnlicher Temperatur eine Flüssigkeit bleiben wie jetzt, wie immer auch unser Wissen sich erweitert? Oder wird die Erweiterung unseres Wissens diese Tatsache verändern? Ändert sich das spezifische Gewicht des Wassers bei einer gegebenen Temperatur durch unser Wissen von ihm oder von irgend etwas anderem? Bevor wir es bestimmen konnten, war es das gleiche; jetzt vermögen wir es mit ziemlich großer Genauigkeit zu bestimmen, aber noch nicht ganz genau; was kann irgendeine [232] Erweiterung unseres Wissens uns hinsichtlich des spezifischen Gewichtes noch geben? Nur eine noch genauere Bestimmung dessen, was wir auch jetzt schon mit ziemlich großer Genauigkeit wissen.

Wir sind Wesen, die sich irren können, und jedem geschieht es im Alltagsleben häufig, daß er sich irrt. Deswegen weiß jeder verständige Mensch, daß man in Alltagsgeschäften genau zusehen und gut nachdenken muß, wenn man nicht allzu viele, nicht allzu grobe Fehler begehen will. Dasselbe gilt für Sachen der Wissenschaft. Deswegen hat jede Fachwissenschaft bestimmte Vorsichtsmaßregeln ausgearbeitet, die insbesondere für sie gelten. Außerdem gibt es eine eigene Wissenschaft, die Logik, die von den Vorsichtsmaßregeln handelt, die bei allen wissenschaftlichen Arbeiten beobachtet werden müssen. Aber so gut auch diese Regeln sind und so sehr wir uns bemühen, sie einzuhalten, bleiben wir doch beschränkte Wesen, deren Fähigkeiten samt und sonders beschränkt sind, einschließlich der Fähigkeit, Fehler zu vermeiden. So sehr sich deshalb gewissenhafte Forscher nach Möglichkeit Mühe gehen, das Zuverlässige vom Unzuverlässigen zu unterscheiden, waren dem menschlichen Wissen doch stets und sind zweifellos auch heute noch unzuverlässige und unrichtige Elemente beigemischt, die der Aufmerksamkeit der Forscher entgangen sind.

Diese Beimischung bleibt. Und um sie zu vermindern, müssen die Gelehrten alles Wissen, hinsichtlich dessen auch nur der geringste vernünftige Zweifel möglich ist, ob es wirklich authentisch ist, einer Prüfung unterziehen.

Das fordert die Vernunft. Schauen wir uns diese ihre Forderung recht aufmerksam, möglichst aufmerksam an.

Angenommen, ein erwachsener Mensch, der wißbegierig ist, aber keine Gelegenheit gehabt hat, rechnen zu lernen, erhält schließlich die Möglichkeit, es zu lernen, und dringt nach und nach zum Einmaleins vor. Was werden wir von ihm sagen, wenn er der Meinung ist, daß er es ohne Prüfung nicht einfach als Wahrheit hinnehmen darf? Seine Meinung ist vernünftig. Sie werden ihn, wenn Sie hinzutreten, während er nachrechnet, ob beim Abzählen an Steinchen oder Erbsen wirklich die Ziffern herauskommen, die in den [233] Kästchen des Einmaleins abgedruckt sind, für diese Tätigkeit einen klugen Menschen nennen. Aber jetzt hat er das Einmaleins nachgeprüft. Alle Ziffern in ihm sind richtig. Was werden Sie ihm jetzt raten? Mit der Prüfung der Tabelle, die er eben nachgeprüft hat, von vorne anzufangen? Er würde Sie auslachen, und er hätte recht. Die Vernunft verlangt von dem Rechenschüler, daß er das Einmaleins überprüft. Hat er es aber einmal überprüft, dann sagt ihm die Vernunft: „Für dein ganzes weiteres Leben bleibt es jetzt völlig unzweifelhaft richtig.“

Und befiehlt die Vernunft dem, der rechnen lernt, alle Kästchen des Einmaleins nachzurechnen? Wenn Sie dem erwachsenen und nicht gerade dummen Menschen, den Sie dabei antrafen, wie er das Einmaleins nachrechnete, gefragt hätten, ob er seine Prüfung bei dem ersten Kästchen begonnen habe, würde er ihnen geantwortet haben: „Im ersten Kästchen steht gedruckt, daß einmal eins eins ist; da gibt es nichts nachzurechnen; in der ganzen Reihe von Kästchen, wo die Ziffern stehen, die sich aus der Multiplikation mit eins ergeben, gibt es ebenfalls nichts nachzuprüfen. Anders ist es in den folgenden Reihen: in ihnen muß man nachrechnen. Aber das Kästchen, in dem gedruckt steht, daß zweimal zwei vier ist, habe ich auch ohne Prüfung gelassen: ich hatte es nicht mehr nötig, es nachzurechnen; diese Ziffer habe ich schon längst auswendig gewußt, bevor ich Bücher kannte; diese Ziffer habe ich schon vor langer, langer Zeit nachgeprüft, und diese Prüfung jetzt zu wiederholen, wäre einfach dumm.“ Wenn Sie ihm gesagt hätten: „Du solltest dich auf dein Gedächtnis lieber nicht verlassen“ – hätten Sie damit recht gehabt?

Umsicht ist notwendig. Aber auch die Umsicht hat vernünftige Grenzen. So sagt die Vernunft in Alltagsangelegenheiten. Die Vernünftigkeit des Zweifels hat ihre Grenzen, in der Wissenschaft ebenso gut wie im Leben.

Sie schreiben einen ziemlich langen Brief. Sie sind mit ihm fertig. Sie überlesen ihn noch einmal und sehen nach, ob Sie sich nicht irgendwo verschrieben haben. Die entdeckten Fehler verbessern Sie. Sollen Sie ihn nicht noch einmal durchlesen? Wenn er lang ist, wird es ganz gut sein, wenn [234] Sie es tun. Aber möglicherweise sind auch nach der zweiten Durchsicht irgendwelche nicht beachteten Schreibfehler stehengeblieben und werden auch nach der dritten Lesung drinbleiben. Das ist sehr gut möglich. Und sie können ihn zwanzig-, ja dreißigmal lesen, es können trotz allem irgendwelche unbemerkt gebliebene Fehler drinbleiben: der Brief ist lang. Aber Sie können ihn doch unmöglich zehn-, geschweige denn dreißigmal durchlesen. Was werden Sie also machen? Der Brief ist lang. Und eigentlich ist jedes seiner Worte wichtig. Meinetwegen jedes Wort. Aber wesentliche Bedeutung haben doch nur einige Worte. Alle übrigen sind, mögen sie noch so wichtig sein, nichtssagend gegenüber der Wichtigkeit dieser wenigen Worte. Und wenn Sie den Brief einmal, ja zweimal durchsehen, achten Sie auf diese wenigen Worte, nur auf diese wenigen. Es sind wenige. Es ist nicht sehr schwer, sie sehr gründlich anzusehen. Und wenn Sie über einen gewöhnlichen – wenigstens den gewöhnlichen, mehr ist nicht nötig – Grad von menschlicher Aufmerksamkeit

verfügen, können Sie ruhig zu sich sagen: „Es genügt!“, und den Brief in den Umschlag stekken; Sie wissen, und wissen gut, daß die wesentlichen Worte keinen Fehler enthalten; wenn aber in dem langen Rest auch irgendwelche Schreibfehler geblieben sind, so liegt das Wesen des Briefes doch nicht in diesem Rest, so umfangreich er der Zeilenzahl nach auch sein mag, und wenn in diesem langen Rest wirklich auch irgend etwas nicht ganz richtig ist, so ist das kein großes Unglück. Lehrt uns die Vernunft in Alltagsdingen so zu handeln? Lehrt sie uns die verschiedenen Grade der Zweifelhaftigkeit der verschiedenen Bestandteile dieser Fragen so zu beurteilen? Und sagt sie uns, daß es selbst in den Alltagsdingen, in denen wir infolge der komplizierten Vielzahl der mitspielenden Faktoren nie ganz sicher sein können, ob alle ihre Teile völlig zuverlässig sind, solche völlig zuverlässigen Bestandteile gibt?

Und wie, wenn der Brief aus ein paar Worten besteht? Und wie, wenn es nur ein einziges kurzes Wörtchen ist? Wenn Sie zum Beispiel einen Brief geschrieben haben, der nur die Worte enthält: „Bist du gesund?“ Wird es Ihnen schwerfallen, das Geschriebene so gut durchzusehen, daß [235] Ihre Vernunft zu dem Schluß kommt: hier ist alles richtig, hier gibt es zuverlässig keine Fehler? Ist es schwer, einen so kurzen Brief so gut zu prüfen? Und wenn Sie selbst einen solchen Brief erhalten haben, der aus der einzigen Frage besteht, ob Sie gesund sind, und ihn dann mit einem Brief beantworten, der aus dem einzigen Wort „Ja“ besteht – ist es dann für Sie eine große Sache, das, was Sie geschrieben haben, so gut zu studieren, daß Ihnen auch nicht der geringste vernünftige Zweifel darüber bleibt, daß hier kein Fehler drin ist?

Das alles gilt für Alltagsangelegenheiten. In ihnen gebietet die Vernunft uns, umsichtig zu sein, setzt unserer Umsicht jedoch auch Grenzen, jenseits deren die vernünftige Umsicht sich in Dummheit verwandelt.

Aber seit wann verliert die Vernunft in den Dingen der Wissenschaft die Rechte, die sie in den Dingen des Lebens besitzt?

Wir wollen nicht davon reden, ob die Vernunft Zweifel an den mathematischen Kenntnissen, die wir erworben haben, zuläßt. Hierbei handelt es sich um abstraktes Wissen. Wir wollen nur von dem konkreten Wissen reden, an das verständige Gelehrte auch ausschließlich denken, wenn sie darüber reden, ob unser Wissen zuverlässig ist.

Solange ein Gelehrter, der dazu neigt, sich für die Kraft der menschlichen Vernunft zu begeistern, die alles ihrem Urteil unterwirft, oder der umgekehrt dazu neigt, die Schwäche unserer Erkenntnisfähigkeit zu bedauern, hingerissen von den wirkungsvollen Einflüsterungen seines heißen Herzens die bescheidene Wahrheit vergißt, hat er es leicht, in kategorischen Tiraden zu behaupten, unser ganzes Wissen könne bezweifelt werden. Aber auf so etwas kommt nur eine überhitzte Phantasie, nicht aber der kühle Verstand. Wir brauchen nur mit kühler Überlegung den Inhalt irgendeines Gebietes wissenschaftlicher Erkenntnis zu betrachten, ganz gleich welches, um auf Schritt und Tritt Kenntnisse anzutreffen, von denen die Vernunft eines gebildeten Menschen sagen muß: „An der absoluten Zuverlässigkeit dieses Wissens darf man nicht zweifeln, wenn man nicht aufhören will, ein vernünftiges Wesen zu sein.“

[236] Nehmen wir zum Beispiel eine der Wissenschaften, die einen besonders hohen Anteil unzuverlässiger Elemente enthalten, die Geschichte.

„Die Athener haben bei Marathon über die Perser gesiegt“ – steht das fest oder ist das zweifelhaft? „Die Griechen haben bei Salamis über die Perser gesiegt“; „die Griechen haben die Perser bei Platää besiegt“ usw. usw. – Kann ein gebildeter Mensch auch nur den geringsten Zweifel an der Richtigkeit dieser seiner, in diesen einfachen, kurzen Worten formulierten Kenntnisse haben? Die Einzelheiten unserer Kenntnisse, z. B. über die Schlacht bei Marathon, können und müssen überprüft werden, und viele von ihnen, die uns sehr zuverlässig

erscheinen, können sich als entweder zweifelhaft oder unrichtig erweisen. Aber das Wesen unserer Kenntnisse von der Schlacht bei Marathon hat jeder gebildete Mensch bereits längst nachgeprüft, nachgeprüft nicht nur durch Lektüre der Berichte über die Schlacht selbst, sondern auch durch alles, was er gelesen, durch alles, worüber er sich unterhalten hat, durch sein ganzes Wissen vom Leben der zivilisierten Welt – nicht allein der Vergangenheit, sondern mehr noch des heutigen Lebens der zivilisierten Welt –, jenes Lebens, an dem er praktisch selbst teilnimmt. Hätte die Schlacht bei Marathon nicht stattgefunden und hätten die Athener in ihr nicht gesiegt, so hätte die ganze Geschichte Griechenlands, ja überhaupt die Geschichte der zivilisierten Welt einen anderen Verlauf genommen, und unser Leben würde heute anders aussehen; das Ergebnis der Schlacht bei Marathon ist einer der für einen gebildeten Menschen offenkundigsten Faktoren unserer Zivilisation.

An derartige ausschlaggebende Tatsachen schließen sich andere Tatsachen an, deren unerschütterliche Richtigkeit auf der Richtigkeit jener beruht.

Und was ergibt sich nun hieraus für unser historisches Wissen? Es enthält unbestritten viele, sehr viele unsichere Angaben, sehr viele Fehlurteile; es enthält jedoch auch Kenntnisse, deren Zuverlässigkeit für den gebildeten Menschen so feststeht, daß er sie nicht bezweifeln kann, ohne unvernünftig zu werden.

[237] Selbstverständlich gilt das, was die Vernunft über das historische Wissen aussagt, auch von jedem anderen konkreten Wissen.

Kann für jeden gebildeten Menschen durch sein ganzes Leben in der gebildeten Gesellschaft sein Wissen als hinreichend nachgeprüft gelten, wonach London in England, Paris in Frankreich und New York in den Vereinigten Staaten von Nordamerika liegen usw. usw., über hunderte und aber hunderte andere Städte? In einigen von ihnen ist er selbst gewesen und wohnt jetzt ständig oder besuchsweise in einer von ihnen. In der Mehrzahl der anderen ist er nie gewesen; läßt aber seine Vernunft auch nur den geringsten Zweifel daran zu, daß diese hunderte Städte, von deren Existenz er nur aus Zeichnungen, Büchern und Erzählungen Kenntnis hat, wirklich existieren?

Und fragen wir schließlich, hat das Pferd vier Beine? Gibt es Löwen und Tiger? Ist der Adler ein Vogel oder nicht? Kann die Nachtigall singen? – Ein kleines Kind hat möglicherweise keine sicheren Antworten auf diese Fragen bereit, in der gebildeten Gesellschaft jedoch gilt das nur für sehr kleine Kinder; ein zehnjähriges Kind, das in der gebildeten Gesellschaft aufgewachsen ist, hat sich dieses Wissen nicht nur längst angeeignet, sondern ist auch längst darüber hinaus, die Zuverlässigkeit dieses Wissens auch nur dem geringsten Zweifel unterziehen zu können, ohne auf die Vernunft zu verzichten.

Die Vernunft unterzieht alles ihrer Prüfung. Aber jeder gebildete Mensch verfügt über eine Menge von Wissen, das er mit seiner Vernunft überprüft hat und das nach dieser Prüfung nicht im geringsten mehr bezweifelt werden kann, solange der Mensch seinen gesunden Verstand beisammen hat. [238]

DIE ALLMÄHLICHE ENTWICKLUNG DER ANTIKEN PHILOSOPHIE IM ZUSAMMENHANG MIT DER ENTWICKLUNG DES HEIDNISCHEN GLAUBENS

VON OR. NOWIZKI. *ERSTER TEIL.*
RELIGION UND PHILOSOPHIE DES ALTEN ORIENTS,
KIEW, UNI VERSITÄTSDRUCKEREI, 1860[1]

Eine der unvermeidlichen Begleiterscheinungen großer Feldzüge sind die Mengen der Zurückbleibenden, deren Zahl in dem Maße wächst, wie die Armee mit dem Generalstab immer weiter und weiter vorrückt. Bei schnellen Angriffshandlungen kommt es dahin, daß die Mehrzahl der Soldaten weit hinten zurückbleibt. Zahlenmäßig übersteigen diese Mengen bei weitem jenen Teil des Heeres, der unter den Fahnen marschiert; aber sie nehmen nicht im geringsten mehr an den Schlachten teil und sind nur eine Bürde für ihre einstigen Kameraden, auf deren Schultern die ganze Last des Kampfes liegt, denen allein dafür aber auch der Ruhm zufällt. Das gleiche spielt sich bei der geistigen Bewegung der Menschheit zur Erringung der Wahrheit ab. Anfänglich schreiten alle Völker in einer Reihe. Die Vorfahren des Aristoteles haben einst im gleichen Zustand gelebt wie heute noch die Hottentotten und hatten die gleichen Begriffe. Aber dann beschleunigt sich die geistige Bewegung bei einigen Stämmen, und die große Mehrzahl des Menschengeschlechts bleibt hinter ihnen zurück. Die Griechen, wie Homer sie uns beschreibt, sind schon weit hinaus über die Troglodyten, Lästrygonen und die anderen Stämme, von denen Ilias und Odyssee als von kläglichen Wilden sprechen, deren Grausamkeit aus der äußersten geistigen und materiellen Armut entspringt. Noch einige Übergänge, und die Mehrzahl dieser selben Griechen bleibt hinter den weiter [239] vorgeschrittenen Stämmen zurück. Zur Zeit Solons waren die Athener bereits um vieles über den Zustand hinaus, in dem sie sich zu Zeiten Homers befanden, während die Spartaner fast keinen Schritt vorwärtsgekommen und die anderen Stämme überhaupt stehengeblieben waren. Noch ein paar Übergänge, und im Innern der athenischen Stämme wiederholt sich die gleiche Erscheinung: die Weisheit Solons war noch für jeden Bürger Athens leicht zu verstehen, während Sokrates dagegen der Mehrheit seiner Landsleute bereits als Freigeist erscheint: nur wenige verstehen ihn, die übrigen verurteilen ihn ruhigen Gewissens als Gottlosen zu Tode. Das gleiche spielt sich in der neueren Geschichte ab. Es beginnt damit, daß die gesamte Menschenmasse, die die Provinzen des einstigen Weströmischen Reichs bewohnt und aus einer Mischung von germanischen Eroberern und einstigen römischen Untertanen besteht, noch dieselben Anschauungen hat: sie sind alle gleichermaßen Katholiken und haben alle, vom Höchsten bis zum Niedrigsten, die gleiche Auffassung vom Katholizismus: der Papst unterscheidet sich im 7. oder 8. Jahrhundert von dem allerungebildetsten französischen oder irischen Dorfbewohner lediglich dadurch, daß er mehr Texte und Gebete auswendig weiß, nicht aber dadurch, daß er ihren Sinn anders versteht. Die Wissenschaft hat die Form von Sprüchen oder Volkssagen, die alle Menschen aller Stände gleich gut kennen; die Dichtung besteht in Volksliedern, die jedermann gleich bekannt und vertraut sind. Nach einer gewissen Zeit führt der Unterschied der Stände hinsichtlich ihrer materiellen Lage zu Verschiedenheiten in ihrem geistigen Leben. Der Reichtum der Kirche erlaubt den Theologen, sich zu bilden; ihre Mehrheit gilt zwar als der katholischen Tradition treu ergeben, gibt ihr jedoch eine Auslegung, die von den beim einfachen Volk erhalten gebliebenen Begriffen verschieden ist. Einige beson-

[1] Der Aufsatz erschien erstmalig in der Zeitschrift „Sowremennik“, 1860, Heft 81, Nr. 6. Tschernyschewski schrieb ihn, als sein Kampf gegen seine ideellen Gegner aus dem Lager der Leibeigenschaftsanhänger und Liberalen in vollem Gange war. Der Aufsatz entlarvt den Versuch des reaktionären Professors der Kiewer Universität O. M. Nowizki, die Entwicklung des menschlichen Wissens mit der Religion in Einklang zu bringen.

ders begabte Theologen gehen in dieser Umbildung der Tradition so weit, daß ihre Auffassungen von der Mehrheit der anderen Fachleute abgelehnt werden, dafür aber von den Laien der mittleren und unteren Stände jener Gegenden angenommen werden, wo besonders günstige Umstände für die Entwicklung der Massen bestehen. So lösen sich die [240] Albigenser und andere Ketzer aus der katholischen Gemeinschaft heraus. Auch die Wissenschaft nimmt nach und nach eine Form an, die den Massen unbekannt ist, und entwickelt Inhalte, die für Nichtfachleute unverständlich sind. Aus den gemeinsamen Vorstellungen von den Sternbildern entwickelt sich etwas, was der Astronomie nahekommt, und selbst die Astrologie wird zu einem Wissen, das sehr viel umfassender ist als der einfache Volksglauben, aus dem sie hervorgegangen ist. Diese Erfolge beruhen auf den materiellen Mitteln, über die die Geistlichkeit und der Mittelstand verfügen; die Städter nehmen auch an der Hervorbringung einer neuen Dichtung teil, die bereits nicht mehr für das ganze Volk verständlich ist, welches seinerseits bei den alten Märchen und Liedern bleibt: in den städtischen Zünften entstehen Genossenschaften von Meistern des Gesanges, die Meistersinger; noch mehr jedoch wird diese Wandlung durch den Reichtum der Feudalherren gefördert, in deren Gefolge Hofdichter – die Troubadoure – auftreten. Es vergeht noch einige Zeit, und der Abstand zwischen der Masse und den fortgeschrittenen Menschen wird noch größer: was zuerst Ketzerei war, erweist sich für einige weltliche Herrscher als vorteilhaft, und in einigen Ländern werden Lehren als herrschende erklärt, die von der katholischen Tradition abweichen. Zu Beginn des Mittelalters waren alle Landesherren der katholischen Geistlichkeit bei der Verfolgung der Ketzer behilflich; zu Beginn der zweiten Hälfte des Mittelalters treten die Grafen von Toulouse bereits als Beschützer der Albigenser auf, wagen jedoch noch nicht, sich selbst als Albigenser zu bekennen, und sind bald außerstande, die Ketzer und sich selbst gegen die Verfolgungen zu schützen, mit denen ihnen die Menschen der alten Auffassungen nachstellen. Die Hussiten können gegen Ende des Mittelalters den Verfolgungen durch die Katholiken bereits standhalten; hundert Jahre später treten die neuen Auffassungen bereits offiziell an die Stelle des Katholizismus: viele Landesherren ziehen Luther dem Papst vor. Dadurch aber wird der Abstand zwischen den fortgeschrittenen Menschen und den Massen nicht nur in jenen Ländern immer größer, die unter der Sklaverei des Katholizismus verblieben sind, sondern selbst im protestan-[241]tischen Teil Europas: der Enthusiasmus des einfachen Volkes, der der weltlichen Macht die Kraft gab, sich vom Papst loszusagen, wird abgelöst durch die frühere geistige Lethargie, und in den protestantischen Ländern verfällt fast das ganze Volk in eine geistige Routine, die dem Katholizismus sehr ähnlich ist. Dafür stoßen jedoch kleine Teile des Volkes sehr weit vor: aus dem Luthertum entwickeln sich schnell die Wiedertäufer und andere protestantische Sekten. Auch die Mehrzahl der protestantischen Theologen behält den Geist der starren Unbeweglichkeit bei, womit sie es ihren katholischen Konkurrenten gleichtut; einige besonders begabte Leute jedoch, wie zum Beispiel Socinus, entwickeln die Auffassungen, die den Bedürfnissen der progressiven Minderheit der einfachen Leute entsprechen, wissenschaftlich weiter. Ebenso entwickelt sich die weltliche Wissenschaft in den Kreisen der Fachleute mit bemerkenswerter Geschwindigkeit, während die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bis heute überall auf einer Stufe der Ignoranz stehengeblieben ist, die sehr den Zuständen, sagen wir, des 9. und 10. Jahrhunderts ähnelt. Die Dichtung der gebildeten Stände entwickelt sich mit der gleichen Geschwindigkeit, während die Masse überall bei entstellten Fetzen der einstigen allgemeinen Volksdichtungen des Mittelalters verharrt.

Das gleiche Verhältnis besteht zwischen der Masse der Fachleute und der gebildeten Stände einerseits und einer kleinen Zahl fortschrittlicher Gelehrter sowie einer unbedeutenden Zahl von Menschen, die deren Auffassungen anzunehmen imstande sind, andererseits. Wir können beobachten, daß sehr wenige englische Dichter des vorigen Jahrhunderts Shakespeare verstanden und daß sehr wenige Menschen des gebildeten Publikums diese Dichter und Shakespeare selbst zu schätzen wußten, während die Mehrheit des englischen Publikums und der

englischen Dichter sehr lange für die aufgeblasene Rhetorik und die kühle Gelecktheit schwärmte, die zu einer tief unter Shakespeares naturhafter Kunst stehenden Entwicklungsstufe der Dichtung gehörten. Dasselbe spielte und spielt sich immer noch auf allen Gebieten des geistigen Lebens ab. Bei uns zum Beispiel hält die überwiegende Mehrheit der Dichter und des Publikums auch weiter-[242]hin Puschkin für den besten Repräsentanten der russischen Dichtung, obwohl die Zeiten Puschkins längst vorüber sind. In Deutschland war zur Zeit Kants immer noch die Wolffsche Scholastik herrschend, und die Philosophie Kants kam zur Herrschaft, als die Wissenschaft in der transzendentalen Philosophie die Kantsche Phase ihrer Entwicklung bereits weit hinter sich gelassen hatte; die Mehrheit der Gelehrten und des gebildeten Publikums huldigt in Deutschland jetzt den Auffassungen der transzendentalen Philosophie, wo die Wissenschaft doch längst diese ihre frühere Entwicklungsform abgelegt hat. Zurückbleiben ist das ewige Los der Mehrheit.

So war es bisher; so ist es auch jetzt; daraus darf man jedoch nicht den Schluß ziehen, daß es in alle Ewigkeit so bleiben wird. Kehren wir zu unserem ersten Vergleich zurück. Nur ein kleiner Teil des ursprünglichen Bestands einer Armee ist fähig, während eines schnellen Vormarsches nicht hinter den Fahnen zurückzubleiben, nur er allein nimmt an den Schlachten teil und vollzieht Eroberungen; die zurückgebliebenen einstigen Kameraden dieser Krieger liegen in Spitalern oder schleppen sich ausgemergelt weit hinten nach. Aber diese Zersplitterung hat doch mal ein Ende. Mit Hilfe des kleinen Teils des ursprünglichen riesigen Heeres ist der Kampf entschieden, ist die Eroberung durchgeführt, sind die Feinde unterworfen, und die Sieger ruhen aus; und nun kommen Tag für Tag, um die Früchte des Sieges mit ihnen zu teilen, die hintennach gebliebenen Massen zu ihnen. Am Ende des Feldzuges hat sich die ganze Armee wieder um die Fahnen geschart, wie es zu Beginn des Feldzuges der Fall war. So muß auch die geistige Bewegung enden: die eroberte Wahrheit erweist sich als so einfach, für jedermann verständlich und den Anforderungen der Masse entsprechend, daß es viel leichter ist, sie zu übernehmen, als mit ihrer Neuentdeckung Zeit zu verlieren. Die Übergangsstufen sind immer schwierig, die einseitigen Erscheinungsformen der Wahrheit schwer faßbar, aber mit der vollen Wahrheit ist es anders: selbst die Schwachen sind stark genug, um sie in sich aufzunehmen, wenn sie erst einmal entdeckt ist. Wir sehen, wie die Theorie jeder Wissen-[243]schaft im Maße ihrer Vervollkommnung einfacher wird. Hier spielt sich etwas Ähnliches ab wie dort, wo die Dichtung der gebildeten Stände es zu einer sehr hohen Entwicklung bringt: diese Dichtung nimmt schließlich Formen an, die für einfache Menschen verständlich sind. Nur eine zahlenmäßig kleine Klasse von Leuten, die eine sehr mühselige Erziehung erhalten hatten, kannte und verstand Corneille und Racine. Selbst Rousseau, der für einen zehnmal weiteren Kreis zugänglich war, blieb für die Mehrheit der lese- und schreibkundigen Masse unverständlich: als die gebildeten Leute die „Nouvelle Héloïse“ und den „Contrat social“ lasen, bestand die Lektüre der lese- und schreibkundigen einfachen Leute Frankreichs in billigen Volksausgaben der entstellten Überreste der mittelalterlichen Literatur. Die Lieder Bérangers und Pierre Duponts werden aber schon vom gemeinen Volk der französischen Städte gesungen, das durchweg schon George Sand liest. Gewiß gibt es daneben in Frankreich noch weitere zwei Drittel lese- und schreibkundige Leute, nämlich die Dorfbewohner, die nicht in diesen sich schnell erweiternden Kreis einbezogen sind, wo die Auffassungen der fortgeschrittensten und der ganz einfachen Leute eins werden; gewiß trifft auch zu, daß noch die ganze Hälfte der Einwohnerschaft Frankreichs nicht lesen und schreiben gelernt hat. Aber wir sehen bereits, wohin die Entwicklung geht. Man kann sich bereits an den Fingern abzählen, wie viele Jahre es noch dauern wird, bis jeder Franzose, jede Französin zu lesenden Menschen geworden sind und jeder Leser seine Bildung nicht mehr aus den üblen Büchern schöpfen wird, mit denen sich die Mehrheit der französischen Dorfbewohner heute zufrieden gibt, sondern aus den Werken von erstklassigen Vertretern von Wissenschaft und Dichtung. Das ist eine Entwicklung auf noch ziemlich lange Sicht, aber ihr Ende läßt sich schon absehen. Selbst bei uns gibt

es, mit so geringen Erfolgen wir auch im Vergleich mit den fortgeschrittenen Ländern aufwarten können, Anzeichen dafür, daß die höchsten Resultate unserer geistigen Entwicklung anfangen, in die Masse zu dringen, die für die niederen Phasen dieser Entwicklung unzugänglich war. Lomonossow war nur für Menschen mit hoher Schulbildung verständlich.

[244] Die Gedichte Dershawins konnte das Volk weder kennenlernen noch schätzen; und offen gesagt waren sie auch nicht danach angetan, besonders geschätzt zu werden. Die jungen Leute aus dem Mittelstand jedoch konnten sich bereits für die Balladen Shukowskis begeistern. Für das einfache Volk waren diese Balladen zu raffiniert und zu süßlich; aber Puschkins „Schwarzer Schal“ wurde bereits von den einfachen Mädchen der Kreisstädte gesungen. Als wir dieser Tage an einem Stand vorbeikamen, auf dem Bilderbogen verkauft wurden, sahen wir dort ein Blatt mit den Hauptszenen aus Lermontows Lied von Kalaschnikow; unter den einzelnen Bildern standen die entsprechenden Bruchstücke aus dem Liede.

Es beginnt damit, daß sich Menschen von höherer geistiger Entwicklung aus der Menge absondern, die dann hinter ihrer Vorwärtsbewegung mehr und mehr zurückbleibt. Wenn jedoch das geistige Leben der fortschrittlichen Menschen eine sehr hohe Entwicklungsstufe erreicht hat, nimmt es einen für einfache Leute immer zugänglicheren, den einfachen Bedürfnissen der Masse immer mehr entsprechenden Charakter an, und die zweite, höhere Hälfte des historischen Geisteslebens besteht, was ihr Verhältnis zum Geistesleben des einfachen Volkes betrifft, in einer allmählichen Rückkehr zu jener Einheit des Volkslebens, die ganz am Anfang bestanden hatte und dann in der ersten Hälfte der Bewegung verlorengegangen war.

Die fortschrittlichen Menschen, durch deren Tätigkeit sich die Wissenschaft weiterentwikkelt, bringen sie dahin, daß sie mit ihren Ergebnissen das Leben des gesamten Volkes durchdringt. Die zurückgebliebenen Menschen, die die Entwicklung der Wissenschaft nur bremsen, bringen auch ihrer Verbreitung unter den Massen keinen Nutzen; sie sind in jeder Hinsicht unnütz und in mancher direkt schädlich. Wer diese Auffassung teilt, hat keinerlei Grund, ihnen gegenüber nachsichtig zu sein. Er wäre unentschuldbar, wollte er seine Meinung von ihnen zurückhalten, wollte er sagen, ihre Werke hätten doch einen gewissen Wert, wo er sieht, daß sie absolut nichts wert sind, weder für die Wissenschaft noch auch für das Kennenlernen wenigstens jener mangelhaften Phase [245] ihrer Entwicklung, der sie angehören. Wenn wir zum Beispiel selbst der Meinung wären, daß es für einen Menschen immerhin doch besser ist, wenigstens rückständige philosophische Auffassungen kennenzulernen, als überhaupt keine Ahnung von Philosophie zu haben, könnten wir dennoch nicht sagen, daß das Buch Herrn Or. Nowizkis der russischen Literatur auch nur den geringsten Nutzen bringen kann. Wirklich, wer wird es lesen? Man kann mit Sicherheit voraussehen, daß es nicht einmal buchhändlerischen Erfolg haben wird; niemand wird es kaufen, außer vielleicht jenen Studenten, die sich mit seiner Hilfe aufs Examen vorbereiten müssen, und wenn diese jungen Leute es kaufen, so würde das durchaus noch kein Anzeichen dafür sein, daß die Kenntnis der Philosophie sich bei der jungen akademischen Generation ausbreitet, sondern im Gegenteil, nur ein Anzeichen dafür, daß die jungen heute, wenn sie schon einmal die Philosophie kennenlernen wollen, infolge der Rückständigkeit ihrer Lenker gezwungen sind, sie in einer Form kennenzulernen, die sie nicht befriedigt, Langeweile und Abscheu bei ihnen hervorruft und bei vielen von ihnen die philosophische Wißbegier abtötet, die unabhängig von diesem Buch bereits erwacht war und ohne es kein so klägliches Ende gefunden haben würde. Nur möge niemand meinen, daß wir dem System, welches in dem Buche von Or. Nowizki seine Widerspiegelung gefunden hat, jeden historischen Wert absprechen wollen – an und für sich war es einstmals ein gutes System; uns scheint nur, daß es in seinem Buch einen unbefriedigenden Ausdruck gefunden hat; ebenso scheint uns, daß es auch in seiner wahren Gestalt für unsere Zeit nicht mehr taugt, da es die Frucht von Umständen war, die sich heute geändert haben.

Das Buch des Herrn Or. Nowizki läßt sich folgendermaßen charakterisieren: als die Philosophie Kants in Deutschland nach und nach bekannt wurde, blieb die Mehrzahl der Fachleute, die es stets mit der Routine hält, bei ihrer routinierten Scholastik, bei den mittelalterlichen Auffassungen; anstandshalber jedoch kleideten sie diese in Worte, die sie sich von der Kantschen Terminologie liehen.

Als die transzendentale Philosophie zur Verbreitung kam, [246] wurde diesem Gemisch alter scholastischer Begriffe und neuer kantianischer Fachausdrücke in den Büchern der Routiniers noch das neueste Gemisch aus Redensarten beigemengt, die man den Systemen Schellings und Hegels entnahm. Von dem neuen Geist ist in diesen routinierten Büchern keine Spur zu finden, ebenso wie in den reaktionären Zeitungen, die sich gern in neuen, seit Rousseau in Mode gekommenen Redewendungen gefallen, keine Spur von den neuen sozialen Ideen zu finden ist. Herr Or. Nowizki hat sich die Grundideen seines Buches von diesen rückständigen deutschen Philosophen ausgeborgt, die in der Sprache Kants, Schellings und Hegels mittelalterliche Ideen vortragen. Wieviel er selbst dazu beigetragen hat, die mittelalterlichen Ideen kantisch oder hegelisch anzustreichen, wissen wir nicht, und das geht auch niemanden groß etwas an, denn wenn jemand heute auf den Gedanken käme, eine Ode in Dershawins Manier zu veröffentlichen, würden das Urteil der Kritik und die Meinung des Publikums über dieses Werk absolut einheitlich ausfallen, mag diese Ode nun ein Originalwerk oder nur die Bearbeitung irgendeiner fremden Ode oder schließlich einfach eine Übersetzung aus dem Deutschen sein. Das herauszubringen, lohnte wirklich nicht der Mühe.

Zum Lobe Herrn Or. Nowizkis muß gesagt werden, daß er unter Einhaltung der grammatischen Regeln schreibt, Konjunktionen und Präpositionen an die ihnen zukommenden Platze zu stellen weiß und die Lehre von der Interpunktion gründlich beherrscht. Aber diese Seite macht noch nicht den Hauptvorzug seines Buches aus. Er pflegt eine Menge philosophischer Fachausdrücke zu verwenden, von denen einige sogar wirklich nicht übel sind, wenn nicht Herr Or. Nowizki sie gebraucht, sondern Hegel. Außerdem hat er sich als einer seiner Quellen für die Darstellung der chinesischen Philosophie des Buchs des verstorbenen Joakinth, „China, seine Bewohner, seine Sitten, Gebräuche und Bildung“, bedient, das im Jahre 1840 in St. Petersburg erschienen ist.

Der Leser weiß, daß dieses Buch in der Form von Fragen und Antworten geschrieben ist, wobei die Fragen so lauten: [247] „Wie heißt bei den Chinesen die Gouvernementsverwaltung? Wieviel Beisitzer hat die chinesische Gouvernementsverwaltung? Welche Ämter werden in China mit Kollegien-Registratoren besetzt?“ In den Antworten wird das dann alles sehr genau erklärt.

Aber es ist jetzt an der Zeit, wenigstens ein Beispiel der Philosophiererei Herrn Or. Nowizkis vorzuführen. Für diesen Zweck wählen wir jenen Teil der Einleitung, der das Verhältnis der Philosophie zur Religion auseinandersetzt. Der wesentliche Inhalt ist bei Religion und Philosophie gleich, sagt Or. Nowizki, jedoch „unterscheiden sie sich durch die Art, wie sie diesen Inhalt verarbeiten, durch die Form, unter der sie ein und dieselbe Wahrheit erkennen“.

„In der Religion offenbart sich das Absolute als seine unmittelbare Anwesenheit im menschlichen Bewußtsein, in der Philosophie dagegen als Gedanke vom Absoluten; die Religion ist vorwiegend in der Überzeugung des Herzens zu Hause, die Philosophie dagegen in den Begriffen der Vernunft. In wenig Worten“ (fährt Or. Nowizki in den Anmerkungen fort), „aber tief wahr ist dieser Unterschied von Philosophie und Religion in unserem griechisch-orthodoxen Katechismus (Seite 2) ausgedrückt: ‚Das Wissen gehöret recht eigentlich dem Verstande an, obwohl es auch auf das Herz wirken kann; der Glaube gehöret recht eigentlich dem Herzen an, obwohl er im Denken beginnt...‘ Indem Philosophie und Religion“ (fährt er im Text fort) „im bloßen Inhalt übereinstimmen, unterscheiden sie sich voneinander nicht nur durch ihre Form, sondern durch *ihre Bedeutung* und *ihren Wert*. Wie wichtig auch immer das philosophische Wissen und wie wertvoll die Philosophie selbst sein mag – der Glaube wird doch immer über diesem Wissen stehen... Wenn die Philosophie“ (sagt Or. Nowizki weiter) „sich der Exaktheit ihrer Begriffe auf dem ihr eigenen Gebiet rühmt, so haben doch diese Begriffe niemals Tiefe und

Lebendigkeit, die einzig der Religion gehören; aus den innersten, tiefsten Wurzeln des Lebens der Menschheit geht sie hervor und ist deshalb der Ausdruck seiner internsten Geheimnisse; andererseits tut sich der menschliche Geist in verschiedenen Äußerungen kund – in den Wissenschaften, in der Kunst, im Interesse am politischen Leben, doch alle diese Äußerungen und die weit verschlungenen Beziehungen des Menschenlebens, alles, was für die Menschen Sinn und Wert hat, findet seinen letzten, tiefsten Ausdruck in der Religion, in dem Gedanken, Bewußtsein, Gefühl von Gott; alle Beziehungen des Menschenlebens laufen als Einzelstrahlen in der Religion als ihrem Brennpunkt zusammen, alle finden in ihr Stärkung und neues Leben; so sind, kann man sagen, Philosophie und Kunst die Blüte des Volksbewußtseins; aber ihre lebendige Wurzel ist, wie die der gesamten Volksbildung, doch nur die [248] Religion; von dieser Wurzel losgerissen und in rein abstrakte Begriffe eingesperrt, wird das philosophische Denken tot und bringt unreife und herbe Früchte; nur im religiösen Gefühl hat die Philosophie seit je einen unerschöpflichen Quell hoher, lebenspendender Gedanken gefunden; gewiß kann auch die Philosophie der Religion gewisse Dienste leisten – sie kann das religiöse Gefühl reinigen, zwar nicht als solches, wohl aber von fremden Beimischungen falscher Vorstellungen, von Aberglauben, Fanatismus usw.; jedoch auch das vollbringt die Philosophie nur dann, wenn sie wiederum der Stimme des Gefühls folgt; sie wird nur dann zu wirklichem Wissen, wenn sie dieses Gefühl rein zum Ausdruck bringt. Schließlich entwickelt sich die Philosophie in endlosen Widersprüchen und widerstreitenden Begriffen; darum kann sie auch, selbst wenn sie die Wißbegier der Vernunft mehr oder weniger befriedigt, doch niemals Frieden und Ruhe schenken, kann das Herz nicht befriedigen; sie denkt über das Absolute nach, aber sie denkt nur nach und führt nicht zur Vereinigung mit diesem Absoluten, wonach des Menschen Geist unaufhörlich dürstet; dabei ist die Religion jener Bereich des Bewußtseins, wo alle Rätsel der Welt gelöst werden, wo alle Widersprüche des Denkens sich versöhnen, wo des Herzens Trauer und Bedrängnis zur Ruhe kommt – sie ist der Bereich der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe und des ewigen Friedens; nur die Religion, nicht aber das Nachdenken über sie, bringt dem Menschen Glückseligkeit; und eben deshalb – wiederholen wir von neuem –steht der Glaube über dem Wissen, steht die Religion über der Philosophie.“ (S. 12, 13, 14, 15.)

Was den Formunterschied betrifft (fährt Herr Or. Nowizki fort), stehen Philosophie und Religion in verschiedenem Verhältnis zueinander. Er kennt zwei wesentliche Abarten der Religion: die Religion der natürlichen Offenbarung oder natürliche Religion und die Religion der höchsten, übernatürlichen Offenbarung.

„Ungeachtet seiner ursprünglichen Größe und Heiligkeit“ (sagt Herr Or. Nowizki), „kann das religiöse und sittliche Fühlen, wie alles, was menschlich ist, durch Leidenschaften verdunkelt und verstellt werden; und es wird tatsächlich durch die Sünde verdüstert und verzerrt –wie sich jedermann leicht nicht nur aus der Geschichte der natürlichen Religionen und der Taten der Heiden überzeugen kann, sondern auch durch leidenschaftslose innere Erfahrung, was selbst die heidnischen Denker nicht leugneten. Deshalb wurde die *höchste, übernatürliche* Offenbarung, deren Möglichkeit die Vernunft begreift, zu einer Notwendigkeit für das Menschengeschlecht und ist durch die göttliche Milde dem Menschen auch wirklich zuteil geworden. Vielmalen hat Gott der Herr geruht, den Menschen durch den Mund der von ihm gewählten Männer seinen Willen kundzutun, bis schließlich der fleischgewordene Sohn [249] Gottes der Erde die göttliche Offenbarung in ihrer ganzen Fülle und Vollkommenheit darbrachte und der Menschheit damit die *christliche, übernatürliche, geoffenbarte Religion* schenkte.“ (S. 16 u. 17.)

Die natürliche Religion (fährt Herr Or. Nowizki fort) konnte den Menschen nicht die wahre und erlösende Gotteserkenntnis bringen, aber die göttliche Religion „reinigte und erhöhte nach und nach die Vorstellungen der Völker, zügelte die Leidenschaften, stärkte den Willen zum Guten, verwandelte das häusliche und öffentliche Leben der Menschen, übte einen neuen, im höchsten Maße segensreichen Einfluß auf Kunst und Wissenschaft und damit auch auf die Philosophie aus. Sie machte den Menschen solche Geheimnisse von Gott, der Welt und dem Menschen offenbar, zu denen die menschliche Vernunft in der heidnischen Welt weder in der Religion noch in der Philosophie gelangte, mehr noch, zu denen sie niemals aus eigner Kraft gelangen kann. Angesichts dieser Bedeutung der von Gott offenbarten Religion darf sich die Philosophie ihr nicht gegenüberstellen, ohne sich selber Schaden zu tun, noch weniger aber kann sie über sie hinauswachsen und sie zu weiterer Entfaltung anregen wie in der heidnischen Welt: das Menschliche kann nicht über das Göttliche hinausgelangen; dafür kann aber diese göttliche Religion dank der Erhabenheit ihrer Wahrheiten, dank ihrer Größe und Tiefe in unvergleichlich höherem Maße als die natürliche Religion das philosophische Denken zu weiterer Entfaltung anregen, so daß es auf seinem eigenen Wege, dem Wege des rei-

nen Denkens, nach und nach zu den unerschöpflich reichen Inhalten, die die göttliche Offenbarung uns gibt, gelangen, sich mit ihnen durchdringen und zu ihnen erheben kann..."

Noch größere Wandlungen in den Beziehungen von Religion und Philosophie ergaben sich aus der Entwicklung der Philosophie selbst; 1. hält sich die Philosophie anfangs im Rahmen der Religion, dann 2. „löst sie sich" – nach den Worten Herrn Or. Nowizkis – „von der Religion los, macht sich in ihrer Entwicklung von jener unabhängig, nimmt eine völlig andere Form an, die Form exakter, selbständiger Verstandesüberlegungen, und bezieht nicht selten der Religion gegenüber eine feindliche Stellung, will ihr eigenes Wissen [250] nicht im Glauben der Religion wiedererkennen; 3. schließlich kehrt die Philosophie wieder zur Religion zurück, sucht sich mit ihr auszusöhnen, als Vernunft anzuerkennen, was die Religion als Herz anerkennt, bemüht sich, den Glauben mit dem Vertrauen in die Vernunft zu vereinigen, und tritt so wieder in der Form der Gemeinschaft, jedoch einer klar herausgearbeiteten Gemeinschaft, in Erscheinung".

Vor dem Auftreten der übernatürlichen Religion machte die Philosophie – nach den Worten Herrn Or. Nowizkis – ihre erste Periode im Orient durch, ihre zweite Periode in Griechenland, wo sie „der gesellschaftlichen Religion gegenübertrat". Die dritte Periode war die alexandrinische Philosophie, welche „die religiösen Glaubenssätze zusammenfaßte und sie zur spekulativen Anschauung umschmolz". Nach dem Auftreten der übernatürlichen Religion mußte die Philosophie – nach den Worten Herrn Or. Nowizkis – die gleichen drei Perioden noch einmal durchmachen.

„Die gleichen Wandlungen der Philosophie finden wir in der christlichen Welt. Auch hier hält sich das philosophische Denken zunächst in den Grenzen der christlichen Religion, entwickelt sich unter ihrem Einfluß und spricht ihren Inhalt in allgemeiner Form aus: das ist *die Philosophie der Kirchenväter* und *die Scholastik*; das ist ebenso auch die Philosophie *der Araber* in ihrem Verhältnis zum Islam. Dann sagt sich die Philosophie von der Religion los, beschreitet den Weg der selbständigen Erforschung der Dinge und stellt sich in ihrem heißen Bemühen um originelle Entwicklung manchmal gegen die religiösen Ideen: das ist *die neuere Philosophie* der Engländer, Franzosen und Deutschen. Am Ende darf man dann noch eine dritte Periode erwarten, wo die Philosophie zur christlichen Religion zurückkehrt. Eine solche Erwartung ist kein Voraussagen einer uns verschlossenen Zukunft; nachdem in der christlichen Welt die zwei Perioden gegeben sind, die den zwei ersten der drei Perioden der heidnischen Welt entsprechen, darf man nach einer vernünftigen Analogie eine dritte erwarten, als Schlußsatz nach zwei Prämissen. Und schon jetzt spürt man das Bedürfnis einer Annäherung von Philosophie und Religion, und die Zeit ist nahe, wo die religiösen Überzeugungen und philosophischen Anschauungen, dem höchsten Gebot von Vernunft und Glauben folgend, zu harmonischer Einheit verschmelzen; einstweilen jedoch ist das nur der Gegenstand unserer Wünsche und Hoffnungen."

Da wir keine Theologen sind, wollen wir uns nicht auf die Untersuchung einlassen, ob jene Vermengung von [251] Philosophie und Religion, nach der sich Herr Or. Nowizki sehnt, für die Religion von Nutzen gewesen ist. Wir meinen, daß jeder Mensch eben das tun soll, was er tut (vorausgesetzt natürlich, daß das, was er tut, nichts Schlechtes ist); wenn er jedoch eins tut und dabei denkt, er tue etwas anderes, dann handelt er unter dem Einfluß eines Irrtums, und alles, was er tut, wird falsch sein. Nach den Worten Herrn Or. Nowizkis unterscheidet sich die Religion von der Philosophie und von allen anderen Wissenschaften durch ihre Quelle und die Fähigkeit, die ihr als Organ dient: sie stammt aus der Offenbarung und besteht in Gefühl; die Philosophie stützt sich gleich den anderen Wissenschaften auf Beobachtungen und wird mit dem Verstande geschaffen; die Religion besteht in Glauben, die Wissenschaft in Wissen. Aber liegt hier wirklich der Hauptunterschied zwischen ihnen? Nein, wenn wir uns, um über diese Frage Klarheit zu gewinnen, an die Lehrer wenden, die die geoffenbarte Religion am allerrichtigsten verstehen, an die großen Kirchenväter, so hören wir von ihnen, daß die geoffenbarte Religion sich von der weltlichen Wissenschaft auch nach dem Gegenstand der Wahrheiten, die sie lehrt, unterscheidet; die geoffenbarte Religion tut dem Menschen eine geistige Welt auf, die den äußeren Sinnen unzugänglich ist, sie spricht uns von den Geheimnissen der Hl. Dreieinigkeit, von Gottes ewigem Ratschluß der Erlösung der Menschen durch

den Tod Gott-Sohns, von der Rangordnung der Engel, von dem Sturz der abtrünnigen Geister, von der Auferstehung der Toten, vom Jüngsten Gericht und den Geheimnissen des ewigen Lebens. Das irdische Wissen beschäftigt sich nicht mit diesen großen Wahrheiten, die infolge ihrer Erhabenheit einer ihm nicht zugänglichen Sphäre angehören – es vermag uns nur Kenntnisse von der äußeren und der materiellen Natur und vom Menschen als einem irdischen, materiellen Wesen zu vermitteln. Die göttliche Offenbarung führt die Menschen in das Wissen „der im Geheimnis verborgenen göttlichen Weisheit“ ein, teilt den Menschen Wahrheiten mit, die „kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat“ und die „das Denken des Menschen nicht einmal fassen konnte“, bevor es durch Offenbarung von oben Kenntnis von ihnen erhielt. So lehren [252] die Kirchenväter, die die klarste Vorstellung von der Religion der Offenbarung besaßen. Nach ihrer Lehre – einer wahren und durch die heutigen Philosophen, die sich sowohl von den scholastischen Irrtümern wie vom Selbstbetrug der transzendentalen Aprioristik Schellings und Hegels freigemacht haben, bestätigten Lehre – besteht der Unterschied zwischen der Religion der Offenbarung und der weltlichen Wissenschaft nicht darin, daß die Religion nur Glauben vermittelt, aber kein Wissen, während die Wissenschaft Wissen liefert – nein, nach der Lehre der großen Kirchenväter vermittelt die geoffenbarte Religion dem Menschen ebenso Wissen wie die Wissenschaft, jedoch ein Wissen nicht von den Gegenständen, die der irdischen Wissenschaft zugänglich sind, sondern von völlig anderen, unvergleichlich höheren Gegenständen. Indem Herr Or. Nowizki in den Irrtum der Scholastiker verfällt, die die Philosophie des Aristoteles mit den Wahrheiten der christlichen Religion vermengten, und dem Beispiel der transzendentalen Philosophen folgt, die die geoffenbarte Religion mit der Wissenschaft verschmolzen, hat er gleich jenen die wahre, richtige Auffassung von der einen wie von der anderen in sich verdunkelt: er versteht weder die Lehre der Kirchenväter noch den Geist der weltlichen Wissenschaft. Diese Verdunkelung ist ein Produkt dessen, daß er in zwei Fächern Spezialist sein wollte, von denen jedes umfangreich genug ist, um sich auch dann schwer ganz erfassen zu lassen, wenn der Mensch auf das Studium dieses einen Faches seine ganze Kraft, sein ganzes Leben verwendet: Herr Orest Nowizki hat weder die Zeit noch die Kraft gehabt, weder die Religion noch die weltliche Wissenschaft gehörig zu studieren.

Herr Or. Nowizki bildet sich ein, ein Philosoph zu sein; wenn das stimmt, so muß er Philosoph sein und nicht Theologe. Was dem einen erreichbar ist, ist unerreichbar für den anderen. Aber aus allem läßt sich ersehen, daß die Wissenschaft ihn nicht befriedigt, daß er die Religion sowohl hinsichtlich des Wahrheitsgehalts als auch des Werts ihrer Ideen über die Philosophie stellt. Wenn das stimmt, so sollte er die Wissenschaft sein lassen, sollte aufhören, sich für einen Philosophen zu halten, und sollte Unterricht in den Lehren [253] der Religion erteilen. Er sagt ja selbst, daß diese Lehren mehr Nutzen bringen als die Philosophie; warum verschwendet er dann seine Zeit auf eine so wenig nutzbringende Tätigkeit und nimmt sich nicht ein viel nutzbringenderes Werk vor? Er tut sich selber unrecht.

Indem wir es ihm selbst überlassen, sich eine Rüge zu erteilen, wenden wir uns seinem Buche zu. Hätte er es von dem Standpunkt aus geschrieben, den er selbst für richtig hält, so hätte es jene Leute zufriedenstellen können, die seine Denkweise teilen. Vom Standpunkt der Theologie aus waren die heidnischen Lehren sündhafte Ausgeburten des Vaters der Lüge, in dessen Gewalt die vom wahren Gott abgefallenen Menschen geraten waren; die Kirchenväter fanden Partikelchen der Wahrheit auch in den Lehren der alten Philosophen, schrieben jedoch dieses Aufblitzen der geoffenbarten Wahrheit der Offenbarung des göttlichen Logos zu. Entsprechend seiner Auffassung von den Beziehungen von Religion und Philosophie, einer Auffassung, die nicht ganz mit der aus der reinsten Quelle geschöpften Wahrheit übereinstimmt, hätte Herr Or. Nowizki von den heidnischen Religionen und philosophischen Systemen in diesem Tone sprechen müssen, hätte ihre Unvereinbarkeit mit der christlichen Glaubenslehre

entlarven und zeigen müssen, daß sie alle Menschen ohne Ausnahme nur zu Ausschweifungen und Verbrechen oder genauer gesagt zu sündigem Teufelswerk erzogen. Von diesem Standpunkt aus hätte er dann die üblen Seiten sowohl im Buddhismus, der den Menschen mit seiner Demut und angeblichen Sittenreinheit hinters Licht führt, als auch in der Lehre des Sokrates und sogar selbst in der Philosophie Platos aufgezeigt. Er hätte dann gesehen, daß alle diese Systeme arglistige Blendwerke des Satans waren, der seine Kinder in Schaffelle kleidete, um die verführten Geister der Heiden um so besser mit seinen Wolfszähnen zerreißen zu können. Herr Or. Nowizki hätte diese Betrachtungsweise ganz konsequent durchführen können, und dann wäre sein Buch logisch geschrieben; aber er hat es für gut befunden, anders zu handeln und von der Lehre der Heiden in einem Ton zu sprechen, den sein eigner Standpunkt verurteilt, und sein Buch ist auf diese Weise zu einem [254] für niemanden geeigneten Gemisch sündiger philosophischer Meinungen und von der Theologie gebilligter Gedanken geworden. Die eine Hälfte der Zeilen widerspricht in diesem Buch der anderen Hälfte.

Wir wollen noch mehr sagen: hätte Herr Or. Nowizki im Einklang mit seinen Überzeugungen gehandelt, so hätte er die heidnischen religiösen und philosophischen Lehren überhaupt nicht zum Gegenstand seines Werkes gemacht. Ein Mensch, der die absolute Wahrheit in der Religion der übernatürlichen Offenbarung findet, kann sich nicht um eines kühl berechneten wissenschaftlichen Zweckes willen mit den heidnischen Lehren befassen. Sie sind für ihn allesamt Früchte der Lüge und der Sünde. Der Lüge und der Sünde gegenüber gibt es nur zweierlei Verhaltungsweisen: entweder gibt man sich ihnen hin und dient ihnen, oder man bekämpft sie und widerlegt sie. Aber Herr Or. Nowizki hat bereits die Eitelkeit der Lüge und die seelenverderbende Macht der Sünde erkannt und kann ihnen also nicht mehr dienen; so bleibt ihm also nur noch übrig, sie zu entlarven, gegen sie zu polemisieren, sie auszurotten. Aber er muß erkannt haben, daß das ein in unserer Zeit im zivilisierten Europa, dem auch das russische Bücher lesende Publikum angehört, völlig unnötiges Werk ist. Die Russen mögen gewisse geistige und seelische Mängel haben, aber niemand wird sagen wollen, daß der heidnische Glaube des alten Orients, Griechenlands und Roms den Russen gefährlich werden könnte, niemand von unseren Stammesgenossen betet weder zu Zeus noch zu Schiwa, Ariman oder Osiris; uns vor derartigen Irrungen zu warnen, ist völlig überflüssig. Es wäre dasselbe, als wollte man das russische Publikum vor der Menschenfresserei, vor dem Genuß von Fliegenpilzen oder von Tonerde oder vor den schlechten Gewohnheiten warnen, die bei den Wilden von Java, bei Tschuktschen und Buschmännern im Schwange sind: wir stehen glücklicherweise schon hoch über diesen Gewohnheiten und laufen selbst ohne Warnungen ganz und gar nicht Gefahr, in sie zurückzufallen. Vom theologischen Standpunkt aus muß man über das Heidentum nicht mit Russen reden, sondern mit den Tschuwaschen, Burjaten und Samojeden: ja, sie haben es wirklich nötig, daß man [255] ihnen das Heidentum als falsch und sündhaft entlarvt. Aber für sie muß man keine Bücher in russischer Sprache schreiben, weil sie, diese unglücklichen Leute, keine Bücher lesen können, die in russischer, ja selbst in ihrer eigenen Sprache geschrieben sind. Sie vom Heidentum abbringen kann man nur auf eine Weise: indem man ihre Sprache erlernt, Missionar wird und sich, von Jurte zu Jurte wandernd, mit ihnen unterhält. Wenn Herr Or. Nowizki sich das vornähme, wenn er als Missionar zu den Burjaten und Tungusen ginge, so würde er ein wahrhaft nutzbringendes und lobenswertes Werk tun, selbstverständlich unter der Bedingung, daß er seine Predigt im Geiste der Demut vorträgt. Aber Herr Or. Nowizki ist auf den Einfall gekommen, mit Auffassungen, mit denen man über das Heidentum nur in der Sprache eines demütigen Missionars und nur mit Samojeden sprechen kann, für das russische Publikum im Ton des Gelehrten ein Buch über das Heidentum zu schreiben. Wir befürchten, daß seine ganze Arbeit umsonst getan ist. [256]

SKIZZENZUM WISSENSCHAFTLICHEN VERSTÄNDNIS EINIGER FRAGEN DER WELTGESCHICHTE[1]

1
ÜBER DIE RASSEN

Die Unterschiede, nach denen man das Menschengeschlecht in Rassen einteilt, bestehen schon seit sehr alten Zeiten. Vor einigen Jahrzehnten war die Mehrheit der Fachleute der Anthropologie sogar der Meinung, daß die Entstehung der Rassenunterschiede mit der Entstehung der Menschen überhaupt zusammenfalle, und daß jede Rasse eine besondere Art darstelle und gesondert entstanden sei. In den gelehrten Abhandlungen erhielt diese Auffassung eine gelehrte Einkleidung und wurde als Resultat wissenschaftlicher Tatsachenforschung

[1] Die Reihe der unter diesem Titel erschienenen Arbeiten schrieb N. G. Tschernyschewski in den Jahren 1887 und 1888 als einleitende Artikel zu den letzten Bänden der von ihm ins Russische übersetzten Weltgeschichte von Georg Weber (im Verlage K. T. Soldatenkows). Auf dem Titelblatt ist aus Zensurgründen als Übersetzer „Andrejew“ genannt. Der Aufsatz „Über die Rassen“ erschien erstmalig in Band VII der „Weltgeschichte“ Webers; die Bände VIII-XI enthielten jeweils die folgenden Beiträge Tschernyschewskis: „Die Klassifizierung der Menschen nach der Sprache“, „Von der Verschiedenheit der Völker nach ihrem Nationalcharakter“ „Die allgemeine Natur der Elemente, die den Fortschritt bewirken“, „Das Klima. Das astronomische Gesetz der Ausbreitung der Sonnenwärme“. In der vorliegenden Ausgabe kommen von diesen fünf Aufsätzen der 1., 3. und 4. zum Abdruck.

Bei seiner Rückkehr aus Sibirien war Tschernyschewski jede wissenschaftliche Betätigung untersagt. Seine Absicht, sich größere literarische Arbeiten vorzunehmen, stieß nicht nur auf Einspruch von seiten der zaristischen Regierung, sondern fand auch Ablehnung bei den damaligen Verlegern. Die „Groschenarbeit“ des Übersetzers blieb für Tschernyschewski das einzige Mittel, „sich sein Brot zu erwerben“. Tschernyschewski machte sich jedoch an die Übersetzung Webers mit einer bestimmten Absicht, von der er später an K. T. Soldatenkow schrieb: „Als ich auf den Gedanken kam, Sie zu bitten, die Finanzierung der Herausgabe der Werke Webers zu übernehmen (wobei die Hauptausgabe die Bezahlung meines Unterhaltes während der Arbeitszeit war), hatte ich einen ganz anderen Plan, als den, den ich dann durchführen mußte. Es handelte sich um folgendes:

Ich darf keine Bücher unter meinem Namen herausgeben. Der Name Webers sollte mir nur als Schirm für eine Abhandlung über die Weltgeschichte dienen, deren Autor ich selber gewesen wäre. Da ich meine wissenschaftlichen Fähigkeiten kenne, rechnete ich damit, daß meine Abhandlung ins Deutsche, Französische und Englische übersetzt werden und einen Ehrenplatz in jeder der Literaturen der fortschrittlichen Nationen einnehmen würde.

Um jedoch eine solche Umarbeitung des Buches Webers vorzunehmen, bei der mit Ausnahme des Autorennamens alles von mir gewesen wäre, hätte ich viele Bücher zur Hand haben müssen: bei Beginn der Arbeit für etwa tausend Rubel; später wären noch einmal zwei- bis dreitausend nötig gewesen.

Ich hatte also die Absicht, nach Beendigung der kleinen Arbeit, von der ich damals (recht ärmlich) lebte, Ihnen zu schreiben: schicken Sie mir Bücher und eröffnen Sie mir einen Kredit bei irgendeinem Moskauer Buchhändler, der mit deutschen und anderen Buchhändlern in Verbindung steht; ich werde unter dem Titel einer Bearbeitung Webers eine völlig eigene Arbeit über die Weltgeschichte schreiben; ich bitte Sie, den Verlag zu übernehmen, und während dieser Arbeit für meinen Unterhalt aufzukommen...

Statt dessen ist was geschehen?

Ich übersetze ein Buch, das mir entschieden mißfällt; ich verliere Zeit mit Übersetzungsarbeit, die einen Mann von meiner Gelehrsamkeit und von meinen – ich sage das ohne falsche Bescheidenheit – geistigen Fähigkeiten nicht ansteht...“ (*N. G. Tschernyschewski*, Sämtl. Werke, Bd. XV, Moskau 1950, S. 769/70 russ.)

Obwohl Tschernyschewski gezwungen war, sich auf eine bloße Übersetzung zu beschränken, gab er doch nicht den Gedanken auf, das umfangreiche Werk Webers von verschiedenem „Unfug“, „leerem Gerede“ und deutschem Nationalismus zu „säubern“. Außer der ziemlich bedeutenden „Säuberung“, der Tschernyschewski die Arbeit des deutschen Historikers unterzog, schrieb er zu einigen Bänden besondere einleitende Aufsätze. Diese Aufsätze haben selbständige Bedeutung und sind zum Verständnis der soziologischen Anschauungen Tschernyschewskis sehr wichtig. Besonders scharf kritisiert Tschernyschewski in ihnen die „Rassentheorie“ und deckt ihr reaktionäres Wesen auf.

In der vorliegenden Ausgabe sind die Aufsätze nach dem Text der entsprechenden Bände von Webers „Weltgeschichte“ wiedergegeben.

ausgegeben. In Wirklichkeit jedoch entsprang sie Motiven, die nichts mit wissenschaftlicher Wahrheit zu tun hatten. Die Pflanzer der Sklavenstaaten der Nordamerikanischen Union bekamen Angst, die gesetzgebende Körperschaft der Union könne die Sklaverei für die ganze Union aufheben, wie die gesetzgebenden Körperschaften der Nordstaaten sie bereits in diesen Staaten aufgehoben hatten. Ähnliche Perioden von Befürchtungen erlebten auch die Sklavenhalter der englischen Kolonien sowie einiger anderer Kolonien und Staaten. Im Vergleich mit der Aufhebung der Sklaverei in den Sklavenstaaten der Nordamerikanischen Union spielten diese Fälle jedoch eine sehr geringe Rolle. Wer außer den Philanthropen oder ein paar Menschen von sehr fortschrittlicher Denkart interessierte sich für die Frage der Sklaverei in Staaten oder Kolonien, die nur für Menschen von Bedeutung waren, die mit diesen paar Ländern oder kleinen Inseln zu tun hatten? Die Streitigkeiten zwischen den Anhängern und Gegnern der Sklaverei [257] in den Staaten, die aus den früheren spanischen Besitzungen in Amerika entstanden waren, fanden jenseits der Grenzen dieser schwachen Staaten wenig Beachtung. Und auf welche wissenschaftlichen Kräfte konnten die Vorkämpfer der Sklaverei in diesen Ländern sich stützen? Es ist nur verständlich, daß sie sehr geringen Einfluß auf das Denken der Mehrheit der Anthropologen hatten. Auch Frankreich besaß Sklavenkolonien, sie übten jedoch keinen wesentlichen Einfluß auf das politische Leben aus, nicht einmal in Frankreich selber. Die dortigen Sklavenhalter waren im übrigen überzeugt, daß ihren Interessen keinerlei Gefahr drohte, solange es in Frankreich eine legitime Regierung gab; sie konnten sich darüber ärgern, daß sich in Frankreich Leute fanden, die gegen die Sklaverei auftraten; sie konnten die Gegner der Sklaverei widerlegen; aber sie wußten, daß ihre Tadler machtlos waren, und hatten selber kaum großes Interesse an einer Polemik mit ihnen; sie polemisierten, eher um der Regel Genüge zu tun, die verlangt, daß man einen Tadel nicht unbeantwortet läßt, als daß sie ernsthaft notwendig gehabt hätten, etwas zu erwidern. Auch die Sklavenhalter der englischen Kolonien hatten keine solche Bedeutung, daß auch nur England selber aufmerksam auf ihre Stimme gelauscht hätte. Ganz anders gestalteten sich die Dinge in der Frage der Sklaverei, als die Abolitionisten in der Nordamerikanischen Union einen solchen Einfluß auf die öffentliche Meinung der Freien Staaten gewannen, daß die Pflanzer der Südstaaten die Abschaffung der Sklaverei durch die gesetzgebende Behörde der Union befürchten mußten. Die Pflanzer der Südstaaten bildeten die mächtigste der politischen Parteien in einem Staate, der bereits einer der mächtigsten Staaten der Welt war und von dem nicht nur manch einer seiner Bürger, sondern auch die Mehrheit der ernstdenkenden Menschen Europas annahmen, daß er bald zum mächtigsten aller Staaten werden würde. Die Sklavenhalter hatten fast ununterbrochen die Führung dieses Staates inne; sie standen ohne jede Unterbrechung an seiner Spitze, seitdem die Gegner der Sklaverei einen Einfluß gewannen, der ihnen gefährlich werden konnte. Als sie sich ernsthaft um ihre Pflanzungen Sorge zu machen [258] begannen und sich genötigt sahen, sich gegen die Angriffe der Abolitionisten zu verteidigen, fanden sich bei ihnen riesige Kräfte für den Kampf auf der Rednertribüne, in der Presse und in gelehrten Disputen, genau so wie sich später militärische Kräfte fanden. Wie zu Beginn der militärischen Zusammenstöße[2] die Mehrzahl der Spezialisten der Kriegskunst auf die Seite der Sklavenhalter trat, so konnten sich auch im wissenschaftlichen Kampf die Pflanzer auf die Arbeiten von Männern stützen, die mehr Autorität hatten als die Anthropologen der Abolitionisten. Es genügt daran zu erinnern, daß ein Agassiz seine Stimme zur Verteidigung der Sklaverei erhob.

Die Sklavenhalter waren Männer der weißen Rasse, die Sklaven waren Neger; deshalb nahm die Verteidigung der Sklaverei in den gelehrten Abhandlungen die Form der theoretischen Behauptung an, es gebe einen grundlegenden Unterschied zwischen den verschiedenen Menschenrassen. Die weiße Rasse besitzt – nach dieser Theorie – vollauf alle Geistes- und Cha-

[2] Bezieht sich auf den Krieg der Nordstaaten gegen die sklavenhalterischen Südstaaten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

raktereigenschaften, die zur vernünftigen Lenkung der Staatsgeschäfte und ausgedehnter Privatunternehmungen, wie etwa großer Fabriken oder landwirtschaftlicher Betriebe großen Ausmaßes, erforderlich sind; den Negern fehlt von Natur nicht nur die Eignung zum politischen Leben, sondern sie sind auch unfähig, vernünftig und arbeitsam zu wirtschaften, können deshalb nicht Vollbürger eines wohlgeordneten Staatswesens sein, sondern müssen unter dem Befehl weißer Herren arbeiten; daß sie Sklaven bleiben, ist nicht nur vorteilhaft für ihre Herren, sondern ist auch für sie selber der einzige Schutz gegen Elend; sie sind so leichtsinnig und faul, daß sie ohne äußeren Zwang unfähig sind, sich ausreichende Nahrung und ein auch nur einigermaßen bequemes Leben zu erarbeiten; das sehen wir in Afrika; dort führen sie ein Jammerleben; bei ihren weißen Herren in Amerika leben sie im Überfluß. Die Sklaverei ist – immer nach dieser Theorie – eine Institution, die ihnen Wohltaten bringt.

Die Südstaaten der Nordamerikanischen Union sind nicht die ersten auf Sklaverei begründeten mächtigen Gesellschaftsgebilde. Die Theorie, die die gelehrten Verteidi-[259]ger der Sklaverei in den Südstaaten vertraten, enthielt nichts wesentlich Neues: bereits die Griechen rechtfertigten ihre Macht über die Sklaven damit, daß die Masse der Sklaven Menschen anderer Natur seien. Das sagt zum Beispiel auch Aristoteles: er teilt die Menschen in verschiedene Kategorien ein, deren eine von der Natur selbst berufen sei, über die andere, ihrerseits von der Natur zur Sklaverei bestimmte, zu herrschen.

Das Interesse am Sklavenbesitz war nicht die .einzige Quelle der bei den Griechen (und bei den Römern) herrschenden Meinung, daß es Völker gäbe, die von Natur zur Sklaverei bestimmt seien, wie sie selbst zur Freiheit. Es gibt auch uneigennützige Eigenliebe; die Verteidiger der Sklaverei in der alten Welt kamen zu ihrer Auffassung nicht nur aus berechnetem Nutzen, sondern auch aus Eitelkeit. Aus Achtung vor den sozialen Einrichtungen und dem Denken der Griechen und Römer war die gebildete Gesellschaft des neuen Europas geneigt, die Sklaverei auch dann noch zu loben, als diese längst verschwunden war. Die Spezialisten der Wissenschaft vom Menschen teilten diese Meinung der Gesellschaft, der sie angehörten. Aber sowohl die Gesellschaft selbst als auch ihre Spezialisten der Wissenschaft vom Menschen verloren das lebendige Interesse an Überlegungen dieser Art, als offenbar wurde, daß die Sklaverei in Europa unwiederbringlich verschwunden war. Ihre gelehrten Verteidiger wiederholten gewohnheitsmäßig die alten Gedanken, fühlten aber nicht das Bedürfnis, sich besonders viel mit ihnen abzugeben; die Frage blieb ungefähr auf der Stufe stehen, die Aristoteles und die anderen griechischen Verteidiger der Sklaverei bei ihren Untersuchungen erreicht hatten. Die laue Wiederholung des alten Zeugs, auf die sich das Lob der Sklaverei im 18. Jahrhundert beschränkte, entsprach recht wenig dem damaligen Stand der Kenntnisse von der physischen Natur des Menschen, der sehr viel höher war als zu Zeiten des Aristoteles.

Als aber die Pflanzer der Südstaaten sich um die Erhaltung ihrer Sklavenherrschaft Sorgen zu machen begannen, wurde die wissenschaftliche Argumentation zugunsten [260] der Sklaverei schnell so ausgebaut, wie es zur Widerlegung der Gedanken der Partei nötig war, die zu einer Gefahr für die Sklavenhalter der Südstaaten wurde. Das geschah in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Die Lehre von den Beziehungen zwischen den einzelnen Gruppen der Lebewesen stützte sich damals auf den Gedanken, daß Wesen gleicher Herkunft eine Nachkommenschaft haben, die Junge zu gebären imstande ist, welche ihrerseits wieder gleich fruchtbare Junge zu haben imstande sind. Die Theorie, wonach die Neger von Natur zur Sklaverei bestimmt sein sollten, wurde aus dieser Lehre abgeleitet. Diese Theorie sah folgendermaßen aus:

Aus der Paarung von weißen Männern mit Negerfrauen oder von Negern mit weißen Frauen gehen Kinder in geringerer Zahl hervor als aus der Paarung von weißen Männern mit weißen Frauen oder Negern mit Negerinnen. Die Kinder, die aus der Paarung von Menschen weißer Rasse mit Menschen schwarzer Rasse hervorgehen, sind in viel geringerem Grade fähig, ih-

rerseits Kinder zu haben, als die Menschen weißer Rasse oder schwarzer Rasse. Aus diesem Grunde stirbt die mittlere Rasse, die mulattische, sehr schnell aus, sofern sie nicht durch neue Geburten aus der Paarung von weißen Menschen mit schwarzen aufgefüllt wird. Die Mulatten und Mulattinnen können ihre Rasse durch Paarung miteinander nicht aufrechterhalten. Was folgt hieraus? Die Schlußfolgerung lautet:

Wenn wir diese Tatsache mit den Ergebnissen der Paarung von Männchen einer Säugetierart mit Weibchen einer anderen Art vergleichen, so finden wir, daß der Unterschied zwischen weißen und schwarzen Menschen geringer ist als der zwischen Pferd und Esel, aber größer als der zwischen Wolf und Hund. Die Jungen eines Hengstes und einer Eselin oder eines Esels und einer Stute sind vollkommen unfruchtbar; die Jungen eines Wolfs und einer Hündin oder eines Hundes und einer Wölfin dagegen sind vollkommen fruchtbar. Die Mulatten und Mulattinnen sind nicht vollkommen unfruchtbar wie Maultier (equus mulus) und Maulesel (equus hinnus), aber bedeutend weniger fruchtbar als die Bastarde aus der Paarung von Wolf und Hund.

[261] Da wir mit dem Wolf andere Vorstellungen verbinden als mit dem Hund und unsere Einstellung zu diesen zwei verschiedenen Säugetierarten nicht die gleiche ist, und da man vom Esel nicht die gleichen Eigenschaften fordern oder erwarten kann, die uns das Pferd sympathisch oder achtungswert machen, ist klar, daß wir natürlich auch den Neger nicht nach den Vorstellungen beurteilen dürfen, die wir von dem Weißen haben, und daß die soziale Stellung der Neger eine absolut andere sein muß als die der Weißen.

Stellen wir uns einmal vor, wir müßten einen Wolf auf unserm Hof halten; können wir ihn frei herumlaufen lassen, wie wir das mit einem Hunde tun? Nein, damit würden wir uns nur Schaden tun und auch den Wolf zugrunde richten. Vielleicht würde er uns selbst zerfleischen; eher jedoch würde er sich auf das Vieh in unserem oder im Nachbarhof stürzen und es zerreißen. In einem wie im anderen Falle würde er erschlagen werden. Wir werden ihn also an die Kette legen. Für ihn wird das ein Glück sein. Er wird bei uns immer satt zu fressen haben, während er bei sich zu Hause im Walde Hunger leiden müßte.

Die Pflanzer waren so mächtig, daß die vorsichtigen Leute in den Nordstaaten es für gefährlich hielten, sich mit ihnen zu streiten. Die Pflanzer erklärten, ihre Staaten würden sich von der Union lostrennen und eine eigene Konföderation gründen, falls die gesetzgebende Behörde der Union ihre Sklavenhalterrechte antastete. Die Mehrheit der Bevölkerung der Freien Staaten ließ sich durch diese Drohung einschüchtern, machte den Pflanzern Konzessionen und überließ ihnen die Leitung der Union. In den Büchern kam dieses Nachgeben darin zum Ausdruck, daß die Gelehrten der Nordstaaten auf die Seite derer übergingen, die die Rassentheorie der Pflanzer verteidigten. So war zum Beispiel selbst Agassiz, einer ihrer stärksten Vorkämpfer, Professor in den Nordstaaten, unterlag jedoch völlig dem Einfluß der Pflanzer. Es versteht sich von selbst, daß da, wo Menschen aus Angst vor Streitigkeiten fremde Meinungen annehmen, die Mehrheit dieser nachgiebigen Proselyten sich einbildet, nicht auf Grund verwerflicher Motive, aus Ängstlichkeit oder prahlerischer Berechnung zu handeln, [262] sondern aus ehrlicher Überzeugung. Damit können Männer wie Agassiz entschuldigt werden. Er war vermutlich überzeugt, nach bestem Wissen und Gewissen zu reden und nicht aus Kriecherei.

Wie die Gelehrten der Nordstaaten sich der Autorität der Verteidiger der Sklaverei aus den Südstaaten unterwarfen, so unterwarf sich die Mehrzahl der europäischen Gelehrten in der Rassenfrage der Autorität ihrer nordamerikanischen Kollegen. Und wirklich, wie hätten sie auch die Theorie von der grundlegenden Verschiedenheit der Rassen nicht annehmen sollen? Mulatten und Mulattinnen sind unfruchtbarer als die Bastarde von Wolf und Hündin; das sagten die nordamerikanischen Gelehrten; sie hatten die Tatsache an Ort und Stelle studiert. Man mußte ihnen also glauben.

Man hätte sich aber auch überlegen müssen, ob sie wirklich unvoreingenommen waren, ob sie wirklich die Tatsachen studiert hatten, von denen sie mit solcher Überzeugung sprachen, ob sie gewissenhaft wenigstens die Tatsachen mitteilten, die klar waren und ohne besonderes Studium von selbst ins Auge sprangen. Die europäischen Gelehrten hielten das nicht für nötig; sie waren Weiße; die Rassenlehre der Pflanzer war schmeichelhaft für die weiße Rasse; wer hätte da Lust gehabt, daran zu zweifeln, daß sie begründet sei?

Die Nordstaaten fürchteten sich vor den Pflanzern. Europa hörte, daß die Pflanzer drohten, aus der Union auszuscheiden; sie wußten, daß ihr Abfall zum Bürgerkrieg führen mußte; der Bürgerkrieg würde die Arbeit auf den Baumwollplantagen stören, Europa würde nicht genug Baumwolle erhalten. Und was würde geschehen, wenn der Krieg mit dem Sieg der Nordstaaten endete? Die Sklaverei wurde aufgehoben werden: die befreiten Neger würden nicht mehr arbeiten, sie waren ja faule Tiere, die gar nicht den Wunsch hatten, sich durch Arbeit ein bequemeres Leben zu verschaffen, und ein tierisches Elend der Arbeit vorzogen. Weiße Menschen können auf Baumwollplantagen nicht arbeiten, dazu sind nur Neger fähig – so sagten die Pflanzer, und Europa glaubte ihnen. Falls die Nord-[263]staaten siegten, blieb Europa ohne Baumwolle und hatte schwere wirtschaftliche Not zu erwarten; deshalb mußte Europa wünschen, daß die Südstaaten die Oberhand über die Nordstaaten behielten, und daß die Sklaverei in den Südstaaten weiterbestand. So dachte damals die Mehrheit der einflußreichen Männer in Europa.

Aber das Unglück, vor dem sich die kompromißbereiten Leute der Nordstaaten so gefürchtet hatten, und das auch Europa in Schrecken versetzte, trat ein. Die Pflanzer fielen von der Union ab, und es entbrannte ein Bürgerkrieg, der fast vier Jahre dauerte; die Einfuhr von Baumwolle aus den Südstaaten nach Europa geriet ins Stocken; die Teile Europas, die eine entwikkelte Baumwollindustrie besaßen, hatten lange, schwere Leiden zu erdulden. Der Krieg endete mit der Aufhebung der Sklaverei in den Südstaaten. Der unbesonnene Teil der Pflanzerpartei träumte von ihrer Wiederherstellung. Die Mehrheit der Pflanzer kam schnell zu der Überzeugung, daß sie sich nicht wiederherstellen ließ. Das Problem der Sklaverei verlor seine politische Bedeutung und wurde zum Gegenstand ausschließlich wissenschaftlicher Forschung. Und was zeigte sich da? Die Tatsachen bewiesen das Gegenteil dessen, was die gelehrten Verteidiger der Sklaverei über die Unfruchtbarkeit der mulattischen Rasse gesagt hatten – hinsichtlich ihrer Fruchtbarkeit unterscheiden sich die Mulatten und Mulattinnen nicht im geringsten von den Weißen und Schwarzen.

Den Anlaß zu dem Gerede über ihre angebliche Unfruchtbarkeit hatte der Umstand gegeben, daß sehr viele Mulattinnen entweder wirklich unfruchtbar blieben, obwohl sie mit Männern zusammenlebten, oder daß unverhältnismäßig viele von den Kindern, die sie zur Welt brachten, starben, bevor sie heranwuchsen. Es zeigte sich jedoch, daß diese Mulattinnen ein Leben führten, das bei Frauen jeder Rasse, der weißen, der gelben wie der schwarzen, die gleichen Folgen hat; diejenigen Mulattinnen dagegen, die ein Leben führten, das den für alle Rassen gleichen Vorbedingungen für die weibliche Fruchtbarkeit und das Heranwachsen gesunder Kinder entsprach, hatten [264] ebenso viele Kinder wie die Arierinnen, Mongolinnen oder Negerinnen, die das gleiche Leben führten, und ihre Kinder wuchsen ebenso gesund heran wie die Kinder von Frauen anderer Rassen.

Menschen, die nicht wissen, wie sehr eine verlogene öffentliche Meinung das Denken der Gelehrten beeinflußt, haben sich darüber gewundert, wie man mit solcher Gleichgültigkeit der Wahrheit gegenüber behaupten konnte, die Mulattinnen seien unfähig, viele und gesunde Kinder zu haben. Es gab ein noch sonderbareres Kuriosum. Auf der Stufe der Fruchtbarkeit der Bastarde, bei der ihre Nachkommenschaft, ohne abzunehmen, ja bei einer gewissen Zunahme, eine unbegrenzte Zahl von Generationen erreichen könnte, läßt sich häufig die Tatsa-

che beobachten daß der Typus dieser Nachkommenschaft nicht stabil ist: die Nachkommen bewahren nicht den Typus ihrer Bastard-Eltern, sondern kehren zu dem Typus der einen oder der anderen Rasse zurück, von der ihre Bastard-Eltern stammen. So wurde zum Beispiel festgestellt, daß, wenn die Paarung von Tieren einer weißen Abart mit Tieren einer schwarzen gescheckte Junge ergibt, die Nachkommen dieser gescheckten Jungen nur zum geringen Teil gescheckt, in der Mehrzahl dagegen weiß oder schwarz sein werden. Tatsachen dieser Art sind schwerlich bereits mit genügender Exaktheit analysiert. Nehmen wir aber einmal an, daß sie bereits zuverlässig sind. Die gelehrten Verteidiger der Sklaverei übertrugen die Beobachtung, die in bezug auf die gescheckte Nachkommenschaft von Schafen oder Hunden verschiedener Farbe als sicher galt, auf die Mulattinnen. Sie sagten: der mulattische Typus ist nicht stabil; die Kinder von Mulatten und Mulattinnen sind ihren Eltern nicht ähnlich, sie weichen von ihnen entweder zum weißen oder zum negroiden Typus ab; die Kinder derjenigen, die sich zum Beispiel dem negroiden Typus genähert haben, werden ihm noch näher kommen als ihre Eltern, so daß nach einigen Generationen die Nachkommen von Mulatten und Mulattinnen zu vollkommenen Negern werden.

Um ein bestimmtes Urteil über die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit von Menschen eines bestimmten Typus [265] abzugeben, muß man statistische Unterlagen haben. Es ist klar, daß die Masse der Gesellschaft sich in solchen Fragen durch den selbstsicheren Ton der Spezialisten in die Irre führen lassen kann; klar ist auch, daß Spezialisten, denen kein statistisches Zahlenmaterial zur Verfügung steht, durch ihr Vertrauen auf die so selbstsicher auftretenden Kollegen zu Irrtümern veranlaßt werden können. Aber die Frage der Ähnlichkeit der Kinder mit ihren Eltern läßt sich ohne alle wissenschaftlichen Hilfsmittel auf Grund direkter Anschauung beantworten. Jeder, der in einem Sklavenland gelebt hat, weiß ausgezeichnet, daß die Kinder der Mulatten und Mulattinnen ihren Eltern genau so ähnlich sehen, wie es bei den Kindern der Weißen oder der Neger der Fall ist; und daß deshalb der mulattische Typus sehr stabil ist. Aber die Gesellschaft der Sklavenländer zog es vor, sich über dieses ihr Wissen hinwegzusetzen und die für sie angenehmen Worte der gelehrten Verteidiger der Sklaverei zu wiederholen, daß die Kinder von Mulatten und Mulattinnen den Typus ihrer Eltern nicht bewahren.

Wie erklärt es sich, daß ein derartiger Widerspruch zur offensichtlichen Wahrheit möglich ist? Die Fälschung wurde auf eine Weise vorgenommen, die höchst ungeniert, aber durchaus geeignet war, eine angenehme Lüge zu produzieren. Die Mulatten und Mulattinnen bildeten in den Vereinigten Staaten keine abgesonderte Gesellschaft, sie lebten nicht in geschlossenen Gruppen zusammen. Gewöhnlich teilten Mulatten oder Mulattinnen das Haus oder die Hütte mit weißen oder schwarzen Familien. Die Mulatten hatten häufiger Gelegenheit, zu Liebhabern oder Männern von Negerinnen als von Mulattinnen zu werden; die Mulattinnen hatten häufiger Gelegenheit, die Mätressen von Weißen oder die Frauen von Negern zu werden als Mätressen oder Frauen von Mulatten. Die Kinder einer Mulattin und eines Negers hielten in der Mehrzahl der Fälle natürlich die Mitte zwischen den Typen von Vater und Mutter, d. h. sie sahen mehr wie Neger oder Negerinnen aus als ihre Mutter. Die Töchter dieser Töchter hatten, wenn sie Neger heirateten, Kinder, die dem negroiden Typus noch näher standen. Das gleiche, nur in umgekehrter Richtung, [266] trat ein, wenn Mulattinnen und später ihre Töchter mit Weißen zusammenlebten. Die Stufen der Genealogie, die die Nachkommenschaft einer Mulattin dem weißen Typus näher brachte, waren aufs genaueste ausgeprägt, und wenigstens auf den untersten Stufen waren die Merkmale so klar, daß in einem Sklavenlande jedermann auf den ersten Blick sofort den genealogischen Grad eines Menschen erkennt, der seinem Typus nach zwischen dem Mulatten und dem Weißen steht. Die Tochter einer Mulattin und eines Weißen war eine Terzerone; die Tochter einer Terzerone und eines Weißen war eine Quarterone; die Merkmale der Terzerone waren so scharf ausgeprägt, daß niemand sie weder für eine Mulattin noch für eine Quarterone halten konnte. Jedermann sah, daß sie eine

Terzerone war. Die Tochter einer Quarterone und eines Weißen ließ sich für jemanden, der nicht in einem Sklavenland aufgewachsen war, bereits nur schwer von einer Weißen unterscheiden. Wenn ihre Nachkommen noch zwei oder drei Generationen lang Kinder von Weißen hatten, konnte selbst ein erfahrener Beobachter diese Nachkommen nur schwer von Weißen unterscheiden. In der zehnten oder zwölften Generation waren sie auch für den geübten Blick nicht mehr von Weißen zu unterscheiden. Die Entwicklung verlief, in einem Wort, nach genau den gleichen Gesetzen wie bei der Paarung aller Menschen eines Typus mit Menschen eines anderen Typus, wie zum Beispiel bei der Paarung der Nachkommenschaft eines Spaniers und einer Französin mit Menschen französischer Nationalität oder der Nachkommenschaft eines Kataloniers und einer Andalusierin mit Menschen des katalonischen Stammes. Wenn dagegen Menschen vom mulattischen Typus unter sich zusammenlebten, so blieb ihr Typus in der Nachkommenschaft stabil. Das wußte jedermann in den Sklavenstaaten; aber die Anhänger des Sklavenbesitzes zogen es vor, die für die Erhaltung der Unfreiheit vorteilhafte Lüge zu wiederholen, daß der mulattische Typus nicht stabil sei.

Heutzutage haben alle ernsthaften Anthropologen die Behauptungen von der Sterilität der Mulattinnen oder der Labilität des mulattischen Typus als aus der Luft gegriffene [267] Erfindungen von Gelehrten, die im Dienst der Sklavenhalter standen, fallen gelassen.

Die Klassifizierung der Rassen ist in den Details bis jetzt noch sehr unsicher. Die als kompetenteste Autoritäten in Fragen dieser Art anerkannten Fachleute sind sich nicht darüber einig, wieviel Grundrassen man annehmen soll. Auch die Anhänger einer bestimmten Klassifikationsweise sind verschiedener Meinung darüber, zu welcher der von ihnen angenommenen Rassen dieser oder jener Stamm zu zählen ist. Auch die Merkmale, nach denen die Menschen in Rassen einzuleiten sind, bleiben umstritten.

Das populärste Rassenmerkmal ist die Hautfarbe. Es gibt jedoch Fachautoritäten, die der Meinung sind, daß dieses Merkmal wissenschaftlich sehr geringen Wert hat. Einige von ihnen meinen, daß der Unterschied in der Form der Kopfhaare sehr viel wichtiger sei; sie teilen die Menschen in drei Grundrassen: bei der einen haben die Haare im Querschnitt eine runde Form – solche Haare sind völlig glatt; bei einer anderen Rasse zeigen die Kopfhaare im Querschnitt eine gering abgeflachte Ellipse – diese Haare sind leicht gelockt; bei der dritten Rasse sind die Haare im Querschnitt sehr flach elliptisch, so daß das Haar fast wie ein Band mit abgerundeten Kanten aussieht – solche Haare sind gekräuselt wie Schafswolle. Im allgemeinen fällt diese Klassifikation ziemlich weitgehend mit der Einteilung der Menschen in eine gelbe, weiße und schwarze Rasse zusammen. Bemerkenswert an ihr ist, daß sie zu einer anderen Anordnung der Rassen führt als die Klassifizierung nach der Hautfarbe, bei der am einen Ende die weiße, am anderen die schwarze Rasse steht, während die gelbe die Mitte einnimmt; bei der Klassifizierung nach der Form der Kopfhaare hält die Masse der Völker, die die weiße Rasse bilden, die Mitte zwischen den Völkern der gelben und der schwarzen Rasse. Unvergleichlich wichtiger ist zweifellos die Verschiedenheit der Kopfform. Bei dieser Unterscheidungsweise kann man zwei verschiedene Standpunkte einnehmen: im einen Fall wird die eigentliche Schädelform zum Grundprinzip der Einteilung gemacht, im anderen die Form des Profils. Aber auch nach der Form [268] des Profils und der Form des Schädels sind die Resultate für die Einteilung der menschlichen Rassen annähernd gleich; es gibt Ausnahmen, aber im allgemeinen fällt der ovale Schädel mit dem sogenannten kaukasischen (auch griechischen europäischen) Profil zusammen, der vierkantige Schädel mit dem abgeflachten (chinesischen, mongolischen) Profil und der Lang- und Flachschädel mit dem negroiden Profil. Die Form des Schädels und des Profils ist allgemein als sehr viel wichtiger anerkannt als die Farbe der Haut und die Form der Kopfhaare, aber einige Fachleute halten es nicht für angebracht, sie zur entscheidenden Grundlage der Klassifikation der Rassen zu machen weil sie weniger stabil ist als die Hautfarbe und die Haarform. So wurde zum Beispiel festgestellt,

daß die Kinder von in Afrika gekauften Negern im allgemeinen eine Profillinie haben, die der arischen Linie näher steht, als es bei ihren Vätern der Fall war; diese Veränderung nimmt mit jeder Generation zu. Gewiß sind die Neger der Vereinigten Staaten, was die Gesichtszüge betrifft, auch heute noch den Ariern wenig ähnlich; sie sind jedoch im allgemeinen erst in der vierten, höchstens fünften Generation Nachkommen afrikanischer Neger. In Afrika selbst weisen Stämme der gleichen Hautfarbe und Haarform starke Profilunterschiede auf. Einige dieser Stämme haben ein Profil, das dem arischen sehr ähnlich ist. Möglicherweise liegt die Ursache für diesen Unterschied in der ungleichen Geschichte dieser Stämme. Diejenigen unter ihnen, die schon seit langer Zeit in weniger ärmlichen Verhältnissen leben als die anderen, sind geistig und moralisch etwas weiterentwickelt und haben eine Kopfform bekommen, die der jener Völker ähnlich ist, die bereits lange aus dem Zustand der Wildheit heraus sind; später hat sich ihre materielle und moralische Lage wieder verschlechtert, aber die durch die Senkung ihrer Lebenslage hervorgerufenen langsamen Veränderungen ihrer Gesichtszüge sind noch nicht ganz zur Geltung gekommen, so daß diese Stämme, wenn sie auf den früheren Zustand der Wildheit herabsinken, noch die Züge eines früheren höheren Entwicklungsstandes beibehalten. Diese Erklärung beruht übrigens, scheint's, nur [269] auf Analogie; es lassen sich schwerlich Tatsachen finden, die als direkter Beweis dienen können. Analogie aber ist ein Argument, dem man nicht ernsthaft vertrauen darf.

Nach der heutigen Auffassung stellt sich die Frage des Ursprungs der Rassen folgendermaßen dar:

Nicht nur solche Gruppen von Lebewesen wie Wolf, Hund und die ihnen nahestehenden Arten oder wie Pferd und Esel und die ihnen sehr ähnlichen Arten, sondern alle Säugetiere haben zweifellos einen gemeinsamen Ursprung. Deshalb hat die Unfruchtbarkeit bei der Paarung von Säugetieren verschiedener Gruppen nichts zu sagen, wo es sich um die Frage handelt, ob sie einen gemeinsamen Ursprung haben. Sie haben ihn alle. Die Unfruchtbarkeit spricht durchaus nicht für verschiedene Herkunft, sondern beweist nur, daß der Unterschied im Aufbau des Organismus der zu paarenden Lebewesen größer ist, als sich mit der Fähigkeit zur Erzielung von Nachkommen vereinbaren läßt. Dieser Unterschied ist rein historisch entstanden. Wenn die Lebewesen zweier Gruppen zwar Junge hervorbringen, diese Jungen jedoch unfruchtbar bleiben, so bedeutet das, daß ihre Organismen in höherem Grade verschieden sind, als es sich mit der Zeugung einer fruchtbaren Nachkommenschaft vereinbaren läßt.

Die verschiedenen Menschenrassen erscheinen dem gewöhnlichen Beobachter, der kein Fachmann ist, nach der Hautfarbe, der Natur der Kopfhaare und der Formen des Schädels und des Profils als sehr verschieden; er sieht, jedoch, daß alle diese Wesen im selben Grade gleich sind, wie beispielsweise die verschiedenen Abarten der gewöhnlichen Hauskatze (der europäischen, d. h. eigentlich ägyptischen) oder des europäischen Bären einander gleichen. Diese einfache Ansicht der Masse der Menschen wird heute von der Wissenschaft vollauf bestätigt. In keiner Rasse der Säugetiere lassen sich zwei Exemplare finden, die einander vollkommen gleich wären; auch bei den Säugetieren, die mehrere Junge auf einmal werfen, sind die gleichzeitig auf die Welt gekommenen Jungen dennoch etwas voneinander verschieden. Deshalb haben, wenn von Gleichheit der Organisation zweier Säugetiere einer Rasse die Rede [270] ist, die Worte „ihre Organisation stimmt überein" wissenschaftlich nicht den Sinn, daß es keinerlei Unterschied zwischen ihnen gibt, sondern bedeuten nur, daß die Unterschiede im Verhältnis zu den übereinstimmenden Elementen ganz unbedeutend sind.

Haben wir in diesem Sinne das Recht zu sagen, daß alle Menschenrassen übereinstimmen, nicht nur hinsichtlich ihrer Organisation, sondern auch hinsichtlich ihrer geistigen und moralischen Eigenschaften? Im 18. Jahrhundert waren die fortgeschrittenen Menschen weithin der Auffassung, daß man eben so sagen muß. Sie sprachen in sehr weitgehenden und starken

Ausdrücken von der Einheit der menschlichen Natur. Einige der bedeutenden Denker, die ihre Bildung in der Endzeit dieser Periode erhielten, bewahrten sich diese Auffassung fürs ganze Leben. So redeten zum Beispiel Pestalozzi und Hegel auch in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts noch von der Gleichheit aller Menschen in demselben unbedingten Ton wie Rousseau: jeder gesund geborene Mensch wird mit den gleichen Anlagen geboren wie jeder andere; der natürliche Unterschied der geistigen und moralischen Kräfte nicht krank-, sondern gesundgeborener Menschen ist äußerst gering. Zehn oder zwanzig Jahre später jedoch gab es nur noch wenige Gelehrte, die diese Auffassung nicht als äußerst naiv verlacht hätten. Ihre Geringschätzung gehörte zu den konkreten Resultaten des Hasses, mit dem man damals den Theorien des 18. Jahrhunderts gegenüberstand. Aber die Zeit des Hasses ging vorüber, und die neuen Generationen fanden auf einmal, daß die Denker des 18. Jahrhunderts durchaus nicht so naiv waren wie es den Generationen erschienen war, die dieses Jahrhundert haßten. Eines der Resultate dieser Wandlung war das Aufkommen der Richtung, die heute in der Naturwissenschaft herrschend geworden ist. Auf das Teilproblem der Menschenrassen angewandt, kann man diese Richtung folgendermaßen kennzeichnen: die Rassenunterschiede beziehen sich auf den Gesamtorganismus; nicht nur der Schädel oder das Profil oder die Ferse ist bei jeder Rasse besonders geformt, sondern auch jeder Knochen, jeder Muskel, jede Drüse hat bei jeder [271] Rasse seine Besonderheiten; nicht nur die Hemisphären des Großhirns haben bei jeder Rasse ihre Besonderheiten, sondern solche finden sich auch bei jedem Nerv des Magens oder des Fußes; aber alle diese Unterschiede sind reichlich unbedeutend im Verhältnis zu den übereinstimmenden Elementen im Organismus aller Rassen.

Die Naturwissenschaft hat sich die heute herrschende Richtung erst seit sehr kurzer Zeit zu eigen gemacht; auch die noch nicht sehr bejahrten Naturforscher haben seinerzeit aus Büchern der entgegengesetzten Richtung gelernt. Wir stehen erst am Anfang der Entwicklung, und es läßt sich noch nicht bestimmt sagen, wie weit sie gehen wird. Doch sinkt, bisher wenigstens, die Bedeutung der Rassenunterschiede in der Wissenschaft schnell. Die Fachleute sind nicht Menschen eines besonderen Schlages; sie sind in ihrer Mehrheit genau wie die Mehrheit aller übrigen Menschen der öffentlichen Meinung unterworfen, die sich vorwiegend unter dem Einfluß der Ereignisse bildet. Deswegen hängt der weitere Verlauf dieser wie jeder anderen wissenschaftlichen Angelegenheit im hohen. Grade vom Gang der Ereignisse ab. Man sagt hin und wieder, das Denken der Naturforscher besitze eine sehr stabile Grundlage, so daß es nicht Gefahr laufe, den Forderungen der öffentlichen Meinung nachzugeben. Gewiß verdienen nicht nur die Astronomie, sondern auch die Physiologie, verglichen mit den Theorien der politischen und der Gesellschaftswissenschaften, als sehr stabile Begriffssysteme bezeichnet zu werden. Aber denken wir nur daran, was sich in der Geschichte nicht bloß der Physiologie, sondern selbst der Astronomie abgespielt hat. Es mag verzeihlich sein, daß Tycho de Brahe sein System eigens zu dem Zweck erfand, der wissenschaftlichen Notwendigkeit einer Anerkennung des Systems von Kopernikus zu entgehen, dessen Anhänger zu sein für ihn zwar nicht so gefährlich war wie für Galilei, ihm aber doch Unannehmlichkeiten bereiten konnte. Aber welche ernstliche Unannehmlichkeiten hätten den französischen Astronomen vom Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts drohen können, wenn sie die Theorie Newtons annahmen? Unannehmlichkeiten waren für sie damit [272] nicht verbunden; aber sie waren Franzosen; sie lebten in der französischen Gesellschaft; sie zogen das astronomische System ihres Landsmanns Descartes dem des Engländers Newton vor; und mehrere Jahrzehnte lang lehnte die Mehrheit der französischen Astronomen die Lehre Newtons ab und vertrat die Lehre Descartes.

Unter Fachleuten der Anthropologie wird viel darüber gestritten, welche Unterschiede man der Einteilung der Menschen nach Rassen zugrunde legen, wieviel Grundrassen man annehmen und welcher Rasse oder welcher Rassenmischung man diesen oder jenen Stamm zuordnen soll. Aber die absolut sicher feststehenden Tatsachen betreffen die überwiegende Mehr-

heit des Menschengeschlechts. Für Menschen, die in der Anthropologie nach Antworten auf wichtige Fragen der Geschichte suchen, sind diese zweifellosen Tatsachen ausreichend.

Die Frage, in wie viele Rassen man die Menschen eigentlich einteilen soll, ist für die Geschichte der Menschheit nur von ganz geringer Bedeutung. Wichtig sind nur drei Rassen: die weiße, die gelbe und die schwarze, oder die Rasse mit gelocktem Kopfhaar, die mit glattem Haar und die mit wollartigem Haar, oder die Rasse mit ovalem Schädel, Reliefprofil und nicht vorspringendem Unterkiefer, die Rasse mit vierkantigem Schädel, abgeflachtem Gesicht und nicht vorspringendem Unterkiefer, und die Rasse mit abgeflachtem Schädel, flachem Gesicht Lind stark vorspringendem Unterkiefer. Diese drei Rassen machen wahrscheinlich neun Zehntel der Bevölkerung des Erdballs aus. Wollte man noch irgendwelche anderen Rassen zu den Grundrassen rechnen, so würden sie sowohl zahlenmäßig als auch in ihrer Bedeutung für die Geschichte wenig ins Gewicht fallen. Und bei keinem der Völker oder Stämme, die im heutigen Bestand des Menschengeschlechts eine bemerkenswerte Rolle spielen, ist zweifelhaft, welcher Rasse sie angehören; ebenso unzweifelhaft ist das auch fast bei allen jenen Völkern, die in der Geschichte der Menschheit eine bestimmte Rolle gespielt haben, sobald wir nur einigermaßen exakte Angaben über ihr Äußeres besitzen. Für den Forscher oder den Erzähler der Weltgeschichte genügt das. [273] Wenn wir von einem Volke, das eine einigermaßen große Bedeutung für die Geschichte der Menschheit gehabt hat, nicht mit völliger Sicherheit wissen, welcher Rasse es angehörte, so sind unsere Kenntnisse von ihm nicht insofern unbefriedigend, als wir nichts von seinem Äußeren wissen, sondern als wir im allgemeinen ungenügend Kenntnisse von ihm besitzen.

Alle Rassen stammen von den gleichen Vorfahren ab. Alle Besonderheiten, durch die sie sich voneinander unterscheiden, sind historisch entstanden. Aber welchen Grad von Stabilität besitzen diese Besonderheiten? – Keinen ganz gleichartigen. Die Hautfarbe der Neger ist sehr stabil. Man kann schwerlich annehmen, daß die Neger, die zwanzig Generationen hindurch im Lande eines blonden Volkes mit sehr heller Haut leben, eine wesentlich hellere Haut bekommen, als sie in der ersten Generation hatten. Die gelbe und die weiße Haut nehmen sehr viel schneller Tönungen an, die sie der Farbe nach einander annähern. Aber genau gesprochen bewahrt die Hautfarbe eines hell gewordenen Mongolen ihr besonderes Kolorit und unterscheidet sich von der Hautfarbe eines dunkelhäutigen Menschen von rein arischer Rasse; viele Menschen mongolischer Rasse haben eine sehr helle Haut; bei näherem Zusehen jedoch läßt sich erkennen, daß es sich nicht um weiße, sondern nur sehr hell gewordene gelbe Färbung handelt; umgekehrt läßt sich auch bei sehr dunklen Ariern noch erkennen, daß ihre Hautfarbe nicht gelb, sondern nachgedunkelt weiß ist. So sagen wenigstens die Fachleute. Und wir werden uns nicht den Vorwurf der Leichtgläubigkeit zuziehen, wenn wir es für richtig halten. Hinsichtlich der Schädelform ist sicher bekannt, daß mit der Entwicklung des geistigen Lebens bei den Menschen eines Stammes die Stirn höher wird; hiermit verbunden ist eine Verkürzung des Unterkiefers, wodurch sich das Profil ändert und der sogenannte Gesichtswinkel größer wird. Mit welcher Geschwindigkeit sich ein derartiger Wandel vollziehen und welchen Grad er erreichen kann, ist noch nicht mit Sicherheit erforscht. Aber auf Grund unzusammenhängender persönlicher Beobachtungen sind uns viele Fälle bekannt, wo die Urenkel sehr [274] viel höhere Stirnen besaßen, als ihre Urgroßeltern sie hatten. Bei vielen Stämmen und Völkern hat man festgestellt, daß die höheren Stände besser entwickelte Stirnen haben als die Masse der Bevölkerung. In einigen Fällen erklärt sich das durch verschiedene Herkunft. Es gibt jedoch viele Fälle, in denen die gleiche Herkunft der höheren und der niederen Stände zuverlässig feststeht; hier ist dann der Unterschied des Profils offenbar das Resultat einer verschiedenen materiellen und geistigen Lebensweise.

Die Weißen haben ihre Rasse stets für besser gehalten als die gelbe und waren geneigt, die schwarze Rasse zu verachten. Die Menschen dieser Rassen haben von sich selber, scheint es,

sehr verschiedene Auffassungen: wir wissen aus vielen Quellen, daß die Mongolen die Gesichtszüge ihrer Rasse für schöner hielten als das Profil der weißen Rasse; es liegen aber auch viele Nachrichten vor, daß sie die Menschen der weißen Rasse für schöner hielten als ihre Stammesgenossen. Auch bei den Negern ziehen einige die eigene Rasse der weißen vor, andere die weiße der ihrigen. Daß viele gelbe und schwarze Menschen die weiße Rasse schöner finden als die eigene, kann als Bestätigung der hohen Meinung gelten, die die weißen Menschen von der Schönheit ihrer eigenen Rasse haben. Aber wenn die große Mehrheit der gelben und der schwarzen Menschen nach der Auffassung der Weißen keine schönen Gesichter haben, müßte man erst einmal untersuchen, wie weit dieser Eindruck durch Umstände hervorgerufen wird, die nicht zum Wesen der Frage gehören, wie zum Beispiel dadurch, daß die materielle Lage der gelben und schwarzen Menschen schlechter ist als die der weißen und daß ihr geistiges Leben weniger entwickelt ist. Können gelbe und schwarze Menschen unter Umständen, die die Entwicklung der Schönheit fördern, auch nach der Auffassung weißer Menschen sehr schon werden? Wir besitzen zahlreiche Zeugnisse weißer Forschungsreisender darüber, daß es bei der Negerrasse Stämme gibt, die außerordentliche schöne Gesichtszüge haben; diese Stämme trifft man weit von der Meeresküste an, wo die Neger ein weniger schweres Leben haben als in den Küstengebieten Afrikas. Alle Weißen, die in Japan gewesen [275] sind, berichten, daß es viele Japanerinnen mit außerordentlich schönem Gesicht gibt. Hautfarbe und schönes Gesicht gehören nicht zu den Besonderheiten, die unmittelbar an Verstand und Charakter geknüpft sind. Was die Hautfarbe betrifft, so versteht es sich von selbst, daß sie in keiner unmittelbaren Beziehung zu der Tätigkeit des Gehirns steht. Es lassen sich keinerlei physiologische Gründe dafür anführen, daß die weiße, gelbe oder schwarze Hautfarbe irgendwie günstig oder ungünstig auf die Entwicklung des geistigen Lebens einwirken oder daß sie das Resultat irgendeines seiner Zustände sein sollte. Aber wir neigen dazu, bei Menschen mit schönem Gesicht hohe geistige und moralische Eigenschaften vorauszusetzen; und man kann annehmen, daß eine solche Verbindung in gewissem Grade auch wirklich besteht: ein schönes Gesicht ist das Ergebnis der guten Ausbildung des gesamten Körpers; eine gute Ausbildung des Körpers darf als Grundlage für eine gute Tätigkeit des Gehirns betrachtet werden. Obgleich aber diese Bedingungen als grundlegend angesehen werden müssen, ist die Entwicklung des sittlichen und geistigen Lebens des Menschen derartig starken äußeren Einflüssen ausgesetzt, daß das Ergebnis sehr häufig nicht der Natur des persönlichen Körperbaus entspricht. Schöne Menschen müßten klug und gut sein; niemand hat Angaben darüber gesammelt, wie hoch der Prozentsatz von klugen und guten Menschen bei ihnen ist – ob er größer oder geringer ist als bei häßlichen Menschen (der gleichen gesellschaftlichen Stellung); aber jeder von uns weiß aus seiner persönlichen Lebenserfahrung, daß man unter schönen Menschen sehr viele antrifft, die geistig borniert sind und deren Charakter keine Sympathie verdient. Sehr häßliche Menschen müßten nach Geist und Charaktereigenschaften tief unter den schönen stehen. Aber jeder von uns weiß, daß viele sehr häßliche Menschen sehr gut und klug sind. Das kommt daher, daß das Äußere des Menschen durch Einflüsse Schaden nehmen kann, die nicht ins Innere des Organismus dringen; das Profil wird verdorben, aber das Gehirn leidet nicht darunter; dagegen gibt es Einflüsse, die das Gehirn verderben, ohne daß das Profil Schaden leidet. [276] Überhaupt können wir bis heute durch Nachdenken über allgemeine Grundfragen keine zuverlässigen Kenntnisse vom Geist und Charakter eines Menschen gewinnen. Sie sind nur durch das Studium der Handlungen dieser Menschen zu erlangen.

Das Gesagte bezieht sich eigentlich auf die Frage nach der Verbindung zwischen der Schönheit des Gesichts und den geistigen und moralischen Eigenschaften. Anders steht es mit der Abplattung des vorderen Schädelteils; sie ist natürlich ein direkter Beweis dafür, daß das Vorderhirn bei dem betreffenden Menschen mangelhaft entwickelt ist. Deshalb besitzen jene Negerstämme, bei denen der vordere Schädelteil stark abgeplattet ist, natürlich auch ein weniger entwickeltes Vorderhirn. Es handelt sich aber durchaus nicht darum, ob ihr Geistesle-

ben gegenwärtig auf einem tiefen Niveau steht, sondern darum, ob sie zu höherer Zivilisation fähig sind, ob sich ihr Vorderhirn entwickeln und ihre Stirn höher werden kann. Die Tatsachen beweisen, daß das möglich ist.

Solange es in den Vereinigten Staaten Sklaverei gab, mußte sich die Polemik um die Frage drehen, ob die Neger Bürger eines wohlgeordneten Staates sein könnten oder nicht. Heute ist es überflüssig, darüber zu streiten. Die Neger haben die Bürgerrechte erhalten und genießen sie ebenso wie jene Teile der weißen Einwohnerschaft der Vereinigten Staaten, die infolge der unglücklichen Gestaltung ihrer Geschichte noch auf einer niedrigen Entwicklungsstufe stehen. Und es gibt nicht den geringsten Unterschied zwischen der Art, wie die Mehrzahl der Iren, soweit sie schon im vorgerückten Alter nach Amerika eingewandert sind, bei der Wahl ihre Stimmen abgibt, und der Art, wie es die meisten Neger tun; die einen wie die anderen lassen sich im gleichen Maße von Intriganten einfangen. Wie die Neger der Vereinigten Staaten in ein paar Jahrzehnten stimmen werden, wissen wir nicht, aber unvoreingenommene Beobachter sagen, daß sie sich bereits jetzt, zwanzig Jahre, nachdem sie das Stimmrecht erhalten haben, seiner sehr viel vernünftiger bedienen als anfangs.

Die Negerfrage hat übrigens seit der Befreiung der Neger in den Vereinigten Staaten viel von ihrer früheren [277] Bedeutung verloren. Dort, wo die Neger befreit sind, genießen sie laut Gesetz alle oder fast alle Rechte freier Bürger[3], und wenn sie im öffentlichen Leben infolge der Gewohnheiten, die die Weißen während der Sklavenzeit angenommen haben, noch gewissen Beschränkungen ausgesetzt sind, so nehmen diese im Maße, wie die Weißen ihre Sklavenhaltermanieren ablegen, merklich ab. Die Aufhebung der Sklaverei in Kuba und Brasilien ist eine Sache der nächsten Zukunft; daran zweifeln die Sklavenhalter selber nicht mehr. Es ist sehr wahrscheinlich, daß in absehbarer Zeit in Afrika Verhältnisse entstehen, unter denen die Negerfrage sehr wichtig wird: die Weißen dringen von Süden und besonders von Westen her gegen jenen Teil von Afrika vor, der von Negern bewohnt ist. Diese zukünftigen Verhältnisse verdienen auch heute schon unser starkes Interesse, aber wir besitzen noch nicht genügend Unterlagen, um uns ein Bild davon zu machen, welches Geschick die Neger in Afrika erwartet, wenn die Weißen die Herrschaft über ihre Länder oder wenigstens einen starken Einfluß auf sie bekommen.

Von allen Rassefragen ist heute jene die wichtigste, die sich auf die gelbe Rasse bezieht. Sie ist zahlenmäßig sehr viel größer als die schwarze, und dabei zweifelt niemand an der Fähigkeit der gelben Menschen, große, wohlgeordnete Staatswesen zu besitzen, und dazu auch das, was heutzutage zu einer Großmacht gehört, nämlich ein zahlreiches, gut diszipliniertes Heer. Man hört oft Vermutungen anstellen, ob den europäischen Staaten nicht eine große Gefahr von China her drohe, dessen Bevölkerung so zahlreich ist. Legt man die Proportionen der stehenden Heere Frankreichs, Deutschlands und Rußlands zugrunde, so kann China ein Heer von 15 oder 20 Millionen Mann aufstellen und, wenn es die nötigen Geldmittel aufbringt, 7 oder selbst 10 Millionen Krieger gegen Europa schicken. Bei den Beziehungen, die gegenwärtig zwischen den europäischen Staaten bestehen, ist es ganz unwahrscheinlich, daß diese sich zu gemeinsamer Verteidigung zusammenschließen; im Gegenteil, sie würden sich so benehmen, wie die Staaten des alten Griechenlands beim Einbruch der Mazedonier. Es gibt in Europa ziemlich viele Menschen, die es für wahrscheinlich halten, daß Europa [278] von den Chinesen unterworfen werden wird. Diese Befürchtungen sind rein phantastisch; wenn die Chinesen sich erst einmal die europäischen Künste und Fertigkeiten so weit angeeignet haben, daß ihre Heere, wenn auch nicht hervorragend, so doch nicht schlechter als die der heutigen Türkei

[3] Tschernyschewski war irrtümlich der Ansicht, daß die Neger nach Aufhebung der Sklaverei in den USA volle Bürgerrechte bekommen hätten. Die heute besonders ausgeprägte Diskrimination der Neger in den Vereinigten Staaten besteht seit Aufhebung der Sklaverei.

sind, wird China kein einheitlicher Staat mehr sein. Heute bilden die verschiedenen Stämme des chinesischen Volkes nur deshalb noch einen gemeinsamen Staat, weil sie es noch nicht verstehen, ihre Selbständigkeit gegen die ausländischen Unterdrücker zu verteidigen.

Von nicht phantastischem; sondern realem Interesse dagegen ist das Problem der gelben Rasse unter einem anderen Gesichtspunkt: ist die Rasse, der die Hälfte des Menschengeschlechts angehört, fähig oder nicht, es zu sehr hoher geistiger und moralischer Entwicklung zu bringen? Bis vor kurzer Zeit war bei den europäischen Gelehrten der gelben Rasse gegenüber eine verächtliche Auffassung vorherrschend. Die Neger waren für sie keine Menschen, sondern Tiere; von der Rasse, die so große Denker besessen und große technische Entdeckungen gemacht hat, konnte man nicht in gleichem Ton sprechen wie von den Negern; es war unmöglich, die Chinesen nicht zu den Menschen zu rechnen. Aber sie waren Menschen niederer Rasse. Ihre geistige und moralische Organisation wies Züge auf, die sich wesentlich von den Eigenschaften unterschieden, welche den eigentlichen menschlichen Wert der weißen Rasse ausmachen. Zu jenen Zeiten nahm man an, daß die Phantasie eine spezifisch menschliche Fähigkeit sei; die Tiere hatten damals keine Phantasie; heute haben sie eine; wir wissen, daß die Phantasie eine der notwendigen Funktionen des Denkens ist und daß jedes Wesen, welches irgendwelche Vorstellungen besitzt, darunter auch solche hat, die nicht wirklichen Wahrnehmungen entsprechen, sondern Kombinationen von Wahrnehmungen, d. h. Vorstellungen, die zum Gebiet der Einbildungen gehören. Damals wollte man davon nichts wissen; die Gelehrten schrieben auf einer Seite ihrer Abhandlungen von träumenden Hunden oder Katzen, um es auf der nächsten Seite zu vergessen und seelenruhig zu erklären, Tiere hätten keine Einbildungskraft; übrigens hatten damals die Tiere [279] auch nicht die Fähigkeit zu denken. Von den Chinesen ließ sich nicht gut sagen, daß ihnen die Denkfähigkeit fehle, aber die Einbildungskraft war bei ihnen äußerst schwach entwickelt. Sie waren nur fähig, sich um materielle Vorteile zu kümmern, und das machte auch ihr ganzes Denken aus. Wer ausschließlich an seine Alltagsdinge denkt, bei dem gibt es natürlich wenig Raum für Phantasie. Genau in dieser Lage befanden sich die Chinesen: entsprechend der ihrer Rasse eigenen Fähigkeit, nur an Alltagsdinge zu denken, bedurften sie auch gar nicht der Einbildungskraft, und die Natur tat ihnen gar nichts Böses, wenn sie ihnen die höchste menschliche Fähigkeit vorenthielt. Gewiß hatte die Knausrigkeit der Natur hinsichtlich der Zuteilung menschlicher Fähigkeiten an die Chinesen sehr ernste Folgen in materieller Hinsicht; der Phantasie beraubt, konnten die Chinesen natürlich keine Ideale bilden, geschweige denn nach ihrer Verwirklichung streben; ohne Ideale konnten sie sich nichts Besseres vorstellen als die Verhältnisse, in denen sie lebten, und nichts Schöneres als die Sitten und Gebräuche, die sie pflegten. Hieraus ergab sich das Schicksalsgesetz ihres Lebens: die Unbeweglichkeit. Die Geschichte Chinas bestätigte das vollauf: wenn ein Europäer auch nur zehn Zeilen schrieb, die auch nur irgendwie etwas mit der Geschichte Chinas zu tun hatten, so enthielten diese zehn Zeilen unvermeidlich eine Stelle, wo es hieß, die Chinesen leben heute noch genau so, wie sie zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung lebten, die Sitten und Gebräuche der Chinesen hätten sich seit jener Zeit nicht gewandelt und die Auffassungen der Chinesen von den Dingen nicht geändert. Alles in allem waren die Chinesen sehr sonderbare Menschen.

Das war übrigens ganz natürlich, da die gelbe Rasse einen eignen, von der weißen Rasse verschiedenen Ursprung besaß. Menschen von völlig verschiedenem Ursprung mußten natürlich auch wesentlich verschieden sein.

Aber heutzutage können wir Weißen – leider! – nicht bei dem Gedanken stehenbleiben, daß die weiße und die gelbe Rasse zwei Gruppen von Lebewesen verschiedenen Ursprungs seien. Die Chinesen stammen von den gleichen Vorfahren ab wie wir. Sie sind keine besondere Menschenart, sondern [280] Menschen der gleichen Art wie wir; deshalb müssen sie den gleichen Lebens- und Denkgesetzen unterliegen wie wir und müssen unter anderem auch Phantasie haben. Ernsthaft gesprochen, kann man sich bei dem heutigen Stand der Anthropo-

logie überhaupt schwer vorstellen, wie solche sonderbaren Vorstellungen von den Chinesen zustande kommen und noch bis vor kurzer Zeit der Mehrzahl der Gelehrten vernünftig erscheinen konnten. Bei näherem Zusehen muß man erkennen, daß die gelben Menschen genau dasselbe denken und fühlen wie die weißen Menschen auf der entsprechenden Entwicklungsstufe. Die Besonderheiten, die wir bei den Chinesen beobachten, sind nicht Besonderheiten der Chinesen, sondern allgemeine Eigenschaften der Menschen einer gegebenen historischen Situation und sozialen Lage. Man sagt zum Beispiel, daß die Chinesen sehr arbeitsam und genügsam sind. Das sind ganz allgemeine Eigenschaften von Menschen, deren Vorfahren seit alten Zeiten ein seßhaftes Leben geführt und von ihrer eigenen Arbeit, nicht aber von Raub gelebt haben, die immer unterdrückt und arm gewesen sind. Jene Teile der europäischen Völker, auf die diese Lebensbedingungen passen, sind genau so arbeitsam wie die Chinesen und geben sich genau so mit magerem Entgelt zufrieden. Das gleiche gilt hinsichtlich der anderen sogenannten Besonderheiten der Chinesen; das sind nicht Besonderheiten der Chinesen, sondern allgemeine Eigenschaften aller Menschen, aller Rassen, darunter auch der weißen Menschen, in der entsprechenden Lage.

Insbesondere soll noch von einer der angeblichen chinesischen Besonderheiten die Rede sein, von der sogenannten Unbeweglichkeit der chinesischen Lebensweise und der chinesischen Begriffe. Die Geschichte Chinas zeigt die gleichen Züge wie die Geschichte jedes anderen Volkes unter den gleichen Bedingungen. Wir wissen heute, daß das Leben jedes zivilisierten Volkes beim Zusammentreffen bestimmter Umstände Perioden des Verfalls durchgemacht hat; der gewöhnlichste dieser zum Sinken der Zivilisation führenden Vorgänge war die Verwüstung des Landes durch den Einfall fremder Eroberer. In seiner extremsten Form nahm dieses Unglück den Charakter einer lang dauernden Fremdherr-[281]schaft an. In der Geschichte Westeuropas gehörten zu dieser Art Unglücksfällen zum Beispiel der Einfall der Hunnen, später die Überfälle der Ungarn und schließlich die türkische Invasion. Wir können eine beliebige Abhandlung über die Geschichte Westeuropas aufschlagen und werden stets ein und dieselbe, durchaus zutreffende Bemerkung finden, daß diese Unglücksfälle bei den Völkern, die von ihnen betroffen wurden, Wohlstand und Kultur für lange Zeit geschädigt haben. Vergleichen wir der Klarheit halber die chinesische Geschichte mit der englischen. Von der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts ab hat England keine Eroberung durch Fremde mehr zu erdulden gehabt. Die Bevölkerung Englands hatte Zeit auszuruhen, sich zu erholen und, nach Wiederherstellung des Wohlstands und der Kultur auf dem früheren Niveau, neue Erfolge zu erzielen. Schlagen wir nun die Geschichte Chinas auf und zählen wir nach, wie oft es in der gleichen Zeit von Barbaren erobert wurde. Die chinesische Geschichte ist nicht „Stillstand“, sondern eine Reihe von Rückschlägen der Zivilisation unter der Last von Barbareneinfällen und Eroberungen. Nach jedem Rückschlag arbeiteten die Chinesen sich wieder empor, konnten manchmal wieder das frühere Niveau erreichen, manchmal auch darüber hinausgehen, fielen dann aber unter den Schlägen der Barbaren wieder zurück. Warum es den Barbaren gelang, das zivilisierte und ihnen an Zahl überlegene Volk zu überwinden, ist eine Frage, die besonderer Klärung bedarf, sie betrifft jedoch nicht die chinesische Geschichte allein: auch andere zivilisierte Völker sind durch zahlenmäßig relativ kleine Barbarenstämme unterjocht worden; das ist sowohl in Westasien als auch in Europa geschehen.

Zweifellos gibt es zwischen den Menschen der gelben Rasse und denen der weißen Rasse, was ihre geistige und moralische Organisation betrifft, gewisse natürliche Unterschiede, denn jedem äußerlichen Unterschied muß auch ein Unterschied im Bau des Gehirns entsprechen; aber welche Zusammenhänge zwischen den Unterschieden bestehen, ist noch nicht erforscht, und es hieße aufs Geratewohl daherreden, wissenschaftlich unbegründete Kinkerlitzchen vorbringen, wollte man aus diesen Zusammenhängen ein Prinzip [282] der Erklärung bestimmter Tatsachen des geistigen und sittlichen Lebens machen. Um zu sehen, auf wie schwachen Fü-

ßen derartige Erklärungen stehen, wollen wir einen Blick auf die Verwandtschaft solcher Säugetiere werfen, die wir alle besonders gut kennen.

Das Pferd ist ein recht gehorsamer Diener des Menschen; der Esel, sein naher Verwandter, dient uns ebenfalls; es gibt jedoch einige Arten von Säugetieren, die dem Pferde noch näherstehen als der Esel, die sich jedoch vom Menschen nicht unterwerfen lassen. Von den nächsten Verwandten des Rindes haben sich einige mehr oder weniger dem Menschen unterworfen, wie zum Beispiel der Büffel und der Jak, der amerikanische Bison dagegen ist bis heute ungebändigt geblieben. Wir haben die Katze zum Haustier gemacht, und der Hund ist seit langem einer der treusten Freunde des Menschen; auch der Gepard, der seinem Äußeren nach teils der Katze, teils dem Hunde ähnelt, dient dem Menschen. Der Wolf dagegen, der viel näher mit dem Hunde verwandt ist als der Gepard, ist ungebändigt geblieben. Mit einem Wort: wir können jedes von den Säugetieren nehmen, die zu unseren Dienern geworden sind, und werden stets nahe Verwandte finden, die nicht Lust gehabt haben, uns zu dienen oder sich ihrem Charakter nach für unsere Dienste als ungeeignet erwiesen haben. Dagegen besteht die Reihe der wenigen Säugetiere, die uns dienstbar sind, aus Vertretern von Familien, die einander ihrer Organisation nach sehr fernstehen; Hund und Katze gehören zu zwei verschiedenen Familien aus der Gruppe der Raubtiere; Pferd und Esel zur Gruppe der Einhufer; Rind, Schaf und Ziege zu verschiedenen Familien aus der Gruppe der Wiederkäuer, Elefant und Schwein zu verschiedenen Familien der Dickhäuter.

Wie schwer es uns immer noch fällt, den Zusammenhang zu erkennen, der zwischen den geistigen Fähigkeiten eines Geschöpfs aus der Säugetiergruppe und seinem Äußeren besteht, sehen wir, wenn wir uns vor Augen führen, welche Säugetiere (außer dem Affen) als die klügsten gelten. Es sind der Elefant, das Pferd und der Hund. Es gibt viele Tiere, die ihnen nach der zoologischen Klassifikation sehr nahestehen, und dennoch nicht als besonders klug gelten. Eins [283] von beiden: entweder sind wir den Tieren gegenüber, die wir für nicht besonders klug halten, ungerecht, oder die Klassifikation nach den äußeren Merkmalen gibt uns nicht genügend Handhaben zur Beurteilung der geistigen Fähigkeiten. In vielen Fällen sind wir wahrscheinlich ungerecht; so verdient zum Beispiel der Esel aller Wahrscheinlichkeit nach, als sehr kluges Tier betrachtet zu werden. In vielen Fällen dagegen entsprechen kleine äußere Verschiedenheiten wahrscheinlich in Wirklichkeit sehr großen Unterschieden in den geistigen Fähigkeiten, während umgekehrt sehr große Verschiedenheiten des Äußeren keinen großen Unterschied in den geistigen Kräften hervorbringen.

Solange es so um unser Wissen von den Zusammenhängen zwischen den äußeren Merkmalen und den Geisteskräften steht, erlaubt die wissenschaftliche Vorsicht uns nicht, die Unterschiede zwischen der weißen und gelben Rasse zum Prinzip der Erklärung irgendwelcher Vorgänge und Tatsachen ihrer Geschichte zu erheben. Die alte Gewohnheit, geschichtliche Unterschiede aus Rassenverschiedenheiten zu erklären, ist noch stark im Schwange; aber diese Erklärungsmethode ist veraltet und führt zu zwei sehr üblen Resultaten: erstens sind die auf sie gegründeten Erklärungen gewöhnlich an sich falsch; zweitens vergessen wir, indem wir uns mit diesem Irrtum zufrieden geben, nach der wahren Erklärung zu suchen.

In vielen Fällen würde die Wahrheit uns ganz von selber klarwerden, wenn sie nicht durch die phantastische Erklärung der Tatsache vermittels der Rassenunterschiede unseren Blicken entzogen wäre. So würden wir zum Beispiel die angebliche Unbeweglichkeit der Lebensweise und der Auffassungen der Chinesen unschwer in seiner wahren Gestalt, nämlich als eine Reihe von Rückschlägen der Zivilisation unter der Bedrückung durch die Barbaren, erkannt haben, wenn unsere Aufmerksamkeit nicht durch das unbegründete Gerede über die Unfähigkeit der gelben Rasse, ein gewisses Niveau der Zivilisation zu überschreiten, von diesen Unglücksfällen der chinesischen Geschichte abgelenkt würde.

Damit wollen wir einstweilen Schluß machen. [284]

3
VON DER VERSCHIJDENHEIT DER VÖLKER NACH IHREM NATIONALCHARAKTER

Die Lebensweise und die Vorgänge im Leben der Menschen sind teils durch äußere Faktoren bestimmt, die von ihren Eigenschaft unabhängig sind, teils durch ihre eigenen Eigenschaften Die Menschengruppen, mit denen sich die Geschichte beschäftigt, sind Völker, Volksteile und Verbände von Völkern oder Volksteilen.

Aus diesen unbestreitbar richtigen Gedanken ergibt sich ganz von selbst, daß unsere Kenntnisse von den Eigenschaften der Völker uns Erklärungen für die Formen der Lebensweise und der Vorgänge im Leben der historischen Menschengruppen liefern können.

Die Eigenschaften jeder beliebigen Menschengruppe sind die Gesamtheit der Eigenschaften der Einzelmenschen aus denen die Gruppe besteht. Deshalb ist das Wissen von den Eigenschaften dieser Gruppe nur die Gesamtheit des Wissens von den individuellen Eigenschaften der Menschen, die sie bilden. So kann unser Wissen von den Eigenschaften eines Volkes nichts anderes sein als die Zusammenfassung unseres Wissens von den Eigenschaften der Einzelmenschen, die dieses Volk bilden.

Wir können die Eigenschaften von Einzelpersonen oft ziemlich gut kennenlernen, auch ohne daß wir ihre Lebensweise oder sonstige wichtige Tatsachen aus ihrem Leben kennen. Jeder, der an großen Gesellschaften teilnimmt, hat Bekannte, von denen er nichts anderes kennt als den Eindruck, den sie bei Begegnungen in der Gesellschaft auf ihn und seine Verwandten oder Freunde machen; diese Begegnungen können inhaltlich völlig nichtssagend sein, sich auf den Austausch von Begrüßungen und auf Unterhaltungen über für die Gesprächspartner gleichgültige Gegenstände beschränken und uns dennoch genügend Material für eine ziemlich richtige Beurteilung einiger geistiger und moralischen Eigenschaften unseres Bekannten liefern. Wenn wir uns mit ihm zum Beispiel über die neusten Zeitungsmeldungen [285] und städtischen Anekdoten unterhalten, kann es sehr leicht sein, daß wir eine gute Vorstellung von seinen Meinungen über allerlei soziale und moralische Fragen bekommen, und uns auf Grund dieser seiner Meinungen ein Bild von seinen moralischen Qualitäten machen können.

Nachdem wir so die moralischen Eigenschaften des Menschen kennengelernt haben, von dem wir nur sein Äußeres, seine Kleidung und diese seine Eigenschaften kennen, können wir Schlüsse auf seine Lebensweise ziehen; und wenn wir von einer wichtigen Handlung, die er vollzogen hat, oder von einem anderen Ereignis in seinem Leben erfahren, können wir uns diese Tatsache in manchen Fällen befriedigend aus seinen moralischen Qualitäten erklären.

Angenommen, zum Beispiel, wir haben uns aus Gesprächen mit ihm davon überzeugt, daß er verständig ist und über einen starken Willen verfügt. Hieraus können wir die Vermutung ableiten, daß er sein Alltagsleben möglichst gut organisiert hat, daß er zum Beispiel jeden Tag eine Mahlzeit zu sich nimmt, deren Qualität seinen Finanzen entspricht, nicht aber für ein einziges Mittagessen so viel Geld ausgibt, daß er nachher einige Tage hungern muß. Angenommen, wir haben gehört, daß er sich in Gefahr befunden, aber heil aus ihr hervorgegangen ist; wir haben dann ein Recht zu der Annahme, daß er sich in dieser Gefahr vernünftig und mutig benommen hat. Sind solche Vermutungen zuverlässiges Wissen? Selbstverständlich nicht; aber solange wir nichts erfahren, was gegen sie spricht, haben wir vernünftigerweise das Recht, sie für wahrscheinlich und in einigen Fällen sogar für sehr glaubwürdig zu halten.

Bei einzelnen Menschen können wir also oft bedeutend mehr von ihren Eigenschaften wissen als von ihrem Alltag und den wichtigen Vorgängen ihres Lebens. In solchen Fällen kann unser Wissen von ihren Eigenschaften uns dazu dienen, die geringen und ungenügenden Kenntnisse von ihrer Lebensweise und den wichtigen Ereignissen in ihrem Leben zu klären.

Gilt das auch für das Verhältnis unserer Kenntnisse von den Eigenschaften der Völker zu den Kenntnissen von den Formen ihres Alltagslebens und den wichtigsten Vorgängen [286] in ihrer Geschichte? Gewöhnlich ist das Verhältnis zwischen diesen beiden Reihen von Kenntnissen in bezug auf die Völker genau umgekehrt: wir kennen die Formen ihres Alltagslebens und die wichtigen Ereignisse ihrer Geschichte sehr viel besser und genauer als ihre Eigenschaften und unsere Vorstellungen von ihren Eigenschaften sind gewöhnlich nur Schlußfolgerungen aus unseren Kenntnissen von ihrem Leben und ihren Schicksalen. Nehmen wir zum Beispiel unser Wissen von einer der Eigenschaft des Volkes der alten Griechen, nämlich davon, ob die Griechen ein feiges oder kühnes Volk waren.

Wir sagen alle: die Griechen waren ein kühnes Volk. Wir fragen uns: woher wissen wir das? Wir denken sofort an Marathon, Salamis, Platää[4] und eine Menge von anderen Schlachten, in denen die Griechen Feinde besiegt haben, die ihnen zahlenmäßig überlegen waren. Wir wissen allerdings, daß sie diese Feinde an Disziplin übertrafen und besser bewaffnet waren; aber keine noch so gute Bewaffnung verhilft einem zahlenmäßig kleinen Heer zum Siege über einen zahlenmäßig überlegenen Feind, wenn es nicht aus kühnen Männern besteht, und nur kühne Männer können während der Schlacht Disziplin wahren. Das gleiche läßt sich von allen anderen Argumenten für die Überlegenheit der griechischen Truppen außer der Kühnheit sagen. Auch wenn wir diesen Argumenten alle nur erdenklichen Konzessionen machen, werden wir dennoch immer gezwungen sein anzuerkennen, daß die Siege der Griechen ein Beweis für ihre Kühnheit sind.

Was ist nun eigentlich unser Wissen von dieser Eigenschaft der Griechen? Es ist eine Schlußfolgerung aus unseren Kenntnissen der Schlachten, die sie geschlagen haben. In der gleichen Weise und ganz allgemein erklären wir uns die Ereignisse der griechischen Geschichte nicht aus unseren Kenntnissen von den Eigenschaften der Griechen, sondern kennen umgekehrt die Eigenschaften der Griechen aus den Vorgängen ihres Lebens. Von ihrer Kühnheit wissen wir aus ihren tatsächlichen Kriegshandlungen; von ihren anderen Eigenschaft wissen wir auf Grund der Resultate ihrer Tätigkeit auf anderen Gebieten, zum Beispiel sind uns die [287] geistigen Eigenschaften der Griechen aus ihren Kunstwerken und aus ihrer Literatur bekannt.

Mithin sind alle unsere Kenntnisse von den geistigen und moralischen Eigenschaften früherer Völker und früherer Generationen heutiger Völker nicht direkte Kenntnisse, sondern Schlußfolgerungen aus unseren Kenntnissen von den wichtigen tatsächlichen Ereignissen ihrer Geschichte, von den Formen ihres Alltagslebens, von den Werken ihrer physischen, geistigen und moralischen Tätigkeit.

Kann dieses abgeleitete Wissen verwendet werden, um Kenntnisse von Tatsachen eben jener Klasse zu erklären, die mit anderen Tatsachen die Grundlage für dieses Wissen abgegeben hat? Das ist zweifellos möglich. Nehmen wir zum Beispiel einmal an, die griechischen Historiker liefern uns folgende Nachricht: als das griechische Heer sich einem bestimmten Flusse näherte, zog das auf dem anderen Ufer stehende persische Heer ab, ohne den Flußübergang zu verteidigen. Nehmen wir weiter an, daß unsere Kenntnisse von dem Vorgang sich hierauf beschränken und daß wir keine weitere Nachricht über die Truppenzahl des griechischen und persischen Heeres besitzen und nicht wissen, warum das persische Heer abzog, ohne auch nur den Versuch zu machen, den Gegner aufzuhalten. Von unserem Wissen ausgehend, daß die Griechen kühn waren und daß die Perser in dieser Hinsicht die Überlegenheit der Griechen wenn nicht über das zahlenmäßig kleine Elitekorps von wirklich persischer Nationalität, so

[4] In der Schlacht bei Marathon im Jahre 490 v. u. Z. schlugen die Athener den Überfall der Perser auf Attika zurück. In der Schlacht bei Salamis im Jahre 480 v. u. Z. wehrten die Athener einen neuen Überfall der Perser ab. Die Schlacht bei Platää fand im Jahre 479 v. u. Z. statt; in dieser Schlacht siegten die Griechen unter Pausanias über die Perser. Platää war im Jahre 480 v. u. Z. durch Xerxes zerstört worden.

doch über die Masse ihrer aus verschiedenen Stämmen bestehenden Landwehr anerkannten, können wir den Rückzug des persischen Heeres mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit dadurch erklären, daß seine Anführer Angst hatten, die Landwehrkrieger, die wahrscheinlich die große Masse dieses Heeres bildeten, würden im Kampf mit den Griechen nicht standhalten. Wir dürfen jedoch nicht vergessen, daß das nur eine Vermutung ist. Die persischen Feldherren konnten auch ganz andere Gründe für ihren Rückzug haben. Vielleicht war ihr am Fluß aufgestelltes Heer dem griechischen zahlenmäßig unterlegen; dann war der Grund für ihren Rückzug nicht ihre Meinung von der Überlegenheit der Griechen an Kühnheit, sondern [288] deren Zahl; oder der Rückzug war vielleicht eine Kriegslist, und die Perser wollten die Griechen in eine Gegend locken, wo sie sie leichter alle zusammen vernichten konnten; vielleicht auch zogen die persischen Feldherren ab, weil sie den Befehl erhalten hatten, irgendein anderes Gebiet eilends gegeneinen anderen Feind zu verteidigen; außer der Meinung von der Kühnheit der Griechen konnte es bei ihnen allerlei andere Gründe geben. Dabei bleibt unsere Vermutung dennoch wahrscheinlich, und man kann uns keinen Vorwurf daraus machen, wenn wir, solange andere Angaben für eine zureichende Erklärung des Vorgangs fehlen, an ihr festhalten.

Fälle, wie der von uns angenommene, kommen jedoch selten vor und sind, allgemein gesprochen, wenig wichtig. Gewöhnlich besitzen wir entweder solche Berichte über die Vorgänge, daß der Gang der Ereignisse sich aus unseren zuverlässigen Kenntnissen von den allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Natur und aus unseren Kenntnissen vom Zustand des betreffenden Volkes in gegebener Zeit und von den Details des Ereignisses hinreichend erklären läßt, oder unsere Kenntnisse von den besonderen Eigenschaften des betreffenden Volkes sind so kärglich und unsicher, daß ihre Verwendung zur Erklärung der Vorgänge so viel bedeuten würde wie die Verwandlung der Geschichte in ein willkürlich erfundenes Märchen.

Unsere Kenntnisse von den geistigen und moralischen Eigenschaften der Völker vergangener Zeiten sind keine direkten Kenntnisse, sondern abgeleitet aus den Kenntnissen von den Vorgängen in ihrem Leben; es ist deshalb klar, daß sie sehr viel ärmer und sehr viel weniger exakt und zuverlässig sind als unsere Kenntnisse von den Vorgängen, die ihrer Ableitung zugrunde gelegen haben. Hinsichtlich der früheren Völker und der früheren Generationen der heute lebenden Völker läßt sich das nicht ändern. Wir können von ihren geistigen und moralischen Eigenschaften nicht anders Kenntnis erhalten als auf Grund der Tatsachen ihrer geschichtlichen Wirksamkeit.

Aber können wir uns nicht vielleicht von den geistigen und moralischen Fähigkeiten der zeitgenössischen Völker direkte Kenntnisse verschaffen, die so umfassend und genau [289] sind, daß sie als feste Grundlage für die Erklärung der geschichtlichen Vorgänge dienen können?

Um zu sehen, ob eine solche Arbeit leicht zu bewältigen ist, wollen wir versuchen, eine Liste der Menschen aufzustellen, die wir gut kennen, und dabei ihre Eigenschaften kurz vermerken. Unsere Liste möge aus hundert Menschen bestehen. Werden wir schnell mit dieser Arbeit fertig sein, wenn wir sie mit einer Genauigkeit durchführen wollen, die den Anforderungen der Wissenschaften genügt?

Viele Eigenschaften eines Menschen lassen sich leicht erkennen; zu ihnen gehören zum Beispiel sein Äußeres und seine physische Kraft. Unter den Umständen, die gewöhnlich unsere Begegnungen mit Menschen begleiten, genügt es, den Menschen einfach anzusehen, um eine ziemlich exakte Vorstellung von seinem Äußeren zu erhalten; und um sich eine ziemlich genaue Vorstellung von seiner Kraft zu machen, braucht man nur zu sehen, wie er einen schweren Gegenstand in die Hand nimmt. Aber auch die rein physischen Eigenschaften lassen sich nicht immer leicht erkennen. Es gibt zum Beispiel Krankheiten, deren Wirkung nicht zu erkennen ist, ehe sie nicht einen sehr hohen Entwicklungsgrad erreicht haben. Der Mensch

kann unter der Einwirkung einer solchen Krankheit dicht vor dem Tode stehen und doch ganz gesund aussehen. Denken wir zum Beispiel an einige Formen des Typhus und die Pocken. Der Mensch hat bereits die Ansteckung in sich, sieht aber weiterhin völlig gesund aus. Gehört die physische Gesundheit zu den Eigenschaften des Menschen oder nicht? Muß sie zur Vorstellung vom Charakter eines Menschen gerechnet werden? Auf die erste Frage antwortet wahrscheinlich jeder: ja; auf die zweite Frage wird die Mehrzahl der Gelehrten, die die Geschichte der Völker gern aus ihren Eigenschaften erklären, antworten: nein. Gewöhnlich jedoch sagen sie vom Temperament der Völker: „Dieses Volk hat einen fröhlichen Charakter, jenes dagegen ist von Charakter mürrisch.“ Das Temperament wird durch Veränderungen im Gesundheitszustand stark gewandelt. Ein kranker Mensch hat gewöhnlich eine weniger fröhliche Stimmung als ein gesunder. Eine leichte chronische Gesundheitsstörung, die als Folge von unbefrie-[290]digenden Lebensverhältnissen eintritt, wird nicht als Krankheit bezeichnet, wirkt jedoch sehr stark auf die seelische Stimmung ein.

Verlassen wir die Untersuchung der Frage nach den physischen Eigenschaften. Müssen wir zu den geistigen Fähigkeiten eines Menschen sein Wissen rechnen und zu den moralischen Eigenschaften seine Gewohnheiten? Wenn wir diese Fragen mit Nein beantworten, sind wir nicht mehr imstande, einen Menschen in geistiger und moralischer Hinsicht zu charakterisieren, aber wenn wir das Wissen und die Gewohnheiten eines Menschen in den Begriff seiner Charakterisierung aufnehmen, so findet sich nur ganz selten ein Mensch, von dem man sagen könnte, daß er mit vierzig Jahren noch denselben Charakter hat, den er vor zwanzig Jahren besaß.

So kurz unsere Liste der geistigen und moralischen Eigenschaften auch ausfallen mag, es werden immer solche dabei sein, die sich schwer erkennen lassen. Wahrscheinlich werden wir z. B. nicht vergessen haben, Besonnenheit, Willensstärke und Ehrlichkeit in die Liste aufzunehmen. Wenn wir auch nur eine dieser Eigenschaften aufgenommen haben, wird es uns in vielen Fällen Kopfzerbrechen machen, was wir betreffs dieser Eigenschaft hinter den Namen unseres Bekannten schreiben sollen. Man kann jahrelang mit einem Menschen zusammenleben und doch nicht sicher in Erfahrung bringen, ob er besonnen ist oder nicht, ob er einen schwachen oder starken Willen hat und ob er zuverlässig ehrlich ist; und er selber kann dreißig und fünfzig Jahre alt werden, ohne zu wissen, zu welchen Taten von hohem Edelmut oder niedriger Gemeinheit, von Kühnheit oder Feigheit er imstande ist. Wer hat nicht schon oft von nahen Bekannten die Worte gehört: „Ich staune, wie ich das habe tun können“, und hat sich mit ihnen über Taten gewundert, die absolut im Widerspruch zu unserer Vorstellung von ihrem Charakter standen. Ein Mensch hat sein fünfzigstes Jahr erreicht, ohne je etwas Unbesonnenes getan zu haben, ist dann in Schwierigkeiten geraten, wie sie ihm früher noch nie widerfahren sind, hat den Kopf verloren und handelt nun unbesonnen: kommt dergleichen etwa selten [291] vor? Aber wir wollen uns nicht lange dabei aufhalten, daß unsere Kenntnisse von den schwer erkennbaren geistigen oder moralischen Eigenschaften unserer Bekannten mangelhaft sind; wir werden den zu charakterisierenden Menschen Besonnenheit oder Unbesonnenheit, festen oder schwachen Willen zuschreiben, ohne uns weiter um die Nachprüfung zu kümmern, ob unsere Meinung begründet ist. Mit dieser Nachprüfung würden wir uns auf eine so lange und schwierige Arbeit einlassen, daß wir wahrscheinlich nie mit ihr fertig werden würden. Ohne sie können wir die Charakteristik unserer Bekannten nach unserer Eigenschaftenliste leicht und schnell aufstellen. Es versteht sich, daß eine solche Liste nur sehr geringen wissenschaftlichen Wert haben wird. Echtes Wissen wird in ihr mit einer solchen Menge von Fehlern durchsetzt sein, daß wir die Liste am besten ins Feuer werfen. Aber das wollen wir erst eine Minute nach ihrer Fertigstellung tun, diese eine Minute aber wollen wir dazu verwenden, nachzusehen, in welchem Maße die von uns skizzierten Charaktere verschiedenartig sind. Und wir werden sehen, daß diese Verschiedenheit sehr groß ist.

Das weiß übrigens aller Wahrscheinlichkeit nach jeder von uns, auch ohne daß er sich die unnötige Arbeit macht aufzuschreiben, was wir vom Charakter unserer Bekannten denken. Wenn das richtig ist, so haben wir es erst gar nicht nötig, die Probe zu machen, von der wir gesprochen haben. Stellen wir die Schlußfolgerungen dar, zu denen uns die Probe geführt hätte, wenn wir sie angestellt hätten.

Im Bekanntenkreis eines jeden von uns gibt es keine zwei Menschen, deren Charaktere sich nicht in wichtigen Punkten voneinander unterschieden. Die Kombinationen von Eigenschaften sind sehr mannigfaltig. Mit Besonnenheit zum Beispiel geht manchmal hoher Verstand Hand in Hand, manchmal dagegen ein Maß von geistigen Fähigkeiten, das sich nur wenig von Stumpfsinn unterscheidet. Viele der Menschen, die in geistiger Hinsicht völlig unfähig gelten, sind sehr besonnen. Da haben wir schon vier Gruppen von Menschen; begabte und vernünftige, begabte und unvernünftige, unbegabte und vernünftige sowie unbegabte und unvernünftige. Nehmen wir noch die Bestimmung nach irgendeiner [292] anderen, dritten Eigenschaft, zum Beispiel der Ehrlichkeit, hinzu, so zerfällt jede Gruppe noch einmal in zwei Gruppen. Wieviel Gruppen erhalten wir, wenn wir der Einschätzung neun Eigenschaften zugrunde legen? Wenn in Wirklichkeit nicht alle 1024 Gruppen dabei vorkommen, die sich nach der Formel der Kombinatorik ergeben, so doch sicher Hunderte von Typen.

Der Versuch, den wir vorgeschlagen haben, ergibt Resultate, die wissenschaftlich nicht ernst zu nehmen sind, da er sich nur unter der Bedingung zu Ende führen läßt, daß wir unsere Gedanken über die Eigenschaften unserer Bekannten niederschreiben, ohne uns darum zu kümmern, ob unsere Meinungen der Nachprüfung standhalten. Aber ist jemals wenigstens auch nur ein solch oberflächlicher Versuch zur Bestimmung des Charakters der Menschen unternommen worden, die nicht den Kreis unserer persönlichen Bekannten bilden, sondern ein ganzes Volk? Wer hat jemals versucht nachzurechnen, in welchem Verhältnis zur Gesamtzahl der Menschen irgendeines Volkes zum Beispiel die Zahl der besonnenen oder der unbesonnenen, der willensstarken oder willensschwachen Menschen usw. steht, oder wie sich die Zahl der Menschen von diesem oder jenem durch die Kombination verschiedener Eigenschaften gebildeten Typus zur Gesamtzahl der Menschen des betreffenden Volkes verhält? Nichts dergleichen ist jemals bei irgendeinem Volk versucht worden. Und wir müssen hinzufügen, daß die Arbeit, die zu einer befriedigenden direkten Erforschung der heutigen geistigen und moralischen Eigenschaften eines der zivilisierten Völker nötig wäre, mengenmäßig, ihres riesigen Umfangs wegen weit über die Kräfte des Gelehrtenstandes dieses Volkes hinausginge.

Wir sind deshalb gezwungen, uns mit unseren subjektiven, zufälligen und sehr beschränkten Beobachtungen über den Charakter der Menschen und mit den Schlußfolgerungen über die moralischen Eigenschaften zufrieden zu geben, die wir aus unserem Wissen von den Lebensformen und den großen Ereignissen im Leben der Völker ziehen. Das Gesamtwissen, das uns diese Quellen liefern, ist kärglich und leidet darunter, daß es mit unsicheren Vermutungen [293] ist. Aber es wäre gut, wenn wir uns die Mühe gäben, wenigstens mit diesem unbefriedigenden Material aufmerksam und vorsichtig umzugehen. Wir tun nicht einmal das. Die landläufigen Begriffe vom Charakter der verschiedenen Völker sind flüchtig aufgestellt oder vorwiegend von unseren Sympathien oder Antipathien beeinflußt. Als Beispiel hierfür wollen wir die übliche Definition des Nationalcharakters der alten Griechen anführen. Wem von uns hat sich nicht die folgende Charakteristik des Volkes der alten Griechen eingeprägt?

„Nationale Eigenschaften der Griechen waren Kunstliebe, ästhetisches Feingefühl, Bevorzugung des Schönen vor dem Prunkvollen, Zurückhaltung im Genuß, Maß beim Weintrinken und noch mehr beim Essen. Die Gelage der Griechen waren fröhlich, kannten aber weder Trunkenheit noch Völlerei.“

Beschränken wir uns auf diese, den Griechen zugeschriebenen nationalen Charakterzüge.

Betrachten wir jene Periode im Leben des griechischen Volkes, die den Ruhm der Griechen ausmacht. Sie beginnt etwa zur Zeit der Schlacht bei Marathon und endet etwa zur Zeit der Schlacht bei Chäronea[5]. Die wichtigsten griechischen Staaten waren in dieser Periode Sparta, Athen, Theben und Syrakus. Große Bedeutung besaßen auch Korinth und Agrigent. Nicht zu vergessen ist dabei schließlich, daß das ausgedehnteste Gebiet des eigentlichen Griechenlands ‘Thessalien war.

Nach den gleichen Historikern, die den Charakter des ganzen griechischen Volkes durch die obenangeführten Züge definieren, waren die Spartaner ein Volk, das alle anderen Sorgen oder Triebe der militärischen Leibesübung und der Disziplin unterordnete. Von der Zeit an, aus der wir die ersten sicheren Nachrichten über die Spartaner besitzen, sehen wir, daß diese Krieger, die bei sich zu Hause kärglich und streng leben mußten wie im Heerlager, sich wilden Orgien hingeben, sobald sie sich einmal freimachen. Pausanias, der Sieger von Platää, der erste Spartaner, über dessen Leben wir genauere Angaben besitzen, hat es bereits so gehalten. Als er in Byzantion war und Freiheit hatte, [294] begann er sich aufzuführen wie ein persischer Satrap, und ließ sich von der Gier nach einem prunkvollen, lasterhaften Leben so hinreißen, daß er Griechenland der Herrschaft des Perserkönigs ausliefern wollte, um als persischer Statthalter die Satrapenherrschaft über sein Vaterland zu erhalten. Weniger berühmt, aber genügsam bekannt sind uns die Harmosten Lysanders. Sie benahmen sich ebenfalls wie persische Satrapen. Was für Künstler, Dichter oder Gelehrte hat Sparta hervorgebracht. Keinen einzigen; wenn es in Sparta gute Musikanten gab, so waren es Zugereiste.

Die Thebaner waren große Fresser und Säufer, versichern uns alle Historiker, und hatten einen trägen Geist. Als versoffene Fresser versanken sie in einer dumpfen geistigen und moralischen Apathie. Die Thessalier waren rohe Säufer und Wüstlinge, die jede geistige Beschäftigung verachteten.

Die Syrakusaner und Agrigentiner wußten nichts von Enthaltsamkeit; das weise griechische Maßhalten im Genuß war ihnen unbekannt; deshalb erlitten sie das Schicksal der Sybariten, sagen die Historiker; die Korinther werden bei ihnen Wüstlinge genannt, die den Asiaten gleichen.

Auf wen von den Griechen paßt nun eigentlich die Charakteristik des gesamten griechischen Volkes? Nur auf die Athener. Und auch da nur auf jene zwei Generationen von Athenern, die zwischen der Schlacht bei Marathon und dem Beginn des Peloponnesischen Krieges lebten. Zur Zeit dieses Krieges waren die Athener bereits ein verdorbenes Volk, sagen uns die Historiker, und vor der Schlacht bei Marathon legten sie noch nicht jene Eigenschaft an den Tag, durch die sie zur Zeit des Perikles berühmt wurden. Wir sehen also, daß man uns statt einer Charakteristik des griechischen Volkes die Charakteristik der Athener zur Zeit des Perikles vorgesetzt hat!

Die von der Mehrheit der Historiker stets wiederholte Charakteristik des griechischen Volkes ist flüchtig und nachlässig aufgestellt. Aber sie hat wenigstens noch das Gute, daß sie nicht von bösen Tendenzen inspiriert ist.

Selbst dieser Vorzug fehlt den landläufigen Charakteristiken der heute noch existierenden Völker. Wir wollen nur eine von ihnen anführen.

[295] Die Italiener sind, wie alle zivilisierten Völker mit Ausnahme der Italiener selber wissen, feige und hinterlistig; und wenn man sie nicht rundheraus ein „niederträchtiges“ Volk

[5] In der Schlacht bei Chäronea (Böotien) im Jahre 338 v. u. Z. brachte König Philipp von Mazedonien den Athenern eine Niederlage bei.

nennt, so nur, weil unsere delikate Zeit es nicht liebt, gar zu grobe Beiworte zu gebrauchen, wobei aber die nördlich der Alpen übliche Charakteristik des italienischen Volkes genau das bedeutet, was man in einer ungenierten Sprache mit dem Wort „niederträchtig“ bezeichnet.

Wir haben die landläufige Charakteristik des italienischen Volkes deshalb zum Beispiel genommen, weil ihre Analyse den Vorwurf der Gewissenlosigkeit nicht auf ein einzelnes Volk fallen läßt, sondern gleich drei Nationen für schuldig befunden werden: die spanische, französische und deutsche; wobei übrigens die Engländer an der Entstehung dieser Charakteristik nur deshalb nicht beteiligt sind, weil sie nicht Gelegenheit hatten, viele Feldzüge zur Unterwerfung Italiens zu unternehmen. Die englischen Gelehrten fanden eine bereits fertige Charakteristik vor; und sie nahmen sie an.

Wie kam diese Charakteristik des italienischen Volkes zustande? Sie verdankt ihren Ursprung vor allem dem Ärger der Eroberer über das Streben der Italiener, sich aus ihrer Herrschaft freizumachen. Nach Italien zogen die Deutschen, segelten die Spanier und gingen auch die Franzosen; sie alle besiegten Italien und unterwarfen es sich ganz oder teilweise; bei der ersten Gelegenheit brachen die Unterworfenen die Versprechungen, die sie den Unterdrükkern gegeben hatten, und versuchten ihr Joch abzuschütteln. Welches unterworfene Volk hat nicht ganz genau so gehandelt? In der Politik werden schwer lastende Versprechungen nur so lange eingehalten, als keine Hoffnung besteht, sich ihrer Erfüllung zu entziehen. Das sehen wir in der Geschichte aller europäischen Völker oder Volksteile; Beispiel für das Gegenteil gibt es nicht. Eins von beiden: entweder müssen die Historiker jedes anderen europäischen Volkes ihr eigenes Volk hinterlistig nennen, oder sie haben nicht das Recht, das italienische Volk für seine Freiheitliebe zu beschimpfen, für eine Sache also, die sie dem eigenen Volk als Ruhm anrechnen.

[296] Aber die Italiener sind nicht nur hinterlistig, Sie sind auch feige. Man sagt uns: wie läßt sich denn die Eroberung Italiens durch Fremde anders erklären als dadurch, daß die Eroberer ihnen an Kühnheit überlegen waren, d. h. daß die Italiener im Vergleich mit ihnen weniger Mut besaßen? Wir wollen uns die Umstände in Erinnerung rufen, unter denen die Italiener besiegt wurden, und wir werden sehen, daß der Gang der Ereignisse durch Kräfteverhältnisse bestimmt wurde, unter denen die Italiener auch dann besiegt worden wären, wenn sie ihren ausländischen Feinden an Mut überlegen gewesen wären. Im 10. Jahrhundert wurden alle Lande, die das Reich Karls des Großen bildeten, in kleine Staaten zertrümmert; dieser Prozeß der Zertrümmerung vollzog sich auch in Deutschland, jedoch langsamer als in den Landen Frankreichs und Italiens. Der deutsche König bewahrte sich noch eine ziemlich große Macht über die Reichsfürsten, während der König von Frankreich jenseits der Grenzen seiner unmittelbaren Besitzungen bereits machtlos war; in Italien war es genau so wie in Frankreich. In dieser Hinsicht läßt sich über die Italiener nichts Schlechtes sagen, was nicht im selben Maße auch auf die Franzosen und später auf die Deutschen gepaßt hätte. Im Gegenteil, es gab Umstände, die den Verlust der nationalen Stärke bei den Italienern leichter entschuldbar machen: der Südteil ihres Landes verblieb unter der Herrschaft von Byzanz; ihre Küsten waren den Angriffen der afrikanischen Mohammedaner leichter zugänglich als die französische Küste. Italien wurde gleich Frankreich in kleine Teile zertrümmert: aber es war reicher als Frankreich. Die deutschen Könige waren mit Recht der Meinung, daß es vorteilhafter sei, Italien auszurauben und zu unterwerfen als Frankreich, und gingen deshalb nach Italien. Kann man kleinen Staaten deswegen, weil der König eines großen Staates sie besiegt, den Vorwurf mangelnder Kühnheit machen? Man sagt: die Italiener selbst haben durch ihre Fehden den Fremden die Eroberung ihres Landes erleichtert Ist das etwas so Besonderes? In welchem in einzelne Staaten aufgesprengten Lande hat es keine Fehden gegeben? Als der Ostteil Spaniens sich zu [297] einem starken Staat zusammengeschlossen und die Dynastie der französischen Könige den größeren Teil Frankreichs unter ihrer unmittelbaren Macht vereinigt und die Provence

den Verwandten des Königs zum Besitz gegeben hatte, begannen die Aragonier und Franzosen über Italien herzufallen. So waren die Italiener gezwungen, drei starke Völker von sich abzuhalten. Spricht es gegen ihre Kühnheit, daß sie dabei besiegt wurden? So blieb die Lage bis in die jüngste Zeit. Wenn wir uns die Kämpfe der kleinen italienischen Staaten gegen die starken fremdländischen Heere in allen Einzelheiten genauer ansehen, werden wir eine Menge von Beispielen dafür finden, daß die Italiener sich kühner geschlagen haben als ihre Eroberer.

Die Historiker, die den Italienern Feigheit vorwerfen, vertreten im allgemeinen die Theorie, daß die Eigenschaften eines Volkes seinen unveränderlichen, erblichen, von den Vorfahren übernommenen Charakter ausmachen; wir werden später darüber sprechen, wieweit diese Theorie mit den Tatsachen übereinstimmt. Einstweilen wollen wir bemerken, daß die Gelehrten, die diese Theorie vertreten, offensichtlich gezwungen sein müßten, die Italiener für ein sehr kühnes Volk zu halten. Denn wer sind denn, wirklich, die Vorfahren der Italiener? die Römer; oder, wenn man noch die sekundären Elemente hinzunimmt, außer den Römern auch die Griechen, Langobarden, Normannen und Araber. Alle diese Völker gelten als sehr kühn. Wie können die Nachkommen so kühner Völker von Menschen, die ständig behaupten, der Volkscharakter sei unveränderlich und erblich, als Feiglinge bezeichnet werden? Das wird ganz einfach gemacht: die Theorie der Erblichkeit wird auf den Seiten vorgetragen, wo es dem Autor paßt, auf ihr zu bestehen, auf den dazwischenliegenden Seiten dagegen, wo sie ihm nicht paßt, tritt irgendeine andere Theorie an ihre Stelle, die dem Autor im Augenblick seiner Überlegungen mehr in den Kram paßt, gewöhnlich die Theorie der Entartung. Wenn ein Historiker, der die Theorie der Unveränderlichkeit der nationalen Eigenschaften vertritt, ausführlich von den Überfällen auf Italien im Mittelalter berichtet, pflegen die Italiener auf den Seiten seines Buches viele Male zu entarten [298] und wiedergeboren zu werden. Da nähert sich zum Beispiel ein großes, fremdländisches Heer den Mauern Roms. In Rom fanden vor dieser Zeit Fehdekämpfe statt; die besiegte Partei stört den verhaßten Gegner bei der Verteidigung der Stadt oder öffnet den Fremden verräterisch die Stadttore. Hierin liegt absolut nichts besonders Römisches oder Italienisches: so hat man in allen Ländern, in allen Städten zu Zeiten von Fehdekämpfen gehandelt. Aber haben sich die alten Römer so benommen, als Hannibal vor den Toren Roms stand?[6] Nein. Sie haben Hannibal nicht nach Rom hereingelassen. Aber jetzt, in diesem oder jenem Jahr des 11. oder 12. Jahrhunderts, haben die Römer sich dem deutschen König ergeben.[7] Offensichtlich kann der Bericht hierüber bequem durch eine schwungvolle Rede in pathetischem Ton und vielen Ausrufungszeichen abgeschlossen werden: „Ja, die Römer haben sich dieses Mal nicht als würdige Nachkommen jener Römer gezeigt, die, während Hannibals Truppen vor den Mauern Roms standen, die von ihnen besetzten Ländereien öffentlich zur Pacht ausboten und dann für diese Landteile die gleiche hohe Pacht bezahlten wie in Friedenszeiten, weil sie unerschütterlich davon überzeugt waren, daß sie den gefährlichen Feind bald weit von hinnen jagen würden! Diesmal gab es in Rom keine echten Römer mehr! Die kläglichen Leute, die sich diesen ruhmreichen Namen beilegten, waren...“ – und es folgen allerlei Schimpfworte, wie sie ein wohlerzogener Autor sich eben noch erlauben kann. Der deutsche König ist in Rom eingezogen, der Papst krönt ihn zum Kaiser. Bei den Krönungsfeierlichkeiten schlugen die deutschen Truppen über die Stränge; um ihre Geduld gebracht und ohne daran zu denken, daß sie nur geringe Aussichten auf Erfolg hatten, griffen die Einwohner Roms zu den Waffen und schlugen gegen die Deutschen los. Der Ausgang des Kampfes hing natürlich davon ab, ob sich alle Deutschen in dieser Stunde bereits vollgesoffen hatten oder ob ihre Mehrheit trotz aller Besoffenheit noch

[6] Hannibal rückte im Jahre 216 v. u. Z., von Norden her über die Alpen kommend, gegen Rom vor und brachte den römischen Heeren einige schwere Niederlagen bei.

[7] Bezieht sich auf den Einzug des deutschen Kaisers Friedrich Barbarossa in Rom im Jahre 1155; Barbarossa wurde hier vom Papste zum Kaiser gekrönt.

genug Kraft hatte, sich fest auf den Beinen zu halten, und noch verständig genug war, die Kampfreihen zu schließen. War das der Fall, so trug die gut disziplinierte und gut bewaffnete Truppe den Sieg davon über die ungeordnete Menschenmenge, in [299] deren Reihen es wenig erfahrene Soldaten gab. Wenn dagegen die Deutschen so betrunken waren, daß sie nicht mehr kämpfen konnten, so vertrieb sie das Volk aus Rom. In diesem Falle überlegt sich der Historiker, ob er eine schwungvolle Rede einschalten soll oder nicht, eine Rede, in der es heißt, daß die Römer sich als würdige Nachkommen ihrer ruhmbedeckten Vorfahren erwiesen haben. Wenn er findet, daß seine früheren Phrasen über ihre Feigheit von der Seite, die er gerade schreibt, nur durch eine Anzahl von Seiten getrennt ist, die zur Wiedergeburt der Römer nicht ausreicht, so werden die Römer diesmal nicht wiedergeboren. Aber fünf oder sieben Jahre später zieht der deutsche König – jetzt bereits römischer Kaiser – wieder gegen Rom. Diesmal gab es bei den Römern keine Fehden, oder die siegreiche Partei war imstande gewesen, eine starke Macht aufzurichten, und die Besiegten hatten sich im Gefühl ihrer Ohnmacht mit den Siegern ausgesöhnt; es gibt keinen Verrat, die Regierung verfügt über große Proviantvorräte. Die Stadt hält eine lang dauernde Belagerung aus; die Deutschen werden bei einem glücklichen Ausfall vernichtend geschlagen oder gehen in der Mehrheit durch Kämpfe oder Krankheiten zugrunde; der Rest zieht ab, die Römer verfolgen sie. Hier empfindet der Historiker das dringende Bedürfnis, den Römern eine Wiedergeburt zuteil werden zu lassen, und findet, daß dem nichts im Wege steht, weil seine letzte schwungvolle Rede über ihre Feigheit nicht weniger als zehn Seiten von dem Blatt entfernt ist, an dem er gerade schreibt; unter seiner Feder werden die Römer wiedergeboren. Wenn Sie mit einer menschenliebenden Denkweise ausgestattet sind, dürfen Sie sich nicht zu früh freuen: nach einer genügenden Anzahl von Seiten werden die Römer schon wieder entarten; aber Sie können im voraus sicher sein, daß Sie nicht gar zu sehr zu trauern brauchen: einige Seiten weiter werden sie zum Zwanzigsten oder einundzwanzigsten Mal wiedergeboren werden.

In den langen Jahren der Zerstückelung ihres Landes haben die Italiener viele Heldentaten vollbracht. Aber gleich nach der Eroberung des Königreichs der Langobarden durch Karl den Großen[8] waren sie bis in die allerjüngste Zeit nicht [300] imstande, die zahlreichen, mächtigen Feinde abzuwehren: jeder ihrer Nachbarn ging, sobald er ein großes Heer zusammenkriegen konnte, zu Fuß oder zu Schiff los, um das reiche, zerstückelte Italien auszuplündern; wenn es den Italienern gelungen war, den Angriff abzuwehren, erneuerte der Gegner, nachdem er sich von seinen Mißerfolgen erholt hatte, den Angriff, wenn er aber längere Zeit hindurch geschwächt blieb, so zog an seiner Statt ein anderer Nachbar los, um Italien auszurauben; deshalb kamen die Italiener bei all den erfolgreichen Schlachten, die sie lieferten, niemals dazu, sich auszuruhen, und ihre Siege blieben nutzlos; kaum hatten sie die Deutschen zurückgeschlagen, so wurden sie von den Spaniern oder Franzosen überfallen; selbst die Ungarn zogen mehrmals aus, um Italien zu plündern. Wenn die erschöpften Italiener einen Angriff abgeschlagen hatten, wurden sie die Opfer wenn nicht des zweiten, so des dritten Überfalls und erwiesen sich nach der Meinung der Sieger, die bis heute von der Mehrzahl der Historiker anderer Nationen wiederholt wird, als Feiglinge. Die Historiker neigen im allgemeinen dazu, die Eroberer zu verherrlichen und die Eroberten zu beschimpfen. Das ist bei ihnen keine berufsmäßige Schwäche, sondern nur das Resultat der Abhängigkeit ihrer Urteile von der öffentlichen Meinung der Nation, der sie jeweils angehören.

Man kann jetzt wohl annehmen, daß Italien sich seine Unabhängigkeit bewahren wird. Die Völker, die lange Zeit bestrebt waren, es auszuplündern und zu unterjochen, beginnen sich, scheint's, an den Gedanken zu gewöhnen, daß das italienische Volk sich keiner Fremdherrschaft fügen wird, ohne heftigen Widerstand zu leisten, und daß der Wunsch, es zu unterwer-

[8] Das Königreich der Langobarden wurde im Jahre 773 u. Z. von Karl dem Großen erobert.

fen, als unerfüllbar aufgegeben werden muß. Wenn sie sich angewöhnen, so zu denken, werden ihre Historiker die Vergangenheit des italienischen Volkes gerechter beurteilen und werden einsehen, daß die Zerstückelung seines Landes ihm zwar die Kraft nahm, erfolgreich gegen die fremden Invasionen zu kämpfen, daß die zersplitterten und darum schwachen Teile des italienischen Volkes jedoch im ersten Kampf nicht weniger Mut an den Tag gelegt haben als ihre Unterjocher.

[301] Dann wird eine jener gemeinen Erfindungen verschwinden, auf die sich die Theorie von der Entartung der Völker in der Zeit des Rückgangs ihrer militärischen Macht stützt.

Die Italiener sind die Nachkommen jenes Volkes, das die Pyrenäenhalbinsel, Gallien, England und einen Teil Germaniens unterworfen und zivilisiert und alle rings um das Mittelmeer gelegene sowie viele weit von ihm entfernte Länder unterworfen hat. Der römische Staat begann schwach zu werden; die Osthälfte, in der die griechische Zivilisation vorherrschte, wurde zu einem besonderen Staat; die Westhälfte, die im Machtbereich der Römer verblieb, verlor weiter an Kraft und wurde bald von Barbaren geplündert und unterjocht. Hieraus wird der Schluß gezogen, daß die Römer entartet waren. In Wirklichkeit erklärt sich der Vorgang aus Tatsachen, die keinen Raum für dieses Urteil lassen. Zu welchem Zeitpunkt begann die angebliche Entartung der Römer? Gewöhnlich sieht man ihre erste wichtige Äußerung in der Niederlage des Varus im Teutoburger Wald.[9] Aber mehr als hundert Jahre vorher vernichteten die Zimbern und Teutonen einige römische Heere, die nicht weniger zahlreich waren als das Heer des Varus, und fielen in Italien ein. Weitere hundert Jahre früher spielte sich ein noch bezeichnenderes Ereignis ab: Hannibal zog in Italien ein, brachte den römischen Heeren, die seinem Heer zahlenmäßig überlegen waren, mehrere Niederlagen bei, hielt sich dreizehn Jahre in Italien und verließ es erst auf Befehl der Regierung seines Vaterlandes. Muß man den Beginn der Entartung der Römer nicht mit dieser Zeit ansetzen? – Es gibt Historiker, denen diese Annahme schon durch den Kopf gegangen ist. Von dem Standpunkt derjenigen aus, die die moralischen Eigenschaften eines Volkes an seinen kriegerischen Erfolgen messen, ist das richtig. Der Krieg, der lange Zeit für die Römer einen schimpflichen Verlauf nahm, endete jedoch mit ihrem Sieg; und danach machten sie riesige Eroberungen. Das verhindert, ihre Entartung mit der Epoche des Einbruchs Hannibals beginnen zu lassen. Unnötige Erschwerung: sagen wir einfach, sie sind vor dem zweiten Punischen Krieg[10] entartet und während dieses Krieges wieder-[302]geboren worden; damit ist alles erklärt: sowohl die Schande der Niederlagen an der Trebia, am Trasimenischen See und bei Kannä[11] und die noch schändlichere Feigheit der Römer, die dem geschwächten Hannibal nach der Schlacht bei Kannä noch ganze dreizehn Jahre in Italien zu bleiben erlaubten, als auch die Siege der Römer über ihn und ihre darauf folgenden Eroberungen. Nachdem die Römer riesige Eroberungen gemacht hatten, begannen sie schwach zu werden und wurden schließlich von den Barbaren unterworfen. Hieraus wird der Schluß gezogen, daß sie entartet waren. Aber die gleichen Historiker führen Tatsachen an, die die Zerstörung des Römischen Reichs auch ohne diese phantastische Annahme zureichend erklären. Wir brauchen nur an jenen Vorgang bei den Wandlungen der Umstände zu erinnern, der zur Änderung der Zusammensetzung des römischen Heeres führte, und der Fall des Römischen Reichs wird ohne Zuhilfenahme reiner Erfindungen verständlich. Als die Römer nach Unterwerfung der italienischen Nachbarländer über die Alpen zu ziehen und Truppen übers Meer zu senden begannen, konnten ihre Krieger

[9] Varus erlitt seine Niederlage in der Schlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9 u. Z.; diese Niederlage machte dem Vordringen der Römer auf dem rechten Rheinufer ein Ende.
[10] Der zweite Punische Krieg fiel in die Jahre 218–201 v. u. Z.
[11] Die Niederlage an der Trebia fiel in das Jahr 218 v. u. Z.; die Niederlage am Trasimenischen See in das Jahr 217 v. u. Z. Die Niederlage, die Hannibal den Römern im Jahre 216 v. u. Z. bei Kannä beibrachte, war so schwer, daß das Römische Reich am Rande der Katastrophe stand.

nicht mehr wie früher das Kriegerhandwerk mit einem häuslichen Leben verbinden. Das Volk teilte sich in zwei Klassen: die Mehrheit der Bürger trat aus dem Heeresdienst aus, weil er sich nicht mehr mit der Aufrechterhaltung der Hauswirtschaft vereinbaren ließ, die Minderheit dagegen kehrte dem häuslichen Leben den Rücken und wurde zu einem militärischen Berufsstand, der die Verbindung mit der Gesellschaft verlor; die römischen Soldaten wurden, was ihre Gefühle betrifft, zu etwas Ähnlichem, was die mittelalterlichen Söldner waren; ihnen war völlig gleichgültig, gegen wen sie kämpften, wenn sie nur ihren Sold erhielten und sich an Beute bereichern konnten; die römischen Feldherren ähnelten bald den italienischen Kondottieri. Ein Feldherr dieser Art war Marius; lange vorher hatte eine derartige Stellung bereits Scipio Africanus, der Besieger Hannibals, eingenommen: die Masse des Heeres, mit dem er nach Afrika hinüberfuhr, bestand aus Männern, die nicht im Dienste des Senats oder der Volksversammlung hinauszogen, sondern persönlich dem Feldherrn folgten, der ihnen Beute versprochen hatte [303] und Sold zahlte, den er anfänglich seinen eigenen Geldmitteln entnahm. Ob die Mehrheit der Römer, die sich des Kriegerhandwerks entwöhnten, mutig blieb oder nicht, ist völlig gleichgültig: sie konnte mit ihren eignen Heeren nicht fertig werden. Es war eine Lage ähnlich der, die vom Ende des Mittelalters bis in die jüngste Zeit in ganz Westeuropa herrschte. Die Franzosen wie die Deutschen, die Spanier wie die Engländer des 16. Jahrhunderts sowie der folgenden zwei Jahrhunderte waren gleichermaßen unfähig, sich ihren Heeren zu widersetzen. Sagen wir etwa, daß alle diese Völker damals feige waren? Sie verstanden einfach nichts vom Kriegerhandwerk. Erinnern wir uns an die Geschichte Englands zur Zeit der Kriege der Roten und der Weißen Rose: einer der Nebenbuhler sammelt Berufssoldaten, die die Grenze von Wales schützen, ein anderer sammelt Berufskrieger, die die Grenze Schottlands schützen. Sie gehen gegeneinander los; wer den Sieg erringt, zieht in London ein und wird der Beherrscher Englands. Etwas Ähnliches waren die Kriege zwischen Sulla und Marius, Cäsar und Pompejus. In Rom wird schließlich der Rang des obersten Feldherrn in der Familie Julius Cäsars erblich; alle Feldherren ordnen sich diesem Oberkommandierenden der Heere des römischen Staates unter. Das gleiche beginnt auch in England mit der Zeit, da Heinrich Tudor die Macht im Staate an sich riß. Im 17. Jahrhundert war die Masse des deutschen Volkes schutzlos den Armeen Tillys, Wallensteins und Bernhards von Sachsen ausgeliefert. Es hing von Bernhard ab, ob er sich in Südwestdeutschland ein Reich gründen oder ob er seine Eroberungen an den König von Frankreich abgeben sollte. Ihm gehörten Franken und Schwaben, wie Italien während der Abwesenheit Sullas Marius gehörte. Westeuropa hielt diesen Zustand aus und überwand ihn zu Beginn unseres Jahrhunderts nach und nach dank dem Umstande, daß es an den Grenzen Spaniens, Frankreichs und Deutschlands keine Barbaren gab, die nur daran dachten, die zivilisierten Nachbarländer auszuplündern, und im Dienste der Völker dieser Länder die Kriegskunst erlernten. „Aber das wesentliche Merkmal der Entartung der Römer im 3. und 4. Jahrhundert unserer Ära besteht [304] doch gerade darin, daß sie Massen von Fremden in ihre Dienste nahmen“, sagt man uns. Aber taten denn die Franzosen vom Ende des 15. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts etwas anderes? Hat die französische Regierung ein starkes Korps von Schweizer Söldnern in ihren Diensten gehabt oder nicht? Und wieviel Ausländer dienten in den Heeren Friedrichs II.? So viele, wie er nur zusammenbringen konnte; je mehr, desto zufriedener war er.

Seitdem die Historiker sich bemüßigen, politische Ökonomie zu studieren und über Arbeitsteilung daherzureden, pflegen sie in ihren Büchern über die letzten Zeiten der römischen Republik und über das Römische Reich selber zu erklären, welche ökonomische Kräfte dazu führten, daß das aus Bürgern und Hausherren bestehende Heer durch ein Heer von Berufssoldaten ersetzt wurde, und daß später im Heeresdienst an Stelle der Italiker Leute aus weniger zivilisierten Gebieten und fremdstämmige Barbaren traten. Deshalb wäre es höchste Zeit, das phantastische Gerede von der Entartung der Römer fallen zu lassen, und nur davon zu sprechen, daß die Masse der Bevölkerung Italiens aufhörte, die Hauptmasse des Heeres zu bilden,

welches ununterbrochen an fernen Grenzen Krieg führte und dort in befestigten Lagern lebte. So wird also der Fall des Römischen Reichs und die Eroberung Italiens durch die Barbaren zureichend bereits allein durch den Wandel in der Zusammensetzung des Heeres erklärt, den die riesigen Eroberungen der Römer mit sich brachten. Neben den Wandlungen im Heereswesen wirkten in der gleichen zerstörenden Richtung andere durch die Eroberungen hervorgerufenen Änderungen; besonders wichtig war dabei die Änderung in der politischen Struktur des Staates; sie war sogar wichtiger als die militärische. Fassen wir die Auswirkungen dieser Änderungen zusammen, so erscheint uns das Gefasel von der Entartung des römischen Volkes als völlig unnötige Erfindung.

Lassen wir den Streit gegen diese phantastischen Auffassungen auf sich beruhen und wenden wir uns der Darstellung jener Auffassung vom Nationalcharakter zu, die dem gegenwärtigen Stand des Wissens vom Leben der Völker [305] entspricht. Um die Sache zu vereinfachen, werden wir nur von den Völkern sprechen, die der romanischen und germanischen Gruppe der ansehen Familie angehören. Es dürfte heutzutage kaum noch einen Historiker geben, der nicht zugäbe, daß alle Gruppen der arischen Familie anfänglich die gleichen geistigen und moralischen Eigenschaften besaßen. Auf noch geringeren Widerspruch wird bei Menschen, die mit den Forschungen über das Leben der urzeitlichen Arier vertraut sind, der Gedanke stoßen, daß es ursprünglich in bezug auf geistige und moralische Eigenschaften zwischen den Menschen der zwei benachbarten Gruppen der ansehen Familie, die heute Westeuropa, einen großen Teil von Amerika, einige Teile Australiens und Südafrikas bewohnen, keinen Unterschied gab. Wer diese Auffassung bestreitet, zeigt damit nur seine Absicht, die Ergebnisse der philologischen und archäologischen Forschungen zu leugnen.

Die Vorfahren der romanischen und germanischen Völker besaßen also die gleichen moralischen und geistigen Eigenschaften. Heutzutage unterscheiden diese Völker sich hinsichtlich ihrer Institutionen und Gebräuche in vielem voneinander. Wie ist der Unterschied zwischen ihnen zustande gekommen? Nach einer Auffassung ist der Unterschied dem Einfluß des Einschlags von Menschen nichtarischer Herkunft zuzuschreiben. Man sagt zum Beispiel, daß die Iberer (die Vorfahren der Basken), ein Volk einer nichtarischen Familie, einen sehr beträchtlichen Teil der Bevölkerung ausmachten, die im Staat der Westgoten lateinisch (oder romanisch) sprachen; man sagt, daß die heutigen Spanier und Portugiesen einen bedeutenden Einschlag von Araber- und Berberblut besitzen. Er ist sehr viel weniger hoch, als die Gelehrten annehmen, die ihn „bedeutend“ nennen. Aber lassen wir den Streit auf sich beruhen. Der Einfluß fremdstämmiger Elemente auf die Formierung der spanischen und portugiesischen Nationalität von heute mag ruhig groß gewesen sein. Unbestritten ist aber, daß es im französischen Volk nur einen ganz geringen Einschlag von Blut irgendwelcher anderer Menschen gibt als der Kelten, Römer und Germanen. In Westdeutschland sind fast alle Menschen Nachkommen von Germanen. In England und [306] Schottland sind fast alle Menschen Nachkommen von Kelten, Italikern und Germanen oder Skandinaviern. Man nimmt heute an, daß die Kelten den Latinern näherstanden als die Urgermanen. Auf diese Weise müssen die Grundelemente der Bevölkerung von Frankreich, England und Westdeutschland als identisch betrachtet werden (entsprechend der Identität der Uritaliker und Urgermanen). Was sehen wir aber heutzutage? Wir wollen gar nicht erst von dem Unterschied zwischen den Engländern, Franzosen und Westdeutschen reden, sondern unsere Aufmerksamkeit jedem dieser Völker im einzelnen zuwenden. Nehmen wir Frankreich. Das französische Volk besteht aus mehreren Stammesgruppen. Wenn wir ihre allgemein üblichen Charakteristiken vergleichen, so werden wir außer ihrer Zugehörigkeit zu ein und derselben philologischen Völkerschaft nicht einen Zug finden, der ihnen allen gemeinsam ist. Nach den landläufigen Charakteristiken unterscheidet sich der Normanne als Mensch durch seine geistigen und moralischen Eigenschaften mehr von einem Gaskogner als von einem Engländer. – England macht nur den vierten Teil von Frankreich

aus, zerfällt aber ebenfalls in mehrere Gebiete, in deren jedem, nach den Charakteristiken zu urteilen, die die Ethnographen geben, ein Stamm wohnt, der nach seinen geistigen und moralischen Eigenschaften den anderen Gruppen des englischen Volkes überhaupt nicht ähnlich ist. Führen wir ein Beispiel an. Nach der übereinstimmenden Meinung englischer und schottischer Ethnographen unterscheidet sich die Bevölkerung von Südschottland durch ihre moralischen Eigenschaften sehr scharf von der Masse der Engländer. Diese Schotten übertreffen, nach englischer Meinung, die Engländer bei weitem an Hinterlist und Habgier (nach ihrem eignen Ausdruck an Besonnenheit). Die Einwohner des nördlichen Teils von England sprechen jedoch dieselbe Mundart und haben die gleichen Gewohnheiten wie diese Schotten, und unterscheiden sich von ihnen lediglich dadurch, daß sie sich Engländer nennen und nicht Schotten. – Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Schwaben nach den ethnographischen Charakteristiken nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Westfalen haben; das mag für [307] Westdeutschland, dessen Bevölkerung keinen fremdstämmigen Einschlag besitzt, genügen.

Gewiß, die landläufigen Charakteristiken des französischen, englischen und deutschen Volkes sind phantastisch, so daß die Franzosen sich wundern und, je nach Stimmung, lachen oder ärgerlich werden, wenn sie das dumme Zeug lesen, das bei Ausländern als Charakteristik des französischen Volkes ernst genommen wird; den gleichen Eindruck macht auf Deutsche die bei Ausländern übliche Charakteristik der deutschen Nation und auf Engländer die auf dem Kontinent übliche Charakteristik der Engländer, dabei gibt es wirklich gewisse Unterschiede in den Sitten und Gewohnheiten dieser Völker. Töricht sind auch jene landläufigen Charakteristiken, nach denen die einzelnen Gruppen der Bevölkerung Frankreichs, Englands und Westdeutschlands den anderen Stämmen ihrer Nation überhaupt nicht ähnlich sind; es gibt jedoch wirklich auch gebietsweise Unterschiede in den Gewohnheiten. Wie sind diese Gebiets- und Nationalunterschiede zwischen Menschen, die von Vorfahren mit den gleichen Eigenschaften und Gewohnheiten, von Menschen der gleichen Gruppe, der gleichen Sprachfamilie abstammen, zustande gekommen?

Das Volk ist eine Gruppe von Menschen, die Eigenschaften des Volkes sind die Summe der individuellen Eigenschaften der Menschen, die diese Gruppe bilden; deshalb wandeln sich die Eigenschaften eines Volkes mit den Veränderungen der Eigenschaften der Einzelmenschen, und die Ursachen für die Veränderungen sind in beiden Fällen die gleichen. Wie kommt es zum Beispiel, daß ein Volk, das bisher die eine Sprache gesprochen hat, anfängt, eine andere zu sprechen? Einzelne Personen halten es für angebracht, eine fremde Sprache zu erlernen; wenn dieses Bedürfnis gleichermaßen alle erwachsenen Familienmitglieder erfaßt, Werden sich ihre Kinder bereits in der Familie daran gewöhnen, eine Sprache zu sprechen, die ihr früher fremd war; sobald diese Änderung in der Mehrzahl der Familien vor sich geht, wird die alte Sprache bei der Masse des Volkes bald in Vergessenheit geraten, und die neue wird zu ihrer „Muttersprache“ werden. Der Wechsel der Sprache [308] unterscheidet sich beim Einzelmenschen und beim Volk nur durch die Zeitdauer, die jeweils dazu nötig ist.

Genau das gleiche gilt für die Erwerbung oder den Verlust aller möglichen Kenntnisse und Gewohnheiten. Mit Änderungen in den Kenntnissen und Gewohnheiten ändert sich der sogenannte Charakter der Menschen.

Aus welchen Gründen erwirbt ein Mensch irgendwelche Kenntnisse? Teils aus der Neigung jedes denkenden Wesens heraus, die Gegenstände kennenzulernen und über sie nachzudenken, teils weil diese oder jene Kenntnisse im praktischen Leben gebraucht werden.

Die Wißbegier, die Neigung zu beobachten und nachzudenken, sind natürliche Eigenschaften nicht nur des Menschen, sondern aller mit Bewußtsein begabter Wesen. Es gibt heute kaum noch einen Naturforscher, der nicht anerkennt, daß alle mit einem Nervensystem und Augen ausgestatteten Wesen denkende Wesen sind, daß sie ihre Umweltverhältnisse studieren und

sich um ihre Verbesserung bemühen. Deshalb muß das Vorurteil, demzufolge die Gelehrten in alten Zeiten nur einigen wenigen Völkern Wißbegier zuerkannten, sie den anderen aber absprachen, einfach als nicht der Rede wert bezeichnet werden. Es hat niemals einen gesunden Menschen gegeben, und es konnte ihn nicht geben, der nicht eine gewisse Wißbegier und ein gewisses Verlangen gehabt hätte, sein Leben zu verbessern.

Der Trieb, Kenntnisse zu erwerben, und die Neigung, sich um die Verbesserung des eigenen Lebens zu bemühen, sind also angeborene Eigenschaften des Menschen, gleich der Magentätigkeit. Aber die Existenz der Magentätigkeit und das Bedürfnis nach Speise können, wenn die äußeren Umstände nicht günstig sind, ungenügende Befriedigung finden, und in gewissen Fällen verschwindet der Appetit gänzlich. Wenn die äußeren Umstände dem Erwerben von Kenntnissen und den erfolgreichen Bemühungen um die Verbesserung des Lebens nicht günstig sind, wird die geistige Tätigkeit weniger aktiv sein als unter günstigen Umständen. In einigen Fällen kann sie zum Stillstand kommen, wie andere Triebe der menschlichen Natur zum Stillstand kommen können, ohne daß die Tätigkeit der Lungen, des [309] Magens und andere sogenannte vegetative Lebensfunktionen des Menschen dadurch geschwächt werden. Von allzu lang anhaltendem Hunger stirbt der Mensch, davon daß seine Wißlegier oder sein ästhetisches Empfinden erstarren, stirbt er nicht, sondern stumpft in dieser Hinsicht nur ab. Was beim Einzelmenschen vor sich geht, das kann auch bei der überwiegenden Mehrzahl des Volkes vor sich gehen, wenn sie dem gleichen Druck ausgesetzt ist, und mit einem ganzen Volk, wenn alle Menschen, die es bilden, diesem Druck unterliegen. Unter günstigen Umständen kommt die angeborene Neigung des Menschen, Wissen zu erwerben und sein Leben zu verbessern, zur Entfaltung; das gleiche gilt zweifellos auch für das Volk, weil alle Änderungen, sei es physischen, sei es geistigen Zustandes, die Summe der Änderungen sind, die bei den Einzelmenschen vor sich gehen.

In alten Zeiten stritt man sich darüber, ob der Mensch mit guten oder schlechten moralischen Neigungen geboren wird. Heutzutage muß man jeden Zweifel daran, daß sie gut sind, als veraltet bezeichnen. Es handelt sich hier wieder um einen Sonderfall eines viel umfassenderen Lebensgesetzes der mit Bewußtsein begabten organischen Wesen. Es gibt Gattungen oder Arten von Lebewesen, die ein einsames Leben vorziehen und die Gesellschaft von ihresgleichen vermeiden. Bei den Säugetieren gilt das, wie man sagt, vom Maulwurf. Die große Mehrheit der Säugetierarten jedoch liebt es, in freundschaftlichen Beziehungen zu ihresgleichen zu stehen. Das trifft für alle Gruppen von Säugetieren zu, die ihrer körperlichen Organisation nach dem Menschen näherstehen als der Maulwurf. Solange man es noch für möglich hielt, von allen anderen Lebewesen, außer den Menschen, zu behaupten, sie hätten kein Bewußtsein, konnte man die Frage aufwerfen, ob der Mensch von Natur gut oder böse sei. Heute hat diese Frage jeden Sinn verloren. Der Mensch hat die natürliche Neigung, sich Wesen seiner Art gegenüber wohlwollend und freundlich zu verhalten, eine Neigung, wie sie allen Lebewesen eigen ist, die das Leben in Gesellschaft von ihresgleichen der Einsamkeit vorziehen.

[310] Aber auch die Neigung zum wohlwollenden Verhalten kann unter dem Einfluß ungünstiger Umstände schwächer werden. Selbst die sanftmütigsten Wesen geraten in Streit miteinander, wenn die Umstände, die den Streit hervorrufen, stärker sind als die Neigung zu wohlwollendem Verhalten. Sowohl Damhirsche als auch Tauben kämpfen miteinander. Schwerlich hat man bisher genaue Beobachtungen zur Aufklärung der Frage angestellt, bis zu welchem Grade ihr Charakter unter dem Einfluß von Umständen, die böse Gewohnheiten fördern, verderben kann. Von den Säugetieren aber, die schon seit langem Gegenstand ständiger aufmerksamer Beobachtungen sind, wie zum Beispiel von den Pferden, weiß jedermann, daß ihr Charakter, wenn sie im Laufe ihres Lebens viel gereizt werden, sehr verderben kann.

Umgekehrt wissen wir, daß Säugetiere, die ihrer Natur nach Geschöpfen anderer Art gegenüber grausam und stets geneigt sind, bei den kleinsten Interessenkonflikten miteinander in Streit zu

geraten, einen ziemlich sanften Charakter annehmen, sobald der Mensch sich Mühe gibt, die freundlichen Seiten in ihnen zu entwickeln. Wenn die Rede hierauf kommt, erwähnt man gewöhnlich den Hund. Viel bemerkenswerter jedoch ist die Entwicklung der Sanftmut bei der Katze. Ihrer natürlichen Neigung nach ist die Katze ein sehr viel grausameres Geschöpf als der Wolf. Wir alle wissen jedoch, daß die Katze leicht daran zu gewöhnen ist, sich dem Geflügel gegenüber friedlich zu verhalten. Es gibt viele Erzählungen von Katzen, die mit größter Sanftmut alle möglichen Quälereien von seiten kleiner Kinder, die mit ihnen spielen, erdulden.

Einer der wichtigsten Unterschiede zwischen den Säugetieren hinsichtlich ihrer moralischen Eigenschaften hat seine Ursache in der Anlage ihrer Mägen, der einige ihrer Familien sich ausschließlich von pflanzlichen, andere ausschließlich von tierischen Stoffen nähren läßt. Jedermann weiß, daß der Hund, ein Verwandter des Wolfs und des Schakals, die ausschließlich von Tierfleisch leben, sich leicht daran gewöhnt, Brot und alle anderen Sorten der pflanzlichen Speise zu fressen, von der sich der Mensch nährt. Er kann sich nur nicht von Heu nähren, das aber auch der Mensch nicht [311] zu sich nimmt. Es sind kaum irgendwelche genaue Beobachtungen darüber angestellt worden, ob der Hund gänzlich der Fleischnahrung entwöhnt werden kann. Jedermann weiß jedoch, daß einige Arten von Jagdhunden sich dazu abrichten lassen, Abscheu vor dem Verzehren jener Tiere zu empfinden, zu deren Jagd sie verwendet werden. Ein solcher Hund kann sogenanntes Wildfleisch auch dann nicht fressen, wenn ihn Hunger quält. Umgekehrt können Pferd und Kuh oder Ochse leicht daran gewöhnt werden, Fleischbrühe zu fressen. Es sind Fälle beobachtet worden, wo Gemsen oder Steppenantilopen in der Gefangenschaft Speck zu fressen lernten. Wenn wir uns derartige starke Veränderungen von Eigenschaften vor Augen halten, die unmittelbar von der Anlage des Magens abhängen, so müssen die Zweifel daran, ob weniger stabile Eigenschaften als die von der Anlage des Magens abhängigen Besonderheiten sich unter besonderen Umständen stark verändern können, für uns jeden Sinn verlieren.

Die geistigen und die moralischen Eigenschaften sind weniger stabil als die physischen, und man muß deshalb annehmen, daß auch ihre Erblichkeit weniger stabil ist. Wie weit sie vererblich sind, ist durch wissenschaftliche Forschungen noch nicht in dem Maße festgestellt, das zur Beantwortung der Frage erforderlich ist, wie die geistigen und moralischen Ähnlichkeiten und Unterschiede bei Menschen vom gleichen physischen Typus zustande kommen. Eine Meinung hierüber können wir uns nur auf Grund der zufälligen und lückenhaften Kenntnisse bilden, die wir durch Alltagsbeobachtungen über die Ähnlichkeit oder Unähnlichkeit von Kindern mit ihren Eltern oder von Brüdern und Schwestern untereinander gewinnen.

Um festzustellen, zu welcher Meinung verständige Menschen auf Grund der alltäglichen Beobachtung dieser Ähnlichkeiten und Unterschiede im wesentlichen gekommen sind, wollen wir die Methode der Lösung genau bestimmter Hypothesen anwenden, deren sich die Naturforscher zur Erhellung von Fragen bedienen, die sich durch Analyse konkreter Tatsachen schwer entscheiden lassen.

Stellen wir uns die folgende Aufgabe: In einem der Län-[312]der Westeuropas leben in einem weltabgeschiedenen Dorf ein Mann und eine Frau, zwei Menschen von gleichem physischem Typus und von gleichem Charakter. Alle Männer in diesem Dorf sind Landwirte, und die Frauen helfen den Männern bei den Feldarbeiten. Unser Paar führt das gleiche Leben; sie sind arbeitsam, ehrlich und gut. Sie haben einen Sohn. Ein Jahr nach seiner Geburt sterben die Eltern. Der nächste Verwandte des Waisenkindes, ein Vetter seiner Mutter, ist verheiratet, hat aber keine Kinder. Von ihm und seiner Frau wissen wir nur, daß sie ehrliche, gute und arbeitsliebende Menschen und dabei nicht arm sind, daß sie in der Landeshauptstadt eines anderen Volkes leben, daß sie dort geboren sind und ihr ganzes Leben verbracht haben, die Sprache jener Hauptstadt sprechen, keine andere Sprache kennen und vom Acker niemals etwas zu

sehen bekommen haben, außer etwa bei Eisenbahnfahrten. Mehr ist uns von ihnen nicht bekannt. Wir wissen nicht, welchem Stand sie angehören und wie sie in der Hauptstadt leben; uns ist nur gesagt, daß sie ehrlich sind. Sowie sie die Nachricht vom Tode ihrer Verwandten und deren Mannes erhalten und erfahren, daß ein hinterbliebenes Waisenkind vorhanden ist, beschließen sie, das Kleine zu sich zu nehmen und zu adoptieren. Neunundzwanzig Jahre sind vergangen. Das adoptierte Waisenkind ist ein Mann von dreißig Jahren, seine Pflegeeltern leben noch; sie lieben das Kind wie den eigenen Sohn; auch er liebt sie wie seine leiblichen Eltern. Gleich ihnen ist er arbeitsam. Seit seiner Adoption ist in seinem Leben nichts Ungewöhnliches vorgefallen. Mehr wissen wir nicht von ihm. Es fragt sich nun, welche Gewohnheiten und Eigenschaften er außer der Arbeitsliebe hat und was seine Beschäftigung ist? Auf einen Teil dieser Fragen kann man Antworten geben, die einen ziemlich hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben. So ist es zum Beispiel sehr wahrscheinlich, daß dieser Mann nun der Nationalität angehört, die die Masse der Einwohner der Hauptstadt besitzt. Diese Antwort ergibt sich aus den Angaben, daß die Familie, die die Waise adoptierte, die Muttersprache des Adoptivkinds nicht kannte und die Sprache der Hauptstadt sprach, in der sie aufgewachsen war. Sehr wahrscheinlich ist auch, daß er [313] ein Städter ist und kein Landwirt. Auch diese Meinung stützt sich auf unsere Kenntnisse von den Verwandten, die ihn adoptierten. Ist er Landwirt? Schwerlich; die wohlhabenden Städter Westeuropas halten den Beruf des Landmanns für unvorteilhaft und pflegen ihre jüngeren Söhne nicht für ihn auszubilden. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er Städter. Welchen städtischen Beruf hat er? ist er Handwerker, Schullehrer, Advokat oder Arzt? Auf diese Frage können wir keinerlei vernünftige Antwort geben, weil wir nicht wissen, welchen städtischen Beruf sein Pflegevater hatte und was dieser und seine Frau über diesen Beruf dachten; ob sie meinten, daß ihr Pflegesohn gut daran täte, den gleichen Beruf zu wählen, oder daß er sich besser einen anderen suchte.

Wir können jetzt leicht den wahren Charakter unserer Meinung darüber erkennen, ob bei der Ausbildung moralischer Eigenschaften der überwiegende Einfluß dem Herkommen oder dem Leben zuzuschreiben sei. Wir hielten es für wahrscheinlich, daß das Waisenkind ein ehrlicher Mensch wurde. Der Knabe ist in einer ehrlichen Familie aufgewachsen; durch den Wohlstand und die Liebe der Pflegeeltern vor Elend geschützt, konnte er unschwer die Gewohnheit erwerben, Diebstahl und andere Arten unehrlicher Handlungen zu verabscheuen. Um zu prüfen, ob wir die Entwicklung dieser Eigenschaften wirklich dem Einfluß des Lebens und nicht dem Einfluß der Herkunft zuschreiben, wollen wir die Bedingung der Hypothese ändern und annehmen, daß die Menschen, die den Waisenknaben adoptierten, von Schurkenstreichen lebten und es für dumm hielten, fremde Menschen ehrlich zu behandeln. Ist die Wahrscheinlichkeit groß, daß aus dem von ihnen erzogenen Waisenknaben ein ehrlicher Mensch wurde? Wir sehen, daß wir die moralischen Eigenschaften seiner Eltern überhaupt nicht berücksichtigen, weil er zur Waise wurde, bevor er etwas Schlechtes oder Gutes von ihnen lernen konnte.

Gehen wir jetzt zur Darlegung der Auffassung von der Charakterentwicklung des Einzelmenschen über, wie sie dem heutigen Stand unserer theoretischen Kenntnisse und den Schlüssen aus unseren Alltagsbeobachtungen entsprechen. [314] Um uns die Sache zu vereinfachen, werden wir ausschließlich von der westeuropäischen Gruppe der arischen Familie reden. Wenn sich die Menschen der fortgeschrittenen Nationen daran gewöhnt haben werden, einander gerecht zu beurteilen, werden sie imstande sein, gerechter, als sie es heute tun, auch über Menschen anderer Sprach- oder Rassegruppen zu urteilen.

Nehmen wir ein zweijähriges Kind. Die gefährlichste Zeit der physischen Entwicklung hat es bereits hinter sich. Es ist gesund und kräftig geblieben. Schalten wir alle Annahmen irgendwelcher besonderen Unglücksfälle für die folgenden Jahre seiner physischen Entwicklung aus und fragen wir uns, ob es irgendwelcher günstiger Lebensumstände bedarf, damit das Kind gesund heranwächst? Wir wissen, daß hierzu unter anderem ausreichende Ernährung und

zufriedenstellende häusliche Verhältnisse nötig sind. Von hundert gesunden zweijährigen Kindern gelangen achtzig oder neunzig wohlbehalten bis zum Alter von zwanzig Jahren, wenn die genannten Voraussetzungen vorhanden sind. Wenn dagegen ihre Familien etwa zu der Zeit, wo die Kinder das Alter von zwei Jahren erreichen, verarmen und die Kinder nunmehr in feuchten, dumpfigen Räumen bei schlechter und ungenügender Nahrung aufwachsen, so werden viele von ihnen sterben, ohne volljährig zu werden, und viele von den Überlebenden werden irgendwelche Krankheiten mitbekommen, die der schlechten Ernährung und feuchten Wohnung zuzuschreiben sind.

Die physischen Eigenschaften eines zweijährigen Kindes sind unvergleichlich stabiler als seine moralischen Eigenschaften oder, richtiger gesagt, noch nicht Eigenschaften, sondern nur Anlagen zu Eigenschaften. Beim zweijährigen Kind sind bereits deutlich alle jene physischen Besonderheiten ausgeprägt, die es, wenn es gesund bleibt, bei seiner Volljährigkeit haben wird. Über die Begabung eines zweijährigen Kindes jedoch können wir uns noch keine begründete Meinung bilden; und wenn wir Kinder dieses Alters begabt oder unbegabt nennen, so phantasieren wir nur auf Grund unserer Sympathien oder Antipathien. Nicht nur von zweijährigen, sondern selbst von achtjährigen Kindern läßt [315] sich schwer sagen, ob einmal begabte oder stumpfsinnige Menschen aus ihnen werden. Und die moralischen Eigenschaften sind noch weniger stabil als die geistigen.

Es ist heute bewiesen, daß ein Kind schwindsüchtiger Eltern bei der Geburt nicht Schwindsucht hat, gewöhnlich geschieht es jedoch, daß schwindsüchtige Eltern blutarm sind und einen schwachentwickelten Brustkorb haben und diese Eigenschaften des Organismus dann an ihre Kinder vererben. Wenn jedoch blutarme und schwachbrüstige kleine Kinder kräftigende Erziehung erhalten, vermindert sich oder verschwindet bei ihnen die Anlage zu den Krankheitserscheinungen, die die Schwindsucht hervorrufen. Die Kinder erben von ihren Eltern also nur die Veranlagung zur Schwindsucht, das Leben aber entscheidet, ob diese Veranlagung sich entwickelt, vermindert oder verschwindet. Kinder von Eltern mit guter Gesundheit werden im allgemeinen gesund und kräftig geboren, können dieses Erbe jedoch unter ungünstigen Lebensverhältnissen sehr leicht wieder verlieren.

Für die moralischen Eigenschaften muß man annehmen, daß die Eltern jene Anlagen erblich übertragen, die direkt durch das sogenannte Temperament bedingt sind (in den Fällen, wo das Temperament vererbt wird). Aber auch dieser wahrscheinlich richtige Gedanke verlangt eine Einschränkung, um richtig bleiben zu können – wenn er überhaupt richtig ist. Der Einfachheit halber wollen wir alle Arten des Temperaments in zwei Typen teilen: das sanguinische und das phlegmatische. Nehmen wir an, daß wenn Väter und Mutter das gleiche Temperament haben, dies auch für die Kinder gilt. Hieraus folgt noch nichts über die Vererbung guter oder schlechter moralischer Eigenschaften. Vom Temperament bestimmt ist nur der Schnelligkeitsgrad der Bewegungen und wahrscheinlich des Stimmungswechsels. Man muß annehmen, daß ein Mensch, der einen schnellen Gang hat, zum schnelleren Stimmungswechsel neigt, als ein Mensch, dessen Bewegungen langsam sind. Dieser Unterschied jedoch bestimmt noch nicht, wer von ihnen arbeitsamer, und noch weniger, wer ehrlicher oder freundlicher ist als der andere; auch der Grad der Besonnenheit [316] wird nicht hiervon bestimmt. Übereiltes Handeln oder Unentschlossenheit sind nicht Temperamenteigenschaften, sondern das Resultat von Gewohnheiten oder das Ergebnis schwieriger Umstände. Hastig, unbesonnen und übereilt handeln auch Menschen mit schwerem langsamem Gang. Unentschlossen sind auch Menschen mit schnellem Gang. Das weiß jeder, der die Menschen gut zu beobachten weiß. Besondere Aufmerksamkeit verdient aber der Umstand, daß Schnelligkeit in Bewegung und Rede, heftige Gestikulationen und andere Eigenschaften, die als Merkmale einer natürlichen Anlage, des sogenannten sanguinischen Temperaments gelten, sowie die entgegengesetzten Eigenschaften, in denen man Merkmale des phlegmatischen Temperaments

sieht, bei ganzen Ständen und bei ganzen Völkern lediglich Resultat der Gewohnheit sind. Menschen, die von ihren älteren Verwandten und Bekannten ständig dazu angehalten werden, sich würdig zu betragen, nehmen fast alle von früher Jugend auf die Gewohnheit an, sich ruhig und gemessen zu bewegen und zu reden; in den Ständen dagegen, wo man es für angemessen hält, sich schnell und heftig zu bewegen und zu reden, gewöhnt sich fast alles von Jugend auf an heftige und schnelle Gestikulationen und schnellen, eindringlichen Redefall. Bei Völkern, wo die Gesellschaft in scharf gesonderte Klassen zerfällt, erweisen sich diese scheinbaren Temperamentmerkmale in Wirklichkeit nur als Standesgewohnheiten.

Die geistigen und moralischen Eigenschaften, die nicht so eng an den physischen Typus gebunden sind wie das Temperament, sind im menschlichen Individuum weniger stabil als das Temperament. Hieraus ergibt sich klar, daß sie weniger leicht durch Vererbung übertragen werden als das Temperament.

Der Begriff des Volkscharakters ist sehr kompliziert und vielschichtig; er enthält alle jene Unterschiede eines Volkes vom anderen, die nicht zum Begriff des physischen Typus gehören. Betrachtet man diese Sammlung zahlreicher Vorstellungen näher, so kann man sie in mehrere Kategorien teilen, die sich hinsichtlich des Grades der Stabilität stark unterscheiden. Zu der einen Kategorie gehören die geistigen [317] und moralischen Eigenschaften, die sich direkt aus der Verschiedenheit des physischen Typus ergeben; einer anderen Kategorie gehören die Sprachunterschiede an; besondere Kategorien bilden weiterhin die Unterschiede der Lebensweise, der Sitten und Gebräuche, des Bildungsgrads und in den theoretischen Auffassungen. Am stabilsten sind die Unterschiede, die direkt durch Verschiedenheiten des physischen Typus bedingt sind und Temperamente genannt werden. Wenn wir jedoch von der europäischen Gruppe der arischen Familie reden, so läßt sich in ihr kein einziges großes Volk finden, das aus Menschen des gleichen Temperaments besteht. Dabei werden, obwohl der physische Typus des Einzelmenschen fürs ganze Leben unverändert bleibt und gewöhnlich von den Eltern auf die Kinder vererbt wird, und deshalb eine sehr konstante Erblichkeit besitzt, die geistigen und moralischen Eigenschaften, die aus diesem Typus hervorgehen, dennoch durch die Lebensumstände in solchem Grade verändert, daß ihre Abhängigkeit vom Typus nur dann in Kraft bleibt, wenn die Lebensumstände in der gleichen Richtung wirksam sind; wenn der Lebensablauf jedoch andere Eigenschaften zur Entwicklung bringt, unterliegt das Temperament seinem Einfluß, und die als Temperament bezeichnete Seite des wirklichen Charakters eines Menschen erweist sich als ganz verschieden von den Eigenschaften, die man nach unseren Vorstellungen von den geistigen und moralischen Resultaten des physischen Typus bei ihm hätte voraussetzen können. Jedes der großen europäischen Völker besteht, wie wir schon gesagt haben, aus Menschen von verschiedenem physischem Typus, und das proportionelle Verhältnis dieser Typen ist nicht festgestellt. Deshalb haben wir bis jetzt noch keine begründeten Vorstellungen davon, zu welchem Temperament die Mehrzahl der Menschen des einen oder anderen dieser Völker gehört. Aber vielleicht ist eine der landläufigen Meinungen richtig, wonach bei den relativ kleinen Völkern, wie zum Beispiel Holländern, Dänen oder Norwegern, dieser oder jenen physische Typus entschieden vorherrscht. Nehmen wir einmal an, daß wirklich eines der charakteristischen Kennzeichen des physischen Typus eines dieser Völker auf die überwiegende Mehrheit den Menschen [318] zutrifft, aus denen es besteht, und untersuchen wir den Charakter der Menschen dieses Volkes durch persönliche Beobachtungen oder, wenn wir uns nicht längere Zeit in diesem Lande aufhalten können, auf Grund von Erzählungen unvoreingenommenen Zeugen über das Privatleben der Menschen dieses Volkes, darüber, wie sie arbeiten, sich unterhalten und sich vergnügen; wir werden sehen, daß ein sehr bedeutender Teil der Menschen dieses Volkes nicht die geistigen und moralischen Eigenschaften besitzt, die den Vorstellungen von dem durch die Besonderheiten seines physischen Typus hervorgebrachten Temperament entsprechen. Nehmen wir zum Bei-

spiel an, daß die Menschen dieses Volkes, ihrem physischen Typus nach, der Vorstellung vom phlegmatischen Temperament entsprechen; demnach müßten ihre vorherrschenden Eigenschaften träge Bewegungen und langsames Sprechen sein; in Wirklichkeit werden wir sehen, daß sehr viele von ihnen grade die entgegengesetzten Eigenschaften besitzen, die als Eigenschaften des sanguinischen Temperaments gelten. In welchem Zahlenverhältnis die Menschen der einen und der anderen Kategorie zueinander stehen, hat weder in diesem noch in einem anderen Volke jemand gezählt. Wenn wir näher zusehen, werden wir erkennen, daß das langsame oder schnelle Sichbewegen und Sprechen bei den Menschen dieses Volkes in enger Beziehung zu den Sitten und Gebräuchen der Stände oder der Berufe steht, denen sie angehören, daß es eng verbunden ist mit ihren Auffassungen von ihrer persönlichen und Familienwürde oder ihrer niedrigen persönlichen, Familien- oder Sozialstellung oder damit, ob sie mit ihrem Leben, mit ihrem Gesundheitszustand und überhaupt mit den Umständen, die die Stimmung eines Menschen beeinflussen, zufrieden oder unzufrieden sind. Menschen, deren Gesundheit durch seelisch bedrückende Krankheiten gestört ist, werden, wie auch immer ihr Körperbau von Natur aus sein mag, nur höchst selten schnell sprechen oder sich schnell bewegen; bei Krankheiten dagegen, die zu Erregungszuständen führen, werden nur sehr wenige Menschen fähig sein, sich ruhig und gemessen zu bewegen und zu unterhalten. In ähnlicher Weise wirken allerlei andere Umstände, die den Menschen [319] bedrücken oder in Erregung versetzen, traurig oder fröhlich machen. In den Gegenden, wo die Masse der Landleute ein leidliches Dasein führt und weder Getreidevorräte aus früheren Jahren noch viel Geld besitzt, macht die Landbevölkerung bei gewöhnlichen Ernten jedes Jahr zwei Zustände durch, einen sanguinischen und einen phlegmatischen. Vor der Ernte zeigt sie mehr und mehr Neigung zur Fröhlichkeit und benimmt sich, so müde sie auch von den Feldarbeiten ist, während der Erholungsstunden sanguinisch. Diese Stimmung wächst bis zu dem Augenblick, wo das neue Getreide gedroschen ist und man anfängt, aus neuem Getreide gebacknes Brot zu essen; eine Zeitlang ist man noch fröhlich, die Bewegungen sind flink, die Unterhaltung ist angeregt und lärmend. Dann beginnt man sich nach und nach Gedanken zu machen, ob das Getreide auch bis zum Herbst reichen wird; es zeigt sich, daß man mit Brot sparen muß, die Fröhlichkeit flaut ab, und nach einiger Zeit lassen die Leute den Kopf hängen. Das dauert bis zu der Jahreszeit, wo die Gedanken an die nahe bevorstehende neue Ernte die Gedanken an die Erschöpfung der Lebensmittelvorräte wieder verdrängen. Das angeborene Temperament wird überhaupt von Einflüssen überdeckt, die vom Leben ausgehen, so daß es sehr viel schwerer ist, es festzustellen, als man gewöhnlich annimmt; bei aufmerksamer Analyse der Tatsachen müssen wir zu der Überzeugung kommen, daß die angeborenen Anlagen zu schneller oder langsamen Bewegung und Rede schwach und leicht veränderlich sind und daß es in der Hauptsache nicht auf sie ankommt, sondern auf den Einfluß, den die Lebensumstände auf die Völker, die Stämme oder die Stände eines Volkes ausüben.

Darüber, wie groß der naturgegebene Unterschied zwischen den Völkern hinsichtlich der Lebhaftigkeit und Stärke ihrer geistigen Fähigkeiten ist, sind die Meinungen sehr geteilt. Wenn von Völkern verschiedener Rassen oder Sprachfamilien die Rede ist, hängt die Beantwortung der Frage von unseren Vorstellungen von den Rassen und Sprachfamilien ab. Bei Fragen dieser Art haben Menschen, die eine bestimmte Meinung besitzen, unbedingt die Pflicht, die gegenteilige Meinung aufmerksam zu untersuchen. Aber [320] wenn es sich, so wie jetzt hier bei uns, nur um die fortschrittlichen Völker, um die westeuropäische Gruppe den arischen Familie, handelt, muß man sagen, daß sich auf diese Frage Theorien über geistige Unterschiede zwischen Menschen auf Grund der Herkunft ihrer Vorfahren keinesfalls anwenden lassen. Wohl mag es auch in den südlichen und nordöstlichen Randgebieten Westeuropas einen Einschlag von nichtarischem Blut geben, zum Beispiel von Araber- und Berberblut in Sizilien und der Südhälfte der Pyrenäenhalbinsel und von finnischem Blut im Norden den Skandinavischen Halbinsel; aber selbst in Sizilien und Andalusien ist der Einschlag von

nichtarischem Blut gering: das sehen wir an der Ähnlichkeit des dort vorherrschenden physischen Typus mit den Typen der alten und modernen Griechen. Noch geringer ist der Einschlag von finnischem Blut bei der Bevölkerung der nördlichen Teile von Norwegen und Schweden. So stammt also die ganze Masse der Bevölkerung Westeuropas von Menschen ein und derselben Gruppe der ansehen Familie ab, und man muß annehmen, daß sie die gleichen geistigen Erbeigenschaften besitzt. Daß diese Eigenschaften bei den verschiedenen Völkern Westeuropas verschieden sein sollen, ist eine phantastische Annahme, die durch philologische Forschungen widerlegt wird; wenn daher im gegenwärtigen Zeitpunkt irgendwelche Ungleichheiten in geistiger Beziehung bei den Völkern des Westens anzutreffen sind, so haben sie ihnen Ursprung nicht in den Naturanlagen der Stämme, sondern ausschließlich in ihrem historischen Leben und werden bleiben oder vergehen, je nachdem, wie dieses Leben sich entwickelt.

Aber wenn von der Verschiedenheit der Völker nach ihren geistigen Fähigkeiten die Rede ist, urteilt man gewöhnlich nicht eigentlich nach der Kraft des Geistes, sondern nur nach dem Bildungsgrad des betreffenden Volkes; nun so können jene üblich gewordenen bestimmten Urteile zustande kommen. Die Untersuchung der Beschaffenheit der geistigen Eigenschaften eines Volkes an und für sich, unabhängig davon, ob sie je nach dem hohen oder tiefen Bildungsstand glänzen oder matt wirken, ist eine schwere Aufgabe und kann bei dem heutigen Stand der Wissenschaft [321] auch dann nicht zu sicheren Schlüssen führen, wenn die Völker der gelben Rasse mit Völkern der weißen verglichen werden; gewöhnlich dient sie nur als Vorwand, um sich selbst herauszustreichen und andere zu verleumden, wenn es sich um den Vergleich verschiedener Völker ein und derselben Gruppe einer Sprachfamilie handelt. Wer das alte Gerede von den angeborenen Unterschieden der Völker Westeuropas hinsichtlich ihrer geistigen Eigenschaften wiederholt, der versteht nichts von den Ergebnissen, zu denen die Sprachwissenschaft bereits vor ziemlich langer Zeit gekommen ist, indem sie nachwies, daß sie alle Nachkommen ein und desselben Volkes sind.

Sprachunterschiede sind im praktischen Leben von recht großer Bedeutung. Menschen, die ein und dieselbe Sprache sprechen, sind geneigt, sich für ein nationales Ganzes zu halten; wenn sie sich daran gewöhnen, in staatlicher Hinsicht ein Ganzes zu bilden, entwickelt sich bei ihnen ein nationaler Patriotismus, und flößt ihnen mehr oder weniger ablehnende Gefühle gegenüber den Menschen ein, die andere Sprachen sprechen. In dieser realen Hinsicht bildet die Sprache wohl das allerwesentlichste Unterscheidungsmerkmal der Völker. Sehr oft jedoch mißt man der Sprache theoretische Bedeutung bei und bildet sich ein, man könne aus den Besonderheiten der Grammatik die Besonderheit der geistigen Fähigkeiten eines Volkes ableiten. Das ist reine Phantasie. Von den Regeln der Syntax losgelöst, haben die etymologischen Formen nicht die geringste Bedeutung; die Regeln der Syntax dagegen bestimmen in allen Sprachen zureichend die logischen Beziehungen zwischen den Worten, gleichgültig ob mit oder ohne Hilfe etymologischer Formen. Wesentlich unterscheiden die Sprachen sich nur durch den Reichtum oder die Armut ihres Wortschatzes, der Wortschatz aber entspricht den Kenntnissen des Volkes und kann nur als Zeugnis für diese Kenntnisse, für den Grad seiner Bildung, für seine Alltagsbeschäftigungen und seine Lebensweise und teilweise für seine Beziehungen zu anderen Völkern angesehen werden.

Hinsichtlich der Lebensweise unterscheiden sich die Menschen sehr stark voneinander; aber in Westeuropa sind alle [322] wesentlichen Unterschiede dieser Art nicht nationale, sondern Standes- oder Berufsunterschiede. Der Landmann lebt anders als der Handwerker, der in einem geschlossenen Raum arbeitet. In Westeuropa gibt es jedoch nicht ein einziges Volk, in dem es keine Landleute oder Handwerker gäbe. Die Lebensweise des Adelsstandes ist nicht die gleiche wie die des Handwerkers oder Landmannes; aber alle europäischen Völker besitzen wiederum einen Adelsstand; auch bei denen, wo, wie bei den Norwegern, die Adelstitel

verschwunden oder fast verschwunden sind – es handelt sich ja nicht um die Titel, sondern um die Gewohnheit, einen hohen Rang in der Gesellschaft zu bekleiden.

Die real wirklich bedeutsamen Sitten und Gebräuche sind bei den verschiedenen Ständen oder Berufen je nach deren Lebensweise verschieden. Es gibt daneben noch viele andere Gebräuche, die nicht Standes-, sondern Nationalcharakter haben. Aber das sind Nebensächlichkeiten, die nur zum Vergnügen oder zum Protzen dienen und um die vernünftige Leute sich nicht kümmern; sie erhalten sich nur deshalb, weil diese Leute sie als indifferent und nichtssagend betrachten und ihnen keine Aufmerksamkeit schenken. Für Archäologen mögen solche Details große Bedeutung haben, wie für den Numismatiker die alten Münzen, die man in der Erde findet. Aber im ernsten Leben des Volkes ist ihre Bedeutung verschwindend.

Jedes der Völker Westeuropas hat seine besondere Sprache und seinen besonderen nationalen Patriotismus. Diese zwei Besonderheiten sind die einzigen, durch die es sich jeweils als Ganzes von allen anderen Völkern Westeuropas unterscheidet. Aber es umfaßt Standes- und Berufsgruppen. Jede dieser Gruppen hat hinsichtlich aller Formen des geistigen und moralischen Lebens, Sprache und Nationalgefühl ausgenommen, besonders ausgeprägte, eigene Lebensformen. In ihnen ähnelt es den entsprechenden Standesgruppen der anderen westlichen Völker; diese ständischen oder beruflichen Besonderheiten sind so bedeutend, daß jede gegebene Standes- oder Berufsgruppe eines bestimmten westeuropäischen Volkes, von Sprache und Patriotismus abgesehen, in geistiger und moralischer Hinsicht weniger den anderen Grup-[323]pen seines eignen Volkes ähnelt als den entsprechenden Gruppen der anderen westeuropäischen Völker. Nach Lebensweise und Vorstellungswelt bildet die Klasse der Landleute in ganz Westeuropa sozusagen ein Ganzes; dasselbe muß man von den Handwerkern, vom Stand der reichen Bürgen und vom Adelsstand sagen. Ein portugiesischer Edelmann ähnelt hinsichtlich seiner Lebensweise und Vorstellungswelt wesentlich mehr einem schwedischen Edelmann als einem Landmann seiner eignen Nation. Ein portugiesischer Landmann ähnelt in der gleichen Hinsicht mehr einem schottischen oder norwegischen Landmann als einem reichen Lissabonner Kaufherrn. Nach außen, im internationalen Leben, bildet eine Nation, die staatliche Einheit besitzt oder nach ihr strebt, wirklich ein Ganzes, wenigstens unter gewöhnlichen Umständen. Aber nach innen, in ihrem eigenen Leben, besteht sie aus Standes- oder Berufsgruppen, die zueinander in ungefähr den gleichen Beziehungen stehen wie die verschiedenen Völker. Es hat in der Geschichte allen westeuropäischen Völker Fälle gegeben, wo eine Nation auch nach außen hin in einander feindliche Teile zerfiel und der schwächere von ihnen gegen seine inneren Feinde Ausländer zu Hilfe rief oder Ausländer, die, ohne gerufen zu sein, kamen, um sein Vaterland zu unterwerfen, freudig begrüßte. Heutzutage hat sich die Bereitschaft des schwächeren Teils einer Nation, sich mit Ausländern zum bewaffneten Kampf gegen die eigenen Stammesgenossen zusammenzutun, vielleicht gemindert. Wahrscheinlich ist es keinem Teil irgendeines europäischen Volkes jemals leicht gefallen, sich zum Verrat am Vaterlande zu entschließen. Aber in alten Zeiten waren die inneren Kämpfe von solchen wilden Grausamkeiten begleitet, daß die bedrängte Partei aus Verzweiflung handelte; um dem Tode zu entgehen, sind die Menschen zu Taten bereit, die ihnen sehr schwerfallen. Wenn es richtig ist, daß in unseren Zeiten bei zivilisierten Völkern im ständischen und politischen Kampf keine Grausamkeiten mehr möglich sind, die den besiegten inneren Gegner zur Verzweiflung treiben können, dann wird es auch nicht mehr vorkommen, daß irgendein Teil einer zivilisierten Nation sich gegen Landsleute mit Fremden verbündet.

[324] Einigen Publizisten scheint diese Hoffnung ziemlich begründet zu sein. Unbestritten ist aber, daß es bis vor kurzem anders war. Deswegen muß der Historiker, der vom Leben eines Volkes berichtet, ständig daran denken, daß ein Volk die Vereinigung verschiedener Stände ist, die in früheren Zeiten nicht so fest miteinander verbunden waren, daß diese Verbundenheit den Ausbrüchen der gegenseitigen Feindschaft hätte standhalten können.

Heutzutage verstehen übrigens alle Historiker, wie wichtig die Streitigkeiten der Stände sind, und wenn sie oft noch vom Volk als von einem einigen Ganzen reden, und zwar beim Bericht über Angelegenheiten, in denen die verschiedenen Stände nicht gleicher Meinung waren, so kommt dieser Fehler nicht daher, daß sie es nicht wissen, sondern nur, daß sie es zeitweise vergessen haben oder daß sonst andere Gründe vorliegen. Vom Charakter der Stände jedoch macht sich die Mehrheit der Gebildeten und deshalb auch die Mehrzahl der Historiker noch hochgradig falsche Vorstellungen. Hierfür gibt es zwei Hauptgründe: die Masse des Publikums und mit ihr die Mehrzahl der Gelehrten weiß sehr wenig von den wirklichen Sitten, Gebräuchen und von der Begriffswelt jener Klassen, die ihnen in bezug auf soziale Stellung und Lebensweise fernstehen, und bilden sich dabei ihr Urteil unter dem Eindruck politischer Standesvorurteile. Nehmen wir als Beispiel die herrschende Vorstellung vom Stand der Landleute. Im allgemeinen wird angenommen, daß die Landleute reinere Sitten haben als die Handwerker. In einigen Fällen ist das aller Wahrscheinlichkeit nach auch wohl richtig. Wenn zum Beispiel die Mehrheit der Landleute ein auskömmliches Leben hat, die Mehrheit der Handwerker dagegen Not leidet, so werden sich natürlich die aus Anmut entspringenden schlechten Eigenschaften sehr viel stärker bei den Handwerkern entwickeln als bei den Landleuten. Die Gelehrten leben im allgemeinen in den Großstädten und sehen daher häufig das Wohnungselend und die anderen materiellen Nöte der Handwerker. Wie die Leute auf dem Lande leben, wissen sie viel weniger gut; und es ist sehr wahrscheinlich, daß die privaten Eindrücke, die sie zufällig von der Lebensweise der Landleute erworben haben, für die [325] Mehrheit dieses Standes unzutreffend sind. Eine andere Fehlerquelle ist die politische Voreingenommenheit. Die Dorfbewohner gelten als konservativer Stand; deshalb preisen die Gelehrten von konservativer Denkweise im allgemeinen die Besonnenheit und Sittenreinheit des dörflichen Standes; die Gelehrten, die soziale Änderungen herbeiwünschen, denken und reden über ihn unter dem Einfluß politischer Feindschaft.

Sehr wichtig ist bei jedem zivilisierten Volk neben der Standes- und Berufsteilung die Teilung nach dem Bildungsgrad. In dieser Hinsicht teilt man die Nation gewöhnlich in drei Hauptklassen, die die Bezeichnung: ungebildete, oberflächlich gebildete und gründlich gebildete Menschen tragen. Wir können über den Nutzen oder Schaden der Aufklärung urteilen, wie wir wollen, wir können die Ignoranz verherrlichen oder sie als schädlich für den Menschen betrachten; alle sind wir jedoch darin einig, daß sich die überwiegende Mehrheit der Menschen, die keine Bildung erhalten haben und nicht die Möglichkeit besaßen, aus eigener Kraft Bildung zu erwerben, sehr stark – ob nach der schlechten oder nach der guten Seite, davon ist jetzt nicht die Rede, sondern nur davon, daß sie sich ihren Vorstellungen nach stark von der großen Mehrheit der gebildeten Menschen unterscheidet. Die Begriffswelt der Menschen macht aber eine der Kräfte aus, die ihr Leben lenken.

Ziehen wir jetzt die Schlußfolgerungen aus diesem Überblick über den wirklichen Stand unserer Kenntnisse vom Nationalcharakter.

Wir besitzen nur sehr geringe direkte und exakte Kenntnisse von den geistigen und moralischen Fähigkeiten selbst jener modernen Völker, die wir am besten kennen, und die landläufigen Vorstellungen von ihrem Charakter sind nicht nur praktisch ungenügend, sondern voreingenommen und oberflächlich. Diese oberflächliche Betrachtungsweise tritt am häufigsten in der Form auf, daß zufällig erworbene Kenntnisse von den Eigenschaften irgendeiner zahlenmäßig kleinen Menschengruppe zur Charakteristik einer ganzen Nation verwendet werden. Die oberflächlichen und voreingenommenen Charakteristiken der Völker durch richtige zu ersetzen ist ein sehr mühseliges Geschäft, und die Mehrzahl [326] der Gelehrten hat gar nicht den ernsten Wunsch, daß das geschieht, weil die Charakteristik eines Volkes gewöhnlich gar nicht das Ziel verfolgt, eine unvoreingenommene Aussage zu machen, sondern darauf ausgeht, solche Urteile vorzubringen, die uns entweder vorteilhaft erscheinen oder unse-

rer Eigenliebe schmeicheln. Menschen, die unvoreingenommen über andere Völker sprechen möchten, vermeiden diese Art von allzu willkürlichen Urteilen, begnügen sich mit Kenntnissen, die wesentlich leichter zu erwerben sind und größere Wahrscheinlichkeit besitzen: sie studieren die Formen der Lebensweise und die wichtigen Ereignisse im Leben des betreffenden Volkes und beschränken sich auf jene Urteile über die Eigenschaften der Völker, die sich unschwer aus diesen zuverlässigen und exakt bestimmten Tatsachen ableiten lassen. Derartige Urteile sind sehr viel weniger umfassend als die landläufigen Charakteristiken; sie unterscheiden sich von diesen im wesentlichen dadurch, daß jeder Charakterzug mit einer einschränkenden Bemerkung darüber hervorgebracht wird, auf welchen Volksteil und auf welche Zeit sich das Urteil bezieht. Das ist auch das einzig Mögliche, wo es sich um das ernsthafte Verständnis des Charakters zahlenmäßig großer Menschengruppen handelt.

Wir kennen nicht Eigenschaften der Völker, sondern nur den Stand dieser Eigenschaften zu einer bestimmten Zeit. Der Stand der geistigen und moralischen Eigenschaften ändert sich stark unter dem Einfluß der Umstände. Ändern sich die Umstände, so kommt es auch zu entsprechenden Änderungen im Stand dieser Eigenschaften.

Wir wissen von jedem der heutigen zivilisierten Völker, daß die Formen seiner Lebensweise ursprünglich anders waren, als sie heute sind. Die Formen der Lebensweise beeinflussen die moralischen Eigenschaften der Menschen. Mit der Änderung der Formen der Lebensweise ändern sich auch diese Eigenschaften. Allein schon aus diesem einen Grunde muß jede Charakterisierung eines zivilisierten Volkes, die diesem irgendeine unveränderliche moralische Eigenschaft zuschreibt, als falsch betrachtet werden. Mit Ausnahme der Ägypter haben wir von allen anderen Völkern, die bis zur Zivilisation aufgestiegen sind, positive Kenntnisse aus den [327] Zeiten, wo sie im Zustand roher Ignoranz lebten. Es genügt daran zu erinnern, daß die Griechen selbst in der Ilias und Odyssee noch nicht lesen und schreiben können. Analysieren wir die Überlieferungen, die sich bei den Griechen in der Form der Mythen erhalten haben, so finden wir Züge einer ausgesprochenen wilden Lebensweise. Viele Gelehrte finden in diesen Erzählungen sogar Erinnerungen an Kannibalismus. Mag das richtig sein oder nicht, mögen die Menschen, die bereits griechisch sprachen, Menschenfresser gewesen sein oder mögen diese Schlußfolgerungen auf Irrtümern beruhen, sicher ist jedenfalls, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die Griechen nichts von irgendwelchen zivilisierten Vorstellungen oder Sitten und Gebräuchen wußten. Können Vorfahren, die Wilde waren, und Nachkommen, die zu hoher Zivilisation aufgestiegen sind, noch die gleichen moralischen Eigenschaften besitzen? Erhalten können sich höchstens der physische Typus und jene Züge des Temperaments, die direkt von ihm abhängen; jedoch auch das ist nur dann richtig, wenn man den Ausdruck „gleiche“ mit solchen Einschränkungen versieht, die ihm fast seine ganze Bedeutung rauben. So ist die Farbe der Augen zum Beispiel die gleiche geblieben wie früher, der Ausdruck der Augen jedoch war früher stumpf, fast stumpfsinnig, hielt aber im folgenden mit der hohen geistigen Entwicklung Schritt; die Konturen des Profils blieben die gleichen, wurden aber lieblich, wo sie früher grob waren; gleich blieb auch das leicht aufbrausende Wesen, es äußerte sich aber viel seltener und in anderen Formen. Wirkten sich die Änderungen in den Umständen, unter deren Einfluß sich die Formen der Lebensweise änderten, auch in gleicher Weise auf alle Stände aus? Das kann nur in seltenen Fällen vorkommen. Die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Stände veränderten sich ungleichmäßig und verloren deshalb nach und nach ihre frühere Ähnlichkeit. Das Volk erwarb Wissen, dadurch änderte sich seine Vorstellungswelt; dank der Änderung seiner Vorstellungswelt wandelten sich die Sitten; auch diese Änderungen gingen bei den verschiedenen Ständen nicht gleichmäßig vor sich und waren auch ungleichmäßig in den verschiedenen Landesteilen, die das Volk bewohnte. So zeigt [328] das Leben eines jeden der heutigen zivilisierten Völker eine Reihe von Wandlungen der Lebensweise und der Vorstellungswelt, wobei diese Wandlungen in den einzelnen Teilen des

Volkes verschieden vor sich gingen. Genaue Charakteristiken können sich deshalb nur auf die einzelnen Menschengruppen beziehen, die das betreffende Volk bilden, und nur auf einzelne Perioden seiner Geschichte.

Der Versuch, die Geschichte eines Volkes aus besonderen, unveränderlichen geistigen und moralischen Eigenschaften zu erklären, führt dazu, daß man die Gesetze der menschlichen Natur vergißt. Wenn wir unsere Aufmerksamkeit den wirklichen oder vermeintlichen Unterschieden der betrachteten Gegenstände zuwenden, gewöhnen wir uns daran, jene Eigenschaften zu übersehen, die ihnen allen gemeinsam sind. Wenn die Gegenstände zu sehr verschiedenen Kategorien gehören, braucht dieses Vergessen der Richtigkeit unserer Urteile keinen Abbruch zu tun; wenn wir zum Beispiel von der Pflanze und vom Stein sprechen, brauchen wir uns nicht ständig daran zu erinnern, daß diese beiden Gegenstände gewisse gemeinsame Eigenschaften besitzen; der Unterschied zwischen ihnen ist groß, und gewöhnlich ist von solchen Umständen die Rede, unter denen der Stein Eigenschaften zur Schau trägt, die von denen der Pflanze verschieden sind. In der Geschichte ist das anders. Alle Lebewesen, von denen sie berichtet, sind Organismen der gleichen Art; die Unterschiede zwischen ihnen sind von geringerer Bedeutung als die ihnen gemeinsamen Eigenschaften; die Einflüsse, unter deren Wirkung Änderungen im Leben dieser Geschöpfe zustande kommen, sind gewöhnlich derartig, daß sie für jedes von ihnen annähernd die gleichen Folgen haben. Nehmen wir zum Beispiel die Ernährung. Sie ist bei den verschiedenen Völkern und bei den verschiedenen Ständen eines Volkes sehr ungleichartig. Unterschiedlich ist auch die Menge gleicher Nahrung, die Erwachsene von nicht gleichartiger Lebensweise brauchen, um satt zu werden und gesund zu bleiben. Aber jeder Mensch wird durch ungenügende Nahrung geschwächt, und jeder Mensch wird schlechter Stimmung, wenn ihn der Hunger quält.

[329] Die allen gesunden Erwachsenen gemeinsame Fähigkeit der Magentätigkeit verdient viel mehr Berücksichtigung als die echten oder phantastischen Unterschiede, die sich aus den verschiedenen Gewohnheiten verschiedener Menschen, diese oder eine andere Art Nahrung zu sich zu nehmen, ableiten lassen. Die Gewohnheit macht Menschen Situationen erträglich, die für Menschen, die nicht daran gewöhnt sind, unerträglich wären. Aber so stark auch die Gewohnheit sein mag, die allgemeinen Eigenschaften der menschlichen Natur behalten doch ihre Ansprüche. Der Mensch kann niemals den Drang verlieren, sein Leben zu verbessern, und wenn wir dieses Streben bei manchen Menschen nicht beobachten, so nur, weil wir nicht verstehen, ihre Gedanken zu erraten, die sie uns aus irgendwelchen Gründen, meist aber in dem Glauben verheimlichen, daß es doch nutzlos ist, von Dingen zu reden, die unmöglich sind.

Wenn ein Mensch sich an seine Lage gewöhnt hat, geht sein Wunsch, sein Leben zu verbessern, gewöhnlich nur ein wenig über das Niveau seiner gewohnten Lage hinaus. So hat zum Beispiel der Ackersmann nur den Wunsch, daß seine Arbeit entweder ein bißchen leichter wird oder ihm einen etwas höheren Entgelt einbringt. Das bedeutet nicht, daß in ihm kein neuer Wunsch aufkommen wird, sobald sein heutiger Wunsch in Erfüllung geht. Er möchte bei seinen Wünschen nur vernünftig bleiben und meint, zu viel zu wünschen sei unverständig. Wenn ein Volk lange Zeit in sehr ärmlichen Verhältnissen gelebt hat, sind seine gewöhnlichen Wünsche sehr beschränkt. Hieraus folgt nicht, daß es nicht fähig wäre, sehr viel mehr zu wünschen, sobald seine heutigen Wünsche Erfüllung finden. Wenn wir stets hieran denken, verschwindet die phantastische Einteilung der Völker in solche, die zu höherer Zivilisation und Kultur fähig und solche, die dazu unfähig sind; an Stelle dieser Einteilung tritt die Unterscheidung nach Lebenslagen, die die Entwicklung des Strebens nach Fortschritt fördern, und solchen, die ein Volk dazu zwingen, nicht an Dinge zu denken, die es nach seiner Meinung nicht erreichen kann.

Wenn die Umstände ein Volk lange daran hindern, seinen früher erworbenen Vorrat an Kenntnissen zu erweitern, [330] gewöhnt es sich daran, jedes Streben nach solcher Erweite-

rung für vergeblich zu halten; aber sobald es Gelegenheit erhält, etwas Neues zu erfahren, das für sein Leben nützlich ist, wird das allen Menschen angeborene Streben nach Vermehrung des Wissens in ihm rege werden. Das gleiche gilt für viele andere Güter und gute Eigenschaften, deren Gesamtheit Zivilisation genannt wird.

4
DIE ALLGEMEINE NATUR DER ELEMENTE, DIE DEN FORTSCHRITT BEWIRKEN

Am allerwesentlichsten unterscheiden die Menschen sich durch die Verschiedenheit ihrer geistigen und moralischen Entwicklung und den Grad ihres materiellen Wohlstands. Bei Stämmen, die auf sehr tiefer Entwicklungsstufe stehen, haben, sagt man, alle Menschen der betreffenden Stammesgesellschaft die gleichen Begriffe, Kenntnisse und moralischen Gewohnheiten. Diese Auffassung ist eine rhetorische Übertreibung der Tatsache, daß bei kleinen und wenig zivilisierten Stämmen die Menschen sich hinsichtlich ihrer Gewohnheiten und Begriffe weniger stark unterscheiden als bei einer zahlenmäßig großen, hochentwickelten Nation. Die Unterschiede sind beim Stamm weniger groß als bei der Nation; aber sie sind dennoch vorhanden, und dabei zahlreich. Anders kann es auch nicht sein. Selbst in einer Tierherde läßt sich ein großer Unterschied in den Gewohnheiten und in der Betätigung der verschiedenen Einzeltiere feststellen. So legt zum Beispiel – vom Charakterunterschied zwischen Männchen und Weibchen ganz zu schweigen – jenes Männchen, das die Autorität des Leittiers in der Herde genießt, sehr viel mehr Umsicht, Findigkeit, Vorsicht und Mut an den Tag als die übrigen Männchen, die gewöhnt sind, sich von seinem Einfluß leiten zu lassen. Selbst auf der allerniedrigsten Entwicklungsstufe besitzen die Wilden dennoch einen höherentwickelten Verstand als selbst Elefanten oder Orang-Utans; hieraus läßt sich schließen, daß die Unterschiede hinsichtlich des Umfangs der Kenntnisse und der Natur der Ge-[331]wohnheiten bei den Mitgliedern eines Stammes von Wilden bedeutend größer sein müssen als bei den Tieren einer Herde. Aber lassen wir diese strittige Frage, die für die Geschichte relativ geringe Bedeutung hat, und wenden wir unsere Aufmerksamkeit nur jenen Stämmen und Völkern zu, die für die Geschichte einigermaßen wichtig sind. Wir sehen dann, daß jedesmal einige Menschen durch ihre geistigen und moralischen Eigenschaften das durchschnittliche Niveau ihres Stammes oder Volkes bedeutend überragen, während einige andere weit unter ihm bleiben. Die Unterschiede sind so groß, daß es selbst in der zivilisiertesten Nation ziemlich viele Menschen gibt, die in geistiger und moralischer Beziehung hinter den höchstentwickelten Menschen eines Stammes zurückbleiben, der in seiner Gesamtheit nur wenig über die Wildheit hinaus ist. Nehmen wir zum Beispiel jene Wissenskategorie, von der sich besonders leicht sagen läßt, in welchem Grade dieser oder jener Mensch sie beherrscht – die Fähigkeit zu rechnen. In England, Frankreich und Deutschland gibt es eine Menge physisch und geistig durchaus gesunder Erwachsener, die unfähig sind, Rechenaufgaben zu lösen, mit denen Handelsleute oder Steuereinnehmer in den Negerstaaten Zentralafrikas leicht fertig werden. Bei dem Vergleich der moralischen Eigenschaften von Menschen kann man sich leichter irren als bei der Bestimmung ihres geistigen Niveaus. Aber auch hier können wir unschwer ziemlich sichere Schlüsse ziehen, wenn wir nicht die Gesamtsumme moralischer Eigenschaften, sondern irgendeine bestimmte Eigenschaft nehmen, zum Beispiel die Art, wie Vater oder Mutter mit ihren Kindern umgehen. Ziehen wir dieses Element der moralischen Entwicklung zum Vergleich heran, so werden wir zugeben müssen, daß es bei Stämmen, die ein sehr rauhes Leben führen, ziemlich viel Eltern gibt, die mit ihren Kindern bedeutend weniger herzlos umgehen als viele Eltern, die ihrer Nationalität nach zu den fortgeschrittensten Völkern gehören.

So stellt also jedes Volk von historischer Bedeutung eine Vereinigung von Menschen dar, die hinsichtlich des Grades ihrer geistigen und moralischen Entwicklung sehr voneinander ver-

schieden sind. Ein Teil von ihnen besteht aus [332] Menschen, die mit ihrer Unwissenheit und moralischen Roheit auf einer Stufe mit den unwissendsten und grausamsten Wilden steht; andere Teile nehmen die verschiedensten Mittelstufen zwischen diesen niedrigsten und den besten Vertretern ihrer Nation ein.

Wenn es deshalb von einer Nation heißt, sie habe eine hohe Bildungsstufe erreicht, bedeutet das nicht, daß alle Menschen, aus denen sie besteht, hinsichtlich ihrer Gewohnheiten und ihrer geistigen Entwicklung viel höher stehen als die Wilden, dadurch jedoch, daß diese Nation hochzivilisiert genannt wird, ist bereits die Meinung ausgesprochen, daß die Mehrheit der sie bildenden Menschen durch ihre geistige Entwicklung und die Qualität ihrer geistigen Gewohnheiten den Wilden weit voraus ist.

Alle ernst zu nehmenden Gelehrten sind sich heutzutage einig in der Anerkennung der Wahrheit, daß alle Eigenschaften, durch die die zivilisierten Menschen die rohsten und unwissendsten wilden Stämme überragen, historisch erworbene Besonderheiten sind.

Es fragt sich nun, dem Einfluß welcher Elemente diese Verbesserung der Vorstellungen und Gewohnheiten zuzuschreiben ist?

Um klarzumachen, wie diese Frage ihrem Wesen nach notwendig zu beantworten ist, wollen wir sie breiter stellen: fragen wir uns nicht, welche Elemente dazu beigetragen haben, einige Menschen in geistiger und moralischer Beziehung über einige andere Menschen emporzuheben, sondern fragen wir ganz allgemein, was die Ursache ist, daß das Leben der Menschen sich über das Leben anderer Lebewesen, deren Körper in analoger Weise organisiert ist, erhoben hat. Die Antwort ist seit unvordenklichen Zeiten allen Menschen bekannt, die geistig so weit entwickelt sind, daß sie den Unterschied zwischen dem Menschen und den sogenannten unvernünftigen Tieren erkennen.

Jeder von uns weiß, daß alles, was das menschliche Leben dem Leben der Säugetiere, die keinen so starken Verstand besitzen wie der Mensch, voraus hat, das Resultat der geistigen Überlegenheit des Menschen ist.

Diese allgemein bekannte und anerkannte Antwort auf [333] die allgemeine Frage nach dem Ursprung aller Vorzüge des menschlichen Lebens schließt ganz offenbar auch die Antwort auf die besondere Frage ein, welche Kraft im Leben der Völker den Fortschritt bewirkt: die Grundkraft, die dem menschlichen Dasein seinen hohen Rang verliehen hat, ist die geistige Entwicklung der Menschen. Selbstverständlich kann der Mensch wie jede andere auch seine geistige Kraft so mißbrauchen, daß sie, sei es anderen Menschen, sei es sogar ihm selber, nicht Nutzen, sondern Schaden bringt. So fallen zum Beispiel die Interessen eines ehrgeizigen Menschen gewöhnlich nicht mit dem Wohl seiner Nation zusammen, und er bedient sich seiner geistigen Überlegenheit über ihre Masse zu deren Schaden; falls er Erfolg hat, gewöhnt er sich oft daran, seinen Leidenschaften so die Zügel schießen zu lassen, daß er seine eigene geistige und schließlich auch physische Gesundheit zerstört; das ist mit einzelnen Menschen geschehen, die sich vom Ehrgeiz hinreißen ließen, aber auch mit ganzen Völkern. So haben die Athener die anderen Griechen und schließlich sich selber zugrunde gerichtet, indem sie ihre geistige Überlegenheit über die Mehrheit der anderen Griechen mißbrauchten; so haben später die Römer alle zivilisierten Völker und sich selber zugrunde gerichtet, indem sie ihre geistige Überlegenheit über die Spanier, Gallier und die anderen wenig gebildeten Völker Europas und der mit Europa benachbarten Teile Afrikas und Asiens mißbrauchten. Die Kraft des Geistes kann zu schädlichen Resultaten führen und tut das häufig auch; aber sie tut es nur unter dem Druck von Kräften oder Umständen, die ihre ursprüngliche Natur entstellen. Unter dem Einfluß von Leidenschaften kann ein kluger und aufgeklärter Mensch sehr viel übler handeln als die große Mehrzahl seiner Landsleute, die weder einen so starken naturgegebenen

Verstand noch eine so hohe Bildung besitzen; es ist heute jedoch allgemein anerkannt, daß alle derartige Handlungen nur das Resultat von Umständen sind, die der normalen Entwicklung des Seelenlebens dieses Menschen hemmend im Wege gestanden haben. An und für sich hat die geistige Entwicklung die Tendenz, die Auffassung eines Menschen von seinen Pflichten anderen Menschen gegenüber [334] zu veredeln, ihn gütiger zu machen und die Begriffe der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit in ihm zu entwickeln.

Jede Wandlung im Leben eines Volkes ist die Summe der Wandlungen im Leben der diese Nation bildenden Einzelmenschen. Wenn wir daher bestimmen wollen, welche Umstände die Verbesserung des geistigen und moralischen Lebens einer Nation fördern und welche nicht, müssen wir untersuchen, von welchen Umständen die Verbesserung oder Verschlechterung der geistigen oder moralischen Eigenschaften des Einzelmenschen abhängt.

In alten Zeiten waren Fragen dieser Art sehr verdunkelt durch die rohen Vorstellungen, die die Mehrheit der Gelehrten aus dem barbarischen Altertum der Nation übernommen hatte. Heute gibt es in dieser Beziehung in theoretischer Hinsicht keine Schwierigkeiten mehr. Die Grundwahrheiten sind für die Mehrheit der aufgeklärten Menschen der fortgeschrittenen Nationen klar, und die Minderheit, die findet, daß diese Wahrheiten nicht ihrem eignen privaten Vorteil entsprechen, schämt sich bereits, sie zu leugnen, und ist deshalb gezwungen, den Kampf gegen sie mit kasuistischen Mitteln zu führen: sie sagt, sie teile im allgemeinen die ehrlichen Überzeugungen der Mehrheit und bemüht sich nur zu beweisen, daß diese Wahrheiten sich nicht in vollem Umfang auf den betreffenden Einzelfall anwenden lassen, in dem sie im Widerspruch zu den Interessen der Minderheit stehen. Derartige Vorbehalte kann man stets in großer Zahl antreffen, aber für jeden, der nicht persönlich daran interessiert ist, sie begründet zu nennen, ist offensichtlich, daß sie falsch sind.

In den allerfinstersten Zeiten des Mittelalters herrschte unter den Gelehrten die Auffassung, der Mensch neige von Natur aus zum Bösen und werde nur durch Zwang gut. In Anwendung dieser Auffassung auf die Frage der geistigen Entwicklung behaupteten die Pädagogen jener Zeit, der Unterricht in theoretischen Fächern könne nur dann Erfolg haben, wenn er von härtesten Strafen begleitet sei. Die Gelehrten, die in ihren Schriften das moralische Leben der Gesellschaft behandelten, sagten ebenso, die Masse der Menschen neige dazu, ein lasterhaftes Leben zu führen und [335] alle erdenklichen Verbrechen zu begehen, die öffentliche Ordnung beruhe daher einzig auf Unterdrückung, und nur die Gewalt mache die Menschen arbeitsam und ehrlich. Alle Auffassungen dieser Art gelten heutzutage als im Widerspruch zur menschlichen Natur stehendes dummes Zeug.

Die erste der Wissenschaften von den Gesetzen des gesellschaftlichen Lebens, die exakte Formeln für die Voraussetzung des Fortschritts aufstellte, war die politische Ökonomie. Als unerschütterliches Grundprinzip jeder Lehre vom menschlichen Wohlergehen stellte sie die Wahrheit auf, daß nur die freiwillige Betätigung des Menschen zu guten Resultaten führt, daß alles, was der Mensch unter äußerem Zwang tut, schlecht ausfällt, daß der Mensch erfolgreich nur das tut, was er selbst will. Die politische Ökonomie verwendet diesen allgemeinen Gedanken zur Erklärung der Gesetze, die die materielle Tätigkeit des Menschen erfolgreich machen, indem sie beweist, daß alle Formen unfreiwilliger Arbeit unproduktiv sind und daß materieller Wohlstand nur bei einer Gesellschaft möglich ist, in der die Menschen den Acker pflügen, Kleider herstellen und Häuser bauen, weil jeder einzelne davon überzeugt ist, daß die Beschäftigung mit der von ihm verrichteten Arbeit für ihn von Nutzen ist.

Andere Zweige der Gesellschaftswissenschaft wenden das gleiche Prinzip auf die Frage der Erwerbung und Erhaltung geistiger und moralischer Güter an und sind heute zu der Erkenntnis gelangt, daß gebildet und moralisch nur diejenigen Menschen werden, die selbst danach streben, und daß der Mensch nur dann in dieser Hinsicht nicht nur aufsteigen, sondern auch

auf der einmal erreichten Höhe verbleiben kann, wenn er selbst es wünscht und sich aus freiem Willen darum bemüht. Wirklich wissen wir alle auf Grund alltäglicher Beobachtungen, daß ein Gelehrter, wenn ihm die Liebe zur Wissenschaft abhanden kommt, sehr bald auch sein erworbenes Wissen verliert und nach und nach zum Ignoranten wird. Das gleiche gilt für die anderen Seiten der Zivilisation. Wenn ein Mensch zum Beispiel die Liebe zur Ehrlichkeit verliert, wird er sich schnell zu einer solchen Menge schlechter Handlungen hinreißen lassen, daß er die Gewohnheit ehrlichen Verhaltens im Leben verliert. Kein [336] äußerlicher Zwang kann einen solchen Menschen weder auf geistiger noch auf moralischer Höhe erhalten, wenn er nicht selber auf ihr verbleiben will.

Zu jenen Zeiten, als in der Pädagogik Zwangssysteme herrschten, hieß es, die Menschen – im vorliegenden Fall die noch nicht erwachsenen Menschen, die Kinder – lernten lesen, schreiben, rechnen usw. nur unter Zwang, aus Angst, für Faulheit bestraft zu werden. Heute weiß jedermann, daß das durchaus nicht zutrifft, daß jedes gesunde Kind eine angeborene Wißbegier besitzt und – wenn nicht ungünstige äußere Umstände diesen Drang ersticken – gern lernt und an der Erwerbung von Kenntnissen Freude hat.

Die Menschen, die in den historischen Ereignissen handelnd auftreten, sind nicht Kinder, sondern Menschen, deren Geist und Wille stärker ist als der von Kindern. Wenn das Leben eines Kindes in materieller Hinsicht einigermaßen zufriedenstellend und in geistiger Hinsicht nicht allzu übel verlaufen ist, kommt mit Erreichung der Jünglingsjahre ein Mensch zustande, der die Dinge vernünftiger ansieht und sich verständiger zu benehmen weiß als fünf Jahre früher.

Ganz allgemein gesprochen, weiß ein zehnjähriges Kind mehr, urteilt verständiger und hat einen ausgeprägteren Charakter als ein fünfjähriges, und ein heranwachsender fünfzehnjähriger Jüngling ist in allen diesen Eigenschaften einem zehnjährigen Knaben weit überlegen, und wenn sein Leben in den folgenden Jahren nicht gar zu übel verläuft, so wird er mit zwanzig Jahren ein Mensch sein, der noch mehr weiß, noch klüger und verständiger ist und einen noch festeren Willen besitzt. Weniger schnell schreitet der Mensch in geistiger und moralischer Beziehung fort, wenn er seine volle körperliche Entwicklung erreicht hat; aber wie auch die physischen Kräfte des Menschen ziemlich lange nach Erreichung der Volljährigkeit zu wachsen fortfahren, wachsen aller Wahrscheinlichkeit nach sowohl seine geistigen Kräfte als auch die Fähigkeit weiter, in der Durchführung seiner Pläne und Absichten fest zu sein. Man darf annehmen, daß das Wachsen der Kräfte gewöhnlich mit dreißig Jahren zum Stillstand kommt, unter günstigen Lebensumständen aber noch einige Jahre länger anhält. Nachdem es aufgehört hat, [337] halten sich die physischen, geistigen und moralischen Kräfte des Menschen ziemlich lange annähernd auf dem höchsten erreichten Niveau, und der Verfall der geistigen und moralischen Kräfte beginnt beim gesunden Menschen erst, wenn der Organismus hinsichtlich der physischen Kräfte schwach zu werden beginnt. Das ist heutzutage die Auffassung der Naturforscher, die den menschlichen Organismus studieren.

Mit wieviel Jahren beginnt der Mensch sich in bezug auf Geist und moralische Kraft vollentwickelten Menschen gegenüber für ebenbürtig zu halten? Die Eigenliebe läßt den Menschen gewöhnlich früher auf diesen Gedanken kommen, als es gerechtermaßen der Fall sein sollte. Aber die überwiegende Mehrzahl der Menschen, die von den Erwachsenen minderjährig genannt werden, hat dennoch immer die Neigung, dem Beispiel der Erwachsenen zu folgen, und junge Burschen von fünfzehn Jahren sind zum Beispiel ganz allgemein bestrebt, ihren erwachsenen Verwandten und Bekannten nachzueifern. Wir wissen also von der Mehrheit der Menschen, auch derjenigen, die der Volljährigkeit ziemlich nahekommen, ganz positiv, daß ihre Entwicklung durch die Eigenschaften der älteren Generation bestimmt wird. Wie in der Kindheit haben sie auch dann, wenn sie ein ziemlich hohes physisches Wachstum erreicht und ziemlich bedeutende physische Kräfte erworben haben, noch immer die Neigung, so zu wer-

den wie die Älteren; es bedarf deshalb keines Zwanges, wenn die Kinder und die heranwachsenden Jungen oder Mädchen sich so entwickeln sollen, wie es die Älteren wünschen: sie neigen selber in hohem Maße dazu; zu ihrer Erziehung bedarf es nicht des Zwanges, sondern nur einer wohlwollenden Förderung dessen, was sie selber wünschen; hindert die Kinder nicht daran, kluge und ehrliche Menschen zu werden – das ist die Grundforderung der modernen Pädagogik; unterstützt ihre Entwicklung nach bestem Vermögen – fügt sie hinzu –, seid euch aber klar darüber, daß ungenügende Unterstützung ihnen weniger schadet als Gewaltanwendung; wenn ihr nicht anders vorzugehen versteht als mit Zwang, dann ist es für die Kinder besser, ganz ohne eure Unterstützung auszukommen, als zwangsweise unterstützt zu werden.

[338] Wir haben dieses Grundprinzip der Pädagogik deshalb in Erinnerung gerufen, weil es auch heute noch üblich ist, fremde unkultivierte Stämme und die unteren Schichten der eigenen Nation mit Kindern zu vergleichen und aus diesem Vergleich Rechte abzuleiten: für die gebildeten Nationen das Recht, in der Lebensweise der ihrer Macht unterstellten, nicht zivilisierten Völker gewaltsame Veränderungen vorzunehmen und für die im Staate herrschenden aufgeklärten Stände das Recht, auf die gleiche Weise mit den Lebensverhältnissen der ungebildeten Masse der eigenen Nation zu Verfahren. Diese Ableitung ist schon deshalb falsch, weil der Vergleich volljähriger ungebildeter Menschen mit Kindern eine leere rhetorische Figur ist, die zwei völlig verschiedene Kategorien Von Wesen einander gleichsetzt. Die rohsten Wilden sind durchaus keine Kinder, sondern ebenso erwachsene Menschen wie wir; noch weniger haben die einfachen Leute der zivilisierten Nationen mit Kindern gemein. Aber nehmen wir einen Augenblick an, der falsche Vergleich sei nicht falsch, sondern richtig. Dann gibt es dennoch selbst den allerauf-geklärtesten und wohlmeinendsten Menschen nicht die geringste Vollmacht, gewaltsam jene Seiten im Leben der einfachen Leute oder selbst der Wilden zu verändern, die gemeint sind, wenn man die willkürlichen Eingriffe in ihre Lebensweise zu rechtfertigen sucht. Angenommen, sie sind kleine Kinder (vermutlich übrigens nicht mehr grade Säuglinge, denn sie nähren sich nicht von der Milch der Weiber ihrer aufgeklärten Pfleger, sondern nehmen ihre Speise selber in die Hand und kauen sie mit den eignen Zähnen). Angenommen, wir sind die allerzärtlichsten Väter dieser vermutlich nicht erst zwei Monate, sondern mindestens zwei Jahre alten Kinderchen; was folgt daraus? Gestattet die Pädagogik einem Vater, ein zweijähriges Kind in seinen Bewegungen mehr zu behindern als nötig ist, um Arme und Beine, Stirn und Augen des Kleinen heil zu erhalten? Gestattet sie, dieses Kleine dazu zu zwingen, daß es nichts tut, was nicht auch sein Vater tut, und alles tut, was er tut? Der Vater gebraucht beim Essen die Gabel, muß er ein zweijähriges Kind dafür prügeln, daß es mit der Hand nach dem Essen greift? „Aber [339] das Kleine verbrennt sich an dem Stück Braten die Fingerchen.“ Soll es sich ruhig verbrennen, das ist nicht so schlimm wie Prügel. Die Leute, die die Wilden oder die einfachen Leute so gern mit Kindern vergleichen, geben übrigens den Gegenständen ihrer zärtlichen Sorge, die den Acker pflügen oder das Vieh hüten oder auch nur Beeren sammeln, um sich zu ernähren, vermutlich mindestens ein Alter von zehn Jahren. Einverstanden; und welche Rechte hat ein Vater – von einem außenstehenden Erzieher ganz zu schweigen – über ein zehnjähriges Kind? Hat er auch nur das Recht, es zum Lernen zu zwingen? Die Pädagogik lehrt: „Nein, wenn ein zehnjähriger Knabe ungern lernt, so ist nicht er daran schuld, sondern sein Erzieher, der durch schlechte Unterrichtsmethoden oder durch Unterrichtsinhalte, die sich für den Zögling nicht eignen, im Schüler die Wißbegier erstickt. Hier kommt es nicht darauf an, den Zögling zu etwas zu zwingen, vielmehr muß sich der Erzieher selber umerziehen und umlernen: er muß aufhören, ein langweiliger, unfähiger, strenger Pedant zu sein, und muß zum gütigen und verständigen Lehrer werden, muß die wilden Vorstellungen über Bord werfen, die den gesunden Menschenverstand in seinem Kopf verdrängen, und sich dafür vernünftige Begriffe zulegen. Sobald der Lehrer diese Forderung der Wissenschaft erfüllt, wird der Knabe wieder gern alles lernen, was der Lehrer, zum verständigen und gütigen Menschen geworden, ihm beizubringen für nötig halten wird. Die Zwangsgewalt erwachsener Menschen über einen zehnjährigen Knaben beschränkt sich darauf,

ihn davon abzuhalten, daß er sich und anderen Schaden tut. Aber es gibt auch verschiedenerlei Schaden. Wenn es sich um Zwangsmaßnahmen zur Verhinderung von Schaden handelt, versteht sich von selbst, daß es nicht zulässig ist, einen geringeren Schaden zu verhindern, indem man einen größeren anrichtet. Zwang ist seinem Wesen nach immer schädlich; er kränkt den Betroffenen und Bestraften, er verdirbt seinen Charakter, weckt Ärger gegen die, die verbieten und bestrafen, und treibt ihn bis zu feindlichen Zusammenstößen mit diesen. Deshalb halten verständige Eltern und andere erwachsene Verwandte und Erzieher die Anwendung von [340] Zwangsmaßnahmen einem zehnjährigen Knaben gegenüber nur in den wenigen, allerwichtigsten Fällen für zulässig, in denen die betreffenden Handlungen ihm, nach ihrer Meinung, Schaden zufügen. Ist der Schaden nicht besonders ernst, so wirken sie auf den Knaben nur dadurch ein, daß sie ihm Ratschläge und die Gelegenheit geben, sich das Schädliche abzugewöhnen: sie sind mit Recht der Meinung, daß kleine Unarten, die kein besonderes Unglück weder für den Knaben selbst noch für andere Menschen mit sich bringen, keinen Anlaß zu Drohungen oder Strafen geben sollten; das Leben selber wird ihm diese Unarten schon austreiben, denken sie, helfen mit guten Ratschlägen, bemühen sich, dem Streichemacher andere, bessere Zerstreuungen zu geben, und lassen es hierbei bewenden. Zweifellos gibt es übrigens Fälle, in denen das Verbotene mehr Schaden anrichtet als das Verbot. In diesen Fällen sind Zwangsmaßnahmen vor der Vernunft gerechtfertigt und vom Gewissen vorgeschrieben; natürlich mit der Einschränkung, daß sie nicht strenger sind und den davon betroffenen Knaben nicht mehr beeinträchtigen, als es zu seinem Nutzen nötig ist. Angenommen zum Beispiel, ein Erzieher hat die Aufsicht über einen Haufen Knaben bekommen, die die Gewohnheit haben, mit Steinen und Knüppeln aufeinander loszugehen. Er ist verpflichtet, diese Schlägereien, bei denen es häufig zu Verletzungen, manchmal sogar zu tödlichen kommt, zu verbieten. Handelt es sich um derlei Dinge, wenn man versucht, Zwangsmaßnahmen gegen die mit Kindern gleichgesetzten einfachen Leute oder Wilden unter Berufung auf die Pflicht des Erziehers zu rechtfertigen, Kindern Handlungen zu verbieten, die ihnen Schaden bringen? Nein, derartige Überlegungen können sich nicht auf Tatsachen dieser Art beziehen. Erstens gäbe es, wenn diese Tatsachen gemeint wären, nichts zu streiten, nichts zu beweisen; das Recht einer Regierung, Schlägereien zu verbieten, wird von niemandem geleugnet; zweitens darf man, wenn es sich um das Verbot von Schlägereien handelt, nicht im einzelnen über ein Verbot für irgendeine besondere Kategorie von Menschen reden: es kann sich dabei nur um alle Menschen handeln, die in Schlägereien verwickelt sind; ihre Bildungsstufe ist dabei [341] völlig gleichgültig, sie prügeln einander und das genügt: wer sie auch sein mögen, Standespersonen oder einfache Leute, Gelehrte oder Dummköpfe – die Schlägerei muß auf jeden Fall eingestellt werden. Und hat etwa nur die Regierung das Recht, ihr Einhalt zu gebieten? Nein; jedem verständigen Menschen befiehlt das Gewissen, jeder Schlägerei, die er sieht, nach Möglichkeit ein Ende zu machen, und die Gesetze aller zivilisierten Länder geben jeden recht, der diese Gewissenspflicht erfüllt. Wozu erst lange darüber reden, daß auch eine Regierung das Recht hat, Schlägereien zu unterbinden? In allen zivilisierten Ländern besteht, von der ganzen Bevölkerung gutgeheißen, das Gesetz, welches der Regierung nicht nur das Recht gibt, nein, ihr sogar die Verpflichtung auferlegt, Schlägereien zu unterbinden. In jedem zivilisierten Land fordert die gesamte Bevölkerung ständig, daß die Regierung dieses Gesetz einhält. Und in jedem zivilisierten Land gilt es gleichermaßen für die gesamte Bevölkerung; es gibt in bezug auf Schlägereien keine Sondervorrechte oder Einschränkungen, für keinerlei Klasse von Menschen, mögen sie vom Stande oder von geringer Herkunft, gebildet oder ungebildet sein, es gibt sie nicht und es braucht sie nicht zu geben. In keinem einzigen zivilisierten Lande gibt es über das alles keine Meinungsverschiedenheiten. Wozu dann überhaupt im besonderen von den einfachen Leuten reden und davon, daß die einfachen Leute wie Kinder sind, und daß die Regierung sich wie ein Schullehrer dieser angeblichen Schüler – dieser soliden Männer und grauköpfigen Greise – zu gebärden hat, wozu davon reden, wenn mit dieser angeblichen Ähnlichkeit der einfachen Leute mit Kindern nur bewiesen werden soll, daß die Regierung das Recht

hat, Schlägereien unter einfachen Leuten zu unterbinden? Es ist klar, daß die Liebhaber des Vergleichs der einfachen Leute mit Kindern nicht an das Verbot von Schlägereien denken, sondern an etwas ganz anderes; sie möchten, daß die einfachen Leute so leben, wie sie es sich ausgedacht haben, sie möchten die Sitten und Gewohnheiten des Volkes nach ihrem Gutdünken ummodeln. Nehmen wir an, daß alle Züge der Lebensweise der einfachen Leute, die ihnen nicht gefallen, wirklich schlecht sind, und daß alle [342] Regeln der Lebenshaltung, die sie an Stelle jener Züge setzen wollen, wirklich an und für sich gut sind. Sie sind dennoch Anhänger der Gewalt und bleiben deshalb, mögen sie auch die Sprache der zivilisierten Gesellschaft sprechen, im tiefsten Herzen Menschen aus der Zeit der Barbarei.

In allen zivilisierten Ländern hat die Masse der Bevölkerung noch viele üble Gewohnheiten. Sie mit Gewalt ausrotten heißt aber, dem Volk noch üblere Verhaltungsweisen beibringen, heißt, es mit Gewalt an Betrug, Heuchelei, Gewissenlosigkeit gewöhnen. Die Menschen legen schlechte Gewohnheiten nur dann ab, wenn sie selber den Wunsch dazu haben; sie nehmen gute Gewohnheiten nur dann an, wenn sie selbst begreifen, daß sie gut sind, und es selbst für möglich halten, sie anzunehmen. Diese beiden Bedingungen enthalten vollauf den Kern der Sache: daß der Mensch das Gute erkennt und daß er es für möglich hält, es sich anzueignen; dieser Wunsch, es sich anzueignen, kann und wird dem Menschen niemals fehlen. Das Gute nicht zu wollen, liegt nicht in der Natur des Menschen, denn es liegt nicht in der Natur irgendeines Lebewesens. Es ist auch ohne Worte klar, daß Lebewesen, die wie der Mensch mit Lungen atmen und ein hochentwickeltes Nervensystem besitzen, sich das Gute wünschen; sehen wir uns die Bewegungen des Wurms an: selbst er kriecht von dem weg, was ihm schlecht erscheint, zu dem hin, was ihm gut erscheint. Der Drang nach dem, was gut erscheint, ist eine Grundeigenschaft der Natur aller Lebewesen.

Wenn wir, die aufgeklärten Menschen irgendeines Volkes, der Masse unserer Stammesgenossen, die üble, für sie selber schädliche Gewohnheiten hat, Gutes wünschen, besteht unsere Pflicht darin, diese Masse mit dem Guten bekannt zu machen und dafür zu sorgen, daß sie die Möglichkeit erhält, sich das Gute anzueignen. Zu Gewalt greifen, ist hier völlig unangebracht. Wenn der Ersetzung des Schlechten durch das Gute nur die Unkenntnis des Guten im Wege steht, können wir unseren Wunsch, das Leben unserer Stammesgenossen zu verbessern, leicht erfüllen; die Wahrheiten, die sie kennenlernen müssen, sind keine verzwickten fachwissenschaftlichen Theoreme, sondern die Regeln der [343] Lebensweisheit, die jeder Erwachsene, selbst der ungebildetste, unschwer begreifen kann. Die Schwierigkeit besteht nicht darin, den einfachen Leuten klarzumachen, daß das Schlechte schädlich und das Gute nützlich ist; die überwiegende Mehrzahl der einfachen Leute jedes Volkes unserer europäischen Zivilisation kennt die wichtigsten Wahrheiten dieser Art sehr gut. Sie wünscht selbst, ihre schlechten Gewohnheiten durch gute zu ersetzen, und setzt diesen ihren Wunsch nur deshalb nicht in die Tat um, weil sie nicht die Mittel hat, so zu leben, wie sie es für gut und wünschenswert hält. Sie braucht nicht gute Lehren, sondern die Möglichkeit, die Mittel zur Ersetzung des Schlechten durch das Gute zu erwerben. Die Minderheit, die nach Regeln leben möchte, die den aufgeklärten Menschen mit Recht als schlecht erscheinen, ist in jeder der zivilisierten Nationen der Welt zahlenmäßig verschwindend klein; sie besteht aus Menschen, die sowohl bei der Masse der einfachen Leute als bei der Masse der gebildeten Gesellschaft als schlechte Menschen gelten. Mit Ausnahme dieser wenigen moralisch kranken Menschen haben alle übrigen einfachen Leute ebenso wie alle übrigen gebildeten Menschen den Wunsch, gut zu handeln; und wenn sie schlecht handeln, so tun sie es nur deshalb, weil ihre schlechten Lebensverhältnisse sie zu schlechten Handlungen zwingen; sie leiden alle darunter und möchten ihre Lebensverhältnisse gern so verbessern, daß sie nicht zu schlechten Handlungen getrieben werden. Die Pflicht der Menschen, die ihrem Volke Gutes tun wollen, besteht darin, die Verwirklichung dieses Wunsches der überwiegenden Mehrheit der Menschen aller Stände zu fördern. Nicht Gewaltan-

wendung gegen die einfachen Leute oder irgendeine andere Klasse der Nation ist hier am Platze, sondern Beihilfe zur Erfüllung dieses allgemeinen Wunsches.

So soll die richtige Einstellung der aufgeklärten Menschen zur Masse ihrer Landsleute beschaffen sein. Und man muß sagen, daß schon seit ziemlich langer Zeit alle Regierungen der zivilisierten Staaten dieser vernünftigen Auffassung folgen; die barbarische Methode, Änderungen im Volksleben mit gewaltsamen Mitteln herbeizuführen, ist von den Regierungen aller europäischen Staaten, aller ohne [344] Ausnahme, längst verworfen; selbst die türkische Regierung hat den Versuch aufgegeben, ihrem Volk durch Gewaltanwendung Gutes zu tun; selbst sie weiß heute, daß Gewaltmaßnahmen das Leben des Volkes, zu dessen nationalem Bestand sie auch gehört, nicht verbessern, sondern nur verschlechtern.

Die Gelehrten, die wünschen, daß die Regierung irgendeines zivilisierten Landes zur Umgestaltung des Lebens ihres Volkes Gewaltmaßnahmen anwendet, sind weniger aufgeklärte Menschen als die Machthaber des türkischen Staates.

Mögen wir Franzosen sein oder Deutsche, Russen oder Spanier, Schweden oder Griechen – wir haben das Recht, unser eigenes Volk für weniger unwissend zu halten als das türkische; deshalb haben wir das Recht, von den Gelehrten unserer Nationalität zu verlangen, daß sie ihrem eigenen Volk nicht die Achtung versagen, die ein türkischer Pascha seinem Volke erweist.

Einige der Gelehrten, die sich schämen, gewaltsame Eingriffe in das Leben des eignen Volkes zu fordern, scheuen nicht davor zurück zu erklären, die Regierung einer zivilisierten Nation sei verpflichtet, zu Gewaltmaßnahmen zu greifen, um die Sitten und Gebräuche von nichtzivilisierten Menschen anderer, seiner Macht unterstellter Stämme zu verbessern.

Die Herrschaft über fremde Länder wird durch bewaffnete Gewalt errungen und aufrechterhalten. Die Frage, welche Rechte die Regierungen zivilisierter Nationen über unzivilisierte Stämme haben, geht also auf die Frage zurück, in welchen Fällen Vernunft und Gewissen Eroberungen rechtfertigen können. Alle diese Fälle gehören zum Begriff der Selbstverteidigung. Kein einziges seßhaftes Volk besitzt Sitten und Gewohnheiten, die ein anderes Volk dazu zwingen könnten, zur Eroberung als zu einem Mittel der Selbstverteidigung zu greifen. Jedes seßhafte Volk lebt friedlich und erwirbt sich seinen Unterhalt mit ehrlicher, ruhiger Arbeit. Kriegerische Zusammenstöße zwischen seßhaften Völkern haben ihre Ursache nicht in den Grundregeln des Völkerlebens, sondern nur in Mißverständnissen oder [345] Leidenschaftsausbrüchen. Wenn ein seßhaftes Volk einem anderen, ebenfalls seßhaften Volk an Kraft so überlegen ist, daß es dieses unterwerfen kann, so versteht sich ganz von selbst, daß es mehr als stark genug ist, um einen Überfall jenes anderen Volkes abzuwehren. Die Unterwerfung eines seßhaften Volkes kann deshalb nie als notwendiger Akt der Selbstverteidigung des Volkes betrachtet werden, welches die Eroberung vornimmt. Die Interessen eines jeden seßhaften Volkes verlangen Ruhe. Wenn ein stärkeres Volk seinem weniger starken seßhaften Nachbarn gegenüber Gerechtigkeit zu üben bestrebt ist, wird es höchst selten von diesem überfallen werden. Infolge der Überlegenheit des Verteidigers muß die Angriffshandlung des Schwächeren mit Mißerfolg enden. Wenn der Stärkere nach Abwehr des Angriffs des Schwächeren mit diesem einen gerechten Frieden abschließt und seinen Sieg nicht mißbraucht, wird der Besiegte für lange Zeit die Lust verlieren, einen netten Krieg anzufangen. Ein stärkeres Volk hat also stets die Möglichkeit, seine Beziehungen zu einem weniger starken seßhaften Nachbarn derart zu gestalten, daß sie vorwiegend friedlichen Charakter tragen. Die Unterwerfung eines seßhaften Volkes ist stets ein Akt der Ungerechtigkeit; eine Ungerechtigkeit kann aber für den, der sie erleidet, niemals von Nutzen sein, muß ihm stets Schaden zufügen. Die Unterwerfung eines seßhaften Volkes kann also, da sie niemals ein Akt notwendiger Selbstverteidigung des Unterwerfers ist, auch niemals gerechtfertigt werden. Etwas anderes ist das Verhalten seßhafter Völker zu Nomaden. Hier sind Verhältnisse möglich, wo die Unterwerfung eines benach-

barten Nomadenstammes für ein seßhaftes Volk zur notwendigen Maßnahme der Selbstverteidigung wird. Manche Nomaden sind friedliebend; ihre Unterwerfung kann niemals zur Notwendigkeit werden; für viele Nomaden jedoch gehört die Beraubung der Nachbarvölker zum Lebensprinzip. Die Unterwerfung solcher Nomaden kann zur Notwendigkeit werden und ist in diesen Fällen durch Vernunft und Gewissen gerechtfertigt. Es fragt sich nun: haben die zivilisierten Eroberer das Recht, die unterworfenen Nomaden zur Änderung ihrer Sitten und Gebräuche zu zwingen? Sie haben es, insofern es [346] zur Erreichung des die Unterwerfung rechtfertigenden Zieges, d. h. zur Unterbindung von Raubüberfällen, nötig ist. Die unterworfenen Wilden haben ein Räuberleben geführt. Der Eroberer hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, ihnen das zu verbieten. Aber wenn er ihnen die Räuberei verbietet, worum handelt es sich dann? Darum, die Sitten der Wilden zu verbessern? Nein, die Verbesserung ihrer Sitten kann das Ergebnis der Einstellung ihrer Räubereien sein (und ist es auch häufig); der Grund für das Verbot der Raubzüge liegt in dem Bedürfnis des zivilisierten Volkes, nicht aber in seiner Sorge um das Wohlergehen der räuberischen Wilden. Das Bedürfnis der zivilisierten Eroberer nach Sicherung ihrer friedlichen Arbeit legt ihren Regierungen die Verpflichtung auf, den unterjochten Wilden das Räuberhandwerk zu legen. Ob das für die Wilden von Nutzen ist oder nicht, ist gleichgültig. Es kann für sie nützlich sein; aber es geschieht nicht zu ihrem Nutzen, sondern zum Nutzen des Eroberers. Die Regierung eines zivilisierten Volkes verhaftet und bestraft in ihrem eigenen Lande die Räuber und Diebe, die zur gleichen Nation wie sie gehören; wozu tut sie das? Um diesen Räubern und Dieben einen Gefallen zu tun? Nein, zum Nutzen der friedlichen, anständigen Bevölkerung ihres Landes; die Nation hält es im eignen Interesse für angebracht, daß solche Menschen eingefangen und bestraft werden, und legt der Regierung die Verpflichtung auf, es zu tun. Noch bis vor kurzem beschränkte sich die Regierung Räubern gegenüber darauf, sie einzufangen und zu bestrafen, und die Gesellschaft verlangte in dieser Hinsicht selbst bei den fortgeschrittensten Nationen nicht mehr von ihr. Heutzutage hält die aufgeklärte Gesellschaft sich für verpflichtet, sich um die Verbesserung der Lebensweise der verhafteten und bestraften Räuber und Diebe zu kümmern. Die Regierungen der zivilisierten Nationen bemühen sich, diesen guten und vernünftigen Gedanken der aufgeklärten Klassen in die Tat umzusetzen, und wenn die Sache richtig angepackt wird, verwandeln sich viele der bestraften Räuber und Diebe in arbeitsame, ehrliche Menschen. Auf welche Weise wird aber dieses Resultat erzielt? Dadurch, daß die Landesbehörden den Sträflingen während der Haftzeit [347] ihr Schicksal erleichtern, ihnen die Mittel geben, sich zum eignen Nutzen zu betätigen und gute, edle Zerstreuung zu finden, und ihnen zur Belohnung für Besserung die Haftzeit verkürzen.

Wodurch bessern sich also diese Menschen? Durch Maßnahmen der Milde und Fürsorge, die ihnen die Strafe erleichtern, durch Förderung ihrer Neigung zu guter Lebensführung, nicht aber durch Gewalt, durch Bestrafungen. Der Freiheitsentzug an und für sich reizt die Menschen, verdirbt sie, fördert die Entwicklung niedriger und schlechter Neigungen; um so schlimmere Wirkung haben Strafen, die noch strenger sind als die bloße Einsperrung im Gefängnis. Genau so kann die Regierung eines zivilisierten Volkes, nachdem sie dem räuberischen Stamm seine Unabhängigkeit genommen hat, um ihr eignes Land vor Raubüberfällen zu sichern, dafür sorgen, daß die unterworfenen Wilden Kenntnis von einem besseren Leben und die Mittel erhalten, sich das Bessere anzueignen; das ist dann keine Gewaltanwendung, sondern ein Akt der Wohltat; kommt er richtig zur Anwendung, so werden die Sitten der Wilden milder werden, und die Eroberer können dann, im Maß ihrer Verbesserung, ihre Macht weniger schwer auf dem Besiegten lasten lassen; eine solche edle Politik wird die Verbesserung des Lebens der Unterworfenen wesentlich fördern. Wenn also ein unterworfenes Volk von seiner Unterwerfung Nutzen hat, so sind alle guten Ergebnisse das Resultat nicht von Gewaltanwendung, sondern von Milde und von Einschränkung der Gewaltanwendung.

Von den Menschen unserer Zeit wissen wir genau, daß sie unter Gewaltanwendung schlechter werden, während milde, wohlwollende Behandlung ihre moralischen Eigenschaften verbessert. War das auch in früheren Zeiten so? Die Naturwissenschaft antwortet, daß das nicht nur im Leben der Menschen, sondern auch vorher, im Leben ihrer Vorfahren, stets so war. Jener Zweig der Zoologie, der sich mit der Erforschung des geistigen und moralischen Lebens der mit warmem Blut ausgestatteten Lebewesen beschäftigt, hat den Beweis erbracht, daß ausnahmslos alle Klassen, Familien und Arten dieser Tiere gereizt und moralisch ver-[348]dorben werden, wenn man Gewalt gegen sie anwendet, und bessere moralische Eigenschaften annehmen, wenn man sie wohlwollend, vorsorglich und milde behandelt. Wir brauchen nicht über den Kreis der Warmblüter hinauszugehen, wo es sich um die Erforschung der Gesetze des Menschenlebens handelt; auch besitzen wir, scheint's, noch nicht genügend Material zur Erklärung der Formen und Gesetze des moralischen Lebens einiger Wirbeltiere mit kaltem Blut und der Mehrheit der wirbellosen Tiere. Für die Warmblüter aber hat die Naturwissenschaft einwandfrei festgestellt, daß sich ihr moralisches Leben nach einem allgemeinen Gesetz stets verschlechtert, wenn sie Grausamkeiten oder irgendeiner Art von Gewaltanwendung ausgesetzt sind, während diese Eigenschaften ich verbessern, wenn man sie gut behandelt.

Was soll man da aber von der Zuverlässigkeit der zahlreichen geschichtlichen Zeugnisse halten, die behaupten, Gewaltanwendung verbessere die Sitten der durch zivilisierte Nationen unterworfenen Wilden? Das Gleiche, was man von der Zuverlässigkeit aller anderen Berichte oder Überlegungen hält, die dem Naturgesetz widersprechen. Für den Historiker, der die Gesetze der menschlichen Natur kennt, kann es keinen Zweifel daran geben, daß alle Erzählungen dieser Art reine Erfindungen und Märchen sind; er hat ihnen gegenüber die Aufgabe, klarzumachen, wie sie entstanden sind, und die Fehlerquellen oder die Motive absichtlicher Verdrehung aufzufinden, denen sie ihre Entstehung verdanken.

***

Es gilt heute als feststehende Tatsache, daß alle Lebewesen, die die Fähigkeit haben, von Gegenständen der Außenwelt ausgehende Eindrücke wahrzunehmen und an ihrem Organismus Schmerz oder Lust zu empfinden, bestrebt sind, ihre Lebensumstände ihren Bedürfnissen anzupassen, sich eine möglichst angenehme Situation zu verschaffen, und deshalb darauf ausgehen, die Umwelt möglichst gut kennenzulernen. Von allen Lebewesen, deren Hör- und Sehorgane ihrem Bau nach den unseren mehr oder weniger ähneln, [349] d. h., nebenbei gesagt, von allen Säugetieren, wissen wir heute, daß sie außer dem Wunsch, ihre Lebensumwelt mit dem praktischen Ziel der besseren Befriedigung ihrer Bedürfnisse kennenzulernen, auch theoretische Wißbegier besitzen: sie blicken gern bestimmte Gegenstände an, hören gern bestimmte Laute. Sie neigen recht eigentlich deshalb dazu, bestimmte Dinge anzusehen oder anzuhören, weil es ihnen Lust bereitet, unabhängig von jedem Vorteil im materiellen Sinn des Wortes. Nachdem die Zoologie diese Tatsache bei allen Säugetieren festgestellt hat, kann man dem Menschen nicht ein angeborenes Streben nach Verbesserung seines Lebens und eine angeborene Wißbegier absprechen. Diese Eigenschaften, die der Mensch nicht verlieren kann, solange sein Nervensystem ungestört arbeitet, sind die ersten zwei der Grundkräfte, die den Fortschritt bewirken.

Es gibt Lebewesen, die sich ihresgleichen gegenüber feindlich verhalten. So sagt man von den Spinnen. Aber bei den Lebewesen, die nach der zoologischen Klassifikation zu den höheren Gruppen der Säugetierklasse gerechnet werden, gibt es keine Art, die der Kategorie miteinander in Feindschaft stehender Lebewesen zugerechnet werden könnte. Sie zeigen im Gegenteil eine ausgesprochene Zuneigung zu Lebewesen der gleichen Art. Einige von ihnen führen ein einsames Leben, wie zum Beispiel die Wölfe; das ist jedoch nur eine Notwendigkeit, die ihnen die Schwierigkeit der Nahrungssuche aufzwingt; genau so gehen Jäger in Gegenden, wo es wenig Wild gibt, weit voneinander entfernt auf die Jagd; jedermann weiß, daß

die Wölfe sich bei jeder Gelegenheit zu kleinen Gemeinschaften vereinigen: sie leben lieber zusammen. Die Lebewesen, die hinsichtlich der Form der Zähne und der Einrichtung des Magens dem Menschen näherstehen als der Wolf und entweder ausschließlich oder vorwiegend Pflanzennahrung zu sich nehmen, führen ein geselliges Leben.

Von der geschlechtlichen Anhänglichkeit braucht nicht erst viel gesagt zu werden: jedermann weiß, daß sie bei den höheren Gruppen der Säugetiere sehr stark ist. Und da wir alle wissen, daß Löwe und Löwin einander zärtlich lieben, daß der Tiger auf Beute ausgeht, um seine ihr Junges säu-[350]gende Gefährtin mit Nahrung zu versorgen, wäre es töricht, daran zu zweifeln, daß auch beim Menschen das Geschlechtsgefühl Mann und Frau zu gegenseitiger Zuneigung disponiert. Bei den Säugetieren ist die Mutterliebe stark entwickelt; ohne dieses Gefühl würde keine ihrer Arten Bestand haben, weil die Jungen jeder Art lange Zeit nur dank der Fürsorge der sie säugenden Mutter am Leben bleiben. Bei jeder Säugetierart liebt das Muttertier die Jungen sehr während der ganzen Zeit, bis die Jungen ohne seine Fürsorge auskommen können. Es läßt sich daher unmöglich bezweifeln, daß auch beim Menschengeschlecht die Mutter von Natur aus ihre Kinder liebt, und daß diese Liebe so lange anhält, bis das Kind bereits imstande ist, sich selbst zu ernähren und gegen Feinde zu verteidigen. Beim Menschen ist diese Periode sehr ausgedehnt. Wohl in jeder Gegend, selbst der ungefährlichsten und für die Nahrungssuche des Menschen günstigsten, müßte ein fünfjähriges Kind, jeder Pflege durch Erwachsene beraubt, Hungers sterben. Allgemein gesprochen dauert die Periode, während der die Mutter sich beim Menschen um das Kind kümmert, viel länger als fünf Jahre. Aber selbst wenn wir diesen offenbar zu kurzen Zeitraum nehmen, werden wir doch zugeben müssen, daß seine Dauer mehr als genügend ist, um Mutter und Kind sich an das Zusammenleben gewöhnen zu lassen.

Man sagt heute, das Familienleben sei nicht die ursprüngliche Form des menschlichen Zusammenlebens, und die Menschen hätten früher einmal in vielköpfigen ungegliederten Gruppen zusammengelebt, innerhalb deren es keine festen, individuellen Beziehungen zwischen Männern und Frauen gab. Wir brauchen hier nicht zu untersuchen, ob man diese Theorie in der Gestalt, in der sie gewöhnlich vorgetragen wird, für richtig halten soll. Selbst wenn wir annehmen, daß Mann und Frau ursprünglich in ihrem Zusammenleben keine anderen Beziehungen unterschieden, als wie sie die Antilopen in ihrer Herde kennen, ändert sich dadurch nichts an der von uns dargelegten Auffassung, welche Kräfte man im menschlichen Leben aus Motoren des Fortschritts betrachten soll. Mag man auch der Frau, die das Kleine geboren hat, keinerlei näheren Beziehungen zu ihm zuerkennen [351] als anderen Frauen der gleichen Stammesgemeinschaft; machen wir selbst diese Annahme, obwohl sie den Tatsachen widerspricht, die wir bei allen Säugetieren antreffen. Die Kuh kennt ihr Kalb und liebt es zu säugen. Dasselbe beobachten wir bei allen Säugetieren. Nehmen wir also im Widerspruch zu dieser Tatsache an, daß es eine Zeit gab, wo die Frau nicht wußte, welches der Kinder ihrer Stammesgruppe von ihr geboren worden war, oder wo sie sich jedenfalls nicht verpflichtet fühlte und nicht den Drang hatte, gerade dieses von ihr geborene Kind zu säugen. Bei alledem konnten die Kinder jener Zeit nur dann am Leben bleiben, wenn sie von einer Mutter gestillt wurden; und wenn das Menschengeschlecht nicht ausgestorben ist, so deshalb, weil die kleinen Kinder jener Zeiten von irgendwelchen Frauen genährt wurden, gleichgültig ob es ihre Mutter war oder nicht; wie auch immer, war die Kindergruppe dieser Stammesgemeinschaft Gegenstand der Fürsorge einer Gruppe von Frauen, die Milch in den Brüsten hatten, und wuchs nur deshalb heran, weil sie Gegenstand der Fürsorge eben dieser Frauengruppe war.

Wir sind bereit, den Anhängern der genannten Theorie jede von ihnen gewünschte Konzession zu machen; wir sind sogar bereit, Wesen anzunehmen, die zwar bereits einen menschlichen Organismus besaßen, in geistiger und moralischer Hinsicht jedoch unter den Schafen standen, wenn nur Tatsachen dafür angeführt werden können, die eine solche Annahme

wahrscheinlich machen. Es muß aber gesagt werden, daß es dazu nötig wäre, die Physiologie des Nervensystems umzubauen und zu beweisen, daß ein Wesen mit einer Körperform, die der des heutigen Menschen nahekommt, ein Gehirn haben konnte, das weniger hoch organisiert war als das eines Schafes. Solange das nicht geschieht, solange die Physiologie das zu sagen fortfährt, was sie heute über die Beziehungen zwischen dem Bau eines menschenähnlichen Gehirns und menschenähnlichen Körperformen sagt, werden wir annehmen müssen, was die Physiologie uns heutzutage anzunehmen lehrt, daß nämlich die Wesen, die bereits Menschen waren, die Schafe an Verstand übertrafen; werden wir ebenso annehmen müssen, daß die Kinder die-[352]ser Wesen viel längere Zeit mütterliche Fürsorge gebraucht haben als Lämmer, wobei sich als unzweifelhafte Wahrheit ergibt, daß die Existenz des Menschengeschlechts damals ebenso wie heute von der Mutterliebe abhing. Nehmen wir im Widerspruch zur vergleichenden Anatomie sogar an, daß Lebewesen mit menschlicher Körperform irgendwann einmal auf einer Stufe der geistigen und moralischen Entwicklung standen, die man als unter der Entwicklungsstufe nicht nur von Schafen, sondern auch von allen anderen Warmblütern liegend bezeichnen muß. Angenommen, die Menschen hatten damals keine freundlichen Gefühle füreinander, so lebten sie doch in irgendwelchen Gruppen, wenn diese auch nur aus je einer Frau und ihren Kindern des Alters bestanden, in dem diese sich noch nicht selbst Nahrung beschaffen können. Angenommen, diese Mutter liebte diese Kinder nicht im geringsten; angenommen, sie ließ die Neugeborenen nur aus dem instinktiven Drang an ihrer Brust saugen, sich von dem bedrückenden Gefühl zu befreien, welches ihr der Milchüberschuß bereitete; und angenommen schließlich, diese Mutter gab dem Kinde, sobald sie es einmal mit ihrer Milch zu nähren aufgehört hatte, nichts von ihrer Speise ab, fraß selber, soviel sie konnte, wobei sie das Kind verjagte, so daß dieses sich nur von den Resten nährte, die die Mutter nicht selber aufessen konnte; bei alledem lebten ihre Kinder doch ziemlich lange mit ihr zusammen; sie sahen, was die Mutter tat; mochte sie sich auch nicht die Mühe geben, die Kinder zu lehren, obwohl sich nicht nur Hunde und Katzen, sondern sogar die Kühe diese Mühe geben; die Kinder lernten dennoch von ihrem Beispiel, auch wenn sie sich nicht die Mühe machte, sie zu lehren.

In Wirklichkeit war es natürlich nicht so. Seit es Lebewesen von menschlicher Körperform auf der Erde gibt, gab es bei ihnen eine gewisse gegenseitige Zuneigung. Dieser von geschlechtlichen oder verwandtschaftlichen Beziehungen unabhängige Trieb führte dazu, daß die erwachsenen Männer Gefallen daran fanden, sich miteinander zu unterhalten; wenn ihre Sprache noch nicht menschlich war, so verstanden sie doch bereits durch Stimmlaute wenigstens jene Gedanken und Gefühle auszudrücken, die Wölfe, Pferde oder [353] Schafe im Gespräch miteinander zum Ausdruck bringen, und verstanden es doch, die Laute ihrer Stimme durch irgendwelche Gesten zu erläutern, wie es alle Säugetiere tun. Aber selbst wenn sie völlig unfähig waren, ihre Empfindungen auszudrücken und ihre Gedanken auszutauschen, wie es alle Lebewesen verstehen, die mit Lungen atmen und eine Luftröhre mit Stimmbändern besitzen, machte es diesen Männern trotzdem Vergnügen, beieinander zu sitzen und einander anzublicken. Ebenso fanden die Frauen Gefallen daran, zusammenzusitzen. Der Geschlechtstrieb mußte bei Mann und Frau wenigstens jene Zuneigung entstehen lassen, die zwischen Tiger und Tigerweibchen besteht. Die Mutter war mit ihrem Kind nicht weniger zärtlich und auf längere Zeit verbunden, als das Tigerweibchen oder das Schaf mit ihrem Jungen, und es konnte nicht ausbleiben, daß die Mutter ihr Kind belehrte und daß die Männer Frau und Kind vor Gefahren schützten. Die freundschaftlichen Gefühle, die seit jenen Zeiten zwischen den Menschen bestanden, wo überhaupt Lebewesen mit menschlicher Körperform entstanden, förderten das angeborene Streben jedes Menschen, sein Leben zu verbessern und seine Wißbegier zu befriedigen. Die Jungen folgten aus natürlichem Trieb dem Beispiel der Älteren; die Kinder lernten, die jungen Leute sammelten Erfahrungen durch Beobachtung der Handlungen mehr Erfahrener und waren bemüht, sich deren Lebenskenntnisse anzueignen. Diese

Triebe bestehen bei allen Säugetieren, und es läßt sich deshalb nicht bezweifeln, daß sie, seit es Menschen gibt, zu den Grundeigenschaften der menschlichen Natur gehören.

Mithin haben wir zwei Kategorien von Kräften vor uns, die die Verbesserung des menschlichen Lebens bewirken; die erste von ihnen bewirkt das Bestreben des Menschen, für die bestmögliche Befriedigung der Bedürfnisse seines Organismus zu sorgen, und den Wunsch, Kenntnisse zu erwerben, unabhängig davon, ob sie von praktischem Nutzen sind und eigentlich deshalb, weil ihre Erwerbung angenehm ist; die andere Kategorie beruht auf den Beziehungen, die sich auf der Grundlage gegenseitiger Zuneigung bei den Menschen entwickeln; es sind dies die verschiedenen Arten [354] der Annehmlichkeit und des Nutzens, die das gruppenweise Zusammenleben den Menschen bringt, und die beiden stärksten Formen der gegenseitigen Zuneigung, die nicht nur auf Bedürfnissen des Nervensystems beruhen, wie die gegenseitige Zuneigung zwischen einander fremden Männern oder einander fremden Frauen, sondern zu den sogenannten physiologischen Funktionen des Organismus gehören: die eine dieser Formen der Zuneigung ist der Geschlechtstrieb und die aus ihm entstehende Liebe zwischen Mann und Frau, seine andere Form ist die Mutterliebe und der Trieb des Mannes, für die Frau, mit der er zusammenlebt, und für die Kinder zu sorgen, die er von ihr hat.

Diese Kräfte sind auch im Leben anderer Säugetiere wirksam. Sehen wir näher zu, welchen Einfluß sie gehabt haben, so müssen wir zugeben, daß eigentlich sie zur Verbesserung jener Organismen geführt haben, die wir in ihrer heutigen Form Säugetiere nennen.

Beim Menschen hat das Gehirn dank irgendwelcher besonderen Umstände in der Geschichte seiner Vorfahren sich derart entwickelt, wie es bei keinem anderen, ihm der Körperform nach ähnlichem Lebewesen der Fall war. Was waren diese besonderen Umstände der Geschichte, die bei den Vorfahren des Menschen zu einer höheren Entwicklung der geistigen Kräfte geführt haben? Ihr allgemeiner Charakter läßt sich auf Grund unserer physiologischen Kenntnisse genau bestimmen. Über die Bedürfnisse können wir ziemlich wahrscheinliche Vermutungen anstellen, aber es sind so gut wie keine historischen Tatsachen gefunden worden, die ein helleres Licht auf die zuverlässigen Elemente der Antwort werfen würden, als es die Physiologie tut; sie zeigt, daß die Verbesserung der Organismen das Produkt von günstigen Lebensumständen ist. Hiervon ausgehend, können wir mit Sicherheit sagen, daß wenn die Vorfahren des Menschen in geistiger Hinsicht höher aufgestiegen sind als die anderen Lebewesen, mit denen sie einstmals auf gleicher Stufe standen, ihre Geschichte einen ihrer organischen Entwicklung günstigeren Verlauf genommen haben muß als die Geschichte der Lebewesen, die sich nicht so hoch über das ihnen einst gemeinsame Niveau erhoben haben. Das ist eine physiolo-[355]gische Wahrheit. Worin aber konkret diese Umstände bestanden haben, die die physiologische Entwicklung der Vorfahren des Menschen begünstigten, können wir nur vermuten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Vorfahren des Menschen dank irgendeinem glücklichen Umstand sich besser gegen ihre Feinde sichern konnten, als die anderen ihnen ähnlichen oder gleichen Lebewesen es vermochten. Dieser Umstand konnte in der Übersiedlung in eine Gegend bestehen, die besser zu einem ruhigen Leben geeignet war, viele gute Schlupfwinkel in der Art von Höhlen besaß, wohin weder Giftschlangen noch große Raubtiere gelangen konnten; oder in der Übersiedlung in einen großen Wald, der von diesen Feinden frei war oder viele Bäume besaß, auf denen es sich bequem und sicher leben ließ; vielleicht bestand der Vorzug des neuen Wohnortes auch darin, daß er in höherem Maße reich an guter Nahrung war, als die Gegenden, in denen die Lebewesen, die später dann in ihrer geistigen Entwicklung hinter den Vorfahren des Menschen zurückzubleiben begannen, weiterlebten oder Zuflucht suchen mußten. Diese und ähnliche Vermutungen stehen im Einklang mit den Gesetzen der physiologischen Entwicklung und sind daher wahrscheinlich. Welche von ihnen den tatsächlichen Vorgängen entsprechen, wissen wir noch nicht.

Auf irgendeinem Wege erwarben aber die Vorfahren der Menschen unter dem Einfluß irgendwelcher günstiger Lebensumstände jene hochentwickelten geistigen Fähigkeiten, die sie zum Menschen machten. Erst damit beginnt jener Abschnitt der Geschichte ihres Lebens, der Fragen aufkommen läßt, die nicht nur einen allgemeinen physiologischen Inhalt, sondern speziellen Bezug auf das menschliche Leben haben.

Diese Lebewesen übertrafen an Verstand bei weitem alle jene Säugetierarten, die dank ihrer physischen Kraft gleich ihnen ziemlich gut gegen ihre Feinde gesichert waren. Der gesamte weitere Fortschritt des Menschenlebens erklärt sich recht eigentlich aus der geistigen Überlegenheit. Selbstverständlich konnten Lebewesen, die unvergleichlich viel klüger Waren als Büffel oder Kamel, sehr viel leichter der Schwierigkeiten Herr werden, die der Verbesserung ihres Lebens im Wege standen. Der Büffel hat nicht die Fähigkeit, [356] sich auszudenken, wie er seinen Schlaf gegen die großen Raubtiere oder die Giftschlangen sichern könnte; die Wilden, die auf der allertiefsten uns real bekannten Stufe der Entwicklung stehen, kennen Mittel, die ihnen ruhigen Schlaf sichern, und wir sehen, daß die einfachsten dieser Mittel unschwer von Menschen gefunden werden konnten, die in geistiger Hinsicht weniger entwickelt waren als die tiefststehenden der heutigen Wilden. Man sagt, und es ist aller Wahrscheinlichkeit nach richtig, daß die Fähigkeit, einen Stein oder einen dicken Knüppel in die Hand zu nehmen und mit dieser Waffe auf den Feind einzuschlagen, die Sicherheit der Menschen erhöht und sie instand gesetzt hat, ihr materielles Leben zu verbessern und dank seiner Verbesserung zu einer höheren Entwicklung ihrer geistigen Fähigkeiten zu gelangen. Wir sehen, daß die klügsten anderen Säugetiere es nicht zu der Kunst gebracht haben, sich dieser Methode der Verteidigung gegen starke Feinde geschickt zu bedienen. Man sagt, daß Orang-Utan und Gorilla gut mit Steinen oder Knüppeln zu kämpfen verstehen; bei der Bewertung ihrer Kunst wird die Bezeichnung „gut“ jedoch nicht im Vergleich zur Geschicklichkeit des Menschen bei dieser Verteidigungsform gebraucht, sondern nur im Vergleich etwa mit dem sehr mangelhaften Geschick des Bären, Erdklumpen gegen seinen Feind zu schleudern. Wenn die Orang-Utans oder Gorillas mit Knüppeln zwar nicht mit der gleichen Kunst wie die Wilden, aber doch nicht grade viel schlechter als sie zu kämpfen verständen, würden sie die Menschen aus den Ländern vertrieben haben, in denen sie leben können, und es würde heute weder in den Zonen Afrikas, wo Gorillas leben, noch auf Borneo auch nur einen einzigen Menschen geben. Die Vertreibung der Menschen würde die unweigerliche Folge des Bestrebens der Affen sein, sich die Produkte der landwirtschaftlichen Tätigkeit anzueignen.

Davon, auf welchen Wegen sich die Menschen, die auf einer tieferen Entwicklungsstufe standen als die rohesten der heute lebenden Wilden, eigentlich zu ihrer relativ hohen geistigen Entwicklung aufgeschwungen haben; besitzen wir wiederum keine positiven Kenntnisse: Alle ernsten Gelehrten [357] anerkennen als Grundregel der wissenschaftlichen Erklärung jenes Gesetz der Logik, welches besagt, daß wir, sobald eine Tatsache, von deren Ursprung wir keine direkte Kenntnis haben, durch die Wirkung von Kräften zu erklären ist, die vor unseren Augen gleichartige Tatsachen hervorbringen, nicht das Recht haben, ihren Ursprung irgendwelchen anderen Kräften zuzuschreiben, sondern sie für das Resultat jener Kräfte ansehen müssen, die heutzutage gleichartige Tatsachen hervorbringen. Wir wissen positiv, daß die Verbesserung des menschlichen Organismus das Produkt günstiger Lebensumstände ist, daß sich mit der verbesserten Organisation des Gehirns auch die geistigen Kräfte des Menschen verbessern, daß der moralische und materielle Fortschritt das Resultat der Verbesserung der geistigen und moralischen Kräfte ist; dieses gesicherte Wissen vom Verlauf des Fortschritts in unserer Zeit und in früheren, uns wohlbekannten Epochen, genügt vollkommen, um den Fortschritt im Menschenleben auch für jene Epochen zu erklären, über deren Geschichte wir keine direkten Angaben besitzen.

Nehmen wir zum Beispiel drei gewaltige Verbesserungen des menschlichen Lebens: die Erwerbung der Kunst, sich des Feuers zu bedienen und es zu unterhalten oder anzuzünden, die

Zähmung von Tieren und die Entdeckung der Kunst, zur Erzeugung von Getreidepflanzen den Boden zu bearbeiten. Damit diese lebenswichtigen Entdeckungen gemacht werden konnten, bedurfte es irgendwelcher glücklichen Umstände, die sie möglich machten.

Man nimmt heute an, daß die Menschen, die den Gebrauch des Feuers noch nicht kannten, nicht nur in Gegenden lebten, wo die Atmosphäre das ganze Jahr über ununterbrochen eine für den Menschen genügende Wärme aufweist, sondern auch in Ländern, wo es kalte Jahreszeiten gibt. Wenn das zutrifft, so mußten jene Stämme oder kleinen Menschengruppen, die unter klimatischen Verhältnissen mit kalten Monaten lebten, mehr unter Kälte leiden als die Bewohner der näher am Äquator gelegenen Länder; darf man aber annehmen, daß gerade bei den Menschen, die mehr unter Kälte litten, die Kunst entdeckt worden ist, sich durch [358] Feueranmachen gegen die Kälte zu schützen? Nein, diese Annahme gilt mit Recht als unberechtigte Hypothese. Auch die Menschen am Äquator brauchten Feuer. Nächte, die kälter sind, als es für an sehr warme Luft gewöhnte Menschen angenehm ist, gibt es auch am Äquator. Das Bedürfnis, sich zu wärmen, ist auch bei den Menschen der Äquatorialzone so groß, daß die Kunst des Feuermachens ihnen als wertvolle Verbesserung ihres Lebens erscheinen mußte; die Erklärung liegt folglich nicht bei dem verschiedenen Grad des Nutzens, den das Feuer den Bewohnern verschiedener klimatischer Zonen bringt, sondern nur darin, in welchem Lande sich die Vorgänge abspielten, deren die Menschen sich bei der Entdeckung der Unterhaltung und Entfachung des Feuers bedienten. Ein Mensch, der zwei Tage lang nichts gegessen hat, wird freudig nach der ersten besten Speise, die er findet, greifen und sie verzehren; aber auch ein Mensch, der nur vierundzwanzig Stunden lang nichts gegessen hat, wird, wenn er einen solchen Fund tut, gleichermaßen handeln; bei dem einen ist der Hunger stärker, reicht aber auch bei dem anderen dazu aus, das Auffinden der Speise für ihn zu einer großen Freude zu machen; es wäre deshalb töricht zu sagen: „Menschen, die zwei Tage lang gehungert haben, haben Freude am Essen“; die Einschränkung des Inhalts des Gedankens durch die Voraussetzung eines zweitägigen Hungers verstößt gegen die physiologische Wahrheit; richtig wird unser Ausspruch nur dann, wenn wir diese überflüssige Einschränkung fallen lassen und ganz allgemein zusammenfassend sagen: „Hungrige Menschen haben Freude am Essen.“ Wie lange ein hungriger Mensch nicht gegessen hat – zwölf Stunden, einen ganzen Tag oder zwei ganze Tage –, gehört nicht zur Sache. Diese Zeitunterschiede haben ihre Bedeutung für andere physiologische Fragen, beziehen sich aber nicht auf die Frage, ob das Essen einem Hungrigen Freude macht. Wenn ein Mensch häufig je zwei Tage lang hungert, wird er physisch schwach werden; Intervalle in der Nahrungsaufnahme, die nur je zwölf Stunden dauern, üben auf gewöhnlich gesunde Menschen nicht diese Wirkung aus. Gewiß, gegen Ende eines solchen Intervalls sinkt die physische Kraft des [359] Menschen merklich, aber es kommt zu keinen Störungen des Organismus, und der Mensch, der täglich zwölf Stunden lang keine Nahrung zu sich nimmt, ist nach einem Jahre dieses Lebens ebenso stark wie zu Beginn, während ein Jahr, das aus zweitägigen Intervallen zwischen den Nahrungsaufnahmen besteht, selbst einen kräftigen Menschen schwächt; und wenn man unbedingt darauf besteht, zu bestimmen, wie sich diese beiden verschiedenen Arten des Hungers zu der Fähigkeit verhalten, Nahrung zur Stillung des Hungers zu finden, muß man sagen: je länger die Perioden zwischen der jeweiligen Stillung des Hungers sind, um so geringer ist die Fähigkeit des Menschen, sich Nahrung zu verschaffen; das ist klar, denn ein solcher Mensch ist physisch schwächer und in geringerem Grade arbeitsfähig, oder er kann, wenn die Nahrung nicht durch Arbeit gewonnen wird, sondern durch Beutemachen oder Sammeln von wildwachsenden Früchten, Beeren und Wurzeln, zu ihrer Erwerbung nicht so große Strecken zurücklegen wie ein kräftiger Mensch. Wenden wir die gleichen Überlegungen auf die Frage der Entdeckung der Verwendung des Feuers zum Schutz des Körpers gegen Kälte an. Man nimmt an, daß die Umstände, die zu dieser Entdeckung führten, irgendwelche Fälle naturgegebener Feuerentzündung waren. Ein Mensch sah, wie der Blitz einen Baum in Brand setzte; das Feuer brannte weiter, als das Gewitter bereits vorüber war und der Mensch sich be-

ruhigt hatte; an den brennenden Baum herantretend, spürte er die Wärme, die ihm angesichts der durch das Gewitter herabgesetzten Temperatur angenehm erschien; bei näherem Zusehen bemerkte er, daß die in der Nähe des bis zur Erde heruntergebrannten Feuers liegenden Reisigzweige in Brand gerieten usw. In dieser Art erzählt man gewöhnlich die Geschichte der Reihe von Beobachtungen, die in der Entdeckung des Verfahrens endet, mit dessen Hilfe man die Glut unter der Asche bewahren und sie später zu neuem Feuer entfachen kann. Diese Erzählung hat keinen unbedingten Wahrheitswert, die Dinge konnten sich auch ganz anders abspielen; man kann sie aber ziemlich wahrscheinlich nennen. Gut, überlegen wir jetzt einmal, in welchem Lande mehr Aussicht bestand [360] diese Reihe von Beobachtungen durchzuführen. Am Äquator verbringt der Wilde das ganze Jahr unter freiem Himmel; in einem Lande, wo er einen bedeutenden Teil des Jahres über unter starker Kälte zu leiden hat, bemüht er sich, diese Zeit in einem windgeschützten Schlupfwinkel zu verbringen; dieser Teil des Jahres fällt also für die Beobachtungen aus, die in der äußerst wahrscheinlichen Erzählung von dem vermutlichen Vorgang bei der Entdeckung des Feuermachens angenommen werden; entsprechend der sinkenden Zahl der für diese Beobachtungen geeigneten Tage verringern sich die Chancen für die Entdeckung der Kunst der Feuerverwendung, richten sich gegen die Annahme, daß diese Entdeckung weit vom Äquator gemacht wurde, und sprechen vielmehr zugunsten des Gedankens, daß die Kunst der Erhaltung und Entzündung des Feuers von Menschen entdeckt wurde, die in einer Zone mit ständig hoher Temperatur lebten.

Man sagt mit Recht, daß die Zähmung von Tieren eine sehr wichtige Verbesserung des menschlichen Lebens darstellte. Überlegen wir jetzt einmal, unter welchen Umständen die bestimmten Einzelfaktoren dieses Vorgangs zustande kommen konnten. Beginnen wir unsere Überlegungen mit der Zähmung jenes Tiers, dessen Nachkommen wir heute unsere europäischen Haushunde nennen. Wer die Vorfahren dieser Hunde waren, ist eine Frage, die, scheint's, noch nicht völlig sicher aufgeklärt ist, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß es sich um eine Tierart handelt, die unserem heutigen Wolf, Schakal oder Dingo glich. Es fragt sich jetzt, welche Charaktereigenschaften wir bei dieser Raubtierrasse annehmen sollen: verhielt sie sich dem Menschen gegenüber feindlicher oder weniger feindlich als der besonders feindselige Wolf? Jedermann wird sagen, daß diese Tierrasse sich um so leichter an Fütterung und freundliche Behandlung gewöhnen ließ und daß um so mehr Aussicht auf ihre Zähmung bestand, je weniger sie dem Menschen feindlich war. Wir sind also alle damit einverstanden, daß bei dem Tiere, welches fähig sein sollte, dem Menschen beim Fang der Beute, bei der Verteidigung gegen andere Raubtiere und beim Schutz des erworbenen Besitzes gegen andere Men-[361]schen behilflich zu sein, ein relativ milder Charakter jener Umstand war, der diesen für die Verbesserung des menschlichen Lebens so wichtigen Schritt erleichterte.

Gehen wir zum Landbau über. In welcher Gegend begann er: in einer solchen, wo es Pflanzen gab, die im wilden Zustand ein für die menschliche Ernährung geeignetes Korn hervorbrachten, oder in einer solchen, wo diese Pflanzen fehlten? Und welche Art Boden nahmen sich die ersten Ackerbauern zur Bearbeitung vor, um diese Pflanzen künstlich zu vermehren – einen Boden, der ihnen fruchtbar erschien oder einen unfruchtbaren? Wir alle halten es für wahrscheinlich, daß der Landbau in einem Lande begann, wo viele der Getreidepflanzen, die heute, durch Zucht veredelt, zu Weizen, Gerste oder Roggen geworden sind, wildwachsend vorkamen, und daß für die ersten Versuche ihrer Aussaat Landstücke gewählt wurden, die denen glichen, auf denen sie im wilden Zustand gut gediehen; so wurden also, nach unser aller Meinung, die günstigen Voraussetzungen für die ersten Versuche der künstlichen Vermehrung der Getreidepflanzen zu den Umständen, die die Menschen aus dem niederen Nomadenleben zu dem höheren, seßhaften Leben von Ackersleuten brachten.

Die von uns vorgebrachten Überlegungen werden wahrscheinlich niemandem als inhaltlich besonders neu erscheinen; wahrscheinlich wird jeder Leser sagen, daß er sie längst kennt und

sie immer schon für richtig gehalten hat, seit er das Alter erreichte, in dem man sich für die Fragen des Lebens interessiert und ernsthafte Bücher liest. Wir haben diese allgemein anerkannten Antworten auf die Fragen nach dem Beginn der Verwendung des Feuers, der Zähmung der Haustiere und der Bodenbearbeitung eben zu dem Zweck dargelegt, um daran zu erinnern, wie alle Welt über die Umstände denkt, die den Fortschritt bewirken. Wenn wir sie nach den Regeln des gesunden Menschenverstandes und auf Grund der Schlußfolgerungen unserer Lebenserfahrungen beurteilen, finden wir alle, daß die Erfolge der Zivilisation das Produkt von Vorgängen und Tatsachen sind, die das menschliche Leben günstig beeinflussen

Das lehren uns Verstand und Lebenserfahrung. [362]

DIE ÄSTHETISCHEN BEZIEHUNGEN DER KUNST ZUR WIRKLICHKEIT[1]

(*Dissertation*)

Die vorliegende Abhandlung beschränkt sich auf allgemeine Schlußfolgerungen aus Tatsachen, die sie wiederum nur durch allgemeine Hinweise auf Tatsachen belegt. Das ist der erste Punkt, der einer Erklärung bedarf. Wir leben im Jahrhundert der Monographien, und unserem Werk kann vorgeworfen werden, es sei nicht zeitgemäß Die Ausschaltung jeder Art von Spezialuntersuchung kann als Geringschätzung solcher Untersuchungen oder als Resultat der Meinung aufgefaßt werden, daß allgemeine Schlußfolgerungen auch keiner Belegung durch Tatsachen bedürfen. Ein solches Urteil würde jedoch nur von der äußeren Form dieser Arbeit ausgehen und nicht von ihrem inneren Charakter. Die reale Richtung der Gedanken, die in ihr

[1] Tschernyschewskis Arbeiten über Probleme der Ästhetik („Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“ die Autorezension der „Ästhetischen Beziehungen“, das Vorwort zu ihrer dritten Auflage und die Rezension einer Übersetzung der „Poetik“ von Aristoteles) sind zur Beurteilung seiner Philosophischen Anschauungen äußerst wichtig. Tschernyschewski stellte sich bekanntlich die Aufgabe, die Grundsätze seiner materialistischen Philosophie auf das konkrete Gebiet der Ästhetik anzuwenden; deshalb haben alle seine auf dieses Gebiet bezüglichen Arbeiten neben ihrer Bedeutung für das besondere Fach auch noch sehr hohen Wert. Bei der Ausarbeitung der Grundlage einer wissenschaftlichen Ästhetik vom Standpunkt des philosophischen Materialismus und des revolutionären Demokratismus aus, führte Tschernyschewski einen unversöhnlichen Kampf gegen die Hegelsche Philosophie und Ästhetik, gegen alle Verteidiger der idealistischen Theorie der „reinen Kunst“.
Tschernyschewskis grundlegende Arbeit über Fragen der Ästhetik ist seine Doktordissertation „Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“.
„Meine Dissertation schreibe ich über die Ästhetik“, heißt es in einem Brief Tschernyschewskis an seinen Vater vom 21. September 1853. „Ganz unter uns kann man sagen, daß die hiesigen Herren Literaturprofessoren sich mit dem Gegenstand, den ich mir für meine Dissertation gewählt habe, überhaupt nicht beschäftigt haben und deshalb wohl gar nicht bemerken werden, in welchem Verhältnis meine Gedanken zu der allgemein üblichen Betrachtungsweise ästhetischer Fragen stehen. Sie würden wohl sogar meinen, ich sei ein Anhänger der Philosophen, gegen deren Meinung ich zu Felde ziehe, wenn ich mich nicht ganz deutlich ausgedrückt hätte. Ich glaube deshalb nicht, daß man bei uns ganz versteht, wie wichtig die Fragen sind, die ich untersuche, wenn man mich nicht zwingt, es rundheraus zu erklären. Überhaupt sind die Vorstellungen von Philosophie bei uns sehr verblaßt, seitdem die Leute, die etwas von Philosophie verstanden und ihre Entwicklung verfolgten, gestorben sind oder zu schreiben auf gehört haben.“ (*N. G. Tschernyschewski*, Literarischer Nachlaß, Bd. II, Moskau-Leningrad 1928, S. 199 russ.)
Mit den „Ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“ lenkte Tschernyschewski die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die Philosophie. Es war gerade der kämpferische, materialistische Charakter der Dissertation, was in so hohem Grade die Unzufriedenheit Professor Nikitenkos erregte, dem Tschernyschewski seine Arbeit zur Begutachtung vorlegte. Auf Verlangen Nikitenkos war Tschernyschewski genötigt, die Dissertation an einigen Stellen zu ändern, in denen er besonders scharf gegen die herrschende idealistische Ästhetik auftrat. Vor allem mußte er sämtliche Stellen abändern, wo Hegel erwähnt wurde, und sich für die Hegelsche Philosophie auf allgemeine Andeutungen („metaphysisches System“ u. dgl.) beschränken. Infolge der damals in Rußland herrschenden strengen Zensur war es unmöglich, den Idealismus offen zu kritisieren und den Materialismus zu lehren. Tschernyschewskis großes Verdienst besteht darin, daß er es trotz dieser erschwerenden Bedingungen verstand, ein so hervorragendes Dokument der Philosophie in Rußland zu schaffen, wie es seine Schrift „Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“ ist.
Die Dissertation „Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“ erschien am 3. Mai 1855 in Druck. Das Buch mußte sofort die Aufmerksamkeit der Schriftstellerkreise auf sich lenken. Die ersten kritischen Äußerungen waren scharf ablehnend. Die reaktionären Schriftsteller spürten in Tschernyschewski einen gefährlichen Gegner.
Die zweite Auflage der „Ästhetischen Beziehungen“ erschien im Jahre 1865, als Tschernyschewski bereits in Verbannung war; sie erregte damals starkes Interesse und löste einen heftigen Ideenkampf aus. Im Jahre 1888 traf Tschernyschewski Vorbereitungen für die Drucklegung einer dritten Auflage der „Ästhetischen Beziehungen“, die jedoch von der Zensur verboten wurde und erst im Jahre 1906 erschien.
Der vorliegenden Ausgabe ist der Text der ersten autorisierten Ausgabe von 1855 zugrunde gelegt, wobei die von Tschernyschewski im Jahre 1888 für die dritte Auflage besorgten Korrekturen aufgenommen wurden. Die seinerzeit auf Verlangen von Nikitenko vom Autor abgeänderten Absätze sind in der vorliegenden Ausgabe an Hand des Manuskripts wiederhergestellt und in den Text aufgenommen.

entwickelt werden, legt schon zur Genüge Zeugnis dafür ab, daß sie auf dem Boden der Wirklichkeit entstanden sind und daß der Autor überhaupt phantastischen Höhenflügen auch im Gebiet der Kunst, nicht nur in Dingen der Wissenschaft, geringe Bedeutung für unsere heutige Zeit beimißt. Das Wesen der Auffassungen, die der Autor darlegt, bürgt dafür, daß er, wenn es ihm nur möglich gewesen wäre, in seinem Werk gern die zahlreichen Tatsachen aufgeführt hätte, aus denen er seine Meinungen abgeleitet hat. Aber wenn er sich entschlossen hätte, seinem Wunsche nachzugeben, wäre sein Werk weit über die ihm gesteckten[2] Grenzen hinausgewachsen. Der Autor ist jedoch der Meinung, daß die allgemeinen Hinweise, die er anführt, genügen, um den Leser an Dutzende und Hunderte von Tatsachen zu erinnern, die zugunsten der in dieser Abhandlung dargelegten Meinung sprechen, und hofft deshalb, daß die Kürze der Erklärungen nicht als Mangel an Beweisen aufgefaßt wird.

Warum aber hat der Autor eine so allgemeine, so umfassende Frage, wie die ästhetischen Beziehungen der Kunst [363] zur Wirklichkeit, zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht? Warum hat er nicht irgendeine Spezialfrage gewählt, wie man das heutzutage meistens zu tun pflegt?

Ob der Autor der Aufgabe gewachsen ist, die er sich vorgenommen hat – das zu entscheiden ist natürlich nicht seine Sache. Aber der Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hat, verdient heute die Aufmerksamkeit aller Menschen, die sich mit Fragen der Ästhetik beschäftigen, d. h. aller derer, die sich für Kunst, Dichtung und Literatur interessieren.

Es scheint dem Autor, daß die Behandlung der Grundfragen einer Wissenschaft nur dann unfruchtbar ist, wenn sich über sie nichts Neues und Grundlegendes sagen läßt, wenn noch die Voraussetzungen fehlen, zu erkennen, daß die Wissenschaft ihre frühere Betrachtungsweise ändert, und zu zeigen, in welchem Sinne aller Wahrscheinlichkeit nach diese Änderung vor sich gehen muß. Aber wenn das Material für eine neue Betrachtungsweise der Grundfragen unserer Sozialwissenschaft ausgearbeitet ist, können und müssen diese Grundideen ausgesprochen werden.

Achtung vor dem wirklichen Leben, Mißtrauen gegenüber aprioristischen[3] Hypothesen, mögen sie auch der Phantasie angenehm sein – das ist das Kennzeichen der heute in der Wissenschaft herrschenden Richtung. Der Autor hält es für notwendig, auch unsere ästhetischen Grundsätze auf diesen Nenner zu bringen, wenn es sich überhaupt noch lohnt, von der Ästhetik zu reden.[4]

---

[2] Die Worte „ihm gesteckten“ fehlen im Manuskript, und der letzte Teil des Satzes nach den Worten „hinausgewachsen“ lautet dort: „weit über die Grenzen hinaus, die ich ihm setzen mußte“. Diese Stelle wurde von Tschernyschewski wahrscheinlich auf Anweisung des Dekans der Fakultät, Ustrjalow, abgeändert. Nach diesen Worten ist im Manuskript folgender Passus gestrichen: „Und – ich will das andere Motiv nicht verhehlen – die Ausarbeitung der Details würde mehrere Jahre beansprucht haben. Indern ich deshalb mit Bedauern auf Vollständigkeit im Tatsächlichen verzichte, gebe ich mir das Recht und übernehme ich die Verpflichtung, zur Beantwortung der Frage der Beziehung der Kunst zur Wirklichkeit mit der Zeit eine Analyse aller wichtigen Erscheinungen der vielseitigsten und vollständigsten aller Künste, der Dichtung, vorzulegen, um an Hand einer Geschichte der Dichtkunst die Stichhaltigkeit meiner Schlußfolgerungen zu erproben. Ich betrachte meine vorliegende Arbeit nur als die Einleitung zu einem künftigen Werk.“

[3] Nach „aprioristischen“ hieß es im Manuskript: „Hypothesen, gegenüber der Entwicklung der Wissenschaft aus metaphysischen Überlegungen – das ist die charakteristische Richtung, die alle Wissenschaften beherrscht“.

[4] Im Manuskript sind im weiteren die folgenden Absätze gestrichen: „Oder hat die Ästhetik bereits den Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit verloren? Oder sind nur bibliographische Untersuchungen unserer Aufmerksamkeit wert? Oder müssen wir vor Details das Ganze vernachlässigen? Mir scheint, daß eine solche Betrachtungsweise, die gegenwärtig viele Verteidiger findet, einseitig ist, und daß, wenn wir auch Untersuchungen über einzelne Kunstwerke, über einzelne Schriftsteller als wichtig anerkennen, wir doch nicht umhin können auch Untersuchungen über die Bestimmung der Kunst als wichtig anzuerkennen. Es wäre doch sonderbar, die Weltgeschichte abzulehnen und nur Fragen nach den Einzelheiten einzelner Vorgänge der Aufmerksamkeit für wür-

Der Autor anerkennt 50 gut wie jedermann die Notwendigkeit von Spezialuntersuchungen; ihm scheint aber, daß es ebenfalls von Zeit zu Zeit notwendig ist, den Inhalt einer Wissenschaft von einem allgemeinen Gesichtspunkt aus zusammenfassend zu betrachten; ihm scheint, daß ebenso wichtig wie die Sammlung und Untersuchung von Tatsachen auch der Versuch ist, in ihren Sinn einzudringen. Wir anerkennen alle die hohe Bedeutung der Kunstgeschichte, besonders der Geschichte der Dichtkunst; mithin müssen auch die Fragen, was Kunst, was Dichtung sei, hohe Bedeutung besitzen.

* * *

[364] [In der Hegelschen Philosophie wird der Begriff des Schönen folgendermaßen entwikkelt:

Das Leben des Alls ist der Prozeß der Verwirklichung der absoluten Idee. Vollkommen verwirklichen wird sich die absolute Idee nur im All in seiner ganzen räumlichen Ausdehnung und im ganzen Verlauf seiner Existenz; in einem bestimmten, in Raum und Zeit begrenzten Gegenstand dagegen verwirklicht sich die absolute Idee niemals vollkommen. Indem die absolute Idee sich verwirklicht, legt sie sich in eine Kette bestimmter Ideen auseinander; auch jede bestimmte Idee verwirklicht sich ihrerseits vollkommen nur in der unendlichen Vielzahl der unter ihr begriffenen Gegenstände und Wesen, kann sich aber nie in einem einzelnen Wesen vollkommen verwirklichen.

Aber][5] alle Sphären des Geistes sind dem Gesetz des Aufstiegs vom Unmittelbaren zum Vermittelten unterworfen. Diesem Gesetz entsprechend tritt die absolute Idee, die nur durch das Denken vollkommen zu ergreifen ist (Erkenntnis unter der Form der Mittelbarkeit), zuerst in der Form der Unmittelbarkeit oder der Anschauung vor dem Geist auf. Deshalb entsteht im menschlichen Geiste der Schein, daß das Einzelne, in der Begrenzung von Raum und Zeit Daseiende, seinem Begriff schlechthin entspreche, der Schein, daß in ihm eine bestimmte Idee, und in dieser bestimmten Idee die Idee überhaupt vollkommen verwirklicht sei. Diese Auffassung des Gegenstandes ist insofern ein Schein, als die Idee niemals in einem einzelnen Gegenstand *vollkommen* in Erscheinung tritt; unter diesem Schein aber verbirgt sich die Wahrheit, denn in der bestimmten Idee verwirklicht sich tatsächlich bis zu einem *gewissen Grade* die allgemeine Idee, und die bestimmte Idee wiederum verwirklicht sich bis zu einem gewissen Grade im einzelnen Gegenstand. Dieser die Wahrheit in sich bergende Schein, daß die Idee in einem einzelnen Wesen vollkommen in Erscheinung trete, ist das Schöne.[*]

[365] So wird der Begriff des Schönen im herrschenden System der Ästhetik entwickelt. Aus dieser Grundauffassung folgen die weiteren Bestimmungen: das Schöne ist die Idee in der Form der begrenzten Erscheinung; das Schöne ist der einzelne sinnliche Gegenstand, der sich als reiner Ausdruck der Idee darstellt, so daß in dieser nichts zurückbleibt, was nicht sinnlich in diesem einzelnen Gegenstand in Erscheinung träte, während im einzelnen sinnlichen Gegenstand nichts ist, was nicht reiner Ausdruck der Idee wäre. Der einzelne Gegenstand in

---

dig zu halten, und sonderbar auch, die Ästhetik zugunsten einzelner Fragen der Literaturgeschichte abzulehnen. So sehr uns auch (und ganz mit Recht) die Details des Gegenstandes fesseln, müssen wir doch auch einen allgemeinen Begriff von dem Gegenstand selber haben und müssen das Bestreben, solche Begriffe zu formulieren, als berechtigt und wichtig anerkennen.

Oder sind diese Begriffe etwa schon so klar und allgemein anerkannt, daß es sich nicht lohnt, von ihnen zu reden? Nein; man hat vielmehr nur eine dunkle Ahnung von ihnen, ohne daß man sich mit aller Bestimmtheit über sie klar wäre; von ihnen reden heißt deshalb nicht, etwas bereits ohnedies Bekanntes wiederholen."

[5] Der in eckige Klammern gesetzte Text ist in Nikitenkos Exemplar des Manuskripts gestrichen. Am Rande stehen zwei Bemerkungen Nikitenkos: „Weg mit der Philosophie Hegels!" und „Diesen Hegelismus muß man abändern oder ganz beseitigen".

[*] Diese Stelle ist ein Zitat, richtiger gesagt, die Paraphrase von Zitaten aus *F. Th. Vischer*, Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen, Reutlingen und Leipzig, Carl Mäcken's Verlag, 1846. *Die Red.*

diesem Sinne heißt das Bild. Mithin ist das Schöne die vollkommene Übereinstimmung, die vollkommene Identität von Idee und Bild.

Ich will nicht davon reden, daß die Grundauffassungen, aus denen die Definition des Schönen bei Hegel abgeleitet wird, heute bereits anerkanntermaßen nicht mehr der Kritik standhalten; ich will auch nicht davon reden, daß das Schöne bei Hegel nur „Schein“, und als solcher das Produkt der Stumpfheit eines nicht durch philosophisches Denken erleuchteten Blickes ist, während vor dem philosophischen Denken die scheinbare Vollkommenheit der Erscheinung der Idee im einzelnen Gegenstand verschwindet, so daß, nach Hegels System, je höher das Denken entwickelt ist, das Schöne vor ihm verschwindet, bis schließlich für das vollentfaltete Denken nur noch das Wahre da ist, das Schöne aber nicht; ich will das nicht mit der Tatsache widerlegen, daß in Wirklichkeit die Entwicklung des Denkens das ästhetische Gefühl im Menschen durchaus nicht zerstört: das alles ist schon viele Male gesagt worden. Als Folge aus der Grundidee des Hegelschen Systems und Teil seines metaphysischen Systems wird die oben wiedergegebene Auffassung vom Schönen mit diesem System hinfällig. Ein System kann aber falsch, ein zu ihm gehörender Teilgedanke jedoch, selbständig genommen, und auf seinen besonderen Voraussetzungen ruhend, wahr sein. Deshalb muß noch gezeigt werden, daß die Hegelsche Definition des Schönen auch losgelöst von dem jetzt gestürzten System seiner Metaphysik der Kritik nicht standhält.

„Schön ist das Wesen, in welchem die Idee dieses Wesens voll zum Ausdruck kommt“ – bedeutet, in eine einfache [366] Sprache übersetzt: „Schön ist das, was in seiner Art vortrefflich ist; das, worüber hinaus man sich in dieser Art nichts Besseres vorstellen kann.“ Es ist durchaus richtig, daß ein Gegenstand in seiner Art vortrefflich sein muß, damit man ihn schön nennen kann. So kann zum Beispiel ein Wald schön sein, aber nur ein „guter“ Wald, ein hoher, gerade gewachsener, dichter, mit einem Wort ein vortrefflicher Wald. Ein verkrüppelter, kümmerlicher, niedriger, dünn gesäter Wald kann nicht schön sein. Die Rose ist schön: aber nur die „gute“, frische, nicht entblätterte Rose. Mit einem Wort, alles Schöne ist vortrefflich in seiner Art. Aber nicht alles, was in seiner Art vortrefflich ist, ist schön; ein Maulwurf kann ein vortreffliches Exemplar der Maulwurfgattung sein, aber er wird niemals „schön“ erscheinen; das gleiche muß man von den meisten Amphibien, von vielen Fischgattungen, ja selbst von vielen Vögeln sagen: je besser ein Tier dieser Art für den Naturforscher ist, d. h. je vollständiger in ihm seine Idee zum Ausdruck kommt, um so unschöner ist es vom ästhetischen Standpunkt aus. Je besser in seiner Art ein Sumpf ist, um so schlechter ist er im ästhetischen Sinne. Nicht alles in seiner Art Vortreffliche ist schön; denn nicht alle Gattungen von Gegenständen sind schön. Hegels Bestimmung des Schönen als vollkommene Übereinstimmung des einzelnen Gegenstandes mit seiner Idee ist zu weit gefaßt. Sie besagt nur, daß in den Gruppen von Gegenständen und Erscheinungen, die es zur Schönheit bringen können, die besten Gegenstände und Erscheinungen als schön erscheinen; aber sie erklärt nicht, warum die Gruppen von Gegenständen und Erscheinungen selbst in solche zerfallen, in denen die Schönheit in Erscheinung tritt, und andere, in denen wir nichts Schönes wahrnehmen.

Aber gleichzeitig ist sie auch zu eng. „Als schön erscheint das, was sich als volle Verwirklichung der Gattungsidee darstellt“ – bedeutet auch: „Im schönen Wesen muß sich notwendig alles das vorfinden, was in den Wesen dieser Gattung überhaupt gut sein kann; in anderen Wesen der gleichen Gattung muß sich nichts Gutes finden lassen, was sich [367] nicht in dem schönen Gegenstand vorfände.“ Das fordern wir wirklich auch von den schönen Erscheinungen und Gegenständen in jenen Naturreichen, wo es nicht verschiedenartige Typen ein und derselben Art des betreffenden Gegenstandes gibt. So kann z. B. die Eiche nur eine Art von Schönheit haben: sie muß hoch und dicht belaubt sein; diese Eigenschaften finden sich immer in einer schönen Eiche, und in anderen Eichen läßt sich nichts anderes Gutes finden. Aber schon bei den Tieren zeigt sich, sobald sie zu Haustieren werden, eine Verschiedenheit von

Typen ein und derselben Rasse. Noch größer ist die Verschiedenheit der Schönheitstypen beim Menschen, und wir können uns gar nicht einmal vorstellen, daß alle Nuancen der menschlichen Schönheit in einem einzigen Menschen vereinigt sein könnten.

Die Aussage: „Schön wird die vollkommene Offenbarung der Idee im einzelnen Gegenstand genannt“, ist durchaus keine Bestimmung des Schönen. Aber sie enthält eine richtige Seite, nämlich, daß „das Schöne“ ein einzelner lebendiger Gegenstand und nicht ein abstrakter Gedanke ist: sie deutet auch noch auf eine Eigentümlichkeit wahrhaft künstlerischer Schöpfungen hin: sie haben stets etwas zum Inhalt, was für den Menschen überhaupt und nicht nur allein für den Künstler von Interesse ist (dieser Hinweis liegt darin, daß die Idee „etwas Allgemeines, immer und überall Wirksames“ ist); woher das kommt, werden wir weiter unten sehen.

Einen völlig anderen Sinn hat eine andere Aussage, welche als mit der ersten identisch hingestellt wird: „Das Schöne ist die Einheit von Idee und Bild, die völlige Verschmelzung der Idee mit dem Bild“[*]; diese Aussage betrifft wirklich ein wesentliches Merkmal – jedoch nicht der Idee des Schönen überhaupt, sondern dessen, was man Kunstwerk [368] nennt: schön ist ein Kunstwerk wirklich nur dann, wenn der Künstler in seinem Werk alles das zum Ausdruck gebracht hat, was er hat ausdrücken wollen. Natürlich ist ein Porträt nur dann gut, wenn der Maler es verstanden hat, genau denjenigen Menschen zu malen, den er malen wollte. Aber „ein Gesicht *schön* malen“ und „ein *schönes* Gesicht malen“ sind zwei völlig verschiedene Dinge. Von dieser Eigenschaft des Kunstwerks wird bei der Bestimmung des Wesens der Kunst zu sprechen sein. Ich halte es jedoch für angebracht, hier zu bemerken, daß in der Bestimmung des Schönen als Einheit von Idee und Bild – in dieser Bestimmung, die nicht das Schöne in der lebendigen Natur, sondern das Schöne im Kunstwerk meint – schon der Keim oder das Resultat derjenigen Richtung verborgen liegt, die in der Ästhetik gewöhnlich dem Schönen in der Kunst vor dem Schönen in der lebendigen Wirklichkeit den Vorzug gibt.

Was ist denn nun aber eigentlich das Schöne, wenn es nicht als „Einheit von Idee und Bild“ oder als „vollkommene Offenbarung der Idee im einzelnen Gegenstand“ bestimmt werden kann?

Neues läßt sich nicht so leicht aufbauen, wie Altes sich umstoßen läßt, und die Verteidigung ist nicht so leicht wie der Angriff; deshalb kann es sehr wohl sein, daß die Auffassung vom Wesen des Schönen, welche mir als die richtige erscheint, nicht jedermann befriedigen wird; aber wenn die aus der heute vorherrschenden Betrachtungsweise der Beziehung des menschlichen Denkens zur lebendigen Wirklichkeit abgeleiteten ästhetischen Anschauungen in meiner Darstellung noch unvollständig, einseitig oder unsicher geblieben sind, so ist dies, will ich hoffen, ein Mangel nicht der Anschauungen selber, sondern nur meiner Darstellung.

Die Empfindung, die das Schöne im Menschen hervorruft, ist eine helle Freude, ähnlich der, mit der uns die Gegenwart eines geliebten Wesens erfüllt.[**] Wir *lieben* das Schöne [369] uneigennützig, wir empfinden Wohlgefallen, wir erfreuen uns an ihm, so wie wir uns an einem geliebten Menschen freuen. Daraus folgt, daß das Schöne etwas enthält, was unserem Herzen lieb und wert ist. Aber dieses „Etwas“ muß etwas außerordentlich Umfassendes sein, etwas, was imstande ist, die allerverschiedensten Formen anzunehmen, etwas außerordentlich All-

[*] Hier und weiter oben gibt Tschernyschewski eine kritische Analyse der Definition des Schönen, wie es in der idealistischen Ästhetik des Hegelianers Vischer behandelt wird. (Siebe: *F. Th. Vischer*, Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen, Erster Teil, „Die Metaphysik des Schönen“. § 13, S. 53; § 74, S. 189; § 51, S. 141; § 44, S. 128.) *Die Red.*

[**] Ich rede von dem, was seinem Wesen nach und nicht nur deshalb schön ist, weil es durch die Kunst schön dargestellt ist; also von schönen Gegenständen und Erscheinungen und nicht von ihrer schönen [369] Darstellung in Kunstwerken: ein Kunstwerk, das durch seine künstlerischen Qualitäten ästhetisches Wohlgefallen in uns weckt, kann durch das Wesen des Dargestellten Trauer, ja sogar Abscheu hervorrufen. Das gilt z. B. für viele Gedichte Lermontows und fast alle Werke Gogols.

gemeines; denn als schön erscheinen uns außerordentlich verschiedenartige Gegenstände, Wesen, die einander ganz und gar nicht ähneln.

Das Allerallgemeinste dessen, was dem Menschen lieb ist, und das, was ihm das Liebste ist auf der Welt, ist – *das Leben*; vornehmlich ein solches Leben, wie er es gern führen möchte, wie er es liebt; aber dann auch überhaupt jedes Leben, denn es ist jedenfalls besser, zu leben, als nicht zu leben: alles Lebendige hat schon von Natur Grauen vor dem Untergang, dem Nichtsein, und liebt das Leben. Und es scheint, daß die Bestimmung:

„das Schöne ist das Leben“;

„schön ist das Wesen, in dem wir das Leben so sehen, wie es nach unserer Auffassung sein sollte; schön ist der Gegenstand, der das Leben in sich zur Schau trägt oder uns an das Leben gemahnt“, –

es scheint, daß diese Bestimmung alle Fälle, die das Gefühl des Schönen in uns hervorrufen, befriedigend erklärt. Verfolgen wir die wichtigsten Erscheinungen des Schönen auf verschiedenen Gebieten der Wirklichkeit, um das nachzuprüfen.

Das „schöne Leben“, „das Leben, wie es sein soll“, besteht beim einfachen Volk darin, daß man sich satt essen, in einem schönen Haus wohnen und sich ausschlafen kann; aber gleichzeitig schließt der Begriff „Leben“ beim Landbewohner stets auch den Begriff der Arbeit ein: ohne Arbeit kann man nicht leben; es wäre ja auch langweilig. Die Folge eines Lebens unter auskömmlichen Verhältnissen [370] bei großer Arbeit, die jedoch nicht bis zur Erschöpfung geht, werden bei dem jungen Landmann oder dem Dorfmädchen eine frische Gesichtsfarbe und knallrote Backen sein – dieses erste Schönheitsmerkmal nach den Begriffen des einfachen Volkes. Da das Dorfmädchen viel arbeitet und infolgedessen kräftig gebaut ist, wird es bei reichlicher Ernährung ziemlich drall sein – auch das ist ein notwendiges Merkmal der Dorfschönen: die „ätherische“ schöne Dame erscheint dem Landbewohner „unansehnlich“, ja sie macht auf ihn einen unangenehmen Eindruck, denn er ist gewöhnt, „Magerkeit“ für die Folge von Krankheit oder „bitterem Los“ zu halten. Aber Arbeit läßt kein Fett ansetzen: wenn das Dorfmädchen dick ist, so ist das eine Art von Kränklichkeit, das Anzeichen einer „zerdunsenen“ Statur, und das Volk hält besondere Dicke für einen Mangel. Die Dorfschöne kann nicht kleine Händchen und Füßchen haben, weil sie viel arbeitet – dieses Zubehör der Schönheit wird in unseren Volksliedern nie erwähnt. Mit einem Wort: bei der Beschreibung von schönen Mädchen finden wir in unseren Volksliedern nicht ein einziges Schönheitsmerkmal, welches nicht der Ausdruck der blühenden Gesundheit und des Gleichgewichts der Kräfte im Organismus ist, die immer die Begleiterscheinung eines auskömmlichen Lebens bei ständiger, ernster, aber nicht übermäßiger Arbeit sind. Ganz anders steht es mit der schönen Dame: schon mehrere Generationen ihrer Vorfahren haben nicht von ihrer eignen Hände Arbeit gelebt; bei untätigem Leben fließt weniger Blut in die Glieder, mit jeder Generation werden die Muskeln an Händen und Füßen schlaffer und die Knochen feiner; die notwendige Folge hiervon sind kleine Händchen und Füßchen – sie sind das Kennzeichen eines Lebens, das den höheren Gesellschaftsklassen allein als Leben erscheint: des Lebens ohne physische Arbeit; wenn die Dame große Hände und Füße hat, so ist das ein Anzeichen entweder dafür, daß sie schlecht gebaut ist, oder dafür, daß sie nicht aus einer alten, guten Familie stammt. Aus demselben Grunde muß die schöne Dame kleine Öhrchen haben. Die Migräne ist bekanntlich eine interessante Krankheit – und nicht ohne Grund: infolge mangelnder Tätigkeit bleibt das Blut in den inneren Organen, fließt zum Gehirn; [371] das Nervensystem ist infolge der allgemeinen Schwäche des Organismus schon ohnehin leicht reizbar; die unvermeidliche Folge hiervon sind anhaltende Kopfschmerzen und allerlei Nervenstörungen; was hilft’s? auch eine Krankheit ist interessant, ja sogar fast erstrebenswert, wenn sie die Folge der Lebensart ist, die uns gefällt. Gewiß kann die Gesundheit in den Augen des Menschen niemals

ihren Wert verlieren, denn ohne Gesundheit sind auch Wohlleben und Luxus schlecht zu ertragen; infolgedessen bleiben rote Backen und blühende, gesunde Frische auch für die gute Gesellschaft anziehende Eigenschaften; aber krankhaftes Aussehen, Schwäche, Mattheit haben in ihren Augen auch einen Schönheitswert, nämlich sobald sie als die Folge eines untätigen Luxuslebens erscheinen. Blässe, angegriffenes, kränkliches Aussehen haben für die höhere Gesellschaft noch eine andere Bedeutung: wenn der Landbewohner Erholung und Ruhe sucht, so suchen die Menschen der gebildeten Stände, die materielle Not und physische Müdigkeit nicht kennen, die sich aber dafür aus Untätigkeit und aus Mangel an materiellen Sorgen oft langweilen, „stärkere Erregungen, Sensationen, Leidenschaften“, die dem sonst monotonen und farblosen Leben der höheren Gesellschaft Farbe und Mannigfaltigkeit geben und es anziehend machen. Aber in starken Erregungen und feurigen Leidenschaften verbraucht sich der Mensch schneller: wie sollte man das angegriffene Aussehen, die Blässe einer schönen Frau nicht reizend finden, wenn sie das Anzeichen dafür sind, daß sie eine „Frau mit Vergangenheit“ ist?

Gern seh’ ich frische Farben blinken,
der Jugend Zier,
Doch sehnsuchtsblasse Wangen dünken
noch schöner mir.*

Aber wenn die Begeisterung für eine blasse, krankhafte Schönheit das Anzeichen eines künstlich verdorbenen Geschmackes ist, so fühlt jeder wahrhaft gebildete Mensch, daß [372] das wahre Leben das Leben des Geistes und des Herzens ist. Dieses Leben spiegelt sich in den Gesichtszügen, vor allem in den Augen wider; deswegen gewinnt der Gesichtsausdruck, von dem in den Volksliedern so wenig die Rede ist, eine große Bedeutung in den herrschenden Schönheitsbegriffen der Gebildeten; und es kommt häufig vor, daß ein Mensch uns nur deshalb schön erscheint, weil er schöne, ausdrucksvolle Augen hat.

Ich habe, soweit der Platz es mir erlaubte, die wichtigsten Faktoren der menschlichen Schönheit durchgenommen, und mir scheint, daß sie alle deshalb den Eindruck des Schönen auf uns machen, weil sie uns das Leben, wie wir es verstehen, zu offenbaren scheinen. Wir müssen jetzt die entgegengesetzte Seite des Gegenstandes betrachten und untersuchen, was einen Menschen häßlich macht.

Den Grund für die Häßlichkeit der Gesamtfigur eines Menschen wird jeder darin sehen, daß der Mensch, der eine schlechte Figur hat, „schlecht gebaut“ ist. Wir wissen sehr gut, daß Häßlichkeit eine Folge von Krankheit oder von Unglücksfällen ist, wie sie den Menschen besonders leicht in der ersten Zeit seiner Entwicklung entstellen. Wenn das Leben und seine Erscheinungen die Schönheit ausmachen, ist es ganz natürlich, daß die Krankheit und ihre Folgen die Häßlichkeit sind. Aber ein schlechtgehauter Mensch ist auch mißgestaltet, wenngleich in geringerem Grade, und die Gründe für einen „schlechten Bau“ sind die gleichen wie die, die Mißgestalten hervorbringen, sie sind nur schwächer. Wenn der Mensch einen Buckel hat, so ist das die Folge unglücklicher Umstände, unter denen sich das erste Stadium seiner Entwicklung abspielte; aber ein krummer Rücken ist auch eine Art von Buckligkeit, nur in geringerem Maße, und muß die gleichen Ursachen haben. Überhaupt ist ein übelgebauter Mensch in gewissem Grade ein entstellter Mensch; seine Figur zeugt nicht von Leben, nicht von glücklicher Entwicklung, sondern von einer Entwicklung unter schweren, ungünstigen Umständen. Gehen wir von dem allgemeinen Umriß der Figur zum Gesicht über. Seine Züge können unschön entweder an und für sich oder ihrem Ausdruck nach sein. Was uns in einem Gesicht [373] nicht gefällt, ist ein „böser“, „unangenehmer“ Ausdruck, denn Bosheit ist ein Gift, das uns das Leben vergällt. Aber viel häufiger ist ein Gesicht nicht so sehr seinem Aus-

* Aus der von *W. Shtikowski* übersetzten Ballade „Alina und Alsim“, 1814. *Die Red.*

druck, wie seinen Zügen nach „nicht schön“: Gesichtszüge sind nicht schön, wenn die Gesichtsknochen schlecht angeordnet sind, wenn Knorpel und Muskeln in ihrer Entwicklung mehr oder weniger den Stempel der Mißgestalt tragen, d. h. wenn die erste Entwicklung des Menschen unter ungünstigen Umständen vor sich gegangen ist.

Es ist ganz überflüssig, sich auf einen ausführlichen Beweis des Gedankens einzulassen, daß dem Menschen im Tierreich dasjenige als schön erscheint, worin nach menschlichen Begriffen ein frisches, völlig gesundes und kräftiges Leben zum Ausdruck kommt. Bei den Säugetieren, deren Bau sich für unsere Augen leichter mit dem Äußeren des Menschen vergleichen läßt, erscheinen dem Menschen runde Formen, Fülle und Frische als schön; als schön erscheinen graziöse Bewegungen, weil die Bewegungen irgendeines Wesens dann graziös sind, wenn es „gut gebaut“ ist, d. h. wenn es an einen gutgebauten und nicht an einen mißgestalteten Menschen erinnert. Als nicht schön erscheint alles „Plumpe“, d. h. alles, was nach unseren Begriffen, die immer die Ähnlichkeit mit dem Menschen aufsuchen, bis zu einem gewissen Grade mißgestaltet ist. Die Formen des Krokodils, der Eidechse, der Schildkröte erinnern an Säugetiere, aber an mißgestaltete, entstellte und absurde; deswegen sind Eidechsen und Schildkröten widerwärtig. Beim Frosch kommt zu seinen unangenehmen Formen noch dazu, daß dieses Tier mit kaltem Schleim bedeckt ist, wie Leichen; dadurch wird der Frosch noch widerwärtiger.

Es erübrigt sich, ausführlich davon zu reden, daß uns an Pflanzen frische Farben und üppige, reiche Formen gefallen, die von kraftvollem frischem Leben zeugen. Eine welkende Pflanze ist nicht schön; eine Pflanze ohne rechte Lebenssäfte ist nicht schön.

Außerdem erinnern die Laute und Bewegungen der Tiere uns an Laute und Bewegungen des Menschenlebens, in gewissem Grade erinnern an das Menschenleben auch das [374] Rauschen der Bäume, das Schwanken ihrer Zweige, ihre zitternden Blätter – das ist für uns eine weitere Quelle der Schönheit in der Pflanzen- und Tierwelt. Eine Landschaft ist dann schön, wenn sie belebt ist.

Im einzelnen für die verschiedenen Naturreiche den Gedanken durchzuführen, daß das Schöne das Leben ist und vornehmlich das Leben, welches an den Menschen und das menschliche Leben gemahnt, halte ich deshalb für überflüssig, weil sowohl Hegel als auch Vischer ständig davon reden, daß die Schönheit in der Natur dasjenige ausmacht, was an den Menschen gemahnt (oder, mit Hegels Terminologie zu reden, von der Persönlichkeit kündet), wobei sie behaupten, daß das Naturschöne nur als Hinweis auf den Menschen die Bedeutung des Schönen hat – ein großer, tiefer Gedanke! Oh, wie schön wäre die Ästhetik Hegels, wenn er diesen in ihr so großartig entwickelten Gedanken zum Grundgedanken gemacht hätte, statt sich auf die phantastische Suche nach der vollkommen in Erscheinung tretenden Idee zu begeben! Und deshalb braucht man, wenn man nachgewiesen hat, daß das Schöne im Menschen das Leben ist, nicht noch zu beweisen, daß in allen übrigen Gebieten der Wirklichkeit das Schöne, das in den Augen des Menschen nur deshalb als schön erscheint, weil es ihm als Hinweis auf das Schöne im Menschen und seinem Leben dient, ebenfalls das Leben ist.

Man muß aber hinzufügen, daß der Mensch die Natur überhaupt mit den Augen des Besitzers betrachtet, und daß auf der Erde ihm ebenfalls das als schön erscheint, was mit dem Glück und dem Wohlleben des Menschen verbunden ist. Die Sonne und das Tageslicht sind unter anderem deshalb so bezaubernd schön, weil sie die Quelle alles Lebens in der Natur sind und weil das Tageslicht unmittelbar fördernd auf die Grundfunktionen des menschlichen Lebens wirkt, sogar seine Organtätigkeit steigert und dadurch auch wohltuend auf unsere Stimmung wirkt.

Man kann sogar überhaupt sagen, daß man, wenn man in der Ästhetik Hegels die Stellen liest, wo davon gesprochen wird, was das Wirklichkeitsschöne ist, auf den Gedanken kommt, daß er als das Schöne in der Natur [375] unbewußt das auffaßte, was uns vom Leben spricht,

während er bewußt das Schöne als das vollendete In-Erscheinung-Treten der Idee ausgab. Bei Vischer heißt es in der Abteilung „Die Lehre vom Naturschönen“ ständig, schön sei nur, was lebendig ist oder lebendig erscheint. In der Entwicklung der Ideen des Schönen selbst kommt das Wort „Leben“ bei Hegel so oft vor, daß man sich schließlich fragt, ob es einen wesentlichen Unterschied zwischen unserer Definition: „Das Schöne ist das Leben“ und seiner Definition: „Das Schöne ist die völlige Einheit von Idee und Bild“ gibt? Diese Frage entsteht um so natürlicher, als unter „Idee“ bei Hegel „der allgemeine Begriff, wie er durch alle Einzelheiten seiner wirklichen Existenz bestimmt ist“, verstanden wird, so daß zwischen dem Begriff Idee und dem Begriff Leben (oder genauer dem Begriff Lebenskräfte) ein direkter Zusammenhang besteht. Ist nicht die von uns vorgeschlagene Definition nur die Übertragung dessen, was in der herrschenden Definition in der Terminologie der spekulativen Philosophie ausgedrückt wird, in die gewöhnliche Sprache?

Wir werden noch sehen, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen der einen und der anderen Art, das Schöne aufzufassen, besteht. Wenn wir das Schöne als die vollkommene Erscheinung der Idee im einzelnen Wesen bestimmen, so kommen wir notwendig zu dem Schluß, daß „das Wirklichkeitsschöne nur ein Schein ist, der durch unsere Phantasie in sie hineingelegt wird“; und daraus folgt dann, daß „eigentlich das Schöne durch unsere Phantasie geschaffen wird, während es in der Wirklichkeit (oder nach Hegel: in der Natur) ein wahrhaft Schönes nicht gibt“; daraus, daß es in der Natur nichts wahrhaft Schönes gibt, folgt wiederum, daß „die Kunst ihren Ursprung im Bestreben des Menschen hat, dem Mangel an Schönem in der objektiven Wirklichkeit abzuhelfen“, und daß „das durch die Kunst geschaffene Schöne höher steht als das Schöne in der objektiven Wirklichkeit“ – alle diese Gedanken machen das Wesen der Hegelschen Ästhetik aus und [376] treten nicht zufällig auf, sondern in streng logischer Entwicklung seiner Grundauffassung vom Schönen.[*]

Im Gegensatz hierzu geht aus der Definition: „Das Schone ist das Leben“, hervor, daß die wahre, höchste Schönheit eben gerade die Schönheit ist, die der Mensch in der Welt der Wirklichkeit antrifft, und nicht die Schönheit, die durch die Kunst geschaffen wird; die Entstehung der Kunst muß bei dieser Betrachtungsweise der Wirklichkeitsschönheit aus einer ganz anderen Quelle erklärt werden; danach erscheint auch die wesentliche Bedeutung der Kunst in einem ganz anderen Licht.[6]

Man muß also sagen, daß die neue Auffassung vom Wesen des Schönen, die aus einer von der früher in der Wissenschaft vorherrschenden Anschauung vollkommen verschiedenen allgemeinen Betrachtungsweise der Beziehungen zwischen der wirklichen und der vorgestellten Welt abgeleitet ist – indem sie zu einem ästhetischen System führt, das ebenfalls von den in letzter Zeit herrschenden Systemen verschieden ist –, sich auch selbst wesentlich von den früher herrschenden Auffassungen vom Wesen des Schönen unterscheidet. Aber zu gleicher Zeit stellt sie auch deren notwendige Weiterentwicklung dar. Den wesentlichen Unterschied zwischen den herrschenden ästhetischen Systemen und dem hier vorgeschlagenen werden wir ständig sehen; um zu zeigen, in welchem Punkte sie eng miteinander verwandt sind, wollen

[*] Siehe *F. Th. Vischer*, a. a. O., Zweiter Teil, § 233 ff, sowie *Hegel*, Sämtl. Werke, Bd. XII, Vorlesungen über die Ästhetik, ‚Mangelhaftigkeit des Naturschönen“, Stuttgart 1927, S. 200 ff. *Die Red.*

[6] Im Manuskript heißt es hier weiter: „Diese zwei verschiedenen Definitionen führen also zu zwei wesentlich verschiedenen Betrachtungsweisen des Schönen in der objektiven Wirklichkeit, der Beziehung der Phantasie zur Wirklichkeit und des Wesens der Kunst. Sie führen zu zwei völlig verschiedenen Systemen von ästhetischen Auffassungen; denn die eine von ihnen, welche wir anerkennen, macht zu ihrem Hauptgedanken gerade das, was bei der anderen, allgemein angenommenen Definition zwar auch in das System der Ästhetik, jedoch entgegen ihrer eigentlichen wesentlichen Tendenz eindringt, durch die entgegengesetzten Auffassungen unterdrückt wird und schließlich verschwindet, fast ohne irgendein Resultat gezeitigt zu haben. Die von uns vorgeschlagene Definition macht den Wert und die Schönheit der Wirklichkeit zum Grundgedanken der Ästhetik.“

wir sagen, daß die neue Betrachtungsweise die wichtigsten ästhetischen Tatsachen erklärt, die auch in den früheren Systemen in den Vordergrund gestellt wurden. So wird z. B. aus der Definition „das Schöne ist das Leben“ verständlich, warum es im Bereich des Schönen keine abstrakten Gedanken, sondern nur individuelle Wesen gibt – wir sehen ja das Leben nur in wirklichen lebendigen Wesen, und die abstrakten allgemeinen Gedanken gehören nicht zum Bereich des Lebendigen.

[377] Was den wesentlichen Unterschied zwischen der früheren und der von uns vorgeschlagenen Auffassung vom Schönen betrifft, so macht er sich, wie wir schon gesagt haben, auf Schritt und Tritt geltend; ein erster Beweis dafür bietet sich in den Auffassungen von den Beziehungen des Erhabenen und des Komischen zum Schönen dar, welch erstere in dem herrschenden System der Ästhetik als untergeordnete Abarten des Schönen bezeichnet werden, die aus verschiedenen Beziehungen seiner zwei Faktoren, der Idee und des Bildes, hervorgehen. Nach dem Hegelschen System ist die reine Einheit von Idee und Bild das, was wir recht eigentlich das Schöne nennen; aber es herrscht nicht immer Gleichgewicht zwischen Bild und Idee: manchmal ist die Idee stärker als das Bild und entführt uns, indem sie uns in ihrer Allgemeinheit, Unendlichkeit erscheint, in den Bereich der absoluten Idee, in den Bereich des Unendlichen – das heißt dann das Erhabene; manchmal erdrückt da Bild die Idee, entstellt sie, das heißt dann das Komische.[7]

Nachdem wir die Grundauffassung der Kritik unterzogen haben, müssen wir das gleiche auch mit der aus ihr hervorgegangenen Betrachtungsweise tun, müssen das Wesen des Erhabenen und des Komischen und ihre Beziehungen zum Schönen untersuchen.

Das herrschende ästhetische System gibt uns zwei Definitionen des Erhabenen, wie es uns zwei Definitionen des Schönen gegeben hat: „Das Erhabene ist das Überwiegen der Idee über die Form“ und „das Erhabene ist die Offenbarung des Absoluten“. Diese zwei Definitionen sind ihrem Wesen nach vollkommen verschieden, ebenso wie wir auch die zwei Definitionen des Schönen, die das herrschende System liefert, als wesentlich verschieden erkannt haben; tatsächlich bringt das Überwiegen der Idee über die Form nicht eigentlich den Begriff des Erhabenen hervor, sondern den Begriff des „Dunklen“, „Ungewissen“ und den Begriff des „Häßlichen“, wie das bei einem der neusten Ästhetiker, Vischer, in der Abhandlung über das Erhabene und der Einleitung zur Abhandlung über das Komische großartig entwickelt wird; während die Formel: „das Erhabene ist das, was in uns die Idee des Unendlichen erweckt“ (oder unter [378] Verwendung der Terminologie der Hegelschen Schule: „...in sich zum Vorschein bringt“), als Definition des eigentlichen Erhabenen bestehenbleibt. Deswegen müssen wir jede dieser Definitionen besonders betrachten.

Es läßt sich sehr leicht zeigen, wie wenig die Definition „das Erhabene ist das Überwiegen der Idee über das Bild“ auf das Erhabene paßt, da doch Vischer, der diese Definition annimmt, dabei selbst erklärt, daß das Überwiegen der Idee über das Bild (der gleiche Gedanke in der gewöhnlichen Sprache ausgedrückt: die Überwindung aller einengenden Kräfte oder, in der organischen Natur, aller Gesetze des Organismus durch die im Gegenstand in Erscheinung tretenden Idee) das Häßliche oder das Ungewisse hervorbringt[8]. Diese beiden Begriffe sind vollkommen verschieden von dem Begriff des Erhabenen. Gewiß wird das Häßliche zum Er-

[7] Im Manuskript heißt es hier weiter: „Das Erhabene und das Komische sind mithin zwei einseitige Erscheinungen des Schönen.“ Siehe *F. Th. Vischer*, a. a. O., Bd. 1, § 147, S. 334.

[8] Für die dritte Auflage hat Tschernyschewski die folgenden, ursprünglich hinter „das Ungewisse hervorbringt“ stehenden Worte gestrichen: „(Ich würde sagen ‚das Gestaltlose‘, wenn ich nicht fürchten würde, in ein Wortspiel zu verfallen, indem ich eine Beziehung zwischen den Worten ‚gestaltlos‘ und ‚ungestalt‘ herstelle.)“ Anm. d. Red.: Das russische Wort für „häßlich“ (besobrasno) bedeutet „ohne Gestalt“; durch verschiedene Betonung kann es den Sinn entweder von „ungestalt“ (mißgestaltet, häßlich) oder von „gestaltlos“ (formlos, ungeformt) erhalten.

habenen, wenn es furchtbar ist; gewiß verstärkt die dunkle Ungewißheit den durch das Furchtbare und das Gewaltige hervorgerufenen Eindruck des Erhabenen; aber wenn das Häßliche nicht furchtbar ist, wird es einfach widerwärtig oder unschön; und das Dunkle, Ungewisse übt keine ästhetische Wirkung aus, wenn es nicht gewaltig oder furchtbar ist. Das Häßliche oder das dunkle Ungewisse sind nicht für alle Arten des Erhabenen kennzeichnend; das Häßliche oder das Ungewisse haben nicht immer den Charakter des Erhabenen. Diese Begriffe sind also offensichtlich von dem Begriff des Erhabenen verschieden. Streng gesprochen bezieht sich das „Überwiegen der Idee über die Form“ auf jene Art von Ereignissen in der moralischen und von Erscheinungen in der materiellen Welt, wo der Gegenstand vom Übermaß der eigenen Kräfte zerstört wird; unbestreitbar nehmen solche Erscheinungen oft den Charakter von etwas außerordentlich Erhabenem an; aber nur dann, wenn die Kraft, die das Gefäß, das sie umschließt, zerstört, schon von vornherein den Charakter des Erhabenen hat, oder wenn der Gegenstand, der zerstört wird, uns, unabhängig von seinem Untergang durch die eigene Kraft, schon von vornherein erhaben erscheint. Anders kann vom Erhabenen keine Rede sein. Wenn der Niagarafall mit der Gewalt seiner eigenen Kräfte die Felsen [379] zerstört, die ihn hervorbringen, und damit sich selbst aufhebt; wenn Alexander der Große am Übermaß der eigenen Energie zugrunde geht; wenn Rom unter seiner eigenen Größe zusammenstürzt, so sind das erhabene Erscheinungen; aber deshalb, weil der Niagarafall, das Römische Reich und die Persönlichkeit Alexander des Großen schon an und für sich dem Bereich des Erhabenen angehören. Wie das Leben, so auch der Tod; wie die Tat, so auch der Untergang. Das Geheimnis der Erhabenheit liegt hier nicht in dem „Überwiegen der Idee über die Erscheinung“, sondern in dem Charakter der Erscheinung selbst; nur der Größe der zerstörenden Erscheinung entnimmt auch die Zerstörung ihre Erhabenheit. An und für sich ist das Zugrundegehen an einem Überwiegen innerer Kräfte über ihre zeitweise Erscheinungsform noch nicht das Kriterium des Erhabenen. Am klarsten tritt „das Überwiegen der Idee über die Form“ in Erscheinung, wenn der Keim eines Blattes wachsend die Hülle der Knospe sprengt, die ihn geboren hat; aber diese Erscheinung gehört keinesfalls in das Gebiet des Erhabenen. Durch das „Überwiegen der Idee über die Form“, durch das Zugrundegehen des Gegenstandes selbst an einem Übermaß der in ihm sich entwickelnden Kraft, unterscheidet sich die sogenannte negative Form des Erhabenen von der positiven. Berechtigtermaßen steht das negative Erhabene höher als das positive Erhabene; deswegen muß man zugeben, daß durch „das Überwiegen der Idee über die Form“ die Wirkung des Erhabenen verstärkt wird, wie sie durch viele andere Umstände verstärkt werden kann, wie zum Beispiel durch die Isoliertheit der erhabenen Erscheinung (die Pyramide in der offenen Steppe ist gewaltiger, als sie es inmitten anderer Riesenbauten sein würde; zwischen hohen Hügeln würde ihre Größe verschwinden); der den Effekt verstärkende Umstand ist aber noch nicht die Quelle des Effektes selbst; dabei ist das Überwiegen der Idee über das Bild, der Kraft über die Erscheinung sehr häufig nicht etwas positiv Erhabenes. Beispiele hierfür kann man in großer Zahl in jedem Lehrbuch der Ästhetik finden.

Gehen wir zu der anderen Definition des Erhabenen über: „Das Erhabene ist“, um uns der Sprache Hegels zu [380] bedienen, „die Erscheinung der Idee des Unendlichen“ oder, indem wir diese philosophische Formel in die gewöhnliche Sprache übersetzen: „Das Erhabene ist das, was in uns die Idee des Unendlichen erweckt“. Schon die oberflächliche Betrachtung der Behandlung des Erhabenen in der modernen Ästhetik bringt uns zur Überzeugung, daß diese Definition des Erhabenen im Wesen der Hegelschen Auffassung von ihm liegt. Mehr noch: der Gedanke, daß erhabene Erscheinungen im Menschen das Vorgefühl der Unendlichkeit erwecken, herrscht auch in den Anschauungen von Leuten vor, die der strengen Wissenschaft fernstehen; nur selten kann man eine Abhandlung finden, in welcher er nicht ausgesprochen würde, sobald sich dazu auch nur die entfernteste Gelegenheit bietet; fast in jeder Beschreibung einer gewaltigen Landschaft, in jeder Erzählung von einem furchtbaren Ereignis finden wir eine entsprechende Abschweifung oder seine Anwendung. Deshalb muß man dem Ge-

danken, wonach das Erhabene die Idee des Absoluten weckt, größere Aufmerksamkeit schenken, als der im vorgehenden behandelten Auffassung von dem Überwiegen der Idee über das Bild, zu deren Kritik einige Worte genügen würden.

Leider ist hier nicht der Ort, die Idee des „Absoluten“, des Unendlichen, einer Analyse zu unterziehen und die eigentliche Bedeutung des Absoluten im Bereich der metaphysischen Begriffe aufzuzeigen; erst dann, wenn wir diese Bedeutung verstehen, wird die ganze Unbegründetheit der Auffassung des Erhabenen als des Unendlichen klar. Aber auch wenn wir uns nicht auf metaphysische Diskussionen einlassen, können wir aus den Tatsachen ersehen, daß die Idee des Unendlichen, wie wir sie auch verstehen mögen, nicht immer oder, besser gesagt, fast nie mit der Idee des Erhabenen verbunden ist. Wenn wir streng und unvoreingenommen beobachten, was in uns vorgeht, wenn wir das Erhabene anschauen, können wir uns davon überzeugen, daß 1. als erhaben uns der Gegenstand selbst erscheint, nicht aber irgendwelche durch diesen Gegenstand hervorgerufene Gedanken; so ist z. B. an und für sich majestätisch der Kasbek, majestätisch an und für sich das Meer, majestätisch an und für sich die Persönlichkeit Cäsars oder [381] Katos. Natürlich können beim Anschauen des erhabenen Gegenstandes in uns Gedanken verschiedener Art erwachen, die den Eindruck verstärken, die der Gegenstand auf uns ausübt; aber ob sie erwachen oder nicht, ist eine Sache des Zufalls, unabhängig von dem der Gegenstand erhaben bleibt: Gedanken und Erinnerungen, die eine Empfindung verstärken, entstehen bei jeder Empfindung, aber sie sind bereits die Folge und nicht die Ursache der ursprünglichen Empfindung, und wenn ich beim Nachdenken über die Heidentat Mucius Scävolas auf den Gedanken komme: „Ja, grenzenlos ist die Kraft des Patriotismus“, so ist dieser Gedanke nur die Folge des Eindrucks, den, unabhängig von ihm, Mucius Scävolas *Tat selbst* auf mich ausgeübt hat, nicht aber die Ursache dieses Eindrucks; ebenso ist der Gedanke: „Es ist nichts Schöneres auf der Welt als der Mensch“, ein Gedanke, der in mir entstehen kann, wenn ich über die Abbildung eines schönen Gesichts nachdenke, nicht die Ursache davon, daß ich mich über dieses Gesicht als etwas Schönes begeistere, sondern die Folge davon, daß es mir schon vor dem Gedanken und unabhängig von ihm schön erscheint. Und selbst wenn ich daher zugebe, daß die Anschauung des Erhabenen immer auf die Idee der Unendlichkeit führt, muß doch die Ursache der Wirkung, die das einen solchen Gedanken hervorrufende, nicht aber von ihm hervorgerufene Erhabene auf uns ausübt, nicht in dieser Idee, sondern in irgend etwas anderem liegen. Wenn wir aber unsere Vorstellung vom erhabenen Gegenstand der Betrachtung unterziehen, entdecken wir, daß 2. ein Gegenstand uns sehr häufig erhaben erscheint, ohne daß er dabei aufhört, durchaus nicht grenzenlos zu erscheinen, ja fortfährt, im ausgesprochenen Gegensatz zur Idee der Grenzenlosigkeit zu stehen. So ist der Montblanc oder der Kasbek ein majestätischer, erhabener Gegenstand; aber niemand von uns wird, im Widerspruch zum Augenschein, auf die Idee kommen, in ihm etwas unbegrenzt oder unermeßlich Großes zu sehen. Das Meer scheint uns grenzenlos, wenn wir die Ufer nicht sehen; aber alle Ästhetiker behaupten (und zwar mit vollem Recht), daß das Meer uns bedeutend gewaltiger erscheint, wenn wir das Ufer sehen, als wenn [382] wir es nicht sehen. Da haben wir also eine Tatsache, die offenbart, daß die Idee des Erhabenen nicht nur nicht durch die Idee des Grenzenlosen hervorgebracht wird, sondern daß sie im Widerspruch zu ihr stehen kann (und häufig steht), und daß die Grenzenlosigkeit den Eindruck des Erhabenen ungünstig beeinflussen kann. Gehen wir weiter und betrachten wir einige majestätische Erscheinungen im Maße des Anwachsens der Wirkung, die sie auf das Gefühl des Erhabenen ausüben. Das Gewitter ist eine der majestätischsten Erscheinungen der Natur; aber man muß schon eine allzu verstiegene Phantasie haben, um irgendeinen Zusammenhang zwischen dem Gewitter und der Unendlichkeit sehen zu wollen. Während eines Gewitters freuen wir uns an ihm, indem wir nur an das Gewitter selbst denken. „Aber während des Gewitters fühlt der Mensch seine eigene Nichtigkeit vor den Naturmächten, und die Naturmächte scheinen ihm seine eigene Kraft maßlos zu übersteigen.“ Daß die Kräfte des Gewitters unsere eigenen Kräfte maßlos zu

übersteigen scheinen, ist wahr; aber wenn eine Erscheinung sich als für den Menschen unüberwindlich darstellt, so folgt daraus noch nicht, daß sie ihm unermeßlich, unendlich mächtig erscheint. Im Gegenteil, wenn der Mensch ein Gewitter betrachtet, denkt er sehr wohl daran, daß es machtlos ist gegenüber der Erde, daß der erste beste unbedeutende Hügel der ganzen Gewalt des Sturmes und allen Blitzschlägen unerschütterlich standhält. Gewiß kann der Blitz einen Menschen töten; aber was hat das schon zu sagen? Nicht dieser Gedanke ist die Ursache dafür, daß das Gewitter mir majestätisch erscheint. Wenn ich zusehe, wie sich die Flügel einer Windmühle drehen, weiß ich auch sehr wohl, daß mich der Windmühlenflügel, wenn er mich trifft, wie einen Span knicken kann, und „werde mir der Nichtigkeit meiner Kräfte gegenüber der Kraft des Windmühlenflügels bewußt", dabei aber wird die Betrachtung einer sich drehenden Windmühle wohl kaum bei irgend jemanden die Empfindung des Erhabenen wachgerufen haben. „Aber hierbei mache ich mir keine Sorge um mich selbst; ich weiß, daß der Windmühlenflügel mich nicht streifen wird; ich habe nicht das Gefühl des Schreckens, das das Gewitter in [383] mir hervorruft." Das ist richtig; aber damit ist schon etwas ganz anderes ausgesagt, als was früher behauptet wurde; dadurch wird gesagt: „Das Erhabene ist das Schreckliche, das Bedrohliche." Betrachten wir diese Definition des „Erhabenen der Naturkräfte", die wir tatsächlich in den Ästhetiken vorfinden. Das Furchtbare ist sehr oft erhaben, das ist richtig; aber es ist nicht immer erhaben; die Klapperschlange ist entsetzlicher als der Löwe; aber sie ist abscheulich-entsetzlich, und nicht erhaben-entsetzlich. Das Gefühl des Entsetzens kann die Empfindung des Erhabenen verstärken, aber Entsetzen und Erhabenheit sind zwei grundverschiedene Begriffe. Gehen wir aber noch weiter in der Reihe der majestätischen Erscheinungen. Wir haben in der Natur nichts zu sehen bekommen, was unmittelbar von Grenzenlosigkeit kündete; gegen die Schlußfolgerung, die sich hieraus ziehen läßt, könnte man bemerken, daß „das wahrhaft Erhabene sich nicht in der Natur, sondern im Menschen selbst vorfindet"; zugegeben, obwohl es auch in der Natur viel wahrhaft Erhabenes gibt. Aber warum erscheinen uns „grenzenlose" Liebe oder der Ausbruch eines „alles zermalmenden" Zorns als „erhaben"? Etwa deshalb, weil die Macht ihres Strebens „unwiderstehlich ist", weil sie „durch ihre Unwiderstehlichkeit die Idee des Unendlichen hervorruft"? Wenn das zutrifft, so ist das Schlafbedürfnis bei weitem unwiderstehlicher: auch der leidenschaftlichste Liebhaber kann schwerlich volle vier Tage hintereinander ohne Schlaf auskommen. Bedeutend unwiderstehlicher, als das Bedürfnis zu „lieben"[9], ist das Bedürfnis zu essen und zu trinken: das sind wahrhaft grenzenlose Bedürfnisse, da es keinen Menschen gibt, der ihre Macht nicht anerkennt, während sehr viele von der Liebe nicht einmal eine Vorstellung haben; diesen Bedürfnissen zuliebe werden viel größere und viel schwerere Heldentaten vollbracht, als um der „Allmacht" der Liebe willen. Weshalb ist dann der Gedanke an Essen und Trinken nicht erhaben, die Idee der Liebe dagegen erhaben? Unwiderstehlichkeit ist noch nicht Erhabenheit; Grenzenlosigkeit und Unendlichkeit haben durchaus keine Beziehung zur Idee der Erhabenheit gefunden.

[384] Nach alledem ist es kaum möglich, die Auffassung zu teilen, daß „das Erhabene das Überwiegen der Idee über die Form ist" oder daß „das Wesen des Erhabenen in der Erwekkung der Idee des Unendlichen besteht". Worauf beruht dann aber die Erhabenheit? Eine sehr einfache Definition des Erhabenen wird, scheint uns, alle in dieses Gebiet gehörenden Erscheinungen umfassen und ausreichend erklären.

„Das Erhabene ist das, was sehr viel größer ist als alles, mit dem wir es vergleichen können." – „Erhaben ist ein Gegenstand, der seinen Ausmaßen nach alle Gegenstände, mit denen wir ihn vergleichen können, um ein Vielfaches übertrifft; erhaben ist die Erscheinung, die um vieles mächtiger ist als die anderen Erscheinungen, mit denen wir sie vergleichen."

[9] Hinter „lieben" heißt es im Manuskript: „(d. h. wahnsinnig verliebt zu sein, denn diese Liebe wird gewöhnlich in den pathetischen Romanen dargestellt, und von ihr ist in den Ästhetiken die Rede)".

Der Montblanc und der Kasbek sind majestätische Berge, weil sie um vieles riesiger sind als die durchschnittlichen Berge und Vorberge, die wir zu sehen gewöhnt sind; „majestätisch“ ist ein Wald, der fünfmal höher ist als unsere Apfelbäume und Akazien und tausendmal gewaltiger als unsere Gärten und Gehölze. Die Wolga ist sehr viel breiter als die Twerza oder die Kljasma; die glatte Fläche des Meeres ist bedeutend ausgedehnter als die Flächen der Teiche und kleinen Seen, denen der Wanderer immer wieder begegnet; die Wellen des Meeres sind viel höher als die Wellen dieser Seen, und deshalb ist ein Sturm auf dem Meer eine erhabene Erscheinung, auch wenn niemand dabei Gefahr droht; der Sturmwind während eines Gewitters ist hundertmal stärker als der gewöhnliche Wind, sein Brausen und Heulen ist um vieles stärker als das Sausen und Pfeifen, das die gewöhnlichen stärkeren Winde begleitet; während des Gewitters ist es viel dunkler als sonst, die Dunkelheit geht bis zur Schwärze; der Blitz ist blendender als jedes Licht – das alles macht das Gewitter zu einer erhabenen Erscheinung. Die Liebe ist bedeutend stärker als unsere alltäglichen kleinen Berechnungen und Motive; auch der Zorn, die Eifersucht, überhaupt jede Leidenschaft ist viel stärker als sie – darum ist die Leidenschaft auch eine erhabene Erscheinung. Julius Cäsar, Othello, Desdemona, [385] Ophelia sind erhabene Personen; denn Julius Cäsar steht als Heerführer und Staatsmann turmhoch über allen Heerführern und Staatsmännern seiner Zeit; Othellos Liebe und Eifersucht sind sehr viel stärker als die der gewöhnlichen Menschen; Desdemona und Ophelia lieben und leiden mit einer so völligen Hingebung, wie wir sie nur selten bei einer Frau antreffen. „Bedeutend stärker, bedeutend größer“ –das ist ein Sondermerkmal des Erhabenen.

Es ist angebracht, hier hinzuzufügen, daß es sehr viel einfacher, sehr viel bezeichnender und besser wäre, statt „das Erhabene“ einfach „das Große“ zu sagen. Julius Cäsar und Marius sind nicht „erhabene“, sondern „große“ Charaktere. Die sittliche Erhabenheit ist nur eine Teilerscheinung der Größe überhaupt.

Wenn wir uns die besten Lehrbücher der Ästhetik ansehen, können wir uns leicht davon überzeugen, daß in unserem kurzen Überblick mit der von uns angenommenen Auffassung des Erhabenen oder Großen alle seine Hauptspielarten erfaßt sind. Es muß nur noch gezeigt werden, wie die von uns angenommene Betrachtungsweise des Wesens des Erhabenen sich zu ähnlichen Gedanken verhält, die in den gegenwärtig bekanntesten Lehrbüchern der Ästhetik ausgesprochen sind.

Davon, daß „die Erhabenheit“ die Folge der Überlegenheit über die Umgebung ist, ist bei Kant, bei Hegel und bei Vischer die Rede: „Wir vergleichen“, sagen sie, „das Erhabene im Raum mit den es umgebenden Gegenständen; hierfür müssen sich an dem erhabenen Gegenstand leichte Einschnitte, Abteilungen zeigen, die die Möglichkeit geben, durch Vergleich zu errechnen, um wievielmal zum Beispiel ein Berg höher ist als der Baum, der auf ihm wächst. Die Berechnung ist so langwierig, daß wir, bevor wir ans Ende kommen, schon in Verwirrung geraten; wenn wir aufgehört haben, müssen wir wieder von vorne anfangen, da wir nicht zusammenfassen konnten, und dann rechnen wir wieder ergebnislos. So erscheint uns denn schließlich der Berg unberechenbar groß, unendlich groß.“ – Der Gedanke, „damit ein Gegenstand uns erhaben erscheint, muß er mit den Gegenständen seiner Umgebung verglichen werden“, kommt der [386] von uns angenommen Auffassung von dem Grundmerkmal des Erhabenen sehr nahe. Aber gewöhnlich findet er Anwendung nur auf das Erhabene des Raums, während er doch in gleicher Weise auf alle Klassen des Erhabenen angewendet werden müßte. Gewöhnlich sagt man: „Das Erhabene besteht in der Übermacht der Idee über die Form, und diese Übermacht kann auf den unteren Stufen des Erhabenen nur durch den Vergleich der Größe des Gegenstandes mit der der ihn umgebenden Gegenstände angeschaut werden“, – uns scheint, daß man sagen muß: „Die Übermacht des Großen (oder Erhabenen) über das Kleine und Durchschnittliche besteht in einer größeren Größe (das Erhabene im Raum oder in der Zeit) oder in einer größeren Stärke (das Erhabene der Naturkräfte oder das

Erhabene im Menschen).“ Aus einem sekundären und Teilmerkmal des Erhabenen müssen der größenmäßige Vergleich und die größenmäßige Überlegenheit bei der Definition des Erhabenen zum allgemeinen und Hauptgedanken erhoben werden.

Die von uns angenommene Auffassung des Erhabenen verhält sich also genau so zu seiner gebräuchlichen Definition, wie unsere Auffassung vom Wesen des Schönen zu der früheren Betrachtungsweise – in beiden Fällen wird in den Rang des allgemeinen und wesentlichen Prinzips das erhoben, was früher als sekundäres und Teilmerkmal galt, was durch andere Begriffe, die wir als nebensächliche verwerfen, der Aufmerksamkeit entzogen war.

Infolge der Änderung des Standpunktes stellt sich uns auch das Erhabene, wie früher das Schöne, als Erscheinung dar, die viel selbständiger ist, jedoch auch dem Menschen viel nähersteht, als man sich früher vorgestellt hatte. Gleichzeitig anerkennt unsere Ansicht vom Wesen des Erhabenen dessen tatsächliche Realität, während gewöhnlich[10] angenommen wird, daß das Erhabene in Wirklichkeit nur erhaben *scheint*, und zwar dank der Einmischung unserer Phantasie, die den Umfang oder die Kraft des erhabenen Gegenstandes oder der erhabenen Erscheinung ins Grenzenlose erweitert. Und wirklich, wenn das Erhabene seinem Wesen nach das Unendliche ist, so gibt es in der unserem [387] Gefühl oder unserem Verstand zugänglichen Welt nichts Erhabenes.[11]

Wenn aber nach der von uns angenommenen Definition des Schönen und des Erhabenen dem Schönen und dem Erhabenen eine von der Phantasie unabhängige Existenz zugesprochen wird, so wird andererseits durch diese Definitionen die Beziehung der Gegenstände und Erscheinungen, die der Mensch schön und erhaben findet, zum Menschen überhaupt und zu seinen Begriffen in den Vordergrund gestellt: schön ist das, worin *wir* das Leben so sehen, wie *wir* es verstehen und es wünschen, wie es *uns* Freude macht; groß ist das, was viel größer ist als die Gegenstände, mit denen *wir* es vergleichen. Aus den gewöhnlichen Hegelschen Definitionen dagegen ergibt sich mit einem sonderbaren Widerspruch: das Schöne und das Gewaltige wird durch die menschliche Ansicht von den Dingen in die Wirklichkeit hineingetragen, wird vom Menschen geschaffen, steht aber in keinerlei Verbindung mit den Begriffen des Menschen, mit seiner Art, die Dinge zu betrachten. Klar ist auch, daß durch die Definitionen des Schönen und des Erhabenen, die uns als die richtigen erscheinen, auch die unmittelbare Verknüpfung dieser Begriffe zerstört wird, die durch die Definitionen: „Das Schöne ist das Gleichgewicht zwischen Idee und Bild“ und „das Erhabene ist das Überwiegen der Idee über das Bild“ einander untergeordnet werden. Denn wirklich, wenn wir die Definition annehmen: „Das Schöne ist das Leben“ und „das Erhabene ist das, was bedeutend größer ist als alles Nahegelegene oder ähnliche“, werden wir auch sagen müssen, daß das Schöne und das Erhabene vollkommen verschiedene Begriffe sind, die nicht einer dem anderen, sondern nur beide zusammen einem allgemeineren Begriff untergeordnet sind, der den sogenannten ästhetischen Begriffen sehr fern liegt: nämlich dem „Interessanten“.

Denn wenn die Ästhetik die Wissenschaft vom inhaltlich Schönen ist, so hat sie kein Recht, vom Erhabenen zu reden, wie sie kein Recht hat, vom Guten, vom Wahren usw. zu reden. Wenn man aber unter Ästhetik die Wissenschaft von der Kunst versteht, so muß sie natürlich auch vom [388] Erhabenen reden; denn das Erhabene gehört in das Gebiet der Kunst.

---

[10] Statt „gewöhnlich“ heißt es hier im Manuskript: „die Anschauung, deren Unhaltbarkeit wir zu zeigen bestrebt waren, auch das Erhabene in der Wirklichkeit nur als Schein betrachtet, der nur durch die menschliche Betrachtungsweise in die objektiven Gegenstände und Erscheinungen hineingelegt wird: die neusten Ästhetiken nehmen an, daß“ usw.

[11] Nach „nichts Erhabenes“, heißt es im Manuskript weiter: „Die Definition ‚das Große ist das, was sehr viel größer ist‘, macht die Einmischung der Phantasie und die Verschönung der Wirklichkeit durch sie überflüssig. Wer sie annimmt, sagt damit, daß das wahrhaft Erhabene in der Natur und im Menschen vorhanden ist.“

Bei der Behandlung des Erhabenen haben wir jedoch bis jetzt noch nicht das Tragische berührt, das man gewöhnlich als den höchsten und vollkommensten Ausdruck des Erhabenen betrachtet.

Die heute in der Wissenschaft vorherrschenden Auffassungen vom Tragischen spielen eine sehr große Rolle nicht nur in der Ästhetik, sondern auch in vielen anderen Wissenschaften (z. B. in der Geschichte) und verschmelzen sogar mit den gewöhnlichen Auffassungen vom Leben. Deshalb halte ich es für nicht überflüssig, sie ziemlich ausführlich darzustellen, um meine Kritik zu begründen. Bei dieser Darstellung werde ich mich eng an Vischer halten, dessen Ästhetik gegenwärtig in Deutschland als die beste gilt.

„Das Subjekt ist seiner Natur nach ein tätiges, handelndes Wesen. Indem es handelt, überträgt es seinen Willen auf die Außenwelt und gerät dadurch in Konflikt mit dem Gesetz der Notwendigkeit, das in der Außenwelt herrscht. Aber die Handlung des Subjekts trägt notwendig den Stempel der individuellen Beschränktheit und verletzt daher die absolute Einheit der objektiven Verkettung der Welt. Diese verletzende Trennung ist die Schuld, und sie gibt sich dem Subjekt dadurch zu erfahren, daß die durch die Bande der Einheit zusammengehaltene Welt als ein Ganzes sich gegen die Handlung des Subjekts empört, wodurch die einzelne Tat des Subjekts in eine unübersehbare und nicht vorherzusehende Folgenkette hineingezogen wird, in der das Subjekt nicht mehr seine Handlung und seinen Willen erkennt, während es doch die notwendige Verkettung aller dieser Folgeerscheinungen mit seiner Tat anerkennen und sich für sie verantwortlich fühlen muß. Die Verantwortung für das, was es nicht gewollt, was es jedoch getan hat, hat für das Subjekt Leiden zur Folge, d. h. die Äußerung eines Gegenschlages des verletzten Ganges der Dinge in der Außenwelt gegen die ihn verletzende Handlung. Die Notwendigkeit dieses Gegenschlages und des Leidens wird dadurch verstärkt, daß das bedrohte Subjekt die Folgen und das ihm drohende Übel voraussieht, aber gerade durch die Mittel, [389] durch die es sie zu vermeiden strebt, hineinstürzt. Das Leiden kann sich bis zum Untergang des Subjekts und seines Werkes fortsetzen. Allein das Werk des Subjekts geht nur scheinbar, geht nicht schlechtweg unter; die objektive Folgenreihe überdauert den Untergang des Subjekts und reinigt sich, indem sie nach und nach in die allgemeine Einheit aufgeht, von der durch das Subjekt ihr gegebenen individuellen Beschränktheit. Eignet sich nunmehr auch das Subjekt in seinem Untergang dieses Bewußtsein von der Berechtigung seines Leidens und davon an, daß sein Werk nicht untergeht, sondern sich reinigt und über seinen Untergang triumphiert, so tritt hiermit volle Versöhnung ein, und das Subjekt selbst überlebt sich leuchtend in seinem sich reinigenden und triumphierenden Werk. Diese ganze Bewegung heißt das Schicksal oder das ‚Tragische'. Das Tragische hat verschiedene Abarten. Seine erste Form ist die, wenn das Subjekt nicht wirklich, sondern nur als nahegelegte Möglichkeit schuldig ist, und wenn deshalb die Macht, durch die es zugrunde geht, eine blinde Naturmacht ist, welche an dem einzelnen Subjekt, das mehr durch äußeren Reichtum u. dgl. hervorglänzt als durch innere Würde, ein Beispiel aufstellt, daß das einzelne deshalb zugrunde gehen muß, weil es einzelnes ist. Der Untergang des Subjekts kommt hier nicht durch das Sittengesetz zustande, sondern durch den Zufall, der jedoch seine Erklärung und Rechtfertigung in der versöhnenden Idee der notwendigen Allgemeinheit des Todes findet. In der Tragik der einfachen Schuld geht die mögliche Schuld in wirkliche Schuld über. Aber die Schuld liegt nicht in einem unvermeidlichen objektiven Widerspruch, sondern in irgendeiner Verirrung, die mit der Handlung des Subjekts in Verbindung steht. Diese Schuld verletzt in irgendeinem Punkt die sittliche Ganzheit der Welt. Durch sie leiden andere Subjekte, und da hier die Schuld einseitig ist, so scheinen sie zunächst unschuldig zu leiden. Allein dann wären die Subjekte reine Objekte eines anderen Subjekts, was dem Wert der Subjektivität widerspricht. Daher müssen sie durch irgendeinen Fehler eine Blöße darbieten, die mit ihren Tugenden im Zusammenhang steht, und durch diese Blöße zugrunde gehen: das Leiden [390] des Hauptsub-

jekts fließt, als Kehrseite seiner Tat, kraft der verletzten sittlichen Ordnung, aus der Schuld selbst. Die Organe der Strafe können entweder die verletzten Subjekte oder der Übeltäter selbst sein, der sich seiner Schuld bewußt wird. Die höchste Form des Tragischen schließlich ist die Tragik des sittlichen Konflikts. Das allgemeine Sittengesetz zerfällt in Teilforderungen, die häufig im Gegensatz zueinander stehen können, so daß der Mensch, indem er der einen Forderung gerecht wird, notwendig der anderen zuwiderhandelt. Dieser Kampf, der einer inneren Notwendigkeit und nicht dem Zufall entspricht, kann der innere Kampf im Herzen eines einzelnen Menschen bleiben. Von dieser Art ist der Kampf der Antigone bei Sophokles. Aber da die Kunst alles in einzelnen Gestalten personifiziert, wird der Kampf zweier Forderungen des Sittengesetzes in der Kunst gewöhnlich als Kampf zweier Personen dargestellt. Eine der beiden einander widersprechenden Tendenzen steht im Vorrecht und ist daher stärker als die andere; sie besiegt zunächst alles, was sich ihr widersetzt, und gerät dadurch bereits ins Unrecht, indem sie den berechtigten Anspruch der entgegengesetzten Tendenz unterdrückt. Nun ist das Recht auf jener Seite, die zuerst besiegt worden war, und die Tendenz, die ihrem Wesen nach im Vorrecht ist, geht, mit ihrem eigenen Unrecht belastet, zugrunde unter den Schlägen der entgegengesetzten Tendenz, die, in ihrem Recht verletzt, zu Beginn des Gegenschlages die ganze Kraft der Wahrheit und des Rechts auf ihrer Seite hat, jedoch, indem sie siegt, ebenso ins Unrecht gerät, was den Untergang oder Leiden zur Folge hat. Sehr schön ist der ganze Verlauf des Tragischen in Shakespeares ‚Julius Cäsar' entwickelt: Rom tendiert zur monarchischen Herrschaftsform; der Vertreter dieser Tendenz ist Julius Cäsar; sie steht im Vorrecht und ist deshalb stärker als die entgegengesetzte Richtung, die die von alters her bestehende Ordnung Roms aufrechterhalten will; Julius Cäsar besiegt Pompejus. Aber auch das von alters her Bestehende hat Existenzberechtigung; es wird durch Julius Cäsar zerstört, aber die durch ihn verletzte Gesetzlichkeit erhebt sich gegen ihn in der Person des Brutus. Cäsar geht unter; aber die Verschwörer selbst haben das [391] quälende Bewußtsein, daß Cäsar, der von ihrer Hand fiel, größer war als sie[12], und die Macht, deren Vertreter er war, aufersteht in der Person der Triumviren. Brutus und Kassius gehen zugrunde; aber am Grabe des Brutus sprechen Antonius und Oktavius ihr Bedauern[13] über seinen Tod aus. So kommt es schließlich zur Versöhnung der entgegengesetzten Tendenzen, von denen jede in ihrer Einseitigkeit, die nach und nach durch den Fall beider ausgeglichen wird, sowohl im Recht als auch im Unrecht ist. Aus Kampf und Untergang entsteht Einheit und neues Leben."[*]

Aus dieser Darstellung läßt sich erkennen, daß die Auffassung des Tragischen in der deutschen Ästhetik mit dem Begriff des Schicksals verknüpft ist, und zwar so, daß das tragische Geschick des Menschen gewöhnlich als „Konflikt des Menschen mit dem Schicksal" oder als Folge der „Einmischung des Schicksals" aufgefaßt wird. Der Begriff des Schicksals wird in den neueren europäischen Büchern, die ihn mit Hilfe unserer wissenschaftlichen Begriffe zu erklären, ja mit diesen zu verbinden suchen, meistens entstellt; darum ist es notwendig, den Schicksalsbegriff in seiner ganzen Reinheit und Nacktheit vorzuführen. Dadurch wird er von der unangebrachten Verquickung mit Begriffen der Wissenschaft, die ihm eigentlich widersprechen, befreit und offenbart seine ganze Unhaltbarkeit, die bei seiner jüngsten Ummodelung nach unseren Sitten verdeckt wird. Eine lebendige und echte Auffassung vom Schicksal hatten die alten Griechen (d. h. die Griechen, bevor es bei ihnen eine Philosophie gab); sie ist bis jetzt auch bei vielen Völkern des Orients lebendig; sie beherrscht die Erzählungen Herodots, die griechischen Mythen, die indischen Heldenlieder, die Märchen aus Tausendundeiner

[12] Hinter „als sie" heißt es im Manuskript: „und gehen schließlich durch die Kraft zugrunde, gegen die sie sich empörten und die in der Person der Triumviren aufersteht".

[13] Hinter „ihr Bedauern" heißt es im Manuskript: „über Brutus aus und erkennen Seine Bestrebungen als berechtigt".

[*] Der vorstehende Absatz ist unter Zugrundelegung der Texte Vischers (Ästhetik, Erster Teil, § 123-135, S. 285-314) in strenger Anlehnung an die Redaktion Tschernyschewskis wiedergegeben. *Die Red.*

Nacht u. a. m. Was die späteren Wandlungen dieser Grundauffassung unter dem Einfluß der von der Wissenschaft gelieferten Weltanschauung betrifft, so erscheint es uns überflüssig, diese Veränderungen aufzuzählen. Und wir halten es für noch weniger [392] notwendig, sie einer besonderen Kritik zu unterziehen, weil sie alle, ebenso wie die Auffassung der modernen Ästhetiker vom Tragischen, das Ergebnis der Bemühung sind, Unversöhnliches – phantastische Vorstellungen des halbwilden Menschen und wissenschaftliche Begriffe – in Einklang zu bringen, und daher ebenso unhaltbar sind wie die Auffassung der modernen Ästhetiker vom Tragischen: der Unterschied ist nur der, daß das Gezwungene der Verbindung der widersprechenden Prinzipien in den früheren Annäherungsversuchen offensichtlicher war als bei der Auffassung vom Tragischen, die mit außerordentlichem dialektischem Tiefsinn formuliert ist. Deshalb halten wir es nicht für nötig, alle diese entstellten Auffassungen vom Schicksal darzulegen, sondern begnügen uns damit, zu zeigen, wie ungeschlacht die ursprüngliche Grundform auch durch das neuste und höchst kunstvolle dialektische Gewand durchblickt, mit dem sie sich in der jetzt herrschenden ästhetischen Auffassung des Tragischen bekleidet hat.

Folgendermaßen fassen die Völker, die eine unverfälschte Auffassung vom Schicksal haben, den Gang des Menschenlebens auf: Wenn ich keine Vorsichtsmaßnahmen gegen das Unglück treffe, kann ich unversehrt bleiben und bleibe auch fast immer unversehrt; sobald ich jedoch Vorsichtsmaßnahmen treffe, gehe ich unvermeidlich zugrunde, und zwar gerade durch das, worin ich Rettung suchte. Ich trete eine Reise an und treffe alle Vorsichtsmaßnahmen gegen Unglücksfälle, die mir unterwegs begegnen können; da ich weiß, daß nicht überall ärztliche Hilfe zu finden ist, nehme ich u. a. einige Fläschchen mit den nötigsten Medizinen mit und stecke sie in die Innentasche des Reisewagens. Was muß, nach der Auffassung der alten Griechen, die notwendige Folge sein? Daß der Wagen unterwegs umstürzt und die Fläschchen herausfallen; auch ich selber stürze heraus, falle mit der Schläfe auf eins der Fläschchen, zerdrücke es, ein Glassplitter dringt mir in die Schläfe und ich sterbe. Hätte ich die Vorsichtsmaßnahmen nicht getroffen, so wäre mir kein Unglück zugestoßen; aber ich wollte mich gegen das Unglück schützen und bin durch das zugrunde gegangen, womit ich mich davor sichern wollte. Eine solche Ansicht [393] vom Menschenleben paßt so wenig zu unseren Auffassungen, daß sie für uns nur als Phantasieprodukt Interesse hat; eine auf die Idee des orientalischen oder altgriechischen Schicksals aufgebaute Tragödie hat für uns nur die Bedeutung eines durch Bearbeitung entstellten Märchens. Dabei ist aber die ganze von uns vorgelegte Darstellung der Auffassung vom Tragischen in der deutschen Ästhetik nur der Versuch, den Schicksalsbegriff mit den Begriffen der modernen Wissenschaft in Einklang zu bringen[14]. Diese Einführung des Schicksalsbegriffes in die Wissenschaft vermittels der ästhetischen Betrachtungsweise des Wesens des Tragischen ist mit außerordentlichem Tiefsinn unternommen worden, der von der außerordentlichen Macht der Geister zeugt, die sich darum bemüht haben, wissenschaftsfremde Lebensauffassungen mit Begriffen der Wissenschaft zu versöhnen; aber dieser tiefsinnige Versuch liefert nur den entscheidenden Beweis dafür, daß derartige Bemühungen niemals einen Erfolg haben können: die Wissenschaft kann nur das Zustandekommen der phantastischen Vorstellungen des halbwilden Menschen erklären, aber

[14] Dieser Satz ist im Manuskript von Nikitenko angestrichen. Hinter ihm hieß es dort ursprünglich: „Man könnte uns sogar einen Vorwurf daraus machen, daß wir uns bei der Entlarvung dieses Versuchs aufhalten, dessen Unsinnigkeit für jedermann, der das Leben einfach, ohne wissenschaftliche Vorurteile betrachtet, offenkundig ist; aber wenn es einerseits nötig ist, für Menschen, die sich nicht speziell mit einer Wissenschaft befassen, die von ihr ausgearbeiteten Begriffe zu erklären, so ist es andererseits auch notwendig, auf wissenschaftliche Weise die Unhaltbarkeit von Begriffen zu beweisen, die wissenschaftsfremd sind, aber wissenschaftliche Form anzunehmen vermocht haben, und zwar auch dann zu beweisen, wenn ihre Unhaltbarkeit für den Nichtfachmann gerade deshalb reichlich klar ist, weil er nichts von den Vorurteilen weiß, denen der Fachmann verfällt. Wird die Kritik nicht vom Standpunkt des Fachwissens aus durchgeführt, so bleibt sie wissenschaftlich unbefriedigend. Im vorliegenden Fall ist die Fachkritik um so notwendiger, als es sich um eine Einführung handelt.“

sie kann sie nicht mit der Wahrheit in Einklang bringen[15]. Folgendermaßen hat der Schicksalsbegriff sich gebildet und entwickelt[16]:

Die Bildung hat auf den Menschen unter anderem die Wirkung, daß sie seinen Gesichtskreis erweitert und ihm dadurch die Möglichkeit gibt, auch solche Erscheinungen in ihrem wahren Sinn zu verstehen, die nicht dasselbe sind wie die ihm zunächstliegenden Erscheinungen, welche dem ungebildeten Geist, der die nicht unmittelbar zur Sphäre seiner Lebensfunktionen gehörenden Erscheinungen nicht begreift, als die allein verständlichen erscheinen. Die Wissenschaft gibt dem Menschen eine Vorstellung davon, daß die Tätigkeit der anorganischen Natur und das Leben der Pflanzen völlig verschieden sind vom menschlichen Leben, und daß auch das Leben der Tiere nicht völlig das gleiche ist wie das Leben der Menschen. Der Wilde oder Halbwilde stellt sich das Leben nicht anders vor als so, wie er es unmittelbar kennt, also als das Menschenleben; ihm scheint, daß der Baum redet, fühlt, sich freut und leidet wie der Mensch; daß die Tiere in allem ebenso bewußt handeln wie [394] der Mensch, daß sie sogar in der menschlichen Sprache sprechen können und es nur deshalb nicht tun, weil sie listig sind und hoffen, durch Schweigen mehr zu gewinnen als durch Sprechen. Ebenso stellt er sich das Leben des Flusses, des Felsens vor: der Felsen ist ein versteinerter Held, der immer noch fühlen und denken kann; der Fluß ist eine Najade, eine Nixe, ein Neck. Das Erdbeben in Sizilien kommt daher, daß der Gigant, der unter dieser Insel begraben liegt, versucht, die Last abzuwälzen, die auf ihm liegt. In der ganzen Natur sieht der Wilde ein menschenartiges Leben und führt alle Naturerscheinungen auf bewußte Handlungen menschenähnlicher Wesen zurück. Wie er den Wind, die Kälte und die Hitze vermenschlicht (wir erinnern an unser russisches Märchen von dem Streit zwischen dem Bauer-Wind, dem Bauer-Frost und dem Bauer-Sonne, wer von ihnen stärker sei) oder die Krankheit (die Erzählungen von der Cholera, von den zwölf Fieberschwestern, vom Skorbut; letztere Erzählung ist unter den Leuten verbreitet, die in Spitzbergen leben und arbeiten), ebenso vermenschlicht er die Macht des Zufalls. Seine, des Zufalls Handlungen der Willkür eines menschenähnlichen Wesens zuzuschreiben ist sogar leichter, als auf gleiche Weise andere Erscheinungen der Natur und des Lebens zu erklären, denn gerade die Handlungen des Zufalls können eher als die Äußerungen anderer Kräfte den Gedanken an Laune, Willkür, an alle die Eigenschaften wachrufen, die zur menschlichen Persönlichkeit gehören. Betrachten wir nun, auf welche Weise sich aus der Auffassung des Zufalls als der Handlung eines menschenähnlichen Wesens alle Eigenschaften entwickeln, die die wilden oder halbwilden Völker dem Schicksal zuschreiben. Je wichtiger die Sache ist, die der Mensch sich vornimmt, um so mehr Bedingungen sind nötig, damit sie gerade so zustande kommt, wie sie geplant ist; fast niemals finden sich alle Bedingungen so ein, wie der Mensch es berechnet hat, und deshalb geht eine wichtige Sache fast nie *genau* so aus, wie der Mensch angenommen hat. Diese Zufälligkeit, die unsere Pläne über den Haufen wirft, erscheint dem halbwilden Menschen, wie wir gesagt haben, als das Werk eines menschenähnlichen Wesens, *des Schicksals*; [395] aus diesem Grundcharakterzug, den wir beim Zufall, beim Schicksal, feststellen können, folgen ganz von selbst alle Eigenschaften, die die modernen Wilden, viele östliche Völker und die alten Griechen dem Schicksal zuschreiben. Es ist klar, daß gerade die allerwichtigsten Dinge zum Spielball des Schicksals werden (weil, wie wir gesagt haben, mit der Wichtigkeit der Sache auch die Zahl der Bedingungen wächst, von denen sie abhängt, und infolgedessen auch das Tätigkeitsfeld der Zufäl-

[15] Hinter „in Einklang bringen“ heißt es im Manuskript: „Die Wissenschaft kann nur zeigen, wie der Irrtum entstanden ist, kann sich ihn aber nicht zu eigen machen.“

[16] Im Manuskript heißt es hier weiter: „Der halbwilde Mensch kann sich ein Leben, das seinem eignen Leben nicht ähnelt, nicht vorstellen. Deshalb stellt er sich alle Naturkräfte in menschenähnlicher Gestalt vor. Indem der halbwilde Mensch alles vermenschlicht, stellt er sich auch die Macht *des Zufalls* in Gestalt eines Menschen vor; dieses Wesen heißt bei ihm Schicksal. Da ich annehmen muß, daß diese kurze Andeutung genauerer Erklärung bedarf, will ich mir Mühe geben, sie gehörig zu entwickeln.“

ligkeit größer wird); gehen wir weiter. Der Zufall wirft unsere Berechnungen über den Haufen – das bedeutet, das Schicksal liebt es, unsere Berechnungen zu durchkreuzen, es liebt, sich über den Menschen und seine Berechnungen lustig zu machen; der Zufall läßt sich nicht voraussehen, und es läßt sich nicht sagen, warum es eben so gekommen ist und nicht anders – das Schicksal ist also launisch und eigenwillig; der Zufall ist häufig verhängnisvoll für den Menschen – folglich liebt das Schicksal, dem Menschen Böses zu tun, das Schicksal ist böse; und wirklich ist bei den Griechen das Schicksal ein Misanthrop; der böse, mächtige Mensch fügt gern gerade den besten, den klügsten, den glücklichsten Menschen Schaden zu – eben diese Menschen richtet auch das Schicksal besonders gern zugrunde; der böse, launische und sehr mächtige Mensch liebt es, seine Macht zu erkennen zu geben, indem er demjenigen, den er vernichten will, im voraus sagt: „Ich will dies und jenes mit dir tun; versuche es, mit mir zu kämpfen“, – ebenso teilt auch das Schicksal seine Beschlüsse im voraus mit, um die Schadenfreude zu genießen, um uns zu zeigen, wie machtlos wir ihm gegenüber sind, und sich lustig zu machen über unsere schwachen, erfolglosen Versuche, mit ihm zu kämpfen, ihm zu entrinnen. Sonderbar erscheinen uns heute solche Auffassungen. Aber sehen wir zu, wie sie sich auf die ästhetische Theorie des Tragischen ausgewirkt haben.

Sie besagt: das freie Handeln des Menschen empört den natürlichen Gang der Natur; die Natur und ihre Gesetze stehen gegen den Verletzer ihrer Rechte auf; die Folge hiervon sind Leiden oder der Untergang der handelnden Person, wenn ihre Handlung so machtvoll war, daß der durch sie hervorgerufene Gegenschlag ernsthaft war: „darum unter-[396]liegt alles Große dem tragischen Geschick“. Die Natur erscheint hier als ein lebendiges, außerordentlich empfindliches und eifersüchtig über seine Unantastbarkeit wachendes, lebendiges Wesen. Aber kann die Natur sich wirklich beleidigt fühlen? Rächt sich die Natur wirklich? Nein, sie fährt fort, ewig nach ihren Gesetzen zu handeln, sie weiß nichts vom Menschen und seinen Geschäften, von seinem Glück, von seinem Untergang; ihre Gesetze können für den Menschen und seine Angelegenheiten oft eine verhängnisvolle Wirkung haben und haben sie oft auch; aber jede menschliche Handlung stützt sich auf sie. Der Natur ist der Mensch gleichgültig; sie ist weder sein Feind noch sein Freund; sie ist das bald bequeme, bald unbequeme Betätigungsfeld des Menschen. Daran besteht kein Zweifel, daß jede wichtige Angelegenheit des Menschen notwendig zu einem heftigen Kampf mit der Natur oder mit anderen Menschen führt; aber warum ist das so? Nur deshalb, weil, wie wichtig uns eine Angelegenheit auch erscheint, wir gewohnt sind, sie nicht für wichtig anzusehen, wenn sie ohne heftigen Kampf vor sich geht. So ist die Atmung das Wichtigste im Menschenleben; aber wir schenken ihr nicht einmal Aufmerksamkeit, weil ihr gewöhnlich keine Hindernisse im Wege stehen; für den Wilden, der sich von den ihm mühelos zufallenden Früchten des Brotbaumes nährt, und für den Europäer, der nur dank der schweren Arbeit des Ackerbaus zu seinem Brot kommt, ist das Essen im gleichen Maße wichtig; aber das Aufsammeln der Früchte des Brotbaums ist keine „wichtige“ Angelegenheit, denn sie ist leicht; „wichtig“ ist der Ackerbau, denn er ist schwer. Also: nicht alle ihrer wesentlichen Bestimmung nach wichtigen Angelegenheiten verlangen Kampf; aber wir sind gewohnt, nur diejenigen von den ihrem Wesen nach wichtigen Angelegenheiten wichtig zu nennen, die schwer sind. Es gibt viele wertvolle Dinge, die keinerlei Wert haben, weil sie uns mühelos zufallen, zum Beispiel das Wasser und das Sonnenlicht; und es gibt viele sehr wichtige Angelegenheiten, denen nur deshalb keine Wichtigkeit beigemessen wird, weil sie leicht vor sich gehen. Aber nehmen wir die übliche Ausdrucksweise an; mögen demnach wichtig nur die Angelegenheiten sein, die einen schweren Kampf [397] erfordern. Ist dieser Kampf denn wirklich immer tragisch? Durchaus nicht; manchmal ist er tragisch, manchmal nicht, je nachdem. Der Seefahrer kämpft mit dem Meer, mit Stürmen, mit Riffen; schwer ist seine Laufbahn; aber ist diese Laufbahn notwendig tragisch? Auf ein Schiff, das im Sturm an einem Riff zerschellt, kommen hundert andere Schiffe, die unbeschädigt den Hafen erreichen. Fast immer ist Kampf notwendig; aber nicht immer geht der Kampf unglücklich aus. Und ein Kampf mit glücklichem

Ausgang ist, so schwer er auch gewesen sein mag, nicht Leiden, sondern Genuß, er ist nicht tragisch, sondern nur dramatisch. Und ist es nicht wahr, daß, wenn alle nötigen Vorsichtsmaßnahmen getroffen werden, die Dinge fast immer glücklich ausgehen? Wo gibt es also in der Natur eine Notwendigkeit des Tragischen? Das Tragische im Kampf mit der Natur ist der Zufall. Schon hierdurch allein wird die Theorie hinfällig, die im Tragischen ein „Gesetz des Universums“ sehen wollen. – „Aber die Gesellschaft? aber die anderen Menschen? muß nicht jeder große Mensch mit ihnen einen schweren Kampf bestehen?“ Es muß wieder gesagt werden, daß die großen Ereignisse in der Geschichte nicht immer mit großen Kämpfen verbunden sind, daß wir uns aber, unter Mißbrauch der Sprache, daran gewöhnt haben, groß nur jene Ereignisse zu nennen, die mit schweren Kämpfen verbunden waren. Die Taufe der Franken war ein großes Ereignis; aber wo gab es dabei schweren Kampf? Auch die Taufe der Russen vollzog sich ohne schweren Kampf. Ist das Schicksal der großen Männer tragisch? Manchmal ist es tragisch, manchmal ist es untragisch, gerade so wie das Schicksal unbedeutender Menschen; eine Notwendigkeit besteht hier durchaus nicht. Und man muß überhaupt sagen, daß das Schicksal der großen Männer gewöhnlich leichter ist als das der unbedeutenden Menschen; übrigens wieder nicht infolge einer besonderen Sympathie des Schicksals für die bedeutenden oder einer Antipathie gegenüber den unbedeutenden Menschen, sondern einfach deshalb, weil die ersteren stärker, klüger, energischer sind, weil die anderen Menschen ihnen mehr Achtung, mehr Mitgefühl entgegenbringen und eher bereit sind, ihnen zu helfen. Wenn die Menschen dazu neigen, andere um ihre Größe [398] zu beneiden, so neigen sie noch mehr dazu, Größe zu verehren; die Gesellschaft wird dem großen Mann Ehrfurcht erweisen, wenn sie nicht besondere zufällige Gründe hat, ihn für schädlich zu halten. Ob das Schicksal des großen Mannes tragisch oder untragisch ist, hängt von den Umständen ab; und in der Geschichte kann man weniger große Männer antreffen, deren Schicksal tragisch war, als solche, in deren Leben es zwar viel Dramatisches, aber nichts Tragisches gegeben hat. Krösus, Pompejus, Julius Cäsar hatten ein tragisches Schicksal; aber Numa Pompilius, Marius, Sulla, Augustus vollendeten ihre Laufbahn sehr glücklich. Was läßt sich Tragisches im Schicksal Karls des Großen, Peters des Großen, Friedrichs II., im Leben Luthers, Voltaires, selbst Hegels finden? Kampf gab es viel im Leben dieser Männer; aber allgemein gesprochen muß man zugeben, daß sie Erfolg und Glück auf ihrer Seite gehabt haben. Und wenn Cervantes in Armut gestorben ist – sterben nicht Tausende von unbedeutenden Menschen im Elend, Menschen, die nicht weniger als Cervantes Anspruch auf einen glücklichen Ausgang ihres Lebens hatten und die, weil sie unbedeutend waren, dem Gesetz der Tragik nicht unterliegen konnten? Die Zufälligkeiten des Lebens treffen unterschiedslos bedeutende wie unbedeutende Menschen, begünstigen unterschiedslos die einen wie die anderen. – Aber setzen wir unsere Betrachtung fort und gehen wir vom Begriff des allgemeinen Tragischen zum Tragischen der „einfachen Schuld“ über.

„Im Charakter des großen Menschen“, sagt die herrschende Ästhetik, „gibt es immer schwache Seiten: in den Handlungen des bedeutenden Menschen gibt es immer etwas Fehlerhaftes oder Verbrecherisches Diese Schwäche, dieser Fehltritt, dieses Verbrechen bringen ihn zu Fall. Dabei liegen sie notwendig in der Tiefe seines Charakters, so daß der große Mensch eben an dem zugrunde geht, was die Quelle seiner Größe ist.“ Es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich häufig tatsächlich so verhält: seine zahllosen Kriege haben Napoleon groß gemacht; sie haben ihn auch gestürzt; fast das gleiche geschah mit Ludwig XIV. Aber es kommt nicht immer so. Oft geht der große Mensch zugrunde, ohne daß [399] von seiner Seite irgendeine Schuld vorliegt. So ging Heinrich IV. zugrunde, und mit ihm fiel Sully. In gewisser Hinsicht finden wir einen solchen schuldlosen Sturz auch in den Tragödien, ungeachtet dessen, daß ihre Autoren in ihren Auffassungen gebunden waren; oder war Desdemona wirklich die Ursache ihres Unterganges? Jedermann sieht, daß nur die hinterlistigen Gemeinheiten Jagos sie zugrunde gerichtet haben. Waren etwa Romeo und Julia selbst die Ursache ihres Unterganges? Gewiß, wenn wir unbedingt in jedem, der zugrunde geht, einen Verbrecher

sehen wollen, so können wir alle anklagen: Desdemonas Schuld besteht darin, daß sie eine unschuldige Seele war und infolgedessen keine Ahnung von Verleumdung hatte; Romeos und Julias Schuld bestand darin, daß sie einander liebten[17]. Der Gedanke, in jedem Zugrundegehenden einen Schuldigen sehen zu wollen, ist ein überspannter und grausamer Gedanke. Seine Verbindung mit der griechischen Schicksalsidee und ihren verschiedenen Spielarten ist sehr deutlich. Hier kann man auf eine Seite dieser Verbindung hinweisen: nach den griechischen Vorstellungen vom Schicksal ist stets der Mensch selbst an seinem Untergang schuld; wenn er anders gehandelt hätte, würde ihn der Untergang nicht ereilt haben.

Eine andere Art des Tragischen, das Tragische des sittlichen Konflikts, leitet die Ästhetik aus dem gleichen Gedanken ab, nur im umgekehrten Sinne: im Tragischen der einfachen Schuld gilt als Grund des tragischen Geschicks die angebliche Wahrheit, daß jedes Unglück, besonders das schlimmste Unglück, der Untergang, die Folge eines Verbrechens ist; im Tragischen des sittlichen Konflikts geht die Ästhetik der Hegelschen Schule von dem Gedanken aus, daß das Verbrechen immer die Bestrafung des Verbrechers entweder durch seinen Untergang oder durch Gewissensqualen zur Folge hat. Auch dieser Gedanke hat seinen Ursprung deutlich in der Überlieferung von den Furien, die den Verbrecher geißeln. Es versteht sich von selbst, daß in diesem Gedanken unter Verbrechen nicht eigentlich Kriminalverbrechen verstanden sind, die durch die Staatsgesetze immer geahndet werden, sondern sittliche Verbrechen im allgemeinen, die entweder nur durch ein Zusammentreffen beson-[400]derer Umstände oder durch die öffentliche Meinung oder durch das Gewissen des Verbrechers selbst bestraft werden können.

Was die Strafe durch das Zusammentreffen besonderer Umstände betrifft, so machen wir uns schon lange über die alten Romane lustig, in denen „am Ende stets die Tugend siegte und das Laster bestraft wurde“[18]. Aber viele Romanschriftsteller und alle Autoren von Abhandlungen über die Ästhetik möchten unbedingt, daß Laster und Verbrechen hier auf Erden bestraft werden. Und so kam die Theorie auf, die behauptet, daß sie *immer* durch die öffentliche Meinung und durch Gewissensbisse bestraft werden. Aber auch das ist nicht immer der Fall. Was die öffentliche Meinung betrifft, so verfolgt sie durchaus nicht alle[19] sittlichen Verbrechen. Und wenn die Stimme der Gesellschaft nicht jeden Augenblick unser Gewissen weckt, so wird es in der Mehrzahl der Fälle überhaupt nicht in uns wach oder schläft, einmal wach geworden, sehr schnell wieder ein. Jeder gebildete Mensch begreift, wie lächerlich es ist, die Welt mit den Augen anzusehen, mit denen die Griechen der Zeiten Herodots sie betrachtet haben; jedermann begreift heute sehr gut, daß im Leiden und im Untergang großer Männer durchaus nichts Notwendiges liegt, daß nicht jeder zugrunde gehende Mensch an seinen eigenen Verbrechen zugrunde geht; daß nicht jeder Verbrecher zugrunde geht; daß nicht jedes Verbrechen vom Gericht der öffentlichen Meinung bestraft wird usw.[20] Deshalb muß man ganz entschieden sagen, daß das Tragische in uns nicht immer die Idee der Notwendigkeit erweckt und daß seine Wirkung auf den Menschen durchaus nicht auf der Idee der Notwen-

[17] Hinter „einander liebten“ heißt es im Manuskript: „Die Schuld Don Carlos’ und Marquis Posas besteht darin, daß sie edle Männer sind, und schließlich ist auch das Lamm in der Fabel, das aus dem gleichen Bach trinkt wie der Wolf, schuldig: warum ist es zum Bach gegangen, wo es dem Wolf begegnen konnte? Und vor allem, warum hat es sich nicht solche Zähne zugelegt, daß es selber den Wolf hätte fressen können?“

[18] Für die dritte Auflage sind hier zwei Sätze gestrichen: „Wir hätten freilich dabei daran denken können, daß auch heutzutage derartige Romane geschrieben werden (wir verweisen zum Beispiel auf die Mehrzahl der Romane von Dickens). Aber wir beginnen jedenfalls zu begreifen, daß die Erde nicht eine Gerichtsstätte, sondern die Stätte des Lebens ist.“

[19] Hinter „nicht alle“ heißt es im Manuskript weiter: „Gemeinheiten, durchaus nicht alle Verbrechen. So hält zum Beispiel die Gesellschaft unserer Zeit die Verletzung der sittlichen Reinheit für eine Schande nur bei der Frau, nicht aber beim Mann. Nach der Meinung der Mehrheit ist es für den Mann ganz gut, ein bißchen zu bummeln, ja, es ist beinahe eine Schande, wenn er in der Jugend nicht ein bißchen bummelt.“

[20] Statt „usw.“ heißt es im Manuskript: „ja nicht einmal mit Gewissensbissen“.

digkeit beruht und daß nicht in ihr sein Wesen liegt. Worin liegt nun aber das Wesen des Tragischen?

Das Tragische ist das Leiden oder der Untergang eines Menschen – das genügt vollkommen, um uns mit Schrecken und Mitleid zu erfüllen, auch wenn in diesem Leiden, in diesem Untergang gar keine „unendlich gewaltige und unabwendbare Macht“ zur Geltung kommt. Mag ein Zufall oder mag eine Notwendigkeit die Ursache des Leidens und des Untergangs eines Menschen sein – Leiden und Untergang [401] sind in jedem Fall furchtbar. Man sagt uns: „Ein rein zufälliger Untergang ist ein Unding in der Tragödie“ – ja, vielleicht in den Tragödien, die von Autoren geschrieben werden; im wirklichen Leben jedoch nicht. In der Dichtung hält es der Autor für seine unbedingte Pflicht, „die Lösung aus der Schürzung selbst abzuleiten“; im Leben ist die Lösung häufig völlig zufällig, und das tragische Geschick kann durchaus zufällig sein, ohne daß es dadurch aufhört, tragisch zu sein. Wir sind einverstanden, daß das Geschick des Macbeth und der Lady Macbeth, das sich mit Notwendigkeit aus ihrer Stellung und aus ihren Handlungen ergibt, tragisch ist. Aber ist etwa das Geschick Gustav Adolfs, der in der Schlacht bei Lützen auf dem Wege zum Triumph und Sieg völlig zufällig ums Leben kam, nicht tragisch? Die Definition:

das Tragische ist das Furchtbare im Menschenleben,

ist, so scheint uns, eine durchaus erschöpfende Definition des Tragischen im Leben wie in der Kunst. Es ist richtig, daß die Mehrzahl der Kunstwerke uns das Recht gibt, hinzuzufügen: „das Furchtbare, das den Menschen mehr oder weniger unvermeidlich ereilt“; aber erstens ist es zweifelhaft, bis zu welchem Grade die Kunst richtig verfährt, wenn sie dieses Furchtbare fast immer als unvermeidlich hinstellt, während es in der Wirklichkeit selbst größtenteils durchaus nicht unvermeidlich, sondern rein zufällig ist[21]; zweitens scheint es, daß wir sehr oft nur aus der Gewohnheit heraus, in jedem großen Kunstwerk eine „notwendige Verkettung der Umstände“, eine „notwendige Entwicklung der Handlung selbst“ aufzusuchen, mit Not und Mühe eine „Notwendigkeit im Gange der Ereignisse“ auch dort entdecken, wo sie gar nicht vorhanden ist, zum Beispiel in der Mehrzahl der Tragödien Shakespeares[22].

---

[21] Hinter „zufällig ist“ enthält das Manuskript die Einschaltung: „(diese Frage werde ich noch behandeln, wenn von den Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit die Rede sein wird)“.

[22] Hinter „Shakespeare“ heißt es im Manuskript weiter: „Dieser Gedanke verlangt eine ausführliche Entwicklung, die jedoch im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht möglich ist; ich kann ihn daher jetzt nur als Meinung vortragen, die ich mir an anderer Stelle zu beweisen vorbehalte. Zu erklären, warum das Schauspiel des Leidens oder des Untergangs eines Menschen furchtbar, tragisch wirkt, erscheint mir als völlig überflüssig. Es scheint mir jedoch nicht ganz jeden wissenschaftlichen Interesses bar zu sein, auf eine besondere Art des Tragischen hinzuweisen, deren selbständige Bedeutung, soweit ich weiß, in der Ästhetik noch nicht anerkannt ist.
Außer den Leiden und dem Untergang eines Menschen wirkt auch der moralische Untergang eines Menschen – ein Laster oder ein herzloser oder streng konsequenter Egoismus – tragisch auf uns. Das *Böse* wirkt, wenn es stark ist, tragisch. Diesen tragischen Charakter des reinen Bösen konnte die Mehrzahl der Leute, die sich mit der Untersuchung des Tragischen beschäftigten, leicht vergessen; denn unter dem Bösen haben gewöhnlich solche Leute zu leiden, durch dieses Böse gehen solche Leute zugrunde; die mit einem Menschen in Berührung kommen, der im Bösen stark ist; deshalb sieht es so aus, als ob der tragische Effekt nur durch die Leiden und den Untergang der Menschen zustande kommt, die an dem Bösen zugrunde gehen. Es gibt jedoch auch niedliche, lustige, vergnügliche, milde Laster und Verbrechen, unter denen sichtbar nur die Sittlichkeit leidet, während die einzelnen Menschen anscheinend nur geringen Schaden nehmen oder sogar etwas gewinnen. Um unseren Gedanken zu erklären, wollen wir ein Beispiel anführen: stellen wir uns einen englischen Lord vor, der sein riesiges Einkommen epikureisch zur Befriedigung seiner leidenschaftlichen Liebe für sinnlichen Genuß verausgabt. Er ist ein Mann, der den Komfort in jeder Hinsicht liebt, auch in bezug auf sein Gewissen; er kommt deshalb gar nicht einmal auf den Gedanken, seine Leidenschaften mit ‚niedrigen‘ oder ‚verbrecherischen‘ Mitteln zu befriedigen; ganz davon zu schweigen, daß er nicht zu Gewaltanwendung oder ähnlichen kriminellen Mitteln greift, betätigt er sich nicht einmal als Verführer. Er ist ein sehr lieber Mensch, und jedermann ist glücklich, von ihm Gunstbezeugungen zu empfangen; auch die, deren er schon überdrüssig geworden ist, tragen ihm nichts nach,

Mit der herrschenden Definition des Komischen – „das Komische ist das Überwiegen des Bildes über die Idee“, anders gesagt: eine innere Leere und Nichtigkeit, die sich hinter einem Äußeren versteckt, welches Anspruch auf Inhalt und reale Bedeutung erhebt –, mit dieser Definition kann man sich durchaus einverstanden erklären; gleichzeitig muß man [402] jedoch sagen, daß Vischer, der Verfasser der besten Ästhetik in Deutschland, den Begriff des Komischen zu eng gefaßt hat, wenn er ihn, zur Erhaltung der Hegelschen dialektischen Methode der Entwicklung von Begriffen, nur dem Begriff des Erhabenen gegenüberstellt. Das kleinliche Komische, das dumme oder stumpfsinnige Komische bildet natürlich einen Gegensatz zum Erhabenen; das häßlich Komische, das mißgestaltete Komische dagegen bildet einen Gegensatz zum Schönen, nicht aber zum Erhabenen. Das Erhabene kann, nach Vischers eigener Darlegung, häßlich sein; wie kann das häßliche Komische ein Gegensatz zum Erhabenen sein, wenn diese beiden Begriffe sich nicht wesentlich, sondern nur graduell, nicht qualitativ, sondern quantitativ unterscheiden, wenn das kleinliche Häßliche zum Komischen gehört, das riesige oder schreckliche Häßliche zum Erhabenen? – Daß das Häßliche der Gegensatz des Schönen ist, versteht sich von selbst.

Nach Abschluß der Analyse der Auffassungen vom Wesen des Schönen und Erhabenen, müssen wir nunmehr zur Analyse der herrschenden Ansichten von den verschiedenen Verwirklichungsweisen der Idee des Schönen übergehen.

Hier tritt nun, scheint es, besonders stark die Bedeutung der Grundbegriffe in Erscheinung, deren Analyse in dieser Skizze soviel Platz beansprucht hat: das Abgehen von der herrschenden Ansicht vom Wesen dessen, was den Hauptinhalt der Kunst ausmacht, führt notwendig zu einer Veränderung der Auffassungen auch vom eigentlichen Wesen der Kunst. Das heute herrschende System der Ästhetik unterscheidet mit vollem Recht drei Formen der Existenz des Schönen, dem in ihr als seine Abarten auch das Erhabene und das Komische zugerechnet werden. (Wir werden nur vom Schönen sprechen, weil es uns ermüden würde, dreimal ein und dasselbe zu wiederholen: alles, was in der heute herrschenden Ästhetik vom Schönen gesagt wird, gilt in ihr voll und ganz auch für seine Abarten; ganz genau so gelten unsere Kritik der herrschenden Auffassungen von den verschiedenen Formen des Schönen und unsere eigenen Auffassungen von der Beziehung des Kunstschönen zum Schönen in der Wirklichkeit voll und ganz für alle übrigen Elemente, [403] die zum Inhalt der Kunst gehören, unter ihnen auch für das Erhabene und das Komische.)

Die drei verschiedenen Formen, in denen das Schöne existiert, sind: das Schöne in der Wirklichkeit (oder das Naturschöne, wie die Hegelsche Schule sagt), das Schöne in der Phantasie und das Schöne in der Kunst (in dem wirkliehen Dasein, das ihm die schöpferische Phantasie des Menschen verleiht). Die erste der Grundfragen, denen man hier begegnet, ist die Frage der Beziehung des Schönen in der Wirklichkeit zum Schönen in der Phantasie und in der Kunst.

---

denn er hat sie nicht mit leeren Händen gehen lassen. ‚Wem habe ich etwas Böses getan?‘ kann er die Menschen seiner Umgebung mit Stolz fragen. Und er ist wirklich für keinen Einzelmenschen verderblich; verderblich ist er nur für die Gesellschaft, die er ansteckt und schändet; er ist ein Feind nur der ‚strengen‘ Sittlichkeit. In Wirklichkeit aber ist er ein Verbrecher, der schlimmer ist als jeder andere Verbrecher, weil er ein Verderber schlimmer als jeder andere Verderber ist. Sein Beispiel besagt: ‚Ihr braucht das Laster nicht zu fürchten; das Laster braucht niemandem zu schaden; das Laster kann gütig und milde sein.‘ Die Kunst hat, soweit ich mich erinnere, solche Persönlichkeiten allerdings noch nie vom obigen Standpunkt aus dargestellt (man kann allerdings in diesem Zusammenhang auf das bekannte Gemälde ‚Nach der Orgie‘ von Couture verweisen); sie hat sie aber deshalb nicht dargestellt, weil es allzu schwer ist, bei der Darstellung derartiger Persönlichkeiten die empörte Abscheu zurückzuhalten und einen solchen Menschen für den furchtbaren Schaden, den er anrichtet, nicht seine Strafe finden zu lassen, indem man ihn nicht nur als verderblich, sondern auch als jämmerlich, schmutzig und verächtlich darstellt. Das Tragische verwandelt sich hier gegen den Willen des Autors in das Ironisch-Sarkastische Auch diese Art des Tragischen paßt zu der oben aufgestellten Definition.
Das führt uns ganz natürlich zum Komischen.“

Die Hegelsche Ästhetik löst sie folgendermaßen: das Schöne in der objektiven Wirklichkeit hat Mängel, die seine Schönheit zerstören, und unsere Phantasie ist deshalb genötigt, das in der objektiven Wirklichkeit vorgefundene Schöne umzugestalten, um es, nachdem sie es von den Mängeln befreit hat, die von seiner realen Existenz untrennbar sind, wahrhaft schön zu machen. Vischer geht bei Analyse der Mängel des objektiven Schönen vollständiger und schärfer vor als andere Ästhetiker. Deswegen muß seine Analyse auch der Kritik unterzogen werden. Um dem Vorwurf zu entgehen, ich hätte die Mängel, die die deutschen Ästhetiker dem objektiven Schönen vorwerfen, absichtlich abgeschwächt, muß ich hier die Vischersche Kritik des Schönen in der Wirklichkeit wörtlich anführen. (Ästhetik, II. Teil, S. 299 ff.)[*]

Dadurch, daß die Schönheit auch auf dem Schauplatze, wo sie am meisten verbürgt scheint (d. h. im Menschen; die historischen Ereignisse vernichten oft vieles Schöne; beispielsweise hat, sagt Vischer, die Reformation die fröhliche Ungebundenheit und bunte Vielfalt des deutschen Lebens im 13.-15. Jahrhundert vernichtet), in einem so unsteten Verhältnis zu den Zwecken der geschichtlichen Bewegung steht, drängt sich die innere Haltlosigkeit dieser ganzen Existenzform des Schönen jeder Beobachtung auf. Überhaupt aber leuchtet zunächst ein, daß die in § 234 vorausgesetzte Gunst des Zufalls selten ist. (§ 234 besagt: zum Sein der Schönheit gehört, daß sich bei der Verwirklichung des [404] Schönen kein störender Zufall einmischt. Es ist das Wesen des Zufalls, daß er sein und nicht sein oder auch anders sein kann; folglich kann der störende Zufall auch nicht im Gegenstande liegen. Infolgedessen scheint es so, daß es neben häßlichen Individuen auch wahrhaft schöne geben muß.) Außerdem ist das Naturschöne, eben weil die unmittelbare Lebendigkeit der Vorzug alles Naturschönen bleiben wird, eben durch diese höchst flüchtig, was darin seinen Grund hat, daß alles Naturschöne als solches nicht gewollt ist, sondern sich nur mitergibt, während die allgemeinen Lebenszwecke verfolgt werden... Die Silberblicke des Schönen in der Geschichte sind daher wirklich selten, und so sind sie es in der ganzen Welt des Naturschönen. Raffael klagt in dem bekannten Briefe mitten im Lande der Schönheit über carestia di helle donne[**], und nicht alle Tage findet sich in Rom ein Modell wie die Vittoria. von Albano zur Zeit Rumohrs. „Das letzte Produkt der sich immer steigernden Natur ist der schöne Mensch. Zwar kann sie ihn nur selten hervorbringen, weil ihren Ideen gar viele Bedingungen widerstreben.“ (Goethe: Winkelmann.) Jedes Lebende hat unzählige Feinde. Der Kampf mit ihnen kann erhaben oder komisch sein; aber der Zufall, wo sich in der gegebenen Einheit der vorliegenden Anschauung das Häßliche in dieses oder jenes aufhebt, ist ebenfalls selten. Wir stehen im Leben und seinem unendlichen Zusammenhang. Das Naturschöne ist daher wesentlich lebendig; aber es wird in jenem Zusammenhang von allen Seiten gestoßen und gerieben, denn die Natur sorgt für alles zugleich und ist auf Erhaltung, aber nicht auf Schönheit als solche bedacht... Sorgt die Natur für Erhaltung und nicht für Schönheit als solche, so liegt ihr auch nichts daran, das seltene Schöne, dem sie Dasein gönnt, festzuhalten; das Leben geht weiter und fragt nicht nach dem Untergang der Gestalt oder erhält sie nur notdürftig. „Die Natur arbeitet auf Leben und Dasein, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geschöpfes, unbekümmert, ob es schön oder häßlich erscheine. Eine Gestalt, die von Geburt an schön zu sein bestimmt war, kann durch irgendeinen Zufall in einem Teile verletzt werden; sogleich leiden andere Teile mit. Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Teil wiederherzustellen, und so wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus gestört werden muß. Das Geschöpf wird nicht mehr, was es sein sollte, sondern was es sein kann.“ (Goethe: Anmerkungen zu Diderot.) Merklicher oder unmerklicher gehen die Verletzungen fort, bis das Ganze aufgerieben ist. Rasche Vergänglichkeit ist die Klage, die alles Naturschöne umschwebt. Nicht nur die schöne Beleuchtung einer Landschaft, auch die Blüte des organischen Lebens ist ein Moment. „Genau genommen kann man sagen, es sei nur ein Augenblick, in welchem der schöne Mensch schön sei.“ „Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden...“ (Goethe.) Aus der verwelkten Jugendblüte erhebt sich zwar die höhere Schönheit des Charakters, der in seinen physiognomischen .Zügen und seinen Handlungen vor die Anschauung tritt. Allein auch diese Schönheit ist flüch-[405]tig, denn dem Charakter ist es um den sittlichen Zweck und nicht darum zu tun, wie seine Gestalt und Bewegung dabei aussieht... Bald ist die Persönlichkeit vom vollen Bewußtsein ihres sittlichen Zweckes erfüllt, erscheint ganz als sie selbst und ist schön im tiefsten Sinne des Wortes; bald aber treibt sie etwas, was nur mittelbar zum Zwecke gehört, und wobei ihr Ausdruck nicht ihren wahren Gehalt zeigt, bald gar etwas, was ihr nur die Not des Lebens aufzwängt, wobei unter Gleichgültigkeit oder Verdrießlichkeit aller höhere Ausdruck verschüttet liegt. So ist es aber in allen Bewegungen, Tätigkeiten, mögen sie dem sittlichen Gebiete angehören oder nicht... Diese Gruppe kämpfender Krieger bewegt und baut sich, als wäre sie vom flammenden Kriegsgott befeuert, aber im nächsten Augenblick ist sie zerstoben oder werden die Bewegungen

[*] In der Wiedergabe des Textes von Vischer schließen wir uns, Auswahl, Anordnung, Kürzungen etc. betrifft, eng an die Redaktion Tschernyschewskis an. Die betreffenden Stellen sind den §§ 379 und 380 (Die allgemeine Phantasie), S. 299-307, des angegebenen Werkes entnommen. Die Rechtschreibung wurde dabei der heute üblichen angepaßt. *Die Red.*

[**] Mangel an schönen Frauen. *Die Red*.

unschön, rafft fernes Geschoß den Mutigsten weg. Diese Krieger sind ja kein tableau vivant*; sie stehen nicht unserem Auge Modell, was sie wollen, ist der Kampf, nicht seine Erscheinung. So sehr ist das Nichtgewolltsein Wesen des Naturschönen, daß nichts widerlicher ist, als wenn in seiner Sphäre eine Absicht auf das Schöne als solches sichtbar ist. Schönheit, die von sich weiß und auf die es angelegt, die vor dem Spiegel einstudiert ist, ist eitel, d. h. nichtig. Die Affektation der Schönheit im Sein ist das Gegenteil der wahren Grazie... Die Zufälligkeit, das Nichtwissen um sich ist so sehr zwar der Todeskeim, aber auch der Reiz des Naturschönen, daß in der Sphäre, wo Bewußtsein ist, das Schöne in dem Momente zugrunde geht, wo es gesehen wird, wo man ihm sagt, daß es schön sei, wo es sich im Spiegel sieht. Sobald die Naturvölker von der modernen Zivilisation entdeckt werden, ist es aus mit ihrer Naivität; ihre Volkslieder verschwinden, wenn man sie sammelt, ihre Tracht kommt ihnen weit nicht so schön vor wie der kokette Frack des Malers, der sie um jene beneidet und gekommen ist, sie zu studieren; nimmt die Zivilisation sie auf und sucht sie zu befestigen,... so nützt das nichts, sie ist bereits Maske geworden, und das Volk selbst gibt sie auf.

Allein die Gunst des Zufalls ist nicht nur selten und flüchtig – sie ist überhaupt nur relativ: der trübende Zufall ist, sobald hinter das Verklärende, was durch Ferne des Raums und der Zeit schon in der gewöhnlichen Wahrnehmung liegt, zurückgegangen, und die Sache wird, genauer besehen, nur in größerem Maße überwunden; er wirft, nicht bloß in eine scheinbar schöne Zusammenstellung mehrerer Gegenstände, unwissend um die Schönheit des Ganzen, das Störende, sondern er erstreckt sich auch auf den einzelnen begünstigten Gegenstand, und es verbirgt sich nicht, daß er in Wahrheit allgemein herrscht. Daß es sich aber zuerst verbarg, dies muß seinen Grund in einer zweiten Gunst des Zufalls haben, nämlich in der glücklichen Stimmung, wodurch das Subjekt fähig war, den Gegenstand unter den Gesichtspunkt der reinen Form zu rücken. Zunächst ruft der Gegenstand selbst durch die obwohl nur relative Reinheit vom störenden Zufall diese Stimmung hervor...

[406] Das Naturschöne darf man nur näher ansehen, um sich zu überzeugen, daß es nicht wahrhaft schön ist; es liegt am Tage, daß wir uns eine offenbare Wahrheit bisher nur verborgen haben. Diese Wahrheit ist,. daß der störende Zufall notwendig überall herrscht. Nicht wir haben zu beweisen, daß er durchgängig über alles sich erstreckt, sondern nur das Gegenteil wäre zu beweisen, daß und wie nämlich im unendlichen Zusammensein der Dinge irgendeines sich den Störungen, Bedürftigkeiten, Verletzungen, all der Not und Abhängigkeit des Lebens entziehen könne. Zu erforschen ist nur, woher denn dann der Schein komme, als ob einiges davon eine Ausnahme mache, und dieses werden wir im Verlaufe leisten... Zunächst also ist nur einfach aufzuzeigen, daß dies bloßer Schein ist. Einige schöne Gegenstände sind Einheit und Zusammenordnung mehrerer, und da wird sich bei genauerer Betrachtung immer finden, zuerst, daß wir diese Gegenstände in solcher Zusammenstellung nur sehen, weil wir einen bestimmten Standpunkt zufällig eingenommen oder unbewußt gesucht haben. So namentlich die Landschaft. Diese Flächen, Berge, Bäume wissen nichts voneinander, es kann ihnen nicht einfallen, sich zu einem wohlgefälligen Ganzen vereinigen zu wollen: in dieser Verschiebung, diesen sich zusammenbauenden Umrissen und Farben sehen wir sie nur, weil wir hier und nicht woanders stehen. Aber auch so werden wir da einen Busch, dort einen Hügel finden, der diese Zusammenstellung stört, dort wird eine Erhöhung, ein Schatten fehlen, und wir werden uns gestehen müssen, daß ein inneres Auge heimlich tätig war, umzustellen, zu ergänzen, nachzuhelfen. Ebenso in einer Handlung mehrerer belebter Wesen. Eine Szene ist vielleicht voll Bedeutung und Ausdruck, allein die Gruppen, die wesentlich zusammengehören, sind über trennende Räume zerstreut; dasselbe innere Auge überspringt diese, stellt zusammen, was zusammenstößt aus, was nicht hineingehört. Andere schöne Gegenstände sind einzeln; da verzichten wir auf Schönheit der Umgebung, wir lassen sie schon im Anschauen weg, wir vollziehen einen Akt, wodurch wir sie von jener abheben, wie von einer Wand, einem Hintergrund, und zwar zunächst ohne Bewußtsein und Absicht; tritt ein schönes Weib in eine Gesellschaft, so fallen, aller Augen mit Erstaunen auf sie, man sieht jetzt alle übrigen Personen und Gegenstände nicht oder nur als ihre Folie. Allein nun müssen wir den einzelnen Gegenstand näher ansehen, und zwar sowohl im letzteren Falle, wo er allein Objekt der Schönheit ist, als auch im ersteren, wo wir mehrere zusammen als schön anschauen. Da wird sich denn an der Oberfläche des einzelnen Gegenstandes dieselbe Erfahrung wiederholen wie dort, wo mehrere vereinigt den Gegenstand bilden: zwischen schönen Teilen werden sich unschöne finden, und zwar an jedem, auch dem scheinbar schönsten Gegenstande. Glücklicherweise ist unser Auge kein Mikroskop, schon das gemeine Sehen idealisiert, sonst würden die Blattläuse am Baum, der Schmutz und die Infusorien im reinsten Wasser, die Unreinheiten der zartesten menschlichen Haut uns jeden Reiz zerstören. Wir sehen nur bei einem gewissen Grad von Entfernung. Die Ferne aber ist es eben, welche schor an sich idealisiert; [407] nicht nur das Unreine der Oberfläche verschwindet durch sie, sondern überhaupt die Einzelheiten der Zusammensetzung des Körpers, wodurch er in die irdische Schwere fällt, die gemeine Deutlichkeit, welche die Sandkörner zählt; so übernimmt schon die Operation des Anschauens an sich einen Teil jener Ablösung und Erhebung in die reine Form. Wie die Raumferne, so wirkt die Zeitferne; Geschichte und Gedächtnis überliefern uns nicht alle Einzelheiten eines großen Vorganges oder Mannes; wir erfahren nicht alle schleppenden Vermittlungen und nicht alle Schwächen, kleinen Nebenmotive der großen Erscheinung ... nicht, wie große Menschen zwischen

* lebendes Bild. *Die Red.*

dem Großen, was sie taten, mit Aus- und Ankleiden, Essen, Trinken, Katarrh usw. Zeit verloren. Dies Verdämmern des Kleinen und Störenden genügt jedoch nicht; trotz demselben drängen sich der irgend aufmerksameren Betrachtung auch am scheinbar schönsten Gegenstande sehr sichtbare kleinere und größere Bildungsfehler auf. Wären also z. B. an einer menschlichen Gestalt auch alle die störenden Zufälligkeiten der Oberfläche nicht, die zu einem guten Teile schon im einfachen Sehen das Auge verzehrt, so drängt sich doch in den Grundformen irgendeine Verletzung des Verhältnisses überall auf. Man sehe nur ein Gipsmodell über die Natur abgezogen, ganze Figur oder Maske, so wird dies schlagend einleuchten. Rumohr hat in der einleitenden Abhandlung zu seinen „Italienischen Forschungen“ bei aller Feinheit des praktischen Kunstsinns eine ungemeine Verwirrung in allen hierhergehörigen Begriffen angerichtet... Rumohr will den falschen Idealismus der Kunst, welcher die Natur in ihren reinen und bleibenden Formen verbessern will, in seiner Nichtigkeit aufweisen. Gegen ihn führt er mit vollem Rechte und echter Wärme des Naturgefühls aus, daß die Kunst die unveränderlichen Naturformen nicht verrücken dürfe, daß diese notwendig und schlechthin für sie gegeben seien, daß verfehlte Formen, Abweichungen von den Naturgesetzen jederzeit als etwas „Ungetümliches, Leeres oder Schauderhaftes“ erscheinen. Allein nun fragt es sich erst, ob die Grundformen, ihre ewige Geltung natürlich vorausgesetzt, sich in der Natur auch wirklich in reiner Ausbildung vorfinden. Darauf antwortet Rumohr, man müsse nur wohl unterscheiden, was Natur sei. Nicht das Einzelne, was der Zufall biete, z. B. nicht das einzelne Modell sei die Natur, sondern die Gesamtheit der lebendigen Formen, die „Gesamtheit des Erzeugten, ja die zeugende Grundkraft selbst“. An sie müsse sich der Künstler mit absichtsloser Wärme hingeben und unabhängig von einzelnen Vorbildern immer umherschauen. Ganz gut... Allein Rumohr widerspricht sich selbst und gerät in Vorstellungen, aus welchen man geradezu den Naturalismus, den er doch wie jenen Idealismus verfolgt, ableiten könnte. Sein Satz, daß „schon die Natur durch ihre Gestalten alles unübertrefflich ausdrücke“, wird nämlich ganz gefährlich, wenn er gegen die obige Unterscheidung geradezu auch auf die einzelne Erscheinung angewandt, wenn behauptet wird, es gäbe vollkommene Modelle, wie denn jene Vittoria von Albano „alle Kunstwerke Roms übertroffen, den nachbildenden Künstlern durchaus unerreichbar geblie-[408]ben sein soll“. Darauf ließen wir es ohne Furcht ankommen, daß keiner der Künstler, welche dieses Modell benützten, alle Formen brauchen konnte, wie er sie fand, denn diese Vittoria war eine *einzelne* Schönheit, und das genügt. Das Individuum kann nicht absolut sein, mehr brauchen wir nicht zu wissen. Wären aber auch alle Grundformen an ihr vollkommen gewesen, so war Blut, Wärme, Gärung des wirklichen Lebens mit all den trübenden Einzelheiten, die sie notwendig auf der Oberfläche absetzen, hinreichend, sie unendlich hinter die hohen Kunstwerke zu setzen, welche nur scheinbar Blut, Wärme, Hautleben usw. haben...

Es liegt also ein Gegenstand vor, der zu den seltenen Erscheinungen der Schönheit gehört. Dieser Gegenstand ist, wie die nähere Betrachtung zeigt, nicht wahrhaft schön, sondern nur dem Schönen näher, vom störenden Zufall freier als andere.[23]

Bevor wir die einzelnen Vorwürfe, die dem Wirklichkeitsschönen gemacht werden, der Kritik unterwerfen, können wir kühnlich sagen, daß es wahrhaft schön ist und den gesunden Menschen vollauf befriedigt, trotz aller seiner Mängel, so groß sie auch sein mögen. Gewiß, eine müßige Phantasie kann bei allem sagen: „Dies ist nicht richtig, hier fehlt etwas, das ist überflüssig“; aber eine so entwickelte Phantasie, die mit nichts zufrieden ist, muß als krankhaft betrachtet werden. Der gesunde Mensch begegnet in der Wirklichkeit sehr vielen Gegenständen und Erscheinungen, bei deren Anblick es ihm nicht in den Sinn kommt zu wünschen, daß sie nicht so sein sollten, wie sie sind, oder daß sie besser sein sollten. Die Meinung, der Mensch brauche unbedingt „Vollkommenheit“, ist phantastisch, wenn man unter „Vollkommenheit“ eine Art des Gegenstandes versteht, die sämtliche möglichen Vorzüge enthält und aller. Mängel bar ist, die die Phantasie eines Menschen mit kaltem oder blasiertem Herzen vor lauter Nichtstun an dem Gegenstand ausfindig machen kann. „Vollkommenheit“ ist für mich das, was mich in seiner Art vollauf befriedigt. Solcher Erscheinungen aber sieht der gesunde Mensch in der Wirklichkeit sehr viele. Wenn der Mensch ein leeres Herz hat, kann er seiner Einbildungskraft die Zügel schießen lassen; aber sobald auch nur eine einigermaßen zufriedenstellende Wirklichkeit vorhanden ist, sind der Phantasie die Flügel gebunden. Die

[23] Hinter dem Zitat aus Vischer heißt es im Manuskript weiter:
„Mein Auszug ist lang, vielleicht sogar zu lang. Aber ich mußte die Kritik am Naturschönen in aller Vollständigkeit vorführen, um dem Vorwurf zu entgehen, ich hätte ‚die wichtigsten Mängel des Wirklichkeitsschönen‘ weggelassen, vergessen oder nicht plastisch genug vorgeführt, – diesem Vorwurf würde ich immer ausgesetzt sein, wenn ich selbst die Gedanken formulieren wollte, die mir unrichtig erscheinen und deren Unrichtigkeit ich aufdecken möchte.“

Phantasie wird überhaupt nur dann unsrer Herr, wenn wir in der Wirklichkeit zu armselig dran sind. [409] Wer auf nackten Brettern liegt, dem kommt es zuweilen in den Sinn, von einem prächtigen Lager zu träumen, von einer Bettstatt aus unerhört kostbarem Holz, von einem Federbett aus Eiderdaunen, von Kissen mit Brabanter Spitzen, von einem Bettvorhang aus einem unvorstellbar schönen Lyoner Stoff – wird aber etwa ein gesunder Mensch von alledem träumen, wenn er ein zwar nicht üppiges, doch hinreichend weiches und bequemes Bett hat? „Wer hat, braucht nicht zu suchen.“ Wer in der Tundra Sibiriens oder den Salzsteppen jenseits der Wolga aufgewachsen ist, der kann von Zaubergärten mit überirdischen Bäumen, mit Zweigen aus Korallen, Blättern aus Smaragden und Früchten aus Rubinen träumen; aber wenn der Träumer, sagen wir, ins Kursker Gouvernement versetzt wird und dort die Möglichkeit bekommt, nach Herzenslust in einem nicht gerade reichen, aber erträglichen Obstgarten mit Apfel-, Birn- und Sauerkirschenbäumen und dichtbelaubten Lindenalleen spazierenzugehen, wird er wahrscheinlich nicht nur die Gärten aus „Tausendundeiner Nacht“ vergessen, sondern auch die Zitronenhaine Spaniens. Die Einbildungskraft baut ihre Luftschlösser dann, wenn in Wirklichkeit nicht nur kein gutes Haus, sondern nicht einmal eine erträgliche Hütte vorhanden ist. Sie beginnt ihr Spiel dann, wenn die Sinne unbeschäftigt sind; ein ärmliches Leben in der Wirklichkeit ist die Quelle des Lebens in der Phantasie. Doch kaum wird die Wirklichkeit einigermaßen erträglich, so erscheinen uns mit ihr verglichen alle Träume der Einbildung langweilig und blaß. Die Meinung, „das menschliche Verlangen“ sei „grenzenlos“, ist falsch in dem Sinne, in dem sie gewöhnlich aufgefaßt wird, in dem Sinne nämlich, daß „keine Wirklichkeit es befriedigen kann“, im Gegenteil, der Mensch gibt sich durchaus nicht nur „mit dem Besten, was es in der Wirklichkeit geben kann“, zufrieden, sondern schon mit einer recht mittelmäßigen Wirklichkeit. Man muß zu unterscheiden wissen zwischen dem, was wirklich gefühlt, und dem, was nur gesagt wird. Die Begierden werden durch Träumereien nur dann bis zu fieberhafter Spannung aufgereizt, wenn es ihnen völlig an gesunder, sei es auch noch so einfacher Nahrung fehlt. Das ist eine Tatsache, die durch die [410] ganze Geschichte der Menschheit bewiesen wird, und die jeder, der lebt und sich beobachtet, an sich selbst erfahren hat. Sie stellt einen Sonderfall des allgemeinen Gesetzes des menschlichen Lebens dar, daß eine Leidenschaft sich nur dann anormal entwikkelt, wenn sich der von ihr erfaßte Mensch in einer anormalen Lage befindet und nur wenn das natürliche und im Grunde genommen recht ruhige Bedürfnis, dem diese oder jene Leidenschaft entspringt, allzu lange nicht die entsprechende – ruhige und durchaus nicht titanische – Befriedigung gefunden hat. Es steht außer Zweifel, daß der Organismus des Menschen titanische Triebe und Befriedigungen nicht verlangt und nicht vertragen kann; außer Zweifel steht auch, daß beim gesunden Menschen die Triebe mit den Kräften des Organismus in Einklang stehen. Gehen wir von diesem allgemeinen Punkt zu einem anderen, spezielleren über.

Bekanntlich werden unsere Sinne rasch müde und übersättigt, d. h. befriedigt. Das trifft nicht nur für die niederen Sinne zu (Gefühl, Geruch, Geschmack), sondern auch für die höheren – Gesicht und Gehör. Mit dem Gesichts- und dem Gehörsinn ist das ästhetische Empfinden unlöslich verbunden und kann ohne sie nicht gedacht werden. Wenn ein Mensch aus Übermüdung die Lust verliert, sich etwas Schönes anzusehen, muß er notwendig auch das Bedürfnis verlieren, dieses Schöne ästhetisch zu genießen. Und wenn ein Mensch nicht einen ganzen Monat lang, ohne zu ermüden, täglich ein Gemälde betrachten kann, auch wenn es von Raffael ist, so besteht kein Zweifel, daß nicht nur seine Augen, sondern auch sein ästhetisches Empfinden übersättigt, für einige Zeit befriedigt ist. Was für die Dauer des Genusses gilt, läßt sich auch über seine Intensität sagen. Bei normaler Befriedigung hat die Stärke des ästhetischen Genusses ihre Grenzen. Wenn sie diese zuweilen überschreitet, so ist dies die Folge nicht einer inneren und natürlichen Entwicklung, sondern besonderer, mehr oder weniger zufälliger und anormaler Umstände (so zum Beispiel erfreuen wir uns an etwas Schönem besonders hingerissen, wenn wir wissen, daß wir uns bald von ihm trennen müssen, daß wir nicht so viel Zeit

haben werden, es zu genießen, wie wir gerne möchten, [411] usw.). Mit einem Wort, offenbar läßt sich nicht die Tatsache bezweifeln, daß unser ästhetisches Gefühl, ebenso wie alle anderen, seine normalen Grenzen hinsichtlich seiner Dauer und Intensität hat, und daß man es im einen wie im anderen Sinn nicht unersättlich oder grenzenlos nennen kann.

Ebenso hat es Grenzen – und zwar recht enge –, insofern es wählerisch, fein empfindend und anspruchsvoll ist oder, wie es heißt, nach Vollkommenheit dürstet. Wir werden später Gelegenheit haben zu zeigen, wie vieles hinsichtlich seiner Schönheit durchaus nicht Erstklassige das ästhetische Gefühl in der Wirklichkeit befriedigt. Hier wollen wir sagen, daß auch im Bereich der Kunst unser ästhetisches Gefühl eigentlich nicht allzu wählerisch ist. Für irgendeinen einzigen Vorzug vergeben wir einem Kunstwerk hunderte Mängel; wir bemerken sie nicht einmal, wenn sie nur nicht allzu abstoßend sind. Es genügt zum Beispiel auf die Mehrzahl der Werke der römischen Dichtung hinzuweisen. Ohne Begeisterung Horaz, Virgil oder Ovid lesen kann nur jemand, der kein ästhetisches Gefühl hat. Doch wieviel schwache Seiten haben diese Dichter! Genau genommen ist bei ihnen alles schwach außer einem – der Ausgestaltung der Sprache und der Entwicklung der Gedanken. Ein Inhalt ist bei ihnen entweder überhaupt nicht vorhanden oder er ist völlig unbedeutend; sie haben keine Selbständigkeit; sie haben keine Frische; sie haben keine Einfachheit; bei Virgil und Horaz finden wir sogar fast nirgends Aufrichtigkeit und echte Begeisterung. Aber mag die Kritik uns auch alle diese Mängel aufzeigen – sie fügt auch hinzu, daß die Form bei diesen Dichtern zu hoher Vollkommenheit gelangt ist, und unserem ästhetischen Gefühl genügt dieser eine Tropfen des Guten, um befriedigt zu sein und zu genießen. Dabei aber weisen alle diese Dichter auch in der Ausgestaltung der Form bedeutende Mängel auf: Ovid und Virgil sind fast stets zu breit; sehr häufig sind auch die Horazschen Oden zu breit; die Monotonie ist bei allen drei Dichtern außerordentlich groß; außerordentlich unangenehm fällt oft ihre Künstlichkeit und Gezwungenheit auf. Aber das macht nichts, es bleibt doch etwas Schönes an ihnen, und wir haben Genuß. Als völligen Gegensatz zu diesen Dichtern der äußeren Auf-[412]machung kann man beispielsweise die Volksdichtung anführen. Wie auch immer die ursprüngliche Form der Volkslieder sein mag, wir übernehmen sie fast stets entstellt, umgeändert oder zerstückelt; auch ihre Monotonie ist sehr groß; schließlich haben alle Volkslieder mechanische Methoden, lassen gemeinsame Triebfedern erkennen, ohne deren Hilfe sie niemals ihre Themen entwikkeln; doch die Volksdichtung hat sehr viel Frische und Einfachheit – und das genügt unserem ästhetischen Gefühl, um sich für die Volksdichtung zu begeistern.

Mit einem Wort, wie jedes andere gesunde Gefühl, wie jedes echte Bedürfnis strebt auch das ästhetische Gefühl mehr danach, befriedigt zu werden, als daß es übertriebene Ansprüche geltend macht; es freut sich seiner Natur nach an der Befriedigung und ist unzufrieden, wenn es ihm an Nahrung fehlt, und ist deshalb bereit, mit dem ersten annehmbaren Gegenstand vorliebzunehmen. Die Anspruchslosigkeit des ästhetischen Gefühls zeigt sich auch darin, daß es, obwohl es erstklassige Werke gibt, durchaus auch die zweitklassigen nicht verschmäht. Die Bilder Raffaels veranlassen uns nicht, die Werke von Greuze schlecht zu finden; obwohl wir Shakespeare besitzen, lesen wir immer wieder mit Genuß auch die Werke zweitrangiger, ja sogar drittrangiger Dichter. Das ästhetische Gefühl sucht das Gute, aber nicht das phantastisch Vollkommene. Deshalb würden wir uns, selbst wenn das Wirklichkeitsschöne sehr viele bedeutende Mängel hätte, dennoch mit ihm zufrieden geben[24]. Sehen wir aber näher zu,

[24] Dieser ganze Absatz bis zu den Worten „dennoch mit ihm zufrieden geben“ ist neu geschrieben, ebenso die zwei vorhergehenden Absätze ganz und die zweite Hälfte des davorliegenden Absatzes, angefangen mit den Worten „Die Begierden werden durch Träumereien...“, sie stehen an Stelle eines Textstückes, an dessen Rand Nikitenko im Manuskript geschrieben hat: „Zuviel über Liebe“, Wir führen hier den gestrichenen Text vollinhaltlich an:

wieweit die dem Schönen in der Wirklichkeit gemachten Vorwürfe berechtigt und wieweit die aus ihnen gezogenen Schlüsse richtig sind.

I. „Das Naturschöne ist nicht gewollt; schon aus diesem Grunde kann es nicht so schön sein wie das Kunstschöne, das gewollt geschaffen wird.“ – Die unbelebte Natur denkt tatsächlich nicht an die Schönheit ihrer Schöpfungen, ebenso wie der Baum nicht daran denkt, ob seine Früchte wohlschmeckend sind. Trotzdem aber muß man zugeben, daß unsere Kunst bis heute nichts schaffen konnte, was auch nur mit der Apfelsine oder dem Apfel zu vergleichen wäre, ganz zu schweigen von den köstlichen Früchten der tropischen [413] Länder. Selbstverständlich steht eine gewollte Schöpfung höher im Wert als eine nicht gewollte, jedoch nur dann, wenn die Kräfte der Schöpfer gleich sind. Die Kräfte des Menschen sind aber bedeutend schwächer als die Kräfte der Natur, seine Arbeit ist außerordentlich grob, ungeschickt und plump im Vergleich mit der Arbeit der Natur. Deshalb wird auch in den Werken der Kunst der Vorzug, daß sie gewollt sind, herabgesetzt, und zwar weitgehend herabgesetzt durch die Schwäche ihrer Ausführung. Dazu kommt, daß es nicht gewollte Schönheit nur in der fühllosen, unbelebten Natur gibt: der Vogel und das Tier pflegen bereits ihr Äußeres und putzen sich ständig, fast alle liehen sie Reinlichkeit. Beim Menschen kommt Schönheit selten völlig nicht gewollt vor: wir alle sind außerordentlich stark um unser Äußeres besorgt. Selbstverständlich sprechen wir hier nicht von raffinierten Mitteln, die Schönheit zu fälschen, sondern wir meinen jene ständigen Bemühungen um ein gutes Aussehen, die einen Teil der Volkshy-

---

„Nehmen wir zum Beispiel das *allergewöhnlichste* Sujet der Kunstwerke – Liebe und Schönheit. Der Mensch kann von ideal schönen Frauen träumen; er kann es jedoch nur unter zwei Voraussetzungen: wenn er noch nicht oder nicht mehr ernsthaft wirklich das Bedürfnis hat zu lieben, sondern wenn seine Gedanken nur phantastisch darauf gerichtet sind, daß ‚die Liebe das höchste Gut des Lebens‘, daß ‚er ein ungewöhnlicher über all den kläglichen Menschen stehender Mensch ist‘ (wobei in Wirklichkeit viele von diesen Leuten klüger und edler sind als er), daß er deshalb ‚anders lieben muß als sie‘, daß er deshalb nur eine ebenso ungewöhnlich schöne Frau lieben kann, wie er selbst ein ungewöhnlicher Mensch ist.

Das ist die erste Voraussetzung; aber sie genügt noch nicht: es bedarf noch einer zweiten – es muß dazu kommen, daß dieser Mensch keine Gelegenheit gehabt hat, schöne Frauen, ja nicht einmal hübsche Frauen zu sehen; andernfalls würde er sich, innerlich leer, wie er ist, sofort bis über die Ohren verlieben und sowohl andern als auch sich einreden, wie ungewöhnlich glücklich er sei, ein so ‚überirdisches‘ Wesen gefunden zu haben. Aber all dieses phantastische Geträume von ‚überirdischer Schönheit‘, all diese phantastische Nichtverliebtheit und Verliebtheit sind blaß, lächerlich und kläglich gegenüber der wirklichen Liebe.

Der wirklich liebende Mensch – und solcher Menschen gibt es sehr viel mehr, als es phantastisch verliebte oder sich nach Verliebtheit sehnende Menschen gibt – kommt nicht darauf zu fragen, ob es auf der Welt schöne Frauen gibt, die besser sind als die Frau, die er liebt: die anderen gehen ihn nichts an; er weiß sehr gut, daß die Frau, die er liebt, ihre Mängel hat – aber was macht ihm das aus? Er liebt sie trotzdem, sie ist trotzdem schön und lieb. Und wenn Sie darangehen, ‚ihm durch Analyse zu beweisen, daß sie nicht die Vollkommenheit selber ist‘, wird er Ihnen sagen: ‚Ich weiß das besser als Sie; aber wenn ich viele Mängel an ihr sehe, so sehe ich noch bedeutend mehr, was der Liebe wert ist. Schließlich liebe ich sie so, wie sie ist:

Schönre Mädchen gibts,
Mary, Als dich, Mary mein,
Aber liebere – nein!

Zur Vermeidung von Mißverständnissen kann man hinzufügen, daß man als wahre Liebe jene Art von Liebe bezeichnen muß, die sich in unserer Gesellschaft gewöhnlich im Kreise des Familienlebens entwickelt; seltener gibt es sie auch im Kreise von Menschen, die durch alte Bekanntschaft oder Bande der Freundschaft miteinander verbunden sind. Die ewig ‚begeisterten‘ Leute spotten über diese ‚spießige‘ Liebe – was ist da zu machen, wenn das nicht blendende Gefühl der Eltern- und Gattenliebe oder einfach auch nur der Freundesliebe in Wirklichkeit viel stärker und, offen gesagt, auch sehr viel leidenschaftlicher ist als die ‚wahnsinnige‘ Liebe, von der in den ‚Dichtwerken‘ soviel geschrieben wird und von der in den Kreisen junger Leute soviel die Rede ist? Ich will durchaus nicht über diese Art Liebe herfallen, die vorwiegend den Titel Liebe trägt; ich will nur sagen, daß erstens die echte Liebe dieser Art nichts mit irgendeinem Gedanken an ‚überirdische‘ ‚Vollkommenheit‘ zu tun hat, und zweitens, daß es andere Arten von Liebe gibt, die viel stärker und viel prosaischer sind als jene Art von Liebe, wenn man als prosaisch alles bezeichnet, was sich von phantastischen Illusionen freihält.“

giene bilden. Wenn aber die Naturschönheit, wie überhaupt das Wirken der Naturkräfte, im strengen Sinne des Wortes nicht gewollt genannt werden kann, so kann man doch anderseits nicht sagen, daß die Natur überhaupt nicht danach strebe, Schönes hervorzubringen; im Gegenteil, wenn wir das Schöne als Lebensfülle auffassen, werden wir zugeben müssen, daß das Streben nach Leben, das die organische Natur durchdringt, gleichzeitig auch das Streben ist, Schönes hervorzubringen. Wenn wir in der Natur überhaupt nicht Zwecke, sondern nur Resultate sehen dürfen, und darum die Schönheit nicht als Zweck der Natur bezeichnen können, so können wir nicht umhin, sie als ein wesentliches Resultat zu bezeichnen, zu dessen Erreichung die Natur ihre Kräfte anspannt. Das Nichtgewolltsein, das Unbewußte dieses Strebens beeinträchtigt nicht im geringsten seine Realität, ebenso wie die Unbewußtheit des geometrischen Strebens der Biene, die Unbewußtheit des Strebens nach Symmetrie bei der vegetativen Kraft nicht im geringsten die Regelmäßigkeit des sechseckigen Baus der Wabenzelle, die Symmetrie der beiden Blatthälften beeinträchtigt.[25]

[414] II. „Das Nichtgewolltsein des Naturschönen hat zur Folge, daß das Schöne selten in der Wirklichkeit anzutreffen ist.“ Aber wenn das auch wirklich zuträfe, wäre seine Seltenheit nur für unser ästhetisches Gefühl betrüblich, ohne die Schönheit dieser kleinen Zahl von Erscheinungen und Gegen ständen im geringsten herabzusetzen. Diamanten von der Größe eines Taubeneis kommen sehr selten vor; die Liebhaber von Brillanten können das mit Recht bedauern, geben aber dennoch zu, daß diese sehr seltenen Diamanten schön sind. Die Klagen über die Seltenheit des Schönen in der Wirklichkeit sind jedoch nicht ganz berechtigt; es gibt in der Wirklichkeit durchaus nicht so wenig Schönes, wie die deutschen Ästhetiker behaupten. Schöne und großartige Landschaften gibt es sehr viele; es gibt Länder, wo man sie auf Schritt und Tritt antrifft; wir verweisen zum Beispiel – von der Schweiz, den Alpen und Italien ganz zu schweigen! – auf Finnland, die Krim, das Dnjeprufer, sogar das Ufer der mittleren Wolga. Im Leben des Menschen ist das Großartige nicht ständig anzutreffen; aber es ist zweifelhaft, ob der Mensch selbst damit einverstanden wäre, wenn es häufiger vorkäme: die großen Augenblicke im Leben kommen dem Menschen zu teuer zu stehen, sie erschöpfen ihn zu sehr; wer jedoch das Bedürfnis hat, ihren Einfluß auf die Seele zu suchen, und die Kraft, ihn zu ertragen, der findet Gelegenheit zu erhabenen Empfindungen auf Schritt und Tritt: der Weg des Heldentums, der Selbstentäußerung und des edlen Kampfes gegen das Gemeine und Schädliche, gegen die Not und die Laster der Menschen ist niemandem und niemals verschlossen. Und es hat immer und überall Tausende von Menschen gegeben, deren ganzes Leben eine ununterbrochene Reihe erhabener Empfindungen und Taten war. Das gleiche läßt sich auch von den hinreißend schönen Augenblicken im Leben des Menschen sagen. Überhaupt sollte der Mensch sich nicht über ihre Seltenheit beklagen, denn es hängt vom Menschen selber ab, wieweit sein Leben von Schönem und Großem erfüllt ist.[26] Leer und farblos

[25] Im Manuskript heißt es weiter: „Der eingehende Nachweis, daß eines der wesentlichsten Resultate des Wirkens der Naturkräfte die Hervorbringung des Schönen ist, würde uns zu weit fuhren. Wenn man jedoch die Schönheit als das Leben auffaßt, so bedarf es keiner ausführlichen Darstellungen da sich in der Natur überall ein Streben nach Hervorbringung von Leben zeigt; aber auch wenn man sich nicht mit der vorgeschlagene Auffassung vom Wesen des Schönen einverstanden erklärt, läßt sich durch die unerschöpfliche Fülle des Schönen in der Natur leicht beweisen, in wie hohem Grade die Naturkräfte angespannt sind, das Schöne hervorzubringen. Jedenfalls ist es eine offenbare Ungerechtigkeit dem Wirklichkeitsschönen sein Nichtgewolltsein als Mangel anzurechnen Gehen wir also zum nächsten Vorwurf über, der aus dieser von uns abgelehnte Grundbehauptung abgeleitet ist.“

[26] Im Manuskript ist nach den Worten „von Schönem und Großem erfüllt ist“ folgendes Textstück von Nikitenko mit Bleistift gestrichen: „Das Leben von Menschen die wirklich von dem Bedürfnis nach Erhabenem im Leben erfüllt sind, ist fast stets voller großartiger Heldentaten. Nehmen wir zum Beispiel jene Menschen, die von dem Drang nach kriegerischem Kampf beseelt sind und für die ‚das Pfeifen der Kugeln die einzige Musik ist, die ihnen zu Herzen geht‘. Es ist zwar richtig, daß heutzutage Kriege bedeutend seltener geworden sind als früher; dennoch kann ein Mensch von wahrhaft kriegerischem Geist auch heute nach Herzenslust Krieg führen: der Russe kann sich nach dem Kaukasus begeben, der Franzose nach Algerien, der Engländer nach Ostindien;

ist das Leben nur für farblose Menschen, die von Gefühlen und Bedürfnissen daherreden, in Wirklichkeit aber gar nicht fähig sind, irgendwelche besonderen Gefühle und Bedürfnisse zu haben, außer [415] dem Bedürfnis, sich aufzuspielen.[27] Zum Abschluß wäre es nötig, sich darüber zu verständigen, was eigentlich Schönheit genannt wird, und die Frage zu untersuchen, inwiefern weibliche Schönheit eine seltene Erscheinung ist. Aber das würde vielleicht nicht recht in unsere abstrakte Abhandlung passen; beschränken wir uns daher auf die Bemerkung, daß[28] fast jede Frau der Mehrheit in der Jugendblüte schön erscheint. Deswegen ließe sich hier höchstens davon reden, daß die Mehrzahl der Menschen in ihren ästhetischen Gefühlen wenig wählerisch, nicht aber davon, daß die Schönheit eine seltene Erscheinung ist. Es gibt durchaus nicht weniger von Angesicht schöne als gute, kluge u. dgl. Menschen.[29]

Wie ist nun Raffaels Klage über Mangel an schönen Frauen in Italien, dem klassischen Lande der Schönheit, zu erklären? Sehr einfach: er suchte nach der schönsten Frau, aber die schönste Frau gibt es natürlich nur einmal in der ganzen Welt – und wo soll man sie finden? In seiner Art Erstrangiges gibt es stets nur sehr wenig, und zwar aus einem sehr einfachen Grunde: wenn sich viel davon zusammenfindet, werden wir es wieder in Klassen unterteilen und nur das als

---

dort finden sie mehr als genug sowohl Schlachten als auch Feldzüge, Geplänkel und nächtlichen Alarm. Nur die Deutschen haben keine Gelegenheit zum Kriegführen. Der kriegerische Geist der Deutschen unterliegt jedoch gegenwärtig auch starken Zweifeln; aber als sie Epochen kriegerischen Geistes hatten, fehlte es ihnen nicht an Kriegen. Warum muß man auch gleich Schlachten verlangen, wie Borodino oder Leipzig? Das echte Verlangen ist nicht so mäklig-wählerisch; und der Mensch, der auf eine Schlacht von Borodino wartet, um sich in den Kampf zu stürzen, wird von keinem allzu großen Kampfbedürfnis gequält. Außerdem ist das echte Verlangen nicht so exklusiv, daß der Mensch für sein Glück unbedingt Schlachten mit gegnerischen Heeren braucht, wenn er das Bedürfnis hat zu kämpfen: einen solchen Menschen wird jeder hartnäckige und gefahrenreicher Kampf anziehen; und wenn er keine Gelegenheit hat, sein Leben auf Schlacht-feldern zu verbringen, wird er in gefahrenreich und schwierigen Unternehmungen anderer Art das Leben finden, das ihm zum Herzen spricht: er wird zum unternehmungstüchtigen Landwirt, der sich mit dem Grund und Boden herumschlägt, oder zum Spekulanten, der sich schrecklich riskante Unternehmungen ausdenkt. Mit einem Wort, sein Leben wird, welche Karriere er auch einschlägt voller Risiko, Aufregungen und Kampf sein."

Für die dritte Auflage ist der danach folgende Satz der früheren Ausgaben gestrichen: „Das Leben ist so weit und vielseitig, daß der Mensch in ihm fast immer mehr als genug von allem findet, wonach zu suchen er ein starkes und echtes Bedürfnis empfindet."

[27] Hinter „aufzuspielen" standen in den früheren Ausgaben folgende, für die dritte Auflage gestrichenen Zeilen: „Das kommt daher, daß das Leben des Menschen seinen Geist, seine Richtung und sein Kolorit vom Charakter des Menschen selbst erhält: vom Menschen hängt nicht ab, was er erlebt, aber der Geist dieser Erlebnisse hängt von seinem Charakter ab. ‚Wer hat, dem wird gegeben.'"

[28] Dieser Satz steht an Stelle des folgenden im Manuskript durchgestrichenen und von Nikitenko angemerkten Stückes: „Gewöhnlich bekommt man im Leben zu hören und muß stets in ästhetischen Abhandlungen lesen, schöne Frauen seien in der Weht sehr selten, ja, genau genommen, gäbe es sie überhaupt nicht. So wird gesagt; aber schwerlich fühlt irgend jemand in Wirklichkeit so. Der Versuch ist leicht zu machen: man braucht nur einen jener Leute zu nehmen, die darüber klagen, daß es so wenig schöne Frauen gäbe, und mit ihm den Newski-Prospekt entlangzugehen, wenn dort alle Welt promeniert. Sie werden dann erleben, daß er Sie alle Augenblicke mit dem Ellbogen anstößt und sagt: ‚Schauen Sie, wie hübsch sie ist! ... Ach, noch so eine Hübsche! ... Ach, noch eine, sehen Sie nur, sehen Sie nur – die ist aber wirklich schön! usw. usw. Und in einer Viertelstunde wird er Ihnen nicht weniger als fünfzig oder sechzig schöne Frauen vorführen. Es wäre interessant, folgendes zu ermitteln: man kann annehmen, daß es in Petersburg etwa 150.000 Frauen gibt, von ihnen sind etwa 35.000 im Alter von sechzehn bis fünfundzwanzig Jahren; wie viele von diesen 35.000 gelten in ihrem Kreis als Schönheit? Zweifellos einige Tausend, wahrscheinlich 8.000-9.000. Jedenfalls finde ich, wenn ich einmal in eine Gesellschaft komme, wo zehn oder zwanzig junge Damen und Mädchen versammelt sind, daß fast stets drei oder vier von ihnen im Rufe stehen, schöne Frauen zu sein. Nein, statt davon zu reden, wie wenig schöne Frauen es gibt, könnte man eher sagen, daß ihrer zu viel sind."

[29] Die beiden letzten Sätze stehen an Stelle des folgenden in dem Manuskript enthaltenen Textes: „Nein, in Wirklichkeit verschmähen die Menschen die Schönheit des lebendigen Menschen nicht; eher könnte man ihnen den Vorwurf machen, sie seien nicht immer unparteiisch und wählerisch genug, wenn sie Jugend, bloße Jugend an sich, als Schönheit bezeichnen und sich für schöne Mädchen begeistern, deren ganze Schönheit darin besteht, daß sie neunzehn Jahre alt sind."

erstrangig bezeichnen, wovon sich nur zwei, drei Exemplare finden; alles übrige werden wir zweitrangig nennen.[30] Und überhaupt muß man sagen, daß der Gedanke, „das Schöne ist in der Wirklichkeit selten anzutreffen“, auf einer Vermengung der Begriffe „ziemlich“ und „das erste“ beruht; ziemlich majestätische Flüsse gibt es sehr viele, aber der erste unter den majestätischen Flüssen ist natürlich nur einer; große Feldherren gab es viele, der erste Feldherr der Welt war einer von ihnen. Die Verfasser von Abhandlungen über Ästhetik im Geiste der herrschenden Schule argumentieren so: wenn es einen Gegenstand gibt oder geben kann, der höher ist als der vor mir befindliche, so ist der vor mir befindliche Gegenstand niedrig; die Menschen empfinden jedoch nicht so. Auch wenn wir wissen, daß der Amazonenstrom majestätischer ist als die Wolga, halten wir doch die Wolga auch weiterhin für einen majestätischen Fluß. Das philosophische System, an das sich diese Autoren halten, lehrt, daß wenn ein Gegenstand größer ist als ein anderer, die Überlegenheit des ersten über den zweiten ein Mangel [416] des zweiten ist; durchaus nicht: in Wirklichkeit ist ein Mangel etwas positiv Vorhandenes, nicht aber etwas, was sich aus der Überlegenheit anderer Gegenstände ergibt. Ein Fluß, der an einigen Stellen einen Fuß tief ist, gilt nicht deswegen als seicht, weil es Flüsse gibt, die viel tiefer sind als er; er ist seicht ohne jeden Vergleich, seicht an sich, weil er sich nicht für die Schiffahrt eignet; ein Kanal von dreißig Fuß Tiefe ist im realen Leben nicht seicht, weil er sich für die Schiffahrt durchaus eignet; es wird niemandem einfallen, ihn seicht zu nennen, obwohl doch jedermann weiß, daß der Ärmelkanal ihn an Tiefe bei weitem übertrifft. Der abstrakte mathematische Vergleich ist nicht die Betrachtungsweise des wirklichen Lebens.[31] Nehmen wir an, „Othello“ stände höher als „Macbeth“, oder „Macbeth“ höher als „Othello“ – trotz der Überlegenheit einer dieser beiden Tragödien über die andere bleiben sie beide schön. Die Vorzüge des „Othello“ können nicht dem „Macbeth“ als Mängel angerechnet werden und umgekehrt. So betrachten wir die Kunstwerke. Wenn wir auch die schönen Erscheinungen der Wirklichkeit auf gleiche Weise betrachten, werden wir sehr häufig zugeben müssen, daß die Schönheit einer Erscheinung makellos ist, obgleich die Schönheit einer anderen sie noch übertrifft. Bezeichnet denn wirklich irgend jemand die Natur Italiens nicht als schön, obwohl die Natur der Antillen oder Ostindiens viel reicher ist? Aber nur von einem solchen Gesichtspunkt aus, der in den wirklichen Gefühlen und Urteilen des Menschen keine Bestätigung findet, kann die Ästhetik behaupten, in der Welt der Wirklichkeit sei die Schönheit eine seltene Erscheinung.

---

[30] Weiter ist im Manuskript von der Hand Nikitenkos die folgende Stelle gestrichen: „Es gibt verschiedene Stufen der Wirklichkeitsschönheit; aber wenn die höchste Stufe höher ist als die andere, so folgt daraus noch nicht, daß es auf den niederen Stufen nicht auch wahre und vollkommene Schönheit gäbe. Einen erstklassig reichen Mann gibt es in Europa nur einmal – das ist ein gewisser Rothschild, von dem fast niemand recht weiß, welcher Rothschild er ist, der Pariser oder der italienische; aus der Tatsache, daß Rothschild der reichste Mann in Europa ist, folgt durchaus nicht, daß alle anderen Menschen Europas außer Rothschild arm sind. Und wenn man mit Rumohr einer Meinung ist, daß Vittoria von Albano die allerschönste Frau von Italien war, muß man doch sagen, daß Italien nicht von Mißgeburten bevölkert ist, und daß es damals in Rom natürlich eine endlose Menge von Frauen gab, die auch neben Vittoria durchaus schön erschienen.“

[31] Hinter den Worten „des wirklichen Lebens“ sind im Manuskript zwei Stellen gestrichen, die erste von Nikitenko, die zweite von Tschernyschewski selbst. Die erste Stelle lautet: „Der Vorwurf, den man den Philosophen macht, ihr Standpunkt sei abstrakt und passe nicht zur Wirklichkeit, ist ein abgenutzter Vorwurf, aber oft hat er seine Berechtigung; und man kann ihn mit Recht gegen jene ästhetische Auffassung richten, die das Schöne in der Wirklichkeit nur deshalb für eine seltene Erscheinung hält, weil erstklassige Schönheit eine Seltenheit ist.“ Die zweite Stelle lautet: „Im wirklichen Leben halten wir gute Dinge gleichermaßen für gut, unabhängig davon, ob wir nichts gefunden haben, was besser ist, oder ob wir so etwas gefunden haben. Wenn sich in der Welt ein Gegenstand finden läßt, der besser ist als der, der bei ausgesprochenen Vorzügen keine wesentlichen ausgesprochenen Mängel hätte, so gibt uns der Vergleich noch nicht das Recht, den weniger glänzenden der zwei miteinander verglichenen Gegenstände als unbefriedigend zu bezeichnen (und wir bezeichnen ihn im wirklichen Leben auch nicht so). Diese Regel wird im wirklichen Leben stets eingehalten.“ Außerdem ist für die dritte Auflage folgender Satz gestrichen: „Denn wenn wir einen Gegenstand X finden, der schöner ist als der Gegenstand A, hören wir im wirklichen Leben durchaus nicht auf, den Gegenstand A schön zu finden.“

III. „Die Schönheit des Wirklichkeitsschönen ist vergänglich“ – zugegeben; aber ist sie deshalb weniger schön? Und außerdem ist das nicht immer richtig: die Blume welkt tatsächlich rasch, aber der Mensch bleibt lange schön; man kann sogar sagen, daß die menschliche Schönheit gerade so lange dauern, wie es für den Menschen, der an ihr Genuß hat, nötig ist.[32] Es würde vielleicht nicht ganz dem Charakter unserer abstrakten Abhandlung entsprechen, wenn wir uns auf einen ausführlichen Beweis dieser These einlassen wollten; sagen wir deshalb nur, daß die Schönheit einer jeden [417] Generation für diese selbe Generation existiert und existieren soll; und es stört nicht im geringsten die Harmonie, es widerspricht nicht im geringsten den ästhetischen Bedürfnissen dieser Generation, wenn ihre Schönheit zugleich mit ihr dahinwelkt – die folgenden werden ihre eigene, neue Schönheit haben, und es besteht hier für niemanden ein Grund, sich über irgend etwas zu beklagen. Vielleicht wäre es auch nicht angebracht, sich auf den eingehenden Beweis einzulassen, daß der Wunsch, „nicht zu altern“, phantastisch ist, daß in Wirklichkeit ein bejahrter Mensch auch ein bejahrter Mensch sein will, wenn sein Leben nur normal verlaufen ist, und wenn er nicht zu den oberflächlichen Menschen gehört. Doch das ist auch ohne eingehenden Beweis klar. Wir alle gedenken „mit Bedauern“ der Kindheit und sagen zuweilen, wir „würden uns gern wieder in jene glückliche Zeit zurückversetzt sehen“; aber schwerlich dürfte jemand ernstlich einverstanden sein, tatsächlich wieder zum Kind zu werden, Das gleiche läßt sich auch von dem Bedauern sagen, daß „die Schönheit unserer Jugend dahin ist“ – diese Worte haben keine reale Bedeutung, wenn die Jugend auch nur einigermaßen befriedigend verlaufen ist. Es wäre langweilig, das Erlebte von neuem zu erleben, ebenso wie es langweilig ist, eine Anekdote zum zweitenmal zu hören, auch wenn sie einem beim erstenmal außerordentlich interessant vorgenommen ist. Man muß unterscheiden zwischen wirklichen und phantastischen Wünschen, Scheinwünschen, die auch gar nicht befriedigt werden wollen; hierzu gehört der Scheinwunsch, daß die Schönheit in der Wirklichkeit nicht dahinwelken möge. „Das Leben strömt vorwärts und trägt in seinem Dahinfließen die Wirklichkeitsschönheit mit sich fort“, sagen Hegel und Vischer – das ist richtig, doch zusammen mit dem Leben strömen auch unsere Wünsche vorwärts, d. h. sie ändern sich inhaltlich, und darum ist das Bedauern darüber, daß die schöne Erscheinung verschwindet, phantastisch – sie verschwindet, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt hat, nachdem sie uns heute so viel ästhetischen Genuß bereitet hat, wie der heutige Tag fassen konnte; morgen ist ein neuer Tag mit neuen Bedürfnissen, und nur ein neues Schönes wird imstande sein, sie zu befriedigen. Wenn die [418] Schönheit in der Wirklichkeit unbeweglich und unveränderlich, wenn sie „unsterblich“ wäre, wie dies die Ästhetiker fordern, würden wir ihrer überdrüssig, würde sie uns anwidern. Der lebendige Mensch liebt nichts Unbewegliches im Leben; darum sieht er sich niemals satt an der lebendigen Schönheit und bekommt sehr schnell das tableau vivant über, dem die ausschließlichen Verehrer der Kunst in ihrer Verachtung der Wirklichkeit vor lebendigen Szenen den Vorzug geben. Doch nach deren Meinung soll die Schönheit einförmig in ihrer Ewigkeit und nicht nur ewig sein; deshalb wird gegen das Wirklichkeitsschöne eine neue Anschuldigung erhoben.

IV. „Das Wirklichkeitsschöne ist flüchtig in seiner Schönheit“ – aber hierauf muß man mit derselben Frage antworten wie vorher: hindert das es etwa daran, zeitweilig schön zu sein? Ist eine Landschaft am Morgen deshalb weniger schön, weil ihre Schönheit mit Sonnenunter-

[32] Im Manuskript folgt hier ein von Nikitenko gestrichener Text: „Es ist eine allbekannte Tatsache, daß Menschen, die normal ineinander verliebt sind, d. h. die sich in annähernd gleichem Alter ineinander verliebt haben – das heißt zum Beispiel die Frau mit 18 und der Mann mit 25, oder die Frau mit 22 und der Mann mit 30 Jahren –,zur selben Zeit altem; ist es nicht lächerlich, ist es nicht dumm, wenn ein fünfzigjähriger Mann ein schönes Mädchen von 20 Jahren liebt? Der sittlich unverdorbene ältere Mann kann wahre Liebe nur für eine Frau in reiferen Jahren empfinden; ist meine Klage: ‚Mein Schatz wird alt‘, nicht lächerlich, wenn ich selbst alt werde? Es ist komisch, darüber zu trauern, daß ein achtjähriges Mädchen .noch nicht achtzehn ist; es ist komisch, auch darüber zu trauern, daß eine Frau von 42 Jahren nicht mehr 22 ist.“

gang für einige Zeit verblaßt? Und wieder muß man sagen, daß dieser Vorwurf größtenteils ungerechtfertigt ist[33]; zugegeben, daß es Landschaften gibt, deren Schönheit mit dem Purpurschein der Morgenröte vergeht; in der Mehrzahl sind schöne Landschaften jedoch bei jeder Beleuchtung schön; und man muß hinzufügen, daß es mit der Schönheit einer Landschaft, die nur im gegebenen Augenblick schön ist und nicht zu jeder Zeit, nicht weit her ist. „Manchmal drückt ein Antlitz die ganze Fülle des Lebens aus, manchmal gar nichts“ –nein; richtig ist, daß das Antlitz manchmal außerordentlich ausdrucksvoll ist, manchmal sehr viel weniger; aber äußerst selten sind die Augenblicke, wo ein von Klugheit oder Güte strahlendes Menschenantlitz jeden Ausdrucks *bar* ist: ein kluges Gesicht behält auch während des Schlafes den Ausdruck der Klugheit, ein gütiges Gesicht behält auch während des Schlafes den Ausdruck der Güte, und die wechselnde Mannigfaltigkeit des Ausdrucks in einem ausdrucksvollen Gesicht verleiht diesem neue Schönheit. Genau so verleiht die Mannigfaltigkeit der Posen einem lebenden Wesen neue Schönheit. Sehr häufig kommt es auch vor, daß einzig und allein das Verschwinden einer schönen Pose ihren Wert für uns rettet: „Diese Gruppe kämpfender [419] Krieger ist schön; aber im nächsten Augenblick ist sie zerstoben“; aber was wäre, wenn sie nicht zerstöbe, wenn das Handgemenge der Athleten einen ganzen Tag lang dauerte? Es würde uns langweilig zuzusehen, und wir würden uns abwenden, wie dies übrigens auch oft geschieht. Womit endet gewöhnlich ein ästhetischer Eindruck, unter dessen Einfluß uns ein unbewegliches, „ewig schönes“, „in seiner Schönheit ewig unveränderliches“ Bild eine halbe Stunde oder Stunde lang festhält? – Damit, daß wir selber fortgehen, ohne abzuwarten, daß uns die abendliche Dunkelheit „vom Genuß losreißt“...

V. „Das Wirklichkeitsschöne ist nur deshalb schön, weil wir es von einem Standpunkt betrachten, von dem aus es schön erscheint.“ – Im Gegenteil, viel häufiger kommt es vor, daß das Schöne von jedem Standpunkt aus schön ist; so ist zum Beispiel eine schöne Landschaft schön, von wo aus immer wir sie betrachten. – Gewiß, im höchsten Maße schön ist sie nur von *einem* Standpunkt aus – aber was besagt das? auch ein Gemälde muß man von einem bestimmten Platz aus betrachten, damit es sich uns in seiner ganzen Schönheit darbietet. Das folgt aus den Gesetzen der Perspektive, die beim Genuß des Wirklichkeitsschönen wie des Kunstschönen gleichermaßen zu berücksichtigen sind.

Überhaupt muß man, scheint’s, sagen, daß alle hier betrachteten Vorwürfe gegen das Wirklichkeitsschöne übertrieben und einige sogar völlig ungerechtfertigt sind; daß es unter ihnen keinen einzigen gibt, der auf alle Arten des Schönen zuträfe. Doch wir haben noch nicht die hauptsächlichsten, wesentlichsten Mängel betrachtet, die die herrschenden ästhetischen Lehren im Schönen der wirklichen Welt entdeckt haben. Bisher waren die Vorwürfe dagegen gerichtet, daß das Wirklichkeitsschöne den Menschen nicht befriedigen könne; jetzt werden direkte Beweise dafür angeführt, daß das Wirklichkeitsschöne im Grunde genommen nicht einmal als schön bezeichnet werden könne. Die Beweise sind drei an der Zahl. Sehen wir sie uns an, wobei wir mit dem weniger starken und weniger allgemeinen beginnen.

VI. „Das Wirklichkeitsschöne ist entweder eine Gruppe von Gegenständen (eine Landschaft, eine Menschengruppe) [420] oder ein einzelner Gegenstand. Der störende Zufall verdirbt in der Wirklichkeit eine schön erscheinende Gruppe stets, indem er nicht dazugehörige, unnötige Gegenstände hineinträgt, die die Schönheit und Einheit des Ganzen beeinträchtigen; er verdirbt auch den schön erscheinenden einzelnen Gegenstand, indem er einzelne seiner Teile verdirbt: die aufmerksame Betrachtung wird uns stets zeigen, daß einige Teile des uns schön erscheinen-

[33] Hinter den Worten „ungerechtfertigt ist“ heißt es im Manuskript weiter: „Natürlich ist eine mondäne Schöne am schönsten im Ballkleid, das sie nicht immer tragen kann; aber wenig taugt die mondäne Schöne, die nur im Ballkleid schön ist; es gibt viele schöne Frauen, die in jedem Gewand und zu jeder Zeit schön sind.“ Diese Textstelle wurde von Nikitenko gestrichen und von Tschernyschewski abgeändert.

den Gegenstandes gar nicht schön sind.“ – Hier begegnen wir wieder dem Gedanken, daß Schönheit Vollkommenheit sei. Aber dieser Gedanke ist nur die besondere Anwendung des allgemeinen Gedankens, daß der Mensch überhaupt nur durch mathematisch Vollkommenes zu befriedigen sei; nein, das praktische Leben des Menschen überzeugt uns davon, daß er nur annähernde Vollkommenheit sucht, die, streng genommen, nicht einmal Vollkommenheit genannt werden darf. Der Mensch sucht nur das *Gute*, aber nicht das Vollkommene. Vollkommenheit fordert nur die reine Mathematik; selbst die angewandte Mathematik gibt sich mit annähernden Berechnungen zufrieden. Vollkommenheit in irgendeiner Lebenssphäre zu suchen, ist Sache einer abstrakten, krankhaften oder müßigen Phantasie. Wir möchten reine Luft atmen; aber achten wir darauf, daß es absolut reine Luft nirgends und niemals gibt? Wir möchten reines Wasser trinken, aber kein absolut reines Wasser: vollkommen reines (destilliertes) Wasser schmeckt sogar unangenehm. Diese Beispiele sind zu materiell? Führen wir andere an: kommt etwa irgend jemand auf den Gedanken, einen Menschen unwissend zu nennen, weil er nicht *alles* weiß? Nein, wir suchen nicht einmal nach einem Menschen, der *alles* wüßte; wir fordern von einem Gelehrten nur, daß er alles Wesentliche weiß und daß er sehr viel weiß. Sind wir etwa zum Beispiel unzufrieden mit einem Geschichtsbuch, in dem nicht absolut alle Fragen erklärt, nicht absolut alle Einzelheiten angeführt, nicht bis ins Letzte alle Ansichten und Worte des Verfassers absolut richtig sind? Nein, wir sind mit einem Buch zufrieden und sogar außerordentlich zufrieden, wenn in ihm die *Hauptfragen* gelöst, die unumgänglichsten Einzelheiten angeführt sind, Wenn die *wichtigsten* [421] Ansichten des Verfassers richtig sind und wenn sein Buch *sehr wenig* unrichtige oder ungeschickte Erklärungen enthält. (Weiter unten werden wir sehen, daß wir uns in der Sphäre der Kunst genau so mit annähernder Vollkommenheit zufrieden geben.) Nach diesen Bemerkungen kann man, ohne starken Widerspruch fürchten zu müssen, sagen, daß wir uns auch auf dem Gebiet des schönen des wirklichen Lebens damit zufrieden geben, wenn wir etwas sehr Gutes finden, jedoch nicht mathematische, von *allen* kleinen Mängeln freie Vollkommenheit suchen. Fällt etwa jemandem ein zu behaupten, eine Landschaft sei nicht schön, wenn in ihr an irgendeiner Stelle drei Büsche wachsen, und es wäre besser, wenn dort zwei oder vier wüchsen? Wahrscheinlich ist noch niemand von den Menschen, die das Meer bewundert haben, auf den Gedanken gekommen, das Meer könnte besser sein, als es ist; wenn man jedoch das Meer mathematisch streng betrachtet, hat es tatsächlich Mängel, und der erste Mangel ist der, daß es nicht eben ist, sondern eine gewölbte Oberfläche hat. Allerdings ist dieser Mangel nicht sichtbar, ihn zeigt uns nicht das Auge, sondern die Berechnungen; deshalb kann man hinzufügen, daß es lächerlich ist, von einem Mangel, den man nicht bemerken, sondern von dem man nur *wissen* kann, auch nur zu reden. So sind die meisten Mängel des Wirklichkeitsschönen: sie sind unsichtbar, sie sind nicht sinnlich wahrnehmbar, sie offenbaren sich nur der Untersuchung, nicht aber dem Anschauen. Vergessen wir jedoch nicht, daß der Schönheitssinn es mit dem Anschauen zu tun hat und nicht mit der Wissenschaft: was nicht sinnlich wahrnehmbar ist, das existiert für das ästhetische Gefühl nicht. Sind aber tatsächlich die Mängel des Wirklichkeitsschönen für das Anschauen größtenteils nicht sinnlich wahrnehmbar? Davon überzeugt uns die Erfahrung. Es gibt keinen mit ästhetischem Gefühl begabten Menschen, dem nicht in der Wirklichkeit tausend Personen, Erscheinungen und Gegenstände begegnet wären, die ihm makellos schön erschienen. Was ist schon weiter dabei, wenn an einem schönen Gegenstand für die Anschauung auch einmal Mängel bemerkbar werden? Sie sind wirklich zu [422] unwichtig, wenn der Gegenstand ihrer Ungeachtet weiter hin schön erscheint – wenn Sie wichtig sind, ist der Gegenstand häßlich und nicht schön. Das Unwichtige aber ist es nicht wert, daß man überhaupt von ihm spricht. Und tatsächlich schenkt ihm ein ästhetisch gesunder Mensch keine Aufmerksamkeit.[34] Einem Menschen, der nicht durch das Spe-

[34] Im Manuskript ist hier von Nikitenko gestrichen „Wer sich über Nichtigkeiten ärgert und kränkt, zeigt damit, daß er gereizter Stimmung oder lächerlich überempfindlich ist.“

zialstudium der neusten Ästhetik vorgebildet ist, wird es merkwürdig vorkommen den zweiten Beweis zu hören, den diese Ästhetik zur Bestätigung dessen anführt, daß das sogenannte Wirklichkeitsschöne nicht im vollen Sinne des Wortes schön genannt werden könne.

VII. „Ein wirklicher Gegenstand kann schon ‘deshalb nicht schön sein, weil er ein lebendiger Gegenstand ist, in dem sich der wirkliche Prozeß des Lebens mit all seiner Grobheit mit all seinen unästhetischen Einzelheiten vollzieht.“ – Man kann sich schwerlich einen höheren Grad von phantastischem Idealismus vorstellen. Wie, ein lebendiges Gesicht soll nicht schön sein, seine Darstellung auf einem Porträt oder seine Aufnahme auf ein Daguerreotyp dagegen schön? und warum eigentlich? Deshalb, weil auf dem lebendigen Gesicht unvermeidlich stets materielle Spuren des Lebensprozesses zu sehen sind; weil wir das lebendige Gesicht, wenn wir es durchs Mikroskop betrachten, stets mit Schweiß usw. bedeckt finden werden. Wie, ein lebender Baum könne nicht schön sein, weil auf ihm stets kleine Insekten nisten, die sich von seinen Blättern nähren? Eine merkwürdige Meinung, die nicht einmal der Widerlegung bedarf; was gehen meine ästhetische Anschauung Dinge an, die sie nicht bemerkt? Kann mein Empfinden durch irgendeinen Mangel beeinflußt werden, den es nicht fühlt? Zur Widerlegung dieser Ansicht braucht man nicht einmal die Wahrheit anzuführen, daß es sonderbar Wäre, nach Leuten zu suchen, die nicht trinken, nicht essen, nicht das Bedürfnis verspüren sich zu waschen und die Wäsche zu wechseln. Es ist völlig nutzlos, sich über derartige Forderungen zu verbreiten. Betrachten wir lieber eine jener Ideen, aus denen ein so merkwürdiger Vorwurf gegen das Schöne in der Wirklichkeit entstanden ist, eine Idee, die eine der Hauptanschauungen der herrschenden Ästhetik [423] darstellt. Hier ist diese Idee: „Das Schöne ist nicht der Gegenstand selbst, sondern die reine Oberfläche, die reine Form des Gegenstandes.“[*] Die Haltlosigkeit dieser Anschauung vom Schönen tritt zutage, wenn wir uns die Quellen näher ansehen, aus denen sie stammt. Das Schöne nehmen wir meistens mit dem Auge wahr; das Auge aber sieht in sehr vielen Fällen nur die Hülle, die Umrisse, das Äußere des Gegenstandes und nicht seinen inneren Bau. Daraus läßt sich leicht der Schluß ziehen, daß das Schöne die Oberfläche des Gegenstandes sei und nicht der Gegenstand selbst. Aber erstens gibt es außer dem Schönen für das Auge auch das Schöne für das Gehör (Gesang und Musik), bei dem man durchaus von keiner Oberfläche sprechen kann. Zweitens sehen wir auch mit den Augen nicht immer nur die Hülle des Gegenstandes: bei den durchsichtigen Gegenständen sehen wir den *ganzen* Gegenstand, seinen ganzen inneren Bau; dem Wasser und den Edelsteinen verleiht ja gerade die Durchsichtigkeit ihre Schönheit. Schließlich ist der menschliche Körper, die höchste Schönheit auf Erden, halb durchsichtig, und wir sehen beim Menschen nicht ausschließlich die Oberfläche: durch die Haut scheint der Körper hindurch, und dieses Hindurchscheinen des Körpers gibt der menschlichen Schönheit einen außerordentlich großen Reiz. Drittens ist es seltsam zu behaupten, wir sähen auch bei völlig undurchsichtigen Körpern nur die Oberfläche und nicht den Gegenstand selbst: das Anschauen ist nicht ausschließlich Sache der Augen, an ihm ist stets der sich erinnernde und überlegende Verstand beteiligt; die Überlegung füllt die leere Form, die sich dem Auge darbietet, stets mit Materie. Der Mensch sieht einen *sich bewegenden* Gegenstand, obwohl das Organ seines Auges an sich Bewegung nicht sieht; der Mensch sieht die Entferntheit eines Gegenstandes, obwohl das Auge an sich Entfernung nicht sieht; ebenso sieht der Mensch einen materiellen Gegenstand, wenn sein Auge nur die Oberfläche sieht. Eine andere Quelle des Gedankens „Das Schöne ist die reine Oberfläche“ ist die Annahme, der [424] ästhetische Genuß sei unvereinbar mit dem materiellen Interesse, das wir an dem Gegenstand nehmen. Wir wollen uns nicht auf die Untersuchung einlassen, wie die Beziehung zwischen dem materiellen Interesse, das ein Gegenstand für uns hat, und dem ästhetischen Genuß an ihm aufzufassen ist, obwohl diese Untersuchung zu der Überzeugung führen würde, daß der ästhetische Genuß vom mate-

[*] Vgl. F. Th. Vischer, a. a. O., Erster Teil, § 54-55, S. 146 ff. *Die Red.*

riellen Interesse oder der praktischen Betrachtungsweise des Gegenstandes verschieden, ihnen jedoch nicht entgegengesetzt ist. Es genügt, das Zeugnis der Erfahrung anzurufen, daß auch ein wirklicher Gegenstand schön erscheinen kann, ohne materielles Interesse zu erregen: welcher eigennützige Gedanke regt sich denn in uns, wenn wir die Sterne, das Meer, einen Wald bewundern (muß ich denn, wenn ich einen wirklichen Wald betrachte, unbedingt überlegen, ob er sich zum Bau oder zum Heizen eines Hauses eignet?) – welcher eigennützige Gedanke regt sich in uns, wenn wir dem Rauschen der Blätter, dem Lied der Nachtigall lauschen? Was den Menschen betrifft, so lieben wir ihn häufig ohne jedes egoistische Motiv, ohne im geringsten an uns selbst zu denken; um so mehr kann er uns ästhetisch gefallen, ohne „stoffartige" Erwägungen über unsere Beziehungen zu ihm wachzurufen. Schließlich entspringt der Gedanke, das Schöne sei reine Form, ganz unmittelbar der Auffassung, daß das Schöne bloßer Schein sei; und diese Auffassung ist wiederum die notwendige Folge der Definition des Schonen als der vollendeten Verwirklichung der Idee im einzelnen Gegenstande, und sie steht und fällt zusammen mit dieser Definition.

Nach einer langen Reihe von Vorwürfen gegen das Wirklichkeitsschöne, die immer allgemeiner und stärker werden, kommen wir jetzt zur letzten, stärksten und allgemeinsten Ursache dafür, daß das reale Schöne angeblich nicht als wirklich schon angesehen werden kann.

VIII. „Der einzelne Gegenstand kann schon deshalb nicht schön sein, weil er nicht absolut ist; das Schöne aber ist das Absolute." – Der Beweis ist tatsächlich unwiderleglich für die Hegelsche Schule selbst und für viele andere philosophische Schulen, die das Absolute zum Maßstab nicht nur der [425] theoretischen Wahrheit, sondern auch der praktischen Bestrebungen des Menschen machen. Diese Systeme sind jedoch bereits zerfallen und haben anderen Platz gemacht, die sich kraft des inneren dialektischen Prozesses aus ihnen entwickelt haben, das Leben aber gänzlich anders auffassen. Begnügen wir uns mit diesem Hinweis auf die philosophische Unhaltbarkeit der Betrachtungsweise, aus der sich die Unterordnung aller menschlichen Bestrebungen unter das Absolute ergeben hat, stellen wir uns für unsere Kritik auf einen anderen Standpunkt, der der rein ästhetischen Auffassung nähersteht, und sagen wir, daß überhaupt die Tätigkeit des Menschen nicht nach dem Absoluten strebt und nichts von ihm weiß, da sie rein menschliche Zwecke im Auge hat. Hierin sind das ästhetische Gefühl und die ästhetische Betätigung den anderen Gefühlen und Betätigungen des Menschen durchaus ähnlich. In der Wirklichkeit begegnet uns nichts Absolutes; deshalb können wir nicht aus Erfahrung sagen, welchen Eindruck absolute Schönheit auf uns machen würde; aber eines wissen wir auf alle Fälle aus Erfahrung – similis simili gaudet[*], und deshalb gefällt uns individuellen Geschöpfen, die wir über die Grenzen unserer Individualität nicht hinauskönnen, die individuelle Schönheit, die nicht über die Grenzen ihrer Individualität hinauskann, sehr gut.[35] Danach werden weitere Widerlegungen überflüssig. Es bleibt nur hinzuzufügen, daß der Gedanke von der Individualität der wahren Schönheit vom gleichen System der ästhetischen Anschauungen entwickelt wurde, welches das Absolute zum Maßstab des Schönen macht. Aus dem Gedanken, daß Individualität ein wesentliches Kennzeichen des Schönen ist, ergibt sich von selbst die These, daß der Maßstab des Absoluten dem Gebiet des Schönen fremd ist – eine Schlußfolgerung, die im Widerspruch zu der Grundanschauung steht, die dieses System vom Schönen hat. Die Quelle derartiger Widersprüche, denen das System, über das wir sprechen, nicht immer entgeht, liegt darin, daß in ihm geniale Erfahrungsschlüs-

[*] *similis simili gaudet* (lat.) – Ähnliches freut sich an Ähnlichem (Gleich und gleich gesellt sich gern). *Die Red.*

[35] Im Manuskript heißt es weiter: „Die Philosophie soll die Erfahrung nur erklären, denn sie hat kein Recht, sie abzulehnen; und es ist eine zweifellose Tatsache, daß die individuelle Schönheit dem Menschen gefällt, daß sie ihm als wahrhafte Schönheit erscheint. Mit dieser grundlegenden allgemeinen Tatsache, die alle Erscheinungen eines gesunden ästhetischen Lebens umfaßt, ist die Auffassung, nach der nur die absolute Schönheit echte Schönheit sein soll, durchaus widerlegt."

se mit ebenso genialen, jedoch an innerer Unhaltbarkeit leidenden Versuchen vermengt sind, [426] sie alle einer aprioristischen, ihnen häufig widersprechenden Betrachtungsweise unterzuordnen.

Wir haben nun alle Vorwürfe betrachtet, die dem Wirklichkeitsschönen mehr oder weniger ungerechtfertigt gemacht werden, und können dazu übergehen, die Frage der wesentlichen Bedeutung der Kunst zu lösen. Nach der herrschenden ästhetischen Auffassung ist „die Quelle der Kunst das Bestreben des Menschen, das Schöne von den (von uns betrachteten) Mängeln zu befreien, die das Schöne auf der Stufe seines realen Bestehens in der Wirklichkeit daran hindern, den Menschen völlig zu befriedigen. Das von der Kunst geschaffene Schöne ist frei von den Mängeln des Schönen in der Wirklichkeit“[36]. Untersuchen wir einmal, bis zu welchem Grade das von der Kunst geschaffene Schöne, insoweit es frei ist von den Vorwürfen, die man gegen das Wirklichkeitsschöne erhebt, tatsächlich höher steht als das Wirklichkeitsschöne; danach wird es uns leicht sein, zu entscheiden, ob die herrschende Betrachtungsweise die Entstehung der Kunst und ihre Beziehung zur lebendigen Wirklichkeit richtig definiert.

I. „Das Naturschöne ist nicht gewollt.“ – Das Kunstschöne pflegt gewollt zu sein, das ist richtig; jedoch in allen Fällen und in allen Einzelheiten? Wir wollen nicht davon sprechen, wie häufig und bis zu welchem Grade der Maler und der Dichter sich darüber klar sind, was eigentlich in ihren Werken ausgedrückt ist – die Unbewußtheit des künstlerischen Schaffens ist schon lange zu einem Gemeinplatz geworden, über den alle reden; vielleicht ist es heute nötiger, in aller Schärfe die Abhängigkeit der Schönheit eines Werkes vom bewußten Streben des Künstlers in den Vordergrund zu stellen, als sich darüber zu verbreiten, daß die Werke eines wahrhaft schöpferischen Talents stets sehr viel Ungewolltes, Instinktives haben. Wie dem auch sei, beide Gesichtspunkte sind bekannt, und es ist zwecklos, daß wir uns hier bei ihnen aufhalten. Aber vielleicht ist es nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß auch das gewollte Streben des Künstlers (besonders des Dichters) nicht immer zu der Behauptung berechtigt, daß die Bemühung um das Schöne die wahre Quelle seiner Kunstwerke sei; gewiß, der Dichter [427] ist immer bemüht, „es möglichst gut zu machen“; aber das bedeutet noch nicht, daß sein ganzer Wille und Verstand sich ausschließlich oder auch nur vorwiegend von der Bemühung um die künstlerische oder ästhetische Qualität des Werkes leiten lassen: ebenso wie es in der Natur viele Tendenzen gibt, die einander bekämpfen und durch ihren Kampf die Schönheit vernichten oder entstellen, so sind auch im Künstler, im Dichter viele Tendenzen vorhanden, die durch ihren Einfluß auf sein Streben nach dem Schönen die Schönheit seines Werkes beeinträchtigen. Hierher gehören erstens die verschiedenen Alltagsbestrebungen und -bedürfnisse des Künstlers, die es ihm nicht erlauben, nur Künstler zu sein und weiter nichts; zweitens seine geistigen und sittlichen Ansichten, die ihm ebenfalls nicht erlauben, bei der Ausführung ausschließlich an die Schönheit zu denken; drittens schließlich ist die Idee des Kunstwerkes beim Künstler gewöhnlich nicht einzig die Folge des Bestrebens, etwas Schönes zu schaffen: der Dichter, der dieses Namens würdig ist, möchte uns für gewöhnlich in seinem Werk seine Gedanken, seine Ansichten, seine Gefühle mitteilen und nicht ausschließlich die von ihm geschaffene Schönheit. Mit einem Wort, wenn die Wirklichkeitsschönheit sich im Kampf mit anderen Tendenzen der Natur entwickelt, so entwickelt sich auch in der Kunst die Schönheit im Kampf mit anderen Bestrebungen und Bedürfnissen des Menschen, der sie schafft; wenn in der Wirklichkeit dieser Kampf die Schönheit verdirbt oder vernichtet, so sind die Aussichten kaum geringer, daß er sie auch im Kunstwerk verdirbt oder vernichtet; wenn in der Wirklichkeit das Schöne sich unter Einflüssen entwickelt, die ihm fremd sind

[36] Im Manuskript folgt hier der später gestrichene Satz: „So behaupten die Anbeter der Kunst, die das Wirklichkeitsschöne von oben herab betrachten.“

und ihm nicht gestatten, *nur* schön zu sein, so entwickelt sich auch das Werk des Malers oder des Dichters unter dem Einfluß einer großen Anzahl verschiedener Tendenzen, deren Resultat das gleiche sein muß. Freilich gibt es in den schönen Kunstwerken mehr Gewolltsein beim Hervorbringen des Schönen als in den schönen Schöpfungen anderer menschlicher Tätigkeiten, und es ist nicht zu bestreiten, daß es in der Tätigkeit der Natur überhaupt kein Gewolltsein gibt, deshalb könnte man zugeben, daß die Kunst in dieser Beziehung höher stehe als [428] die Natur, wenn das Gewolltsein der Kunst frei wäre von den Mängeln, von denen dies Natur frei ist. Aber wenn die Kunst auf der einen Seite durch das Gewolltsein gewinnt, verliert sie durch das gleiche auf der anderen Seite; die Sache ist die, daß der Künstler, wenn er etwas Schönes ersinnt, sehr häufig durchaus nichts Schönes ersonnen hat: es genügt nicht, das Schöne zu wollen, man muß es auch in seiner wahren Schönheit erfassen können, – wie oft aber irren sich die Künstler in ihrer Auffassung vom Schönen! wie oft täuscht sie sogar der künstlerische Instinkt, nicht nur die größtenteils einseitigen reflektiven Begriffe! Alle Mängel der Individualität sind in der Kunst untrennbar verbunden mit dem Gewolltsein.

II. „Das Schöne ist in der Wirklichkeit selten anzutreffen. – Aber ist es etwa in der Kunst häufiger anzutreffen? Wie viele wahrhaft tragische oder dramatische Begebenheiten ereignen sich täglich! Aber gibt es viele wahrhaft schöne Tragödien oder Dramen? In der gesamten westlichen Literatur ‘drei, vier Dutzend, in der russischen, wenn wir nicht irren, außer „Boris Godunow“ und den „Szenen aus der Ritterzeit“ nicht eine einzige über dem Durchschnitt stehende. Wieviel Romane spielen sich in der Wirklichkeit ab! Aber gibt es viele wahrhaft schöne Romane? Vielleicht je ein paar Dutzend in der englischen und der französischen Literatur und fünf, sechs in der russischen. Was ist leichter zu finden: eine schöne Landschaft in der Natur oder in der Malerei? – Warum ist das so? Weil es sehr wenige große Dichter und Maler, wie überhaupt auf jedem Gebiet wenige geniale Menschen gibt. Wenn in der Wirklichkeit vollendet günstige Gelegenheiten für das Zustandekommen von etwas Schonern oder Erhabenem selten sind, so sind günstige Gelegenheiten für die Geburt und die ungehinderte Entwicklung eines großen Genies noch seltener, weil hierzu das Zusammentreffen einer viel größeren Zahl von günstigen Umständen nötig ist. Dieser Vorwurf gegen die Wirklichkeit trifft also noch viel stärker für die Kunst zu.

III. „Das Naturschöne ist vergänglich.“ – In der Kunst ist es häufig ewig, das ist wahr; doch nicht immer, denn auch die Werke der Kunst sind dem Untergang und dem [429] Verderb durch Zufälle ausgesetzt. Die griechischen Lyriker sind für uns verloren; verloren sind die Bilder des Apelles und die Statuen des Lysippos. Aber wir wollen, ohne uns hierbei aufzuhalten, zu anderen Ursachen der Nicht-Ewigkeit sehr vieler Kunstwerke übergehen, Ursachen, von denen das Schöne in der Natur frei ist – nämlich Mode und Veralten des Materials. Die Natur altert nicht, an Stelle ihrer verwelkten Schöpfungen bringt sie neue hervor; die Kunst besitzt diese ewige Fähigkeit der Regeneration, der Erneuerung nicht, dabei geht die Zeit auch an ihren Schöpfungen nicht spurlos vorüber. In den Dichtwerken veraltet die Sprache bald.[37] Noch viel wichtiger ist, daß im Laufe der Zeit vieles in den Dichtwerken für uns unverständlich wird (den derzeitigen Umständen entnommene Gedanken und Redewendungen, Anspielungen auf Ereignisse und Personen); vieles wird farblos und schal; gelehrte Kommentare können für die Nachkommen nicht alles so klar und lebendig machen, wie es für die Zeitgenossen war; zudem sind gelehrte Kommentare und ästhetischer Genuß entgegengesetzte Dinge; wir wollen schon gar nicht davon reden, daß ein Dichtwerk durch sie aufhört, allgemeinverständlich zu sein. Noch wichtiger ist, daß die Entwicklung der Zivilisation, die Wandlung der Begriffe ein Dichtwerk zuweilen aller Schönheit entkleidet, es manchmal so-

[37] Hinter „veraltet die Sprache bald“ stand der für die dritte Auflage gestrichene Satz: „Und wir können uns aus diesem Grunde an Shakespeare, Dante und Wolfram nicht so ungehindert erfreuen, wie es deren Zeitgenossen konnten.“

gar in etwas Unangenehmes oder Abstoßendes verwandelt. Wir wollen keine Beispiele anführen außer den Eklogen Virgils, dieses bescheidensten der römischen Dichter.[38]

Wenden wir uns von der Dichtung den anderen Künsten zu. Die Schöpfungen der Musik gehen mit den Instrumenten unter, für die sie geschrieben wurden. Die ganze alte Musik ist für uns verloren.[39] Die Schönheit der alten Musikwerke verblaßt mit der Vervollkommnung der Orchestrierung. Die Farben in der Malerei verblassen und dunkeln sehr rasch nach; Bilder des 16. und 17. Jahrhunderts haben schon längst ihre ursprüngliche Schönheit verloren. So stark auch der Einfluß aller dieser Umstände ist, so liegt doch der Hauptgrund für die Vergänglichkeit der Kunstwerke nicht bei ihnen; er besteht in dem Einfluß, den der Geschmack der Epoche auf sie ausübt, und der fast immer der Einfluß einer [430] einseitigen und sehr häufig verlogenen Modestimmung ist. Die Mode hat fast jedes Drama Shakespeares für den ästhetischen Genuß in unserer Zeit zur Hälfte ungeeignet gemacht; die Mode, die sich auf die Tragödien von Racine und Corneille ausgewirkt hat, ist schuld daran, daß wir uns an ihnen nicht so sehr erfreuen, als daß wir über sie lachen. Weder in der Malerei noch in der Musik oder in der Architektur findet sich wohl ein einziges vor 100 oder 150 Jahren geschaffenes Werk, das uns heute, ungeachtet der ganzen Stärke des Genies, dessen Stempel es trägt, nicht entweder matt oder lächerlich erschiene. Und die heutige Kunst wird in fünfzig Jahren oft ein Lächeln hervorrufen.

IV. „Das Wirklichkeitsschöne ist flüchtig in seiner Schönheit.“ – Das ist richtig; aber das Kunstschöne ist leblos-unbeweglich in seiner Schönheit, das ist viel schlimmer. Einen lebendigen Menschen kann man stundenlang betrachten; eines Bildes wird man schon nach einer Viertelstunde überdrüssig, und selten sind die Beispiele von Dilettanten, die es eine ganze Stunde vor einem Bild aushalten. Die Werke der Dichtung sind lebendiger als die Werke der Malerei, Architektur und Bildhauerei; aber auch ihrer werden wir ziemlich rasch satt: gewiß wird sich kein Mensch finden, der imstande wäre, einen Roman fünfmal hintereinander zu lesen; das Leben, lebendige Menschen und wirkliche Ereignisse sind dagegen durch ihre Mannigfaltigkeit immer anziehend.

V. „Die Schönheit wird nur dadurch in die Natur hineingetragen, daß wir sie von diesem und nicht von einem anderen Standpunkt aus betrachten“ – ein fast niemals richtiger Gedanke; auf Kunstwerke dagegen trifft er fast immer zu. Alle Kunstwerke, die nicht zu unserer Epoche und nicht zu unserer Zivilisation gehören, erfordern unbedingt, daß wir uns in jene Epoche, in jene Zivilisation versetzen, die sie hervorgebracht hat; anders erscheinen sie uns unverständlich und seltsam, aber nicht schön. Wenn wir uns nicht in das alte Griechenland zurückversetzen, erscheinen uns die Lieder der Sappho oder des Anakreon als Ausdruck eines antiästhetischen Vergnügens und erinnern irgendwie an jene Produkte unserer Zeit, deren sich die Presse schämt. [431] Wenn wir uns nicht in Gedanken in die patriarchalische Gesellschaft zurückversetzen, werden die Gesänge Homers uns durch Zynismus, grobe Gefräßigkeit und Mangel an sittlichem Empfinden beleidigen.[40] Aber die griechische Welt liegt uns gar zu fern; nehmen wir eine näherliegende Epoche. Wieviel gibt es bei Shakespeare oder bei den

[38] Im Manuskript folgt die von Nikitenko gestrichene Stelle: „Was die Entwicklung des sittlichen Gefühls für den Inhalt tut, das tut die Entwicklung des ästhetischen Gefühls für die Form; wir wollen nicht darauf hinweisen, daß die begabten Dichter der pseudoklassischen Epoche für uns ihre Schönheit verloren haben – jedermann gibt zu, daß Shakespeares Sprache häufig schrecklich gesucht und schwülstig ist.“

[39] Vor den Worten ,.für uns verloren“ hieß es im Manuskript ursprünglich: „infolge der Veränderung des Systems der Notenbezeichnung“. Diese Worte sind später von Nikitenko gestrichen.

[40] Hinter diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Ich will gar nicht einmal von den Gemälden und Statuen sprechen, die Leda und Ganymed darstellen: den unvorbereiteten Menschen erfaßt das Grauen vor solchen Mythen, und es ist sonderbar, daß man derartige Gemälde und Statuen nicht in besonderen Räumen verborgen hält, zu denen nur Fachgelehrte Zutritt haben. Man muß überhaupt zugeben, daß die Ausgaben ,in usum Delphini‘ und das Feigenblatt zum Teil ihre Berechtigung haben, sogar zu einem recht großen Teil.“

italienischen Malern, was sich nur dann verstehen und würdigen läßt, wenn wir uns in die Vergangenheit und in ihre Auffassungen von den Dingen zurückversetzen. Führen wir ein Beispiel an, das unserer Zeit noch näherliegt: Goethes „Faust“ wird einem Menschen, der nicht imstande ist, sich in die Epoche der Bestrebungen und Zweifel zu versetzen, deren Ausdruck der „Faust“ ist, als seltsames Werk erscheinen.[41]

VI. „Das Wirklichkeitsschöne enthält viele unschöne Teile oder Einzelheiten.“ – Aber ist das in der Kunst nicht ebenso, nur in noch viel höherem Grade? Man nenne mir ein Kunstwerk, an dem sich keine Mängel finden ließen. Die Romane Walter Scotts sind zu breit, die Romane von Dickens sind fast immer süßlich-sentimental und sehr oft auch zu breit, die Romane Thackerays werden einem zuweilen (oder, besser gesagt, sehr oft) über durch ihren ständigen Anspruch auf ironisch-boshafte Naivität. Aber die Ästhetik nimmt sich selten die Genies der Neuzeit zu Wegweisern; sie liebt vorwiegend Homer, die griechischen Tragiker und Shakespeare. Homers Epen sind zusammenhanglos; Äschylos und Sophokles sind zu streng und trocken, Äschylos fehlt es außerdem an Dramatik; Euripides ist weinerlich; Shakespeare ist rhetorisch und schwülstig; der künstlerische Aufbau seiner Dramen wäre durchaus gut, *wenn* man sie ein wenig umarbeiten würde, was Goethe auch vorschlägt. Gehen wir zur Malerei über, und wir werden das gleiche zugeben müssen: einzig gegen Raffael erhebt sich selten einmal eine Stimme, an allen anderen Malern hat man schon seit langem eine Menge schwacher Seiten entdeckt. Aber selbst Raffael wirft man Unkenntnis der Anatomie vor. Von der Musik brauchen wir gar nicht erst zu reden: Beethoven ist zu unverständlich und oft wild; bei Mozart ist die Orchestrierung schwach; bei den neueren Komponisten gibt [432] es zuviel Lärm und Krach. Nach Ansichten der Sachverständigen ist nur eine einzige Oper einwandfrei – der „Don Juan“; Laien finden sie langweilig. Wenn es in der Natur und im lebendigen Menschen keine Vollkommenheit gibt, so ist sie noch weniger in der Kunst und in den Taten des Menschen zu finden: „Es kann nichts in der Folge sein, was nicht in der Ursache, im Menschen ist.“[42] Ein weites, grenzenloses Feld eröffnet sich dem, der die Absicht hat, die Schwäche überhaupt aller Kunstwerke nachzuweisen. Es versteht sich von selbst, daß ein derartiges Unternehmen von beißender Verstandesschärfe, nicht aber von Unvoreingenommenheit zeugen würde; bedauernswert ist der Mensch, der sich nicht vor den großen Werken der Kunst neigt; doch es ist verzeihlich, wenn übertriebenes Lob einen dazu zwingt, daran zu erinnern, daß, wenn selbst die Sonne Flecken hat, auch die „Erdendinge“ des Menschen nicht frei von ihnen sein können.

VII. „Ein lebendiger Gegenstand kann schon deshalb nicht schön sein, weil sich in ihm der schwere, grobe Prozeß des Lebens vollzieht.“ – Das Kunstwerk ist ein lebloser Gegenstand; deshalb sollte man meinen, daß dieser Vorwurf es nicht trifft. Und dennoch ist eine solche Schlußfolgerung oberflächlich. Die Tatsachen sprechen gegen sie. Das Kunstwerk ist ein Produkt des Lebensprozesses, eine Schöpfung des lebendigen Menschen, der das Werk nicht ohne schweren Kampf hervorgebracht hat, und das Erzeugnis trägt die schwere große Spur des Kampfes im Erzeugungsprozeß. Gibt es etwa viele Dichter und Maler, die spielend arbeiten, so wie Shakespeare angeblich spielend und ohne Korrekturen seine Dramen schrieb? Wenn aber das Werk nicht ohne schwere Arbeit geschaffen wurde, so wird es „die Flecken der Öllampe“ tragen, bei deren Schein der Künstler arbeitete. Eine gewisse Schwere kann

[41] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript: „Beweis hierfür ist der heutzutage ständig zu hörende Satz: Mephisto sei ein ziemlich kläglicher Dämon; wirklich sind die Zweifel, von denen Faust geschüttelt wird, für einen gebildeter Menschen unserer Zeit kläglich und komisch.“ Hinter „Zweifel“ stand im Manuskript ursprünglich noch: „und die Spöttereien“.

[42] Dieser Satz ist am Rand von Nikitenko angestrichen. Im Manuskript lautet das Ende des Satzes hinter den Worten „was nicht“: „‚in der Ursache ist‘ – ein Axiom, das schon die Scholastiker kannten; was nicht im Menschen ist, das kann auch nicht in der Kunst, als einem Werk des Menschen, sein“.

man an fast allen Kunstwerken finden, so leicht sie auch auf den ersten Blick scheinen mögen. Wenn sie aber tatsächlich ohne große, schwere Arbeit geschaffen wurden, so werden sie an einer gewissen Roheit der Form leiden. Und so gibt es zwei Möglichkeiten: entweder rohe Form oder Schwere – da haben wir die Szylla und Charybdis der Kunstwerke.

[433] Ich will nicht sagen, daß alle in dieser Analyse aufgeführten Mängel stets bis zur Grobheit deutlich an allen Kunstwerken ausgeprägt sind.[43] Ich will nur zeigen, daß der am Wirklichkeitsschönen geübten, überempfindlichen Kritik auch das von der Kunst geschaffene Schöne absolut nicht standhält.

Aus dem Überblick, den wir gegeben haben, läßt sich ersehen, daß, wenn die Kunst der Unzufriedenheit unseres Geistes mit den Mängeln des Schönen in der lebendigen Wirklichkeit und dem Bestreben entspränge, etwas Besseres zu schaffen, die ganze ästhetische Betätigung des Menschen vergeblich und fruchtlos wäre, und der Mensch, in der Erkenntnis, daß die Kunst seine Absichten nicht befriedigt, bald auf sie verzichten würde. Ganz allgemein gesprochen leiden die Werke der Kunst an allen Mängeln, die an dem Schönen der lebendigen Wirklichkeit zu finden sind; aber vielleicht haben, wenn die Kunst als Ganzes kein Recht auf Bevorzugung gegenüber der Natur und dem Leben hat, einige Künste im besonderen irgendwelche speziellen Vorzüge, die ihre Werke über die entsprechenden Erscheinungen der lebendigen Wirklichkeit stellen? vielleicht bringt sogar die eine oder andere Kunst etwas hervor, was in der realen Welt nicht seinesgleichen hat? Diese Fragen werden durch unsere allgemeine Kritik noch nicht beantwortet, und wir müssen[44] einzelne Fälle untersuchen, um zu erkennen, welches die Beziehung des Schönen in bestimmten Künsten zum Schönen in der Wirklichkeit ist, das die Natur unabhängig vom Streben des Menschen nach dem Schönen hervorbringt. Nur diese Betrachtung wird uns eine positive Antwort darauf geben, ob die Entstehung der Kunst sich aus der Unzulänglichkeit der lebendigen Wirklichkeit in ästhetischer Hinsicht erklären läßt.[45]

Man beginnt die Reihe der Künste gewöhnlich mit der Architektur, indem man von all den vielfältigen Betätigungen des Menschen zur Verwirklichung mehr oder minder praktischer Zwecke einzig der Bautätigkeit das Recht einräumt, sich bis zur Kunst zu erheben. Es ist jedoch unrichtig, das Feld der Kunst so einzuengen, wenn unter „Kunstwerken“ Gegenstände verstanden werden, „die der Mensch [434] unter dem vorherrschenden Einfluß seines Strebens nach dem Schönen herstellt“ – es gibt einen Entwicklungsgrad des ästhetischen Empfindens im Volk oder, richtiger gesagt, in den Kreisen der höchsten Gesellschaft, wo unter dem vorwiegenden Einfluß dieses Strebens fast alle Gegenstände der menschlichen Produktivität ersonnen und ausgeführt werden: Dinge, die der Bequemlichkeit des häuslichen Lebens dienen (Möbel, Geschirr, Hauseinrichtung) , Kleider, Gärten usw. Etruskische Vasen und Toilettengegenstände der Antike werden allgemein als „Kunstwerke“ anerkannt; man rechnet sie, natürlich nicht ganz zu Recht, dem Gebiet der „Bildhauerei“ zu; aber wir können doch die Kunst des Möbelbaus nicht etwa der Architektur zuzählen? Welchem Gebiet werden wir die

[43] Nach diesen Worten heißt es im Manuskript weiter: „Ich will nur sagen: wenn man die Mängel der Kunstwerke so durch das Mikroskop betrachten wollte wie die Ästhetiker, welche der Kunst-schönheit den Vorzug vor der Wirklichkeitsschönheit geben, die Mängel des Wirklichkeitsschönen durchs Mikroskop betrachten, ließe sich sehr viel gegen die Schönheit der Kunstwerke sagen, viel mehr als gegen die Schönheit der Schöpfungen der Natur und des Lebens.“

[44] Im Manuskript sind vor den Worten „wir müssen“ folgende Worte gestrichen: „wir glauben also, daß die Meinung, das von der Kunst geschaffene Schöne sei überhaupt höher zu stellen als das von der Natur und dem Leben hervorgebrachte Schöne, von der Wissenschaft nicht als ein auf alle Einzelfälle anwendbares Axiom an genommen werden kann. Wir müssen jetzt solche...“

[45] Hinter diesem Satz heißt es im Manuskript: „Nur wenn wir den Inhalt, die wesentlichen Vorzüge und Mängel der einzelnen Künste betrachten, können wir darangehen, die Frage nach der Bestimmung der Kunst überhaupt zu beantworten.“

Blumenanlagen und Gärten zurechnen, bei denen die ursprüngliche Bestimmung – als Stätten des Spazierengehens oder der Erholung zu dienen –völlig der Bestimmung untergeordnet ist, Gegenstände des ästhetischen Genusses zu sein? In einigen ästhetischen Systemen wird der Gartenbau als Zweig der Architektur bezeichnet, aber das ist offensichtlich bei den Haaren herbeigezogen. Wenn jede Tätigkeit, welche Gegenstände unter dem vorherrschenden Einfluß des ästhetischen Empfindens hervorbringt, als Kunst bezeichnet werden soll, wird man den Bereich der Künste bedeutend erweitern müssen; denn man wird nicht umhinkönnen zuzugeben, daß Architektur, Möbel- und Modenkunst, Gartenbau- und Modellierkunst usw. im Wesen ein und dasselbe sind. Man wird uns sagen: „Die Architektur schafft etwas Neues, was es in der Natur nicht gibt, sie gestaltet ihr Material vollständig um; andere Zweige der menschlichen Produktivität belassen ihr Material in seiner ursprünglichen Form“ – nein, es gibt viele Zweige der menschlichen Tätigkeit, die der Architektur auch in dieser Hinsicht nicht nachstehen. Wir nennen als Beispiel die Blumenzucht: Die Feldblumen ähneln nicht mehr im geringsten den prächtigen, gefüllten Blumen, die ihre Entstehung der Gärtnerei verdanken. Was hat ein wilder Wald mit einem künstlichen Garten oder Park gemein? Wie die Architektur die Steine behaut, so säubert die Gärtnerei die Bäume, richtet sie her, gibt jedem Baum ein ganz [435] anderes Aussehen, als er im Urwald hat; wie die Architektur die Steine zu regelmäßigen Gruppen vereinigt, so vereinigt die Gärtnerei im Park die Bäume zu regelmäßigen Gruppen. Mit einem Wort, die Blumenzucht oder der Gartenbau verändern und bearbeiten das „Rohmaterial“ nicht weniger als die Architektur. Das gleiche muß man auch von der Industrie sagen, die unter dem vorherrschenden Einfluß des Strebens zum Schönen beispielsweise Gewebe schafft, denen die Natur nichts Ähnliches an die Seite zu stellen hat und in denen das ursprüngliche Material noch weniger unverändert geblieben ist als der Stein in der Architektur. „Aber die Architektur als Kunst ordnet sich bedeutend mehr als die anderen Zweige der praktischen Tätigkeit ausschließlich den Forderungen des ästhetischen Empfindens unter, sie verzichtet vollständig auf das Bestreben, Alltagszwecke zu befriedigen.“ Aber welchen Alltagszweck befriedigen die Blumen, die künstlichen Parks? Und hatten etwa der Parthenon oder die Alhambra keine praktische Bestimmung? In bedeutend geringerem Maße als die Architektur ordnen sich praktischen Erwägungen der Gartenbau, der Möbelbau, die Juwelier- und die Modenkunst unter, denen jedoch in den Lehrbüchern der Ästhetik kein besonderes Kapitel gewidmet wird. Wir sehen die Ursache dafür, daß von allen praktischen Betätigungen einzig die Bautätigkeit gewöhnlich als schöne Kunst bezeichnet wird, nicht in ihrem Wesen, sondern darin, daß die anderen Betätigungszweige, die sich zum Range einer Kunst erheben, wegen der „Belanglosigkeit“ ihrer Erzeugnisse vergessen werden, während die Erzeugnisse der Architektur wegen ihrer Bedeutung, ihrer Kostspieligkeit und schließlich einfach schon wegen ihrer Massigkeit nicht übersehen werden können, weil sie vor allem und mehr als alles andere vom Menschen Geschaffene ins Auge fallen. Alle Zweige der Industrie, alle Handwerke, die das Ziel haben, den „Geschmack“ oder das ästhetische Empfinden zu befriedigen, halten wir im gleichen Maße für „Künste“ wie die Architektur, wenn ihre Erzeugnisse unter dem vorherrschenden Einfluß des Strebens nach dem Schönen ersonnen und ausgeführt werden und wenn die anderen Zwecke (die es auch in der Architek-[436]tur stets gibt) diesem Hauptzweck untergeordnet sind. Etwas ganz anderes ist die Frage, in welchem Maße jene Erzeugnisse der praktischen Betätigung Achtung verdienen, die unter dem vorherrschenden Streben ersonnen und ausgeführt werden, nicht so sehr etwas Nötiges oder Nützliches, als irgend etwas Schönes herzustellen. Wie diese Frage zu beantworten sei, gehört nicht in den Kreis unserer Überlegungen; aber wie sie auch beantwortet wird, auf die gleiche Weise muß auch die Frage nach dem Grade der Achtung beantwortet werden, welche die Erzeugnisse der Architektur im Sinne einer reinen Kunst und nicht einer praktischen Tätigkeit verdienen. Mit den gleichen Augen, mit denen der Denker einen Kaschmirschal, der zehntausend Francs, oder eine Standuhr, die zehntausend Francs wert ist, betrachtet, muß er

auch einen schönen Pavillon betrachten, der zehntausend Francs wert ist.[46] Vielleicht wird er sagen, daß diese Dinge nicht so sehr Kunst- als Luxusgegenstände sind; vielleicht wird er sagen, daß wahre Kunst den Luxus scheut, weil die Einfachheit eines der wesentlichsten Merkmale des Schönen ist. Wie verhalten sich nun diese Erzeugnisse der frivolen Kunst zu der kunstlosen Wirklichkeit? Die Frage wird damit beantwortet, daß es sich in allen von uns angeführten Fällen um Erzeugnisse der praktischen Tätigkeit des Menschen handelt, die sich in ihnen zwar von ihrer eigentlichen Bestimmung – etwas Nötiges oder Nützliches herzustellen – entfernt, dennoch aber ihr wesentliches Merkmal bewahrt hat – etwas herzustellen, was die Natur nicht hervorbringt. Deswegen kann sich gar nicht die Frage erheben, wie sich in diesen Fällen die Schönheit der Kunstwerke zur Schönheit der Schöpfungen der Natur verhält: in der Natur gibt es keine Gegenstände, mit denen man Messer, Gabeln, Tuch oder Uhren vergleichen könnte; genau so gibt es in ihr keine Gegenstände, mit denen man Häuser, Brücken, Säulen u. dgl. vergleichen könnte.

Wenn man also selbst alle unter dem vorherrschenden Einfluß des Strebens nach dem Schönen hergestellten Erzeugnisse den schönen Künsten zurechnet, wird man sagen müssen, daß die Schöpfungen der Architektur entweder [437] ihren praktischen Charakter bewahren und dann kein Recht haben, als Kunstwerke betrachtet zu werden, oder wirklich zu Kunstwerken werden, daß dann aber die Kunst ebensoviel Recht hat, auf sie stolz zu sein wie auf die Erzeugnisse des Juwelierhandwerks. Nach unserer Auffassung vom Wesen der Kunst ist das Streben, etwas Schönes im Sinne von etwas Graziösem, Elegantem, Hübschem herzustellen, noch nicht Kunst; zur Kunst bedarf es, wie wir sehen werden, mehr; deswegen können wir uns keinesfalls entschließen, die Schöpfungen der Architektur als Kunstwerke zu bezeichnen. Die Architektur ist eine der praktischen Betätigungen des Menschen, denen allen das Streben nach Schönheit der Form nicht fremd ist, und unterscheidet sich in dieser Hinsicht vom Möbelbauhandwerk nicht durch ein wesentliches Merkmal, sondern nur durch den Umfang ihrer Schöpfung.

Die Schöpfungen der Bildhauerei und der Malerei leiden unter einem allgemeinen Mangel, der sie den Schöpfungen der Natur und des Lebens unterlegen macht: sie sind leblos und unbeweglich; das wird von jedermann zugegeben, und es wäre deshalb überflüssig, sich über diesen Punkt zu verbreiten. Betrachten wir lieber die angeblichen Vorzüge dieser Künste gegenüber der Natur.

Die Bildhauerei gibt die Formen des menschlichen Körpers wieder; alles übrige in ihr ist Beiwerk; darum werden wir nur darüber sprechen, wie sie die menschliche Gestalt darstellt.[47] Es ist zu einer Art Axiom geworden, daß die Schönheit der Züge der Venus von Medici oder von Milo, des Apollo von Belvedere usw. die Schönheit lebender Menschen bei weitem übertreffe.[48] In Petersburg gibt es weder die Venus von Medici noch den Apollo von Belvedere; aber es gibt Werke von Canova; deshalb können wir Einwohner von Petersburg so kühn sein, die Schönheit von Schöpfungen der Bildhauerei bis zu einem gewissen Grade zu beurteilen. Wir müssen sagen, daß es in Petersburg keine einzige Statue gibt, die an Schönheit der Gesichtszüge nicht hinter einer Unzahl lebender Menschen zurückbliebe, und daß man bloß durch eine belebte Straße zu gehen braucht, um einigen solcher Gesichter zu begegnen.

[46] Hinter diesem Satz sind im Manuskript die folgenden Worte gestrichen: „Uns scheint, daß alle diese Dinge gleich unbedeutend sind; uns scheint, daß die auf sie verwendete Arbeit einfach in den Wind geschlagen ist."

[47] Hinter diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Ständig liest und hört man die Wendung: ‚Sie (oder er) ist schön wie eine griechische Statue (oder eine Statue von Canova)'; ebenso häufig liest oder hört man die Wendung: ‚die unvergleichliche Formschönheit, die unvergleichliche Schönheit des Profils der großen Werke der Bildhauerkunst' usw."

[48] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „‚Gewisse Statuen sind schöner als schöne wirkliche Menschen.' Gegen diese Sentenz aufzutreten gilt als ebenso entsetzlich, wie es früher einmal als entsetzlich galt, dagegen aufzutreten, daß Virgil der größte aller Dichter und jedes Wort des Aristoteles unwiderlegliche Wahrheit sei."

Hiermit wird ein großer Teil derer, die gewohnt sind, selbständig zu urteilen, [438] einverstanden sein. Wir wollen indessen diesen persönlichen Eindruck nicht als Beweis betrachten. Es gibt einen anderen, viel stichhaltigeren. Man kann mit mathematischer Genauigkeit beweisen, daß ein Kunstwerk sich an Schönheit der Züge nicht mit dem lebendigen Menschengesicht vergleichen kann: bekanntlich bleibt in der Kunst die Ausführung stets unermeßlich hinter dem Ideal zurück, das dem Künstler vorschwebt. Dieses Ideal selbst aber kann auf keinen Fall jenen lebenden Menschen an Schönheit überlegen sein, die der Künstler zu sehen Gelegenheit hatte. Die Macht der „schöpferischen Phantasie“ ist sehr begrenzt: sie kann nur in der Erfahrung gewonnene Eindrücke kombinieren; die Vorstellung gestaltet den Gegenstand nur um, vergrößert ihn extensiv, aber wir können uns nichts vorstellen, was intensiver wäre, als Was wir beobachtet oder erlebt haben. Ich kann mir die Sonne bedeutend größer vorstellen, als sie in Wirklichkeit ist; aber heller, als sie mir in Wirklichkeit erschienen ist, kann ich sie mir nicht vorstellen. Ganz ebenso kann ich mir einen Menschen vorstellen, der größer, dicker usw. ist als die Menschen, die ich gesehen habe; aber Gesichter, die schöner sind als die Gesichter, die ich in Wirklichkeit zu sehen Gelegenheit gehabt habe, kann ich mir nicht vorstellen. Das übersteigt die Kraft der menschlichen Phantasie. Eines könnte der Künstler tun: er könnte in seinem Ideal die Stirn der einen schönen Frau mit der Nase einer anderen und dem Mund und dem Kinn einer dritten vereinigen; unstreitig tun dies die Künstler zuweilen auch, es ist jedoch zweifelhaft: erstens, ob das nötig ist; zweitens, ob die Einbildung imstande ist, diese Teile zu vereinigen, wenn sie in der Wirklichkeit verschiedenen Personen gehören. Nötig wäre dies nur, wenn der Künstler an lauter Menschen geraten wäre, bei denen der eine Teil gut, die anderen aber schlecht wären. Gewöhnlich aber sind in einem Gesicht alle Teile fast gleichmäßig schön oder fast gleichmäßig häßlich, so daß der Künstler, wenn er beispielsweise mit der Stirn zufrieden ist, in fast dem gleichen Maße mit den Linien der Nase und des Mundes zufrieden sein kann. Gewöhnlich stehen in einem Gesicht, wenn es nicht verunstaltet ist, alle Züge miteinander in einer solchen [439] Harmonie, daß es die Schönheit des Gesichts verderben hieße, wollte man sie zerstören. Das lehrt uns die vergleichende Anatomie. Gewiß bekommt man sehr oft zu hören: „Wie schön wäre dieses Gesicht, wenn die Nase ein wenig höher säße, die Lippen etwas schmaler wären“ usw., – ohne im geringsten zu bezweifeln, daß bisweilen in einem ansonst schönen Gesicht ein einzelner seiner Teile unschön ist, glauben wir doch, daß eine derartige Unzufriedenheit gewöhnlich oder, besser gesagt, fast stets entweder einem mangelnden Verständnis für Harmonie entspringt oder einer Laune, die an völligen Mangel wahren, starken Vermögens und Bedürfnisses, das Schöne zu genießen grenzt. Die einzelnen Teile des menschlichen Körpers, wie auch die eines jeden lebenden Organismus, der sich unter dem Einfluß seiner Einheit ständig erneuert, stehen in engstem Zusammenhang, so daß die Form des einen Gliedes von den Formen aller übrigen abhängt, und diese ihrerseits hängen von seiner Form ab. Noch mehr gilt das für die verschiedenen Teile eines Organs, für die verschiedenen Teile des Gesichts. Die Abhängigkeit der Züge voneinander ist wie gesagt, wissenschaftlich bewiesen, doch auch ohne die Hilfe der Wissenschaft ist sie offenkundig für jeden, der Gefühl für Harmonie besitzt. Der menschliche Körper ist ein Ganzes; man kann ihn nicht in Teile zerreißen und sagen: dieser Teil ist gut geformt ist schön, dieser ist häßlich. Wie in vielen Fällen, so führt auch hier das mosaikartige Zusammenklauben, der Eklektizismus zu Widersinnigkeiten: nehmt alles hin oder nehmt nichts – nur dann werdet ihr recht haben, zumindest von euerm Standpunkt aus. Nur bei Mißgeburten, bei diesen eklektischen Geschöpfen, ist der Maßstab des Eklektizismus angebracht. Aber als die „großen Schöpfungen der Bildhauerkunst“ gemeißelt wurden, haben natürlich nicht sie Modell gestanden. Wenn ein Künstler für seine Statue die Stirn aus dem einen Gesicht, die Nase aus einem anderen, den Mund aus einem dritten nähme, würde er damit nur eins beweisen: seine eigene Geschmacklosigkeit oder zum mindesten seine Unfähigkeit, sich ein wirklich schönes Gesicht zum Vorbild zu nehmen. Auf

Grund aller angeführten Überlegungen glauben wir, daß die Schön-[440]heit einer Statue der Schönheit des lebendigen individuellen Menschen nicht überlegen sein kann, weil das Abbild nicht schöner sein kann als das Original. Freilich ist eine Statue nicht immer das getreue Abbild eines Modells; zuweilen „verkörpert der Künstler in seiner Statue sein Ideal“ – wie aber ein seinem Modell nicht ähnliches Ideal eines Künstlers zustande kommt, darüber werden wir im weiteren zu sprechen Gelegenheit haben. Wir vergessen auch nicht, daß es neben den Formen bei einem Werk der Bildhauerkunst auch noch die Gruppierung und den Ausdruck gibt; aber diese beiden Elemente der Schönheit treten uns viel vollständiger beim Gemälde entgegen als bei der Statue; deshalb werden wir sie analysieren, wenn wir von der Malerei sprechen, zu der wir jetzt übergehen.

Die Malerei müssen wir von unserem jetzigen Standpunkt aus einteilen in die Darstellung einzelner Figuren und Gruppen, in die Malerei, die die äußere Welt darstellt, und in die Malerei, die Figuren oder Gruppen in der Landschaft oder, allgemein gesprochen, in einer Umgebung darstellt.

Was die Formen der einzelnen menschlichen Gestalt angeht, so steht die Malerei in dieser Beziehung nicht nur hinter der Natur, sondern auch hinter der Bildhauerei zurück: sie ist in der Formgebung notwendig weniger vollständig und bestimmt; dafür stellt sie, da sie die Farben zur Verfügung hat, den Menschen der lebendigen Natur bedeutend ähnlicher dar und kann seinem Gesicht bedeutend mehr Ausdruck verleihen als die Bildhauerkunst Wir wissen nicht, welchen Grad der Vollkommenheit die Herstellung der Farben mit der Zeit erreichen wird; doch bei dem heutigen Stand dieser Seite der Technik ist die Malerei nicht imstande, die Tönung des menschlichen Körpers überhaupt, besonders aber die Farbe des Gesichts gut wiederzugeben. Ihre Farben sind im Vergleich mit der Tönung des Körpers und des Gesichts eine grobe, klägliche Nachahmung; anstatt des zarten Körpers malt sie etwas Grünliches oder Rötliches; und wir müssen, absolut gesprochen und ohne in Betracht zu ziehen, daß auch zu dieser grünlichen oder rötlichen Wiedergabe ungewöhnliches „Können“ erforderlich ist, [441] zugeben, daß der lebendige Körper sich mit toten Farben nicht befriedigend wiedergeben läßt. Eine einzige seiner Tönungen gibt die Malerei recht gut wieder – die leblos gewordene, trockene Farbe des greisenhaften oder verhärteten Gesichts.[49] Auch mit Pockennarben bedeckte oder kränkliche Gesichter gelingen auf Gemälden unvergleichlich viel befriedigender als frische, junge. Das Beste gelingt in der Malerei am wenigsten befriedigend, das Schlechteste am befriedigendsten.

Das gleiche läßt sich auch vom Ausdruck des Gesichts sagen. Besser als alle anderen Nuancen des Lebens vermag die Malerei krampfhafte Gesichtsverzerrungen bei vernichtend starken Affekten wiederzugeben, beispielsweise den Ausdruck des Zorns, des Schreckens, der Grausamkeit, der wilden Zügellosigkeit, physischer Schmerzen oder sittlichen Leidens, das in physisches Leiden übergeht; denn in diesen Fällen gehen mit den Gesichtszügen starke Veränderungen vor sich, die mit ziemlich groben Pinselstrichen hinreichend dargestellt werden können, und eine kleine Unrichtigkeit oder Unzulänglichkeit in den Einzelheiten verschwindet unter den kräftigen Strichen: die gröbste Andeutung ist hier für den Betrachter verständlich. Befriedigender als andere Nuancen des Ausdrucks wird auch Wahnsinn, Stumpfsinn oder Geistesabwesenheit wiedergegeben; denn hier ist fast nichts wiederzugeben, oder man muß Disharmonie wiedergeben – und Disharmonie wird durch Unvollkommenheit der Ausführung nicht verdorben, sondern gesteigert. Alle anderen Abwandlungen des Gesichtsaus-

[49] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Aber die Malerei ist nicht imstande, die Farbe eines noch frischen Gesichts, die Farbe eines Körpers, der noch nicht zu erstarren begonnen hat, wiederzugeben. Die Gesichter von alten Leuten oder von Menschen, die durch Arbeit und Entbehrungen vergröbert und von der Sonne verbrannt sind, gelingen ihr weitaus befriedigender als zarte, junge, vor allem Frauengesichter.“

drucks jedoch werden von der Malerei außerordentlich unbefriedigend wiedergegeben; denn niemals kann sie die Zartheit der Striche, die Harmonie aller kleinsten Veränderungen in den Muskeln erreichen, von denen der Ausdruck sanfter Freude, stiller Nachdenklichkeit, beschwingter Fröhlichkeit usw. abhängt.[50] Die menschlichen Hände sind grob und können befriedigend nur das ausführen, wozu keine allzu vollendete Formgebung erforderlich ist; „plump gemacht" – das ist die richtige Bezeichnung für alle bildenden Künste, sobald wir sie mit der Natur vergleichen.[51] Übrigens ist die Malerei (und auch die Bildhauerei) der [442] Natur gegenüber mehr noch als auf die Formen oder den Ausdruck ihrer Gestalten auf deren Gruppierung stolz. Doch *dieser* Stolz ist noch weniger verständlich. Zuweilen gewiß glückt es der Kunst, ihre Gestalten einwandfrei zu gruppieren, doch sollte sie sich mit diesen außerordentlich seltenen Erfolgen nicht allzusehr brüsten; denn in der Wirklichkeit gibt es in dieser Beziehung *niemals* Mißerfolge: in jeder Gruppe lebender Menschen halten sich alle vollkommen entsprechend 1. dem Wesen der Szene, die sich zwischen ihnen abspielt, 2. dem Wesen ihres eigenen Charakters und 3. den Umständen der Situation. Das alles wird im wirklichen Leben stets ganz von selber eingehalten, aber nur mit größter Mühe in der Kunst erreicht. „Stets und von selbst" in der Natur, „sehr selten und mit größter Kraftanspannung" in der Kunst – das ist eine Tatsache, die für die Natur und die Kunst fast in jeder Beziehung kennzeichnend ist.[52]

Wenden wir uns der Malerei zu, die die Natur darstellt. Wieder können weder mit der Hand gezeichnete noch auch in der Einbildung vorgestellte Formen von Gegenständen schöner sein, als sie in der Wirklichkeit sind; den Grund haben wir weiter oben angegeben. Etwas Schöneres als die wirkliche Rose kann sich die Einbildungskraft nicht vorstellen; die Ausführung bleibt aber stets hinter dem vorgestellten Ideal zurück. Die Farben einiger Gegenstände gelingen der Malerei sehr gut; es gibt aber viele Dinge, deren Kolorit sie nicht wiederzugeben vermag. Im allgemeinen gelingen ihr besser dunkle Farben und grobe, harte Töne; helle schlechter; das Kolorit von sonnenbeschienenen Gegenständen am schlechtesten; ebenso mißglücken die Töne des blauen, mittäglichen Himmels, die rosigen und goldigen Töne des Morgens und des Abends. „Aber gerade durch die Überwindung dieser Schwierigkeiten haben sich die großen Künstler Ruhm erworben" – d. h. dadurch, daß sie sie wesentlich besser überwanden als andere Maler. Wir sprechen nicht vom relativen Wert der Schöpfungen der Malerei, sondern vergleichen die besten von ihnen mit der Natur. Soviel wie die besten von ihnen besser sind als andere, soviel bleiben sie hinter der Natur zurück.[53] „Aber die Malerei

[50] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Und warum die Malerei nicht imstande ist, etwas Stilles, Sanftes, Erhabenes befriedigend wiederzugeben, ist leicht einzusehen: ihre Mittel sind zu grob, es bedarf einer mikroskopischen Zartheit des Details, um die mikroskopisch zarten, feinen, harmonischen Spannungen und Entspannungen der Muskeln, das kaum merkliche Zunehmen der Blässe oder der Röte, die Mattigkeit oder die lebendige Frische des Gesichtskolorits wiederzugeben."

[51] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Man kann sagen, daß das alles längst bekannt ist und daß ich Gemeinplätze wiederhole. Eine solche Bemerkung wäre einerseits berechtigt. Jedermann ist überzeugt, daß die Kunst mit der Natur nicht wetteifern kann, daß ‚die Natur ein größerer Künstler ist als alle Maler'; sonderbarerweise aber sagt fast jedermann nach wie vor, sowohl die Formen als auch der Ausdruck der in Stein gehauenen oder gemalten Menschen seien ‚edler, schöner, vollkommener' als das, was man bei lebendigen Menschen findet. Im allgemeinen lohnt es sich nicht, über die ‚Neuheit' der eigenen Gedanken zu streiten: wenn sie alt und allgemein anerkannt sind – um so besser. Leider läßt sich das jedoch in diesem Falle schwerlich behaupten, weil man gewöhnlich ganz entgegengesetzte Gedanken zu hören und zu lesen bekommt."

[52] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Der Mensch bringt es fast niemals fertig, einen Stein direkt senkrecht zu werfen; von sich aus fällt der Stein in der Wirklichkeit stets in vollkommen senkrechter Linie; gelingt es schließlich jemandem einmal, einen Stein ebenso senkrecht zu werfen, so kann er sich damit nur vor andern Menschen brüsten, die es nicht zustande bringen, nicht aber vor der Natur, die es stets ohne die geringsten Anstrengungen so macht."

[53] Weiter heißt es im Manuskript: „Als Resultat ergibt sich das gleiche wie oben: die Malerei kann die Dinge nicht befriedigend in der Gestalt darstellen, die sie in der Wirklichkeit haben."

kann doch die Landschaft besser gruppieren?“ – Das bezweifeln [443] wir; wenigstens findet man in der Natur auf Schritt und Tritt Bilder, denen nichts hinzuzufügen, aus denen nichts zu entfernen ist. Etwas anderes sagen viele Menschen, die ihr Leben dem Studium der Kunst gewidmet und die Natur aus dem Auge verloren haben. Aber das einfache, natürliche Gefühl jedes Menschen, der nicht parteiisch in artistischer oder dilettantischer Einseitigkeit befangen ist, wird mit uns einverstanden sein, wenn wir sagen, daß es in der Natur sehr viele Örtlichkeiten und Schauspiele gibt, für die man sich nur begeistern kann und an denen es nichts auszusetzen gibt. Geht in einen ordentlichen Wald – wir sprechen nicht von den Wäldern Äquatorialamerikas, wir sprechen von jenen Wäldern, die schon unter der Hand des Menschen gelitten haben, von unseren europäischen Wäldern –, was mangelt diesem Wald? Wem ist beim Anblick eines richtigen Waldes je der Gedanke gekommen, daß in diesem Wald irgend etwas zu ändern, zu ergänzen wäre, um den ästhetischen Genuß an ihm zu vervollkommnen? Fahrt zwei-, dreihundert Werst weit – wir sagen nicht in Italien oder in der Schweiz, oder in den an sie angrenzenden Teilen Deutschlands, nein, in Mittelrußland, von dem man sagt, es sei arm an schönen Aussichten –, wieviel Plätze werdet ihr auf dieser kleinen Reise finden, die euch begeistern werden und bei deren Anblick ihr in eurer Freude nicht auf den Gedanken kommt: „Wenn man dort dies hinzufügte, da jenes wegließe, wäre die Landschaft schöner.“ Ein Mensch mit unverdorbenem ästhetischem Empfinden hat vollen Genuß an der Natur und findet keine Mängel an ihrer Schönheit. Die Meinung, daß eine gemalte Landschaft großartiger, lieblicher oder in irgendeiner anderen Hinsicht schöner sein könne als die wirkliche Natur, verdankt ihre Entstehung teilweise einem Vorurteil, über das sich heutzutage selbstgefällig selbst Leute lustig machen, die sich im Grunde genommen noch nicht von ihm befreit haben – dem Vorurteil, daß die Natur grob, gemein, schmutzig sei, daß man sie säubern und ausschmücken müsse, um sie zu veredeln. Das ist das Prinzip der gestutzten Gärten. Eine andere Quelle der Meinung von der Überlegenheit gemalter Landschaften über wirkliche werden wir weiter unten analysieren, wenn [444] wir die Frage untersuchen worin eigentlich der Genuß besteht, den Kunstwerke uns bereiten.

Es bleibt noch zu betrachten, wie sich die dritte Kategorie Von Gemälden zur Natur verhält – die Gemälde, auf denen eine Gruppe von Menschen in einer Landschaft dargestellt ist. Wir haben gesehen, daß die von der Malerei dargestellte Gruppen und Landschaften der Idee nach unmöglich dem überlegen sein können, was uns die Wirklichkeit bietet, und der Ausführung nach stets unermeßlich hinter der Wirklichkeit zurückbleiben Richtig ist jedoch, daß eine Gruppe auf dem Bilde in eine Umgebung gestellt werden kann, die wirkungsvoller und sogar ihrem Wesen angemessener ist als die gewöhnliche wirkliche Umgebung (heitere Szenen spielen sich häufig in einer recht farblosen oder sogar traurigen Umgebung ab; erschütternde, erhabene Szenen oft, sogar meistens, in einer Umgebung, die durchaus nicht erhaben ist; und umgekehrt fehlt es einer Landschaft häufig an Gruppen, deren Charakter dem ihren angemessen wäre). Die Kunst füllt diese Lücke sehr leicht aus, und wir sind bereit zuzugeben, daß sie in dieser Hinsicht der Wirklichkeit überlegen ist. Aber indem wir diesen Vorzug anerkennen müssen wir untersuchen, erstens, inwieweit er von Bedeutung ist, und zweitens, ob er stets ein wirkhoher Vorzug ist. – Ein Gemälde stellt eine Landschaft und in ihr eine Gruppe Menschen dar. Gewöhnlich ist in solchen Fällen entweder die Landschaft nur der Rahmen für die Gruppe, oder die Menschengruppe ist nur zweitrangiges Beiwerk, während die Hauptsache auf dem Bild die Landschaft ist. Im ersteren Falle beschränkt sich der Vorzug der Kunst vor der Wirklichkeit darauf, daß sie für das Bild einen vergoldeten Rahmen anstatt eines einfachen zu finden gewußt hat; im zweiten Falle hat die Kunst ein vielleicht schönes, doch zweitrangiges Beiwerk hinzugefügt – auch das kein allzu großer Gewinn.[54] Aber wächst die innere Bedeu-

[54] Weiter heißt es im Manuskript: „Wenn also diese Art von Bildern einen Vorzug vor der Wirklichkeit besitzt, ist dieser so unwichtig, daß er kaum der Aufmerksamkeit wert ist.“

tung eines Bildes wirklich, wenn die Maler sich bemühen, der Menschengruppe eine Umgebung zu geben, die dem Charakter der Gruppe entspricht? In der Mehrzahl der Fälle ist das zweifelhaft. Wird es nicht gar zu [445] einförmig, Szenen glücklicher Liebe stets mit den Strahlen der fröhlichen Sonne zu beleuchten und sie ins lachende Grün der Wiesen zu verlegen, zudem noch in den Frühling, „wo die ganze Natur Liebe atmet“, Verbrecherszenen dagegen durch Blitze zu erhellen und in wilde Felsen zu verlegen? Und erhöht nicht überdies eine nicht völlig mit dem Charakter der Szene harmonierende Umgebung, wie sie in der Wirklichkeit gewöhnlich vorkommt, durch ihre Disharmonie den Eindruck, den die Szene selbst hervorruft? Hat nicht fast immer die Umgebung Einfluß auf den Charakter der Szene, gibt sie ihr nicht neue Nuancen, verleiht sie ihr nicht eben dadurch mehr Frische und mehr Leben?

Die endgültige Schlußfolgerung aus diesen Überlegungen über Bildhauerei und Malerei: wir sehen, daß die Werke der einen wie der anderen Kunst in vielen und sehr wesentlichen Elementen (in der Schönheit der Formen, der absoluten Vollkommenheit der Ausführung im Ausdruck usw.) unermeßlich hinter der Natur und dem Leben zurückstehen; außer einem einzigen unwichtigen Vorzug der Malerei jedoch, über den wir soeben gesprochen haben, sehen wir entschieden nichts, worin ein Werk der Bildhauerei oder der Malerei der Natur oder dem wirklichen Leben überlegen wäre.

Jetzt haben wir noch von der Musik und von der Dichtung zu sprechen – den höchsten, vollkommensten Künsten, vor denen, wie die herrschende ästhetische Theorie, einen in gemilderter Form richtigen Gedanken übertreibend, behauptet, sowohl Malerei wie Bildhauerei nicht bestehen können.

Doch vorerst müssen wir unsere Aufmerksamkeit der Frage zuwenden: in welchem Verhältnis steht die Instrumentalmusik zur Vokalmusik, und in welchen Fällen kann man die Vokalmusik als Kunst bezeichnen?

Die Kunst ist die Tätigkeit, vermittels derer der Mensch sein Streben nach dem Schönen verwirklicht – das ist die übliche Definition der Kunst; wir sind mit ihr nicht einverstanden; aber solange wir nicht unsere Kritik geäußert haben, haben wir noch nicht das Recht, sie aufzugeben, werden aber, auch wenn wir später an Stelle der hier von uns angeführten Definition jene setzen, die uns richtig scheint, dadurch nichts an unseren Schlußfolgerungen hinsichtlich [446] der Frage ändern: Ist der Gesang immer Kunst, und in welchen Fällen wird er zur Kunst? – Was ist das erste Bedürfnis, unter dessen Einfluß der Mensch zu singen beginnt? ist daran irgendwie das Streben nach dem Schönen beteiligt? Uns scheint, daß es ein vom Bemühen um das Schöne völlig verschiedenes Bedürfnis ist. Ein ruhiger Mensch kann verschlossen sein, er kann schweigen. Ein Mensch, der unter dem Einfluß des Gefühls der Freude oder der Trauer steht, wird mitteilsam; mehr noch: er kann nicht umhin, seinem Gefühl nach außen hin Ausdruck zu geben: „Das Gefühl verlangt Ausdruck.“ Auf welche Weise tritt es nun an die Außenwelt? Auf verschiedene, je nach Charakter. Plötzliche und erschütternde Empfindungen äußern sich in einem Schrei oder Ausruf; unangenehme Gefühle, die in physischen Schmerz übergehen, äußern sich in verschiedenen Grimassen und Gesten; das Gefühl starken Unbehagens ebenfalls in unruhigen, abgehackten Gesten; die Gefühle der Freude und des Kummers schließlich in der Mitteilung, wenn jemand da ist, zu dem man reden kann, oder im Gesang, wenn niemand da ist, zu dem man reden kann, oder wenn der Mensch sich nicht mitteilen möchte. Dieser Gedanke findet sich unbedingt in jeder Betrachtung über das Volkslied. Merkwürdig ist nur, warum man nicht die Tatsache beachtet, daß der Gesang, der seinem Wesen nach Ausdruck der Freude oder des Kummers ist, durchaus nicht unserem Streben nach dem Schönen entspringt. Wird denn ein Mensch wirklich unter dem vorherrschenden Einfluß des Gefühls noch daran denken, wie er zu Anmut und Grazie kommt, wird er sich um Form kümmern? Gefühl und Form sind einander entgegengesetzt. Allein schon

hieraus sehen wir, daß der Gesang, der eine Schöpfung des Gefühls ist, und die Kunst, die sich um Form bemüht, zwei völlig verschiedene Dinge sind. Der Gesang ist ursprünglich und wesentlich – ähnlich wie die mündliche Mitteilung – ein Erzeugnis des praktischen Lebens und nicht der Kunst; aber wie jedes „Können“ braucht auch das Singen Gewohnheit, Übung, Praxis, um eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu erreichen; wie alle Organe erfordert auch das Organ des Gesanges – die Stimme – Ausbildung, Studium, um zu [447] einem gehorsamen Werkzeug des Willens zu werden – und der Naturgesang wird in dieser Beziehung zur „Kunst“, jedoch nur in dem Sinne, in dem die Fertigkeit zu schreiben, zu rechnen, zu pflügen, kurz, jede praktische Tätigkeit „Kunst“ genannt wird, und durchaus nicht in dem Sinne, den die Ästhetik dem Wort „Kunst“ beilegt.

Aber als Gegensatz zum Naturgesang gibt es den Kunstgesang, der danach strebt, den Naturgesang nachzuahmen. Das Gefühl gibt allem, was unter seinem Einfluß geschieht, ein besonderes, hohes Interesse; es verleiht sogar allem besonderen Reiz, besondere Schönheit. Ein von Trauer oder Freude beseeltes Gesicht ist tausendmal schöner als ein kaltes. Der Naturgesang, der als Ausfluß des Gefühls ein Erzeugnis der Natur und nicht der um Schönheit bemühten Kunst ist, besitzt jedoch hohe Schönheit; deshalb entsteht im Menschen der Wunsch, im Gesang absichtlich den Naturgesang nachzuahmen. Wie verhält sich dieser Kunstgesang zum natürlichen? – Er ist viel durchdachter, er ist berechneter, er ist ausgeschmückt mit allem, womit das Genie des Menschen ihn nur ausschmücken kann: wie wollte man eine Arie aus einer italienischen Oper mit einem einfachen, monotonen, melodiearmen Volkslied vergleichen? – Doch alle Gelehrtheit der Harmonie, alle Eleganz der Ausarbeitung, der ganze Reichtum der Schmuckformen einer genialen Arie, die ganze Schmiegsamkeit, der ganze unvergleichliche Reichtum der Stimme, die sie zum Vortrag bringt, sind kein Ersatz für den Mangel an jenem echten Gefühl, das in der ärmlichen Melodie des Volkslieds und der anspruchslosen, wenig ausgebildeten Stimme des Menschen liegt, der nicht aus dem Wunsche heraus singt, zu glänzen und seine Stimme, seine Kunst zur Geltung zu bringen, sondern aus dem Bedürfnis, sein Gefühl ausströmen zu lassen. Der Unterschied zwischen Naturgesang und Kunstgesang ist der Unterschied zwischen dem Schauspieler, der eine lustige oder traurige Rolle spielt, und dem Menschen, der wirklich aus irgendeinem Grunde lustig oder traurig ist – der Unterschied zwischen dem Original und einer Kopie, zwischen Wirklichkeit und Nachahmung. Wir fügen gleich hinzu, daß in dem Komponisten tatsächlich das Gefühl lebendig sein kann, [448] das in seinem Werk zum Ausdruck kommen soll; dann kann er etwas schreiben, was nicht nur an äußerer Schönheit, sondern auch an innerem Wert weit über das Volkslied hinausgeht, in diesem Falle wird sein Werk jedoch ein Werk der Kunst oder des „Könnens“ nur in technischer Beziehung sein, nur in dem Sinne, in dem alle Werke von Menschenhand, soweit sie mit Hilfe von gründlichem Studium, Überlegungen und mit dem Bemühen, „es möglichst gut zu machen“, zustande kommen, Kunstwerke genannt werden können; eigentlich jedoch ist das unter dem vorherrschenden Einfluß eines unwillkürlichen Gefühls geschriebene Werk eines Komponisten eine Schöpfung der Natur (des Lebens) überhaupt, nicht aber der Kunst. Ganz ebenso kann ein kunstreicher und für Eindrücke empfänglicher Sänger ganz in seiner Rolle aufgehen und das Gefühl in sich aufnehmen, das sein Lied zum Ausdruck bringen soll, und dann wird er es auf der Bühne vor dem Publikum besser singen als ein anderer, der nicht auf der Bühne singt, – aus Gefühlsüberschwang und nicht wie vor einem Publikum; doch in diesem Falle hört der Sänger auf, Schauspieler zu sein, und sein Gesang wird zum Lied der Natur selbst, und nicht zum Kunstwerk. Wir denken nicht daran, diese Gefühlsbegeisterung mit der Inspiration zu verwechseln: die Inspiration ist eine besonders günstige Stimmung der schöpferischen Phantasie; sie hat mit der Gefühlsbegeisterung nur das eine gemeinsam, daß bei Menschen, die mit dichterischem Talent und gleichzeitig mit besonderer Empfänglichkeit für Eindrücke begabt sind, die Inspiration in Gefühlsbegeisterung übergehen kann, wenn der Gegenstand der Inspiration zu Gefühl disponiert. Zwi-

schen Inspiration und Gefühl besteht der gleiche Unterschied wie zwischen Phantasie und Wirklichkeit, zwischen Traum und Sinneseindruck.

Die ursprüngliche und wesentliche Bestimmung der Instrumentalmusik ist die Begleitung des Gesangs. In der Folge jedoch, als der Gesang für die oberen Klassen vorwiegend zu Kunst wurde und die Hörer anfingen, sehr anspruchsvoll in bezug auf die Gesangstechnik zu werden, war die Instrumentalmusik aus Mangel an befriedigendem Gesang bemüht, diesen zu ersetzen, und trat als etwas Selb-[449]ständiges auf; zwar gewinnt sie dank der Vervollkommnung der Musikinstrumente, der außerordentlichen Entwicklung des Spiels und des bevorzugten Interesses für die Ausführung statt für den Inhalt auch das Anrecht auf eine selbständige Bedeutung. Nichtsdestoweniger hat sich aber das wahre Verhältnis der Instrumentalmusik zum Gesang in der Oper, dieser vollkommensten Form der Musik als Kunst, und auf einigen anderen Gebieten der Konzertmusik erhalten. Und man kann nicht umhin festzustellen, daß trotz der ganzen Unnatürlichkeit unseres Geschmacks, trotz der verfeinerten Vorliebe für alle Schwierigkeiten und Kniffe einer glänzenden Technik alle Menschen fortfahren, dem Gesang den Vorzug vor der Instrumentalmusik zu geben: kaum setzt der Gesang ein, hören wir auf, dem Orchester Aufmerksamkeit zu schenken. Über alle anderen Instrumente wird die Geige gestellt, weil sie „von allen Instrumenten der menschlichen Stimme am nächsten kommt“; es ist das höchste Lob für einen Musikanten, wenn man von ihm sagt: „aus den Tönen seines Instruments ist eine menschliche Stimme zu hören“. Also: die Instrumentalmusik ist Nachahmung des Gesangs, seine Begleitung oder sein Surrogat; der Gesang als Kunstwerk ist nur Nachahmung und Surrogat des Gesangs als Naturerzeugnis. Danach haben wir das Recht, zu sagen, daß in der Musik die Kunst nur eine schwache Reproduktion von Erscheinungen des Lebens ist, die von unserem Streben zur Kunst unabhängig sind.

Gehen wir zur höchsten und reichsten der Künste über, zur Dichtung, deren Probleme die ganze Theorie der Kunst in sich schließen. Unermeßlich überragt die Dichtung die anderen Künste durch ihren Inhalt; alle anderen Künste sind nicht imstande, uns auch nur den hundertsten Teil von dem zu sagen, was die Dichtung sagt. Doch dieses Verhältnis ändert sich völlig, sobald wir unsere Aufmerksamkeit der Stärke und Lebendigkeit des subjektiven Eindrucks zuwenden, der von der Dichtung einerseits und von den anderen Künsten anderseits ausgeht. Alle anderen Künste wirken, ähnlich wie die lebendige Wirklichkeit, unmittelbar auf die Sinne ein, die Dichtung wirkt auf die Phantasie; bei manchen Menschen ist die Phantasie bedeutend empfänglicher [450] und lebendiger als bei anderen, im allgemeinen jedoch läßt sich sagen, daß ihre Bilder beim gesunden Menschen im Vergleich mit den Sinneswahrnehmungen blaß und schwach sind; deshalb muß gesagt werden, daß hinsichtlich der Stärke und Klarheit des subjektiven Eindrucks die Dichtung nicht nur hinter der Wirklichkeit, sondern auch hinter allen anderen Künsten weit zurückbleibt. Untersuchen wir einmal, zu welchem Grad von objektiver Vollkommenheit des Inhalts und der Form es die Werke der Dichtung bringen, und ob sie es wenigstens in dieser Beziehung mit der Natur aufnehmen kann.

Man redet viel von der „Vollendung“, „Individualität“, „lebendigen Bestimmtheit“ der Personen und Charaktere, die die großen Dichter geschaffen haben. Gleichzeitig aber sagt man uns, „das sind indessen nicht Einzelpersonen, sondern allgemeine Typen“; nach einem derartigen Satz wäre es überflüssig zu beweisen, daß die allerbestimmteste, hervorragend gezeichnete Gestalt in einem Dichtwerk nur eine allgemeine, unbestimmt umrissene Skizze bleibt, die lebendige, bestimmte Individualität nur durch die Einbildungskraft (eigentlich durch die Erinnerungen) des Lesers erhält. Die Gestalt der Dichtung verhält sich zur wirklichen, lebendigen Gestalt ebenso wie das Wort zum wirklichen Gegenstand, den es bezeichnet – sie ist nur eine blasse und allgemeine, unbestimmte Andeutung der Wirklichkeit. Viele Menschen sehen in dieser „Allgemeinheit“ der dichterischen Gestalt ihre Überlegenheit über die Menschen, die uns im wirklichen Leben entgegentreten. Diese Meinung beruht auf der angenom-

menen Gegensätzlichkeit zwischen der allgemeinen Bedeutung eines Wesens und seiner lebendigen Individualität, auf der Annahme, das „Allgemeine verliere, wenn es sich individualisiert, seine Allgemeinheit“ in der Wirklichkeit und „werde nur durch die Kunst, die das Individuum seiner Individualität entkleidet, wieder zu ihr erhoben“. Ohne uns auf metaphysische Überlegungen darüber einzulassen, wie sich das Allgemeine tatsächlich zum Besonderen verhält (wobei wir zu dem Schluß kommen müßten, daß das Allgemeine für den Menschen nur ein blasser, lebloser Extrakt aus dem Individuellen ist, daß sie sich deshalb ebenso [451] zueinander verhalten wie Wort und Realität), sagen wir nur, daß tatsächlich die individuellen Einzelheiten die allgemeine Bedeutung des Gegenstandes durchaus nicht beeinträchtigen, sondern im Gegenteil seine allgemeine Bedeutung beleben und vervollständigen; daß jedenfalls die Dichtung die hohe Überlegenheit des Individuellen durch ihr Streben nach lebendiger Individualisierung ihrer Gestalten anerkennt; daß sie dabei durchaus keine Individualität erreichen, sondern sich ihr nur etwas annähern kann, und daß der Grad dieser Annäherung der Maßstab für den Wert der dichterischen Gestalt ist. Also: sie ist bestrebt, jedoch nie imstande, das zu erreichen, was in den typischen Personen des wirklichen Lebens stets vorhanden ist – es ist klar, daß die Gestalten der Dichtung im Vergleich mit den ihnen entsprechenden Gestalten der Wirklichkeit schwach, unvollständig, unbestimmt sind. „Kommen aber in der Wirklichkeit wahrhaft typische Personen vor?“ – Es genügt, eine solche Frage aufzuwerfen, um erst gar keine Antwort zu erwarten wie auf die Fragen, ob es im Leben wirklich gute und schlechte Menschen, Verschwender und Geizhälse usw. gibt, ob wirklich das Eis kalt, das Brot sehr nahrhaft ist u. dgl. Es gibt Leute, denen man alles weisen und beweisen muß. Aber sie sind mit allgemeinen Beweisen in einer allgemeinen Abhandlung nicht zu überzeugen; auf sie kann man nur einzeln einwirken, für sie sind nur Spezialbeispiele aus ihrem Bekanntenkreise überzeugend, in dem sich, so eng er auch sein mag, stets einige wahrhaft typische Personen finden; der Hinweis auf wahrhaft typische Personen der Geschichte dürfte kaum helfen: es gibt Menschen, die zu sagen bereit sind: „Die historischen Persönlichkeiten sind durch die Legende, durch die Bewunderung der Zeitgenossen, durch das Genie der Geschichtsforscher oder durch ihre Ausnahmestellung poetisiert.“

Woher die Meinung stammt, typische Charaktere würden in der Dichtung viel reiner und besser dargestellt, als sie im wirklichen Leben vorkommen, wollen wir später untersuchen; wenden wir unsere Aufmerksamkeit jetzt dem Prozeß zu, mit dessen Hilfe in der Dichtung Charaktere „geschaffen“ werden – er wird gewöhnlich als Gewähr dafür angeführt, [452] daß diese Gestalten typischer sind als lebende Personen. Gewöhnlich sagt man: „Der Dichter beobachtet eine Menge lebender, individueller Persönlichkeiten; keine einzige von ihnen kann als vollendeter Typus dienen; aber er bemerkt, was jede von ihnen Allgemeines, Typisches hat; alles Besondere beiseite lassend, vereinigt er die auf verschiedene Leute verstreuten Züge zu einem künstlerischen Ganzen und schafft auf diese Weise einen Charakter, der als Quintessenz wirklicher Charaktere bezeichnet werden kann.“ Nehmen wir an, daß das alles völlig richtig ist und daß es sich stets gerade so abspielt; aber die Quintessenz einer Sache ähnelt gewöhnlich nicht der Sache selbst: Tein ist nicht Tee, Alkohol nicht Wein. Nach der obenangeführten Regel verfahren tatsächlich jene „Verfasser“, die uns an Stelle von Menschen Quintessenzen des Heroismus und der Bosheit in Gestalt von Ungeheuern des Lasters und von steinernen Heroen vorsetzen. Alle – oder fast alle – jungen Leute verlieben sich – da haben wir einen gemeinsamen Zug, in den übrigen ähneln sie einander nicht; und in allen Dichtwerken werden wir mit jungen Mädchen und jungen Burschen erfreut, die immer nur von Liebe träumen und reden und den ganzen Roman hindurch nichts anderes tun, als an Liebe leiden oder in Seligkeit schwimmen; alle betagten Leute reden gern weise daher, im übrigen sind sie einander nicht ähnlich; alle Großmütter lieben ihre Enkel usw. –und so bevölkern sich die Novellen und Romane mit alten Männern, die nichts anderes tun, als weise

daherreden, mit Großmüttern, die nichts anderes tun, als ihre Enkel liebkosen usw.[55] Aber meistens wird das Rezept nicht ganz befolgt: wenn der Dichter seinen Charakter „schafft", schwebt seiner Phantasie gewöhnlich die Gestalt einer wirklichen Person vor; sie „reproduziert" er zuweilen bewußt, zuweilen unbewußt in seiner typischen Person. Zum Beweis erinnern wir an die zahllosen Werke, in denen die Hauptperson der Handlung ein mehr oder weniger getreues Porträt des Autors selbst ist (zum Beispiel Faust, Don Carlos und Marquis Posa, die Helden Byrons, die Helden und Heldinnen von George Sand, Lenski, Onegin, Petschorin); wir erinnern ferner an die sehr häufig gegen Romanschriftsteller [453] erhobene Beschuldigung, daß sie „in ihren Romanen Porträts ihrer Bekannten zeichnen"; diese Beschuldigungen werden gewöhnlich mit Spott und Empörung zurückgewiesen; sie sind jedoch in den meisten Fällen nur übertrieben und unrichtig ausgedrückt, in ihrem Kern aber gerechtfertigt. Es ist einerseits der Anstand, andererseits das gewöhnliche Streben des Menschen nach Selbständigkeit, nach „Schaffen und nicht Kopieren", was den Dichter veranlaßt, Charaktere, wenn er sie nach Menschen zeichnet, die ihm im Leben begegnet sind, bis zu einem gewissen Grade ungenau darzustellen; außerdem handelt die nach einem wirklichen Menschen gezeichnete Person im Roman gewöhnlich in einem Milieu, das völlig anders ist als seine Umgebung in der Wirklichkeit, und dadurch verliert sich die äußere Ähnlichkeit. Aber alle diese Umwandlungen ändern nichts daran, daß der Charakter im wesentlichen kopiert bleibt und nicht geschaffen ist, Porträt ist und nicht Original. Hiergegen kann man sagen: es ist richtig, daß als Urbild für eine dichterische Gestalt sehr oft eine wirkliche Person dient; aber der Dichter „hebt sie zu allgemeiner Bedeutung empor" – das Emporheben ist gewöhnlich gar nicht nötig, weil auch das Original schon in seiner Individualität allgemeine Bedeutung hat; man muß nur – und darin besteht eine der Qualitäten des dichterischen Genies – das Wesen des Charakters im wirklichen Menschen erkennen, ihn mit durchdringenden Augen zu betrachten fähig sein; außerdem muß man verstehen oder fühlen, wie dieser Mensch unter den Umständen, in die ihn der Dichter versetzt, handeln und sprechen würde – eine andere Seite des dichterischen Genies; drittens gehört dazu auch die Fähigkeit, ihn so darzustellen, so wiederzugeben, wie der Dichter ihn versteht – vielleicht die charakteristischste Eigenschaft des dichterischen Genies. Verstehen, fähig sein, das Verstandene recht zu erfassen oder mit dem Instinkt zu erfühlen und es wiederzugeben – das ist die Aufgabe des Dichters bei der Darstellung der meisten von ihm dargestellten Gestalten. Die Frage, was unter „Emporheben zu idealer Bedeutung", „Poetisierung der Prosa und der Unebenheiten des Lebens" zu verstehen ist, wird [454] uns weiten unten noch begegnen. Wir zweifeln nicht im geringsten daran, daß es in den Werken der Dichtung sehr viele Gestalten gibt, die man nicht als Porträts bezeichnen kann, die vielmehr vom Dichter „geschaffen" sind. Aber das kommt durchaus nicht daher, daß sich in der Wirklichkeit keine würdigen Modelle gefunden hätten, sondern hat ganz andere Gründe und geschieht meist einfach aus Vergeßlichkeit oder aus mangelnder Kenntnis: wenn dem Dichter die lebendigen Einzelheiten aus dem Gedächtnis entschwunden sind und nur ein allgemeiner, abstrakter Begriff von dem Charakter geblieben ist, oder wenn der Dichter von der typischen Person viel weniger weiß, als nötig wäre, um eine lebendige Person aus ihr zu machen, so muß er notgedrungen selbst die allgemeine Form ergänzen, die Konturen abschattieren. Solche erfundenen Gestalten stellen sich uns jedoch fast niemals als lebendige Charaktere dar.[56] Je mehr wir überhaupt vom Leben eines Dichters

[55] Weiter heißt es im Manuskript: „und es gibt viele solcher ‚typischen Personen', die man schon lange als wandelnde Puppen mit der Aufschrift ‚Held; Bösewicht; Einfaltspinsel; Feigling usw.' auf der Stirn bezeichnet".

[56] Weiter heißt es im Manuskript: „Unsere gedrängte Betrachtung darüber, wie der Dichter typische Gestalten ‚schafft', ist zu allgemein, zu kurz und daher natürlich unvollständig; wenn wir unsere Auffassung entwickeln und beweisen wollten, müßten wir eine ganz umfangreiche Monographie schreiben; aber wer nicht durch die Phrasen vom ‚Schaffen von Typen' voreingenommen ist, der braucht wohl erst gar keine ausführliche Entwicklung so naheliegender Gedanken."

und von den Personen wissen, die ihm nahestanden, um so mehr Porträts lebender Menschen entdecken wir bei ihm. Man wird wohl zugeben müssen, daß die von Dichtern dargestellten Gestalten viel weniger „Geschaffenes“ und viel mehr nach der Wirklichkeit Kopiertes enthalten und stets enthalten haben, als man gewöhnlich annimmt; man wird wohl zu der Überzeugung kommen müssen, daß der Dichter in bezug auf seine Gestalten fast stets nur Historiker oder Memoirenschreiber ist. Es versteht sich von selbst, daß wir mit alledem nicht sagen wollen, Goethe habe jedes von Mephisto gesprochene Wort buchstäblich von Merck gehört.[57] Nicht nur ein genialer Dichter, auch der phantasieärmste Erzähler ist imstande, zu einem Satz einen anderen gleicher Art hinzuzudichten, Einleitungen und Übergänge hinzuzufügen.

Viel mehr „selbständig Erfundenes“ oder „Hinzugedachtes“ – wir erlauben uns, den üblichen, allzu stolzen Ausdruck „Geschaffenes“ durch diese Ausdrücke zu ersetzen – gibt es gewöhnlich in den vom Dichter dargestellten Begebenheiten in der Intrige, in der Schürzung des Knotens und in seiner Lösung usw., obgleich sehr leicht nachzuweisen ist, daß dem Dichter als Sujets für seine Romane, [455] Novellen usw. gewöhnlich tatsächlich vorgefallene Ereignisse oder Anekdoten, verschiedenen Erzählungen u. a. m. dienen (nehmen wir beispielsweise alle Prosaerzählungen Puschkins: „Die Hauptmannstochter“ – eine Anekdote; „Dubrowski“ – eine Anekdote; „Pique-Dame“ – eine Anekdote; „Der Schuß“ – eine Anekdote usw.). Aber die allgemeine Kontur des Sujets an sich verleiht dem Roman oder der Novelle noch keinen hohen dichterischen Wert – man muß verstehen, sich des Stoffes zu bedienen; deshalb wenden wir, ohne die „Selbständigkeit“ des Sujets weiter zu untersuchen, unsere Aufmerksamkeit der Frage zu, ob die Dichtwerke in bezug auf das vollentwickelt in ihnen dargestellte Sujet die wirklichen Ereignisse an „Poesie“ übertreffen oder hinter ihnen zurückbleiben. Um zu einem endgültigen Schluß zu kommen, stellen wir hilfsweise einige Fragen, von denen ein großer Teil sich von selbst beantwortet: 1. Gibt es in der Wirklichkeit poetische Ereignisse, spielen sich in der Wirklichkeit Dramen, Romane, Komödien, Tragödien, Possen ab? – Jeden Augenblick. 2. Sind diese Ereignisse in ihrer Entwicklung und Lösung wahrhaft poetisch? Sind sie in der Wirklichkeit vollendet künstlerisch und abgerundet? – Je nachdem; häufig sind sie es nicht, aber sehr häufig sind sie es. Es gibt sehr viele Begebenheiten, an denen eine streng dichterische Betrachtungsweise in künstlerischer Hinsicht keinerlei Mängel finden kann. Dieser Punkt wird beantwortet durch die Lektüre des ersten besten gutgeschriebenen Geschichtsbuches, durch den ersten Abend, den man in Unterhaltung mit einem Menschen verbringt, der in seinem Leben viel gesehen hat; er wird schließlich beantwortet durch eine beliebige Nummer irgendeiner französischen oder englischen Gerichtszeitung, die man in die Hand nimmt. 3. Gibt es unter diesen vollendet poetischen Begebenheiten solche, die ohne jegliche Änderung unter der Überschrift „Drama“, „Tragödie“, „Roman“ usw. herausgegeben werden könnten? – Sehr viele; allerdings sind viele wirkliche Begebenheiten unwahrscheinlich, da sie auf zu seltenen, ausschließlichen Situationen oder Verkettungen von Umständen beruhen und deshalb in ihrer wahren Gestalt wie Märchen oder an den [456] Haaren herbeigezogene Erfindungen wirken (hieraus kann man sehen, daß das wirkliche Leben häufig zu dramatisch für ein Drama, zu poetisch für eine Dichtung ist); aber es gibt sehr viele Begebenheiten, an denen bei all ihrer Merkwürdigkeit nichts Exzentrisches, nichts Unwahrscheinliches ist, die ganze Verkettung der Ereignisse, der ganze Ablauf und die Lösung dessen, was man in der Dichtung die Intrige nennt, sind einfach. 4. Haben wirkliche Begebenheiten eine „allgemeine“ Seite, die zum Dichtwerk notwendig ist? Selbstverständlich – sie hat

[57] Für die dritte Auflage ist vor „Mephisto“ gestrichen: „Margarete und...“ und vor „Merck“ die Worte: „Gretchen und...“
Goethes Bekanntschaft mit J. H. Merck fällt in das Jahr 1771. Es war das eine seiner glühendsten Freundschaften. Mephistos Gestalt trägt viele Züge von Merck („Merck und ich“, fuhr Goethe fort, „waren immer miteinander wie Faust und Mephistopheles.“ – *Eckermann*, Gespräche mit Goethe, II. Teil, Gespräch vom 27. März 1831).

jede Begebenheit, die das Interesse eines denkenden Menschen verdient; und solcher gibt es sehr viele.

Nach alledem muß man wohl sagen, daß es in der Wirklichkeit viele Begebenheiten gibt, die[58] man nur kennen, verstehen und zu erzählen fähig sein muß, und sie werden sich im reinen Prosabericht des Historikers, des Memoirenschreibers oder Anekdotensammlers nur durch geringer Umfang, geringere Entwicklung der Szenen, Beschreibungen und ähnlicher Einzelheiten von „Dichtwerken“ unterscheiden. Und darin finden wir den wesentlichen Unterschied zwischen den Dichtwerken und der genauen prosaischen Wiedererzählung wirklicher Begebenheiten. Eine größere Fülle von Einzelheiten oder das, was man in schlechten Werken „rhetorische Weitschweifigkeit“ nennt – darauf läuft eigentlich die ganze Überlegenheit der Dichtung über den exakten Bericht hinaus. Wir sind so gut wie jedermann bereit, die Rhetorik zu verlachen; aber da wir alle Bedürfnisse des menschlichen Herzens als berechtigt anerkennen, sobald wir Allgemeingültigkeit bei ihnen feststellen, erkennen wir die Wichtigkeit dieser dichterischen Weitschweifigkeit an, weil wir in der Dichtung stets und überall einen Hang zu ihnen sehen: im Leben gibt es stets solche Einzelheiten, die das Wesen der Sache nicht braucht, die aber für ihre wirkliche Entwicklung nötig sind; sie müssen auch in der Dichtung da sein. Der Unterschied ist nur der, daß die Einzelheiten in der Wirklichkeit niemals ein bloßes Hinziehen der Sache sein können, während sie in Dichtwerken tatsächlich sehr oft den Beigeschmack der Rhetorik des mechanischen Hinziehens der Erzählung haben. [457] Weshalb wird denn Shakespeare so gepriesen, wenn nicht deshalb, weil er sich in den entscheidenden, den besten Szenen von dieser Weitschweifigkeit freihält? Aber wie viele von ihnen finden sich selbst bei ihm, bei Goethe und bei Schiller! Uns scheint es (vielleicht ist das Voreingenommenheit für das Eigne, Heimische), daß die russische Dichtung den Keim der Abneigung gegen das Hinziehen des Sujets durch mechanisch zusammengetragene Einzelheiten in sich trägt. Die Novellen und Erzählungen Puschkins, Lermontows, Gogols haben eine gemeinsame Eigenschaft: Kürze und raschen Ablauf der Erzählung. Im allgemeinen, in bezug auf den Stoff, das Typische und die Vollständigkeit der Zeichnung der Personen, bleiben also die Dichtwerke weit hinter der Wirklichkeit zurück; es gibt jedoch zwei Momente, in denen sie die Wirklichkeit übertreffen können: die Ausschmückung des Vorgangs durch wirkungsvolles Beiwerk und die Abstimmung des Charakters der Personen auf die Vorgänge, an denen sie teilnehmen.

Wir haben gesagt, daß die Malerei häufiger als die Wirklichkeit eine Gruppe in eine Umgebung hineinstellt, die dem wesentlichen Charakter der Szene entspricht; ganz ebenso macht auch die Dichtung häufiger als die Wirklichkeit solche Menschen zu treibenden Kräften und Teilnehmern der Vorgänge, deren wesentlicher Charakter völlig dem Geist dieser Vorgänge entspricht. In der Wirklichkeit sind sehr häufig Menschen von unbedeutendem Charakter die treibenden Kräfte tragischer, dramatischer usw. Vorgänge; ein nichtssagender Schlingel, ein eigentlich gar nicht einmal schlechter Mensch, kann viele schreckliche Dinge anrichten; ein Mensch, der absolut nicht als schlecht zu bezeichnen ist, kann viele Menschen unglücklich machen und viel mehr Unheil stiften als Jago oder Mephisto.[59] In Dichtwerken dagegen werden besonders schlechte Taten gewöhnlich von sehr schlechten Menschen begangen; die guten Taten tun besonders gute Menschen. Im Leben weiß man häufig nicht, wen man anklagen, wen man loben

[58] Hier folgt im Manuskript die Einschaltung: „die Bezeichnung Drama, Roman usw. nicht weniger verdienen als die von den größten Schriftstellern geschriebenen Dramen, Romane usw. und die“.

[59] Das Ende des Satzes nach den Worten „schreckliche Dinge anrichten“ lautete im Manuskript ursprünglich folgendermaßen: „irgendeine Dame, die nicht einmal ein ausgesprochenes Klatschweib zu sein braucht, kann durch ein paar unbedachte, ohne jede besondere Absicht ausgesprochene Worte das Glück vieler Menschen einzig dadurch zerstören, daß sie, gleich der Mehrzahl der Menschen, ihre Zunge nicht im Zaume zu halten versteht“. Dieser Text ist später gestrichen und verändert. Hinter den Worten „Jago oder Mephisto“ heißt es im Manuskript: „Menschen, die nicht besonders böse – und auch nicht besonders gut – sind, tun Dinge, die man ‚Bösewichten‘ oder ‚Helden‘ zuschreiben kann. So geht es gewöhnlich im Leben zu.“

soll; in den Dichtwerken werden Ehre und Unehre gewöhnlich direkt verteilt. Ist das nun aber ein Vorzug oder ein Nachteil? – Manchmal das eine, manchmal das andere; meistens [458] jedoch ein Nachteil. Wir wollen einstweilen nicht davon sprechen, daß eine Folge dieser Gewohnheit eine Idealisierung nach der guten und nach der schlechten Seite oder, einfach gesagt, eine Übertreibung ist; denn wir haben uns noch nicht über die Bedeutung der Kunst geäußert, und es ist noch zu früh, zu entscheiden, ob diese Idealisierung ein Mangel oder ein Vorzug ist: sagen wir nur, daß die Folge einer solchen ständigen Anpassung der menschlichen Charaktere an die Bedeutung der Vorgänge in der Dichtung Monotonie ist, die Personen und sogar die Vorgänge selber werden einförmig; denn durch Verschiedenheit in den Charakteren der handelnden Personen würden auch einander im Wesen ähnliche Vorgänge verschiedene Nuancen annehmen, wie das bei dem ewig mannigfaltigen, ewig neuen Leben der Fall ist, während man in den Dichtwerken sehr häufig Wiederholungen zu lesen bekommt.[60] Heutzutage pflegt man sich über Ausschmückungen, die nicht dem Wesen des Gegenstandes entspringen und zur Erreichung des Hauptzieles nicht notwendig sind, lustig zu machen; doch bis heute noch haben ein geglückter Ausdruck, eine glänzende Metapher, haben die tausenderlei Verzierungen, die erdacht werden, um dem Werk äußeren Glanz zu geben, noch außerordentlich großen Einfluß auf die Beurteilung von Dichtwerken.[61] Was Ausschmückungen, äußere Pracht, Verzwicktheit usw. anlangt, halten wir es stets für möglich, in der erdachten Erzählung die Wirklichkeit zu übertreffen. Aber man braucht nur auf diesen angeblichen Vorzug der Novellen und Dramen hinzuweisen, um diese in den Augen von Leuten mit Geschmack herabzusetzen und aus dem Gebiet der „Kunst“ in das der „Künstelei“ zu verweisen.

Unsere Untersuchung hat gezeigt, daß das Kunstwerk bestenfalls in zwei, drei unwichtigen Punkten den Vorrang vor der Wirklichkeit verdient und hinsichtlich seiner wesentlichen Qualitäten weit hinter ihr zurückbleiben muß. Man kann dieser Untersuchung den Vorwurf machen, daß sie sich auf allgemeinste Gesichtspunkte beschränkt hat, nicht auf Einzelheiten eingegangen ist, sich nicht auf Beispiele gestützt hat. In der Tat muß ihre Kürze als Mangel erscheinen, wenn wir daran denken, wie tief verwurzelt die Meinung [459] ist, die Schönheit der Kunstwerke stände höher als die Schönheit der wirklichen Dinge, Begebenheiten und Menschen; aber wenn man sieht, auf was für schwachen Füßen diese Meinung steht, wenn man daran denkt, wie die Leute, die sie vertreten, sich selbst auf Schritt und Tritt widersprechen[62], dann sollte es, scheint’s, genügen, die Darstellung der Meinung von der Überlegenheit der Kunst über die Wirklichkeit nur mit den Worten abzuschließen: das ist; nicht richtig, jeder fühlt, daß die Schönheit des wirklichen Lebens die Schönheit der Werke der „schöpferischen“ Phantasie übertrifft. Wenn dem so ist – worauf beruht oder, besser gesagt, welchen

[60] Hinter „zu lesen bekommt“ heißt es im Manuskript: „In ihnen geschieht fast stets fast alles auf die gleiche Manier: man verliebt sich, ist eifersüchtig, wird untreu, zweifelt, wundert sich, gerät in Verzweiflung, alles auf die gleiche Weise, nach der allgemeinen Regel, denn es verliebt sich stets ein feuriger junger Mann, eifersüchtig ist ein argwöhnischer Mensch, untreu wird eine Frau mit wankelmütigem Herzen usw., ein und derselbe Charakter, der am besten zu den zugeschriebenen Handlungen paßt, tut stets ein und dasselbe.“

[61] Weiter ist im Manuskript gestrichen: „Wieviel Leute gibt es doch, die, wenn sie ihr Urteil über einen Roman oder eine Erzählung abgeben, vor allem oder in der Hauptsache davon reden, ob die Sprache gut ist, und eigentlich auf sonst nichts weiter achten.“

[62] Im Manuskript heißt es weiter: „wenn sie ständig daran erinnern, daß es ‚in der Natur wahre Schönheit gibt‘ – wenn man daran denkt“. Hinter den Worten „dann sollte es“ ist im Manuskript folgendes ausgestrichen: „fast nicht der Mühe wert sein, eine solche unbegründete Meinung, die bei der ersten Andeutung zusammenbricht, überhaupt zu widerlegen“. Am Ende des Satzes ist hinter den Worten „Phantasie übertrifft“ im Manuskript gestrichen: „ – und dann wird unsere allzu kurze und allzu allgemeine Übersicht zu lang und zu ausführlich erscheinen“. Hierauf folgte im Manuskript ein später gestrichener Satz: „Wir sind entschieden der Meinung, daß die Schöpfungen der Wirklichkeit und des Lebens, was die Schönheit des Ganzen, die Vollendung der Details, mit einem Wort alles das betrifft, was die Grundlage für die Beurteilung des Wertes ästhetischer Werke ausmacht, bedeutend höher stehen als die Werke menschlicher Kunst.“

subjektiven Ursachen entspringt dann die übertrieben hohe Meinung vom Wert der Kunst werke?

Die erste Quelle dieser Meinung ist die natürliche Neigung des Menschen, die Mühe einer Handlung und die Seltenheit einer Sache übertrieben hoch zu schätzen. Niemand hat für die reine Aussprache eines Franzosen, der Französisch, eines Deutschen, der Deutsch spricht, besondere Wertschätzung – „das hat ihm gar keine Mühe gekostet, und es ist durchaus keine Seltenheit"; wenn aber ein Franzose leidlich Deutsch spricht oder ein Deutscher Französisch – so ruft das unser Erstaunen hervor und gibt diesem Menschen das Anrecht auf eine gewisse Hochachtung unsrerseits. Weshalb? Deshalb, weil es erstens selten und weil es zweitens das Ergebnis jahrelanger Bemühungen ist. Eigentlich spricht fast jeder Franzose, der eine gediegene literarische oder allgemeine Bildung genossen hat, ausgezeichnet Französisch – aber wie anspruchsvoll sind wir in diesem Falle! – die kleinste, fast unmerkliche Nuance von Provinzialismus in seiner Aussprache, ein einziger, nicht ganz eleganter Satz, und wir erklären: „Dieser Herr spricht seine eigene Sprache sehr schlecht." Der Russe gibt, wenn er Französisch spricht, mit jedem Ton zu erkennen, daß die vollendete Reinheit der französischen Aussprache seinen Organen verschlossen bleibt, er verrät unaufhörlich seine ausländische Herkunft durch die Wortwahl, den Satzbau, den ganzen Redefall – und wir verzeihen ihm alle diese Mängel, wir bemerken sie nicht einmal und erklären, er spräche aus-[460]gezeichnet, unvergleichlich Französisch, ja erklären schließlich sogar: „dieser Russe spricht besser Französisch als ein Franzose", obgleich wir eigentlich nicht einmal daran denken, ihn mit wirklichen Franzosen zu vergleichen, sondern ihn nur mit anderen Russen vergleichen, die sich ebenfalls bemühen, Französisch zu sprechen – er spricht tatsächlich unvergleichlich besser als sie, aber unvergleichlich schlechter als die Franzosen –, das denkt sich jeder stillschweigend hinzu, der etwas von der Sache versteht; aber viele kann diese hyperbolische Redeweise in die Irre führen. Das gleiche gilt von dem Urteil der Ästhetik über die Schöpfungen der Natur und der Kunst: der kleinste wirkliche oder angebliche Mangel bei einem Werk der Natur – und die Ästhetik macht sich an diesen Mangel heran, ist schockiert und bereit, alle Vorzüge, alle Schönheiten zu vergessen: ist es denn überhaupt der Schätzung wert, wo es doch ohne jede Mühe zustande gekommen ist? Der gleiche Mangel bei einem Kunstwerk mag hundertmal größer, gröber und von Hunderten anderer Mängel begleitet sein – und wir sehen das alles nicht, und wenn wir es sehen, so verzeihen wir es und rufen aus: „Auch die Sonne hat Flecken!" Im Grunde genommen können Kunstwerke nur miteinander verglichen werden zur Feststellung der Relativität ihrer Qualitäten; einige von ihnen erweisen sich als den anderen überlegen; und begeistert über ihre (nur relative) Schönheit rufen wir aus: „Sie sind schöner als die Natur und das Leben selbst! Die Wirklichkeitsschönheit ist nichts gegenüber der Kunstschönheit!" Aber die Begeisterung ist voreingenommen; sie gibt mehr, als sie gerechterweise kann: wir wissen die Mühe zu schätzen – das ist schön; aber auch der wesentliche innere Wert darf nicht vergessen werden, der vom Grad der Mühe unabhängig ist; wir werden entschieden ungerecht, wenn wir die Schwierigkeit der Ausführung dem Wert des Werkes vorziehen. Natur und Leben bringen das Schöne hervor, ohne sich um die Schönheit zu bemühen, sie tritt in der Wirklichkeit ohne Anstrengung auf, und folglich in unseren Augen ohne Verdienst, ohne ein Anrecht auf Sympathie, ohne ein Anrecht auf Nachsicht; ja, und wozu auch Nachsicht, wenn es soviel Schönes in der [461] Wirklichkeit gibt. „Alles nicht vollkommen Schöne in der Wirklichkeit ist schlecht; alles auch nur einigermaßen Erträgliche in der Kunst ist vortrefflich" – das ist die Regel, nach der wir urteilen. Um zu beweisen, wie hoch die Schwierigkeit der Ausführung bewertet wird, und wieviel das, was ohne jede Anstrengung unsererseits von selbst entsteht, in. den Augen des Menschen verliert, verweisen wir auf die Daguerreotypporträts; es gibt unter ihnen viele, die nicht nur getreu sind, sondern auch den Gesichtsausdruck vollendet wiedergeben – wissen wir sie zu schätzen? Es wäre geradezu sonderbar, wollte uns jemand eine Apologie der Daguerreotypporträts vorsetzen.

Ein anderes Beispiel: Wie hochgeachtet war einst die Kalligraphie; dabei ist ein recht mittelmäßig gedrucktes Buch unvergleichlich schöner als jede Handschrift; doch wer begeistert sich für die Kunst eines Buchdruckereidirektors, und wer wird sich nicht tausendmal mehr an einer schönen Handschrift freuen als an einem anständig gedruckten Buch, das tausendmal schöner ist als die Handschrift? Was leicht ist, interessiert uns wenig, auch wenn es dem Mühevollen an innerem Wert unvergleichlich überlegen ist. Es versteht sich von selbst, daß wir auch von diesem Standpunkt aus nur subjektiv recht haben: „Die Wirklichkeit bringt das Schöne ohne Anstrengung hervor“ – das bedeutet nur, daß die Anstrengung in diesem Falle nicht nach dem Willen des Menschen gemacht wird; tatsächlich ist alles in der Wirklichkeit – das Schöne wie das Unschöne, das Große wie das Kleine – das Resultat denkbar höchster Kraftanstrengung, die weder Ausruhen noch Müdigkeit kennt. Aber was gehen uns Anstrengungen und Kämpfe an, die nicht mit unseren Kräften geführt werden und an denen unser Bewußtsein nicht teilhat? Wir wollen nicht einmal etwas von ihnen wissen; wir schätzen nur die menschliche Kraft, wir schätzen nur den Menschen. Und hier eine andere Quelle unserer Voreingenommenheit für die Werke der Kunst: sie sind Werke des Menschen; deshalb sind wir alle stolz auf sie und sehen sie als etwas an, was uns persönlich nahesteht; sie zeugen vom Verstand des Menschen, von seiner Stärke, und darum sind sie uns teuer. Alle Völker, mit Ausnahme [462] der Franzosen, sehen sehr wohl, daß zwischen Corneille oder Racine und Shakespeare ein unermeßlicher Abstand liegt; die Franzosen jedoch vergleichen sie bis heute noch miteinander – es ist schwer, sich bewußt zu machen: „das Unsere ist nicht ganz auf der Höhe“; es gibt unter uns sehr viele Menschen, die bereit sind zu behaupten, daß Puschkin ein Dichter von Weltrang ist; es gibt sogar Menschen, die ihn über Byron stellen: so hoch schätzt der Mensch das Seine.[63] Wie ein Volk den Wert seiner Dichtung überschätzt, so überschätzt der Mensch im allgemeinen den Wert der Dichtung im allgemeinen.

Die von uns angeführten Gründe der Voreingenommenheit für die Kunst verdienen Achtung, denn sie sind natürlich: wie sollte der Mensch nicht die menschliche Arbeit achten, wie sollte der Mensch nicht den Menschen lieben, nicht Werke schätzen, die vom Verstand und der Stärke des Menschen zeugen? Aber schwerlich verdient eine solche Achtung der dritte Grund unserer Vorliebe für die Kunst. Die Kunst schmeichelt unserem gekünstelten Geschmack. Wir begreifen sehr wohl, wie gekünstelt die Sitten, die Gebräuche und die ganze Denkweise der Zeiten Ludwigs XIV. waren; wir sind seither der Natur nähergekommen, verstehen sie bedeutend besser und schätzen sie höher, als die Gesellschaft des 17. Jahrhunderts sie verstand und schätzte; dennoch sind wir noch sehr weit von der Natur entfernt; unsere Gebräuche, Sitten, unsere ganze Lebensweise und folglich unsere ganze Denkweise sind noch sehr gekünstelt. Es ist schwer, die Mängel des eigenen Jahrhunderts zu erkennen, besonders wenn die Mängel im Vergleich mit früheren Zeiten schwächer geworden sind; statt zu bemerken, wieviel gesuchte Künstlichkeit es bei uns noch gibt, bemerken wir nur, daß das 19. Jahrhundert dem 17. in dieser Hinsicht überlegen ist und besser als jenes die Natur versteht, und vergessen dabei, daß eine schwächer gewordene Krankheit noch nicht die volle Gesundheit ist. Unsere Gekünsteltheit ist überall zu sehen, angefangen bei der Kleidung, über die sich alle so lustig machen und die alle weitertragen, bis zu unseren Speisen, die mit allen möglichen, den natürlichen Geschmack der Gerichte völlig verändernden Zutaten [463] gewürzt sind; von der Gesuchtheit unserer Umgangssprache bis zur Gesuchtheit unserer Literatursprache, die immer noch mit Antithesen, geistreichen Wendungen, Abschweifungen aus loci topici[*], tiefsinnigen Auslassungen über abgeschmackte Themen und tiefsinnigen Anmerkungen über das menschliche Herz ausgeschmückt wird, ganz in der Manier Corneilles und Racines in der

[63] Die Weltbedeutung, die das Schaffen des genialen russischen Dichters A. S. Puschkin besitzt, ist allgemein bekannt und unbestritten.

[*] *loci topici* (lat.) – Gemeinplätze. *Die Red.*

Belletristik und Johann Millers in den Geschichtswerken. Die Werke der Kunst schmeicheln allen unseren kleinlichen Ansprüchen, die der Liebe der Künstlichkeit entspringen. Wir wollen nicht davon reden, daß wir bis heute die Natur noch gern „reinwaschen“, wie man sie im 18. Jahrhundert gern herausputzte – das würde uns zu langen Erörterungen darüber verleiten, was das „Schmutzige“ ist und bis zu welchem Grade es in den Schöpfungen der Kunst in Erscheinung treten muß. Aber bis heute ist in den Kunstwerken eine kleinliche Ausfeilung der Details vorherrschend, deren Ziel nicht ist, die Details in Harmonie mit dem Geist des Ganzen zu bringen, sondern nur, jedes von ihnen im einzelnen interessanter oder schöner zu machen, fast stets zum Schaden des allgemeinen Eindrucks des Werkes, seiner Glaubwürdigkeit und Natürlichkeit; überall dominiert kleinliche Effekthascherei in einzelnen Worten, einzelnen Sätzen und ganzen Episoden, ein Anpinseln der Personen und Vorgänge mit nicht recht natürlichen, aber grellen Farben. Das Kunstwerk ist kleinlicher als das, was wir im Leben und in der Natur sehen, und gleichzeitig effektvoller – wie sollte sich da nicht die Meinung einbürgern, daß es schöner sei als die wirkliche Natur und das Leben, die so wenig Künstlichkeit haben, denen das Bestreben, Interesse zu wecken, fremd ist?

Die Natur und das Leben stehen höher als die Kunst; aber die Kunst ist bemüht, es unseren Neigungen recht zu machen, die Wirklichkeit läßt sich dagegen nicht unserem Bestreben unterordnen, alles in dem Lichte und der Ordnung zu sehen, die uns gefällt oder unseren, häufig einseitigen, Begriffen entspricht. Von den vielen Fällen dieses [464] Bemühens, es der herrschenden Denkweise recht zu machen, nennen wir einen: viele Leute fordern, daß in satirischen Werken Personen vorkommen, „bei denen das Herz des Lesers liebevoll ausruhen kann“ – eine sehr natürliche Forderung; aber die Wirklichkeit befriedigt sie sehr häufig nicht, denn sie bietet uns eine Menge von Begebenheiten, in denen keine einzige erfreuliche Person vorkommt; die Kunst ist dieser Forderung fast stets gefällig; und wir wissen nicht, ob sich zum Beispiel in der russischen Literatur außer Gogol ein Schriftsteller finden läßt, der sich ihr nicht fügt; und bei Gogol selbst wird man für den Mangel an „erfreulichen“ Personen durch „hochlyrische“ Abschweifungen entschädigt. Ein anderes Beispiel: der Mensch neigt zur Sentimentalität; Natur und Leben teilen diese Tendenz nicht; aber die Schöpfungen der Kunst befriedigen sie fast stets mehr oder weniger. Die eine wie die andere Forderung sind eine Folge der Beschränktheit des Menschen; die Natur und das wirkliche Leben stehen über dieser Beschränktheit; die Werke der Kunst, die sich ihr fügen, dadurch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben und sehr häufig sogar in Gefahr geraten, banal oder schwach zu werden, kommen den üblichen Bedürfnissen des Menschen näher und gewinnen dadurch in seinen Augen. „Aber dann geben Sie ja selbst zu, daß die Kunstwerke die menschliche Natur besser oder vollständiger befriedigen als die objektive Wirklichkeit; folglich sind sie für den Menschen besser als die Schöpfungen der Wirklichkeit?“ – Diese Schlußfolgerung ist nicht ganz exakt ausgedrückt; die Sache ist die, daß ein verbildeter Mensch viele künstliche, bis zur Verlogenheit, bis zur Phantasterei verzerrte Bedürfnisse hat, die nicht vollständig zu befriedigen sind, weil sie eigentlich nicht Bedürfnisse der Natur, sondern Wahnvorstellungen einer verdorbenen Einbildungskraft sind, denen man es kaum je recht machen kann, es sei denn, man will sich dem Spott und der Verachtung dieses selben Menschen, dem man es recht machen möchte, aussetzen, denn er fühlt selbst instinktiv, daß sein Bedürfnis keine Befriedigung verdient. So fordert das Publikum und mit ihm die Ästhetik „erfreuliche“ Personen, Sentimentalität – aber das gleiche Publikum macht sich über [465] die Kunstwerke lustig, die diesem Wunsche nachkommen. Den Launen eines Menschen gefällig sein bedeutet noch nicht, die Bedürfnisse des Menschen befriedigen. Das oberste dieser Bedürfnisse ist die Wahrheit.

Wir sprachen bereits von den Quellen der Bevorzugung der Kunstwerke vor den Erscheinungen der Natur und des Lebens in bezug auf Inhalt und Ausführung, aber sehr wichtig ist auch der Eindruck, den Kunst oder Wirklichkeit auf uns ausüben: sein Grad ist ebenfalls ein Maßstab für den Wert der Sache.

Wir haben gesehen, daß der Eindruck, den die Schöpfungen der Kunst ausüben, viel schwächer sein muß als der Eindruck, der von der lebendigen Wirklichkeit ausgeht, und wir halten es nicht für notwendig, dies zu beweisen. Und doch befindet sich das Kunstwerk in dieser Beziehung in viel günstigeren Umständen als die Erscheinungen der Wirklichkeit; diese Umstände können einen Menschen, der nicht gewöhnt ist, die Ursache seiner Empfindungen zu analysieren, zu der Annahme verleiten, daß die Kunst an sich eine größere Wirkung auf den Menschen ausübe als die lebendige Wirklichkeit. Die Wirklichkeit tritt uns unabhängig von unserem Willen, meistens nicht zur rechten Zeit, ungelegen vor Augen.[64] Sehr häufig gehen wir zu einer Gesellschaft oder auf einen Spaziergang durchaus nicht, um uns an menschlicher Schönheit zu erfreuen, nicht um Charaktere zu beobachten oder dem Drama des Lebens nachzugehen; wir gehen hin, den Kopf voller Sorgen, das Herz verschlossen für Eindrücke. Wer aber geht in eine Gemäldegalerie zu anderen Zwecken, als um sich an der Schönheit der Bilder zu erfreuen? Wer geht mit anderer Absicht daran, einen Roman zu lesen, als um sich in die Charaktere der darin dargestellten Menschen zu vertiefen und die Entwicklung des Sujets zu verfolgen? Auf die Schönheit und Größe der Wirklichkeit achten wir gewöhnlich fast gezwungenermaßen. Soll sie selber, wenn sie kann, unseren Blick auf sich lenken, der auf ganz andere Dinge gerichtet ist, soll sie gewaltsam in unser Herz eindringen, das mit ganz anderem beschäftigt ist! Wir behandeln die Wirklichkeit wie einen lästigen Gast, der uns seine Bekanntschaft auf-[466]drängt: wir geben uns Mühe, uns vor ihr zu verschließen. Aber es gibt Stunden, wo unsere Nichtachtung der Wirklichkeit in unserem Herzen eine Leere entstehen läßt, und dann wenden wir uns an die Kunst und beschwören sie, diese Leere auszufüllen; wir selbst spielen vor ihr die Rolle des flehenden Bittstellers. Unser Lebensweg ist mit Goldmünzen bestreut, aber wir bemerken sie nicht, weil wir an das Ziel der Reise denken und nicht auf den Weg achten, den wir unter den Füßen haben; wenn wir sie bemerken, können wir uns nicht nach ihnen bücken, weil der „Wagen des Lebens“ uns unaufhaltsam vorwärts trägt – das ist unsere Einstellung zur Wirklichkeit; doch nun sind wir auf einer Station angelangt und promenieren, gelangweilt auf die Pferde wartend, auf und ab – und sofort betrachten wir aufmerksam jede Blechschnalle, die vielleicht gar keine Aufmerksamkeit verdient – das ist unsere Einstellung zur Kunst. Ganz zu schweigen davon, daß sich über die Erscheinungen des Lebens jeder selbst sein Urteil bilden muß, weil das Leben dem Einzelmenschen besondere Erscheinungen darbietet, die die anderen nicht sehen, über die sich daher nicht die ganze Gesellschaft ein Urteil gebildet hat, während über die Werke der Kunst ein Urteil der Allgemeinheit vorliegt. Die Schönheit und Größe des wirklichen Lebens tritt selten mit einem Patent vor uns hin; was aber nicht mit Pauken und Trompeten angepriesen wird, wissen nur wenige zu bemerken und zu schätzen; die Erscheinungen der Wirklichkeit sind ein Goldbarren ohne Stempel: sehr viele lehnen es allein schon aus dem Grunde ab, ihn anzunehmen, weil sie ihn nicht von einem Stück Kupfer unterscheiden können; die Kunstwerke sind eine Banknote, die sehr wenig inneren Wert besitzt, für deren konventionellen Wert jedoch die ganze Gesellschaft bürgt, die deshalb von jedermann geschätzt wird, wobei nur wenigen klar bewußt wird, daß ihr ganzer Wert einzig der Tatsache entliehen ist, daß sie ein Stück Gold vertritt. Wenn wir die Wirklichkeit betrachten, hält sie selbst uns im Banne als etwas völlig Selbständiges und läßt uns selten die Möglichkeit, uns in Gedanken in unsere subjektive Welt, in unsere Vergangenheit zu versetzen. Wenn ich dagegen ein Kunst-[467]werk betrachte, haben meine subjektiven Erinnerungen völlig freien Spielraum, und das Kunstwerk wird dabei für mich gewöhnlich nur zum Anlaß für bewußte oder unbewußte Träumereien und

[64] Im Manuskript heißt es weiter: „Wenn ich einmal das Meer zu sehen bekomme, kann mein Kopf mit völlig anderen Gedanken beschäftigt sein (und ist es gewöhnlich auch), und dann bemerke ich das Meer gar nicht und habe keine Neigung, es ästhetisch zu genießen. Kunstwerke dagegen genieße ich, wenn ich Lust dazu habe, wenn ich darauf eingestellt bin, sie zu genießen, und betrachte eine Seelandschaft eben dann, wenn ich fähig bin, mich an ihr zu freuen.“

Erinnerungen. Eine tragische Szene spielt sich vor meinen Augen in der Wirklichkeit ab – da habe ich anderes zu tun, als an mich zu denken; lese ich aber im Roman eine Episode, wo ein Mensch zugrunde geht, melden sich in meinem Gedächtnis klar oder unklar alle Gefahren, in denen ich mich selbst befunden habe, alle Fälle, wo Menschen, die mir nahestanden, zugrunde gegangen sind. Die Stärke der Kunst, und besonders der Dichtung, ist gewöhnlich die Stärke der Erinnerung. Und schon durch seine Unvollendetheit, seine Unbestimmtheit, gerade dadurch, daß es gewöhnlich nur ein „Gemeinplatz", und nicht eine lebendige, individuelle Gestalt oder Begebenheit ist, hat das Kunstwerk besonders die Fähigkeit, Erinnerungen in uns wachzurufen. Zeigt mir das vollendete Porträt eines Menschen – es erinnert mich nicht an einen einzigen meiner Bekannten, und ich wende mich kühl ab und sage: „nicht schlecht"; zeigt mir dagegen in einem günstigen Moment eine flüchtig hingeworfene, unvollendete Skizze, in der sich bestimmt kein einziger Mensch erkennen kann – und diese kümmerliche, schwache Skizze erinnert mich an die Züge von jemanden, der mir lieb ist; und während ich auf das lebendige Gesicht voller Schönheit und Ausdruck nur einen kühlen Blick werfe, werde ich entzückt die unbedeutende Skizze betrachten, die mir von einem mir nahestehenden Menschen und durch die Erinnerung an meine Beziehungen zu ihm von mir selbst spricht.

Die Stärke der Kunst ist die Stärke des Gemeinplatzes. Die Kunstwerke besitzen noch eine Seite, die sie für unerfahrene oder nicht weitblickende Augen höher stehen läßt als die Erscheinungen des Lebens und der Wirklichkeit: in ihnen wird alles offen zur Schau gestellt, vom Autor selbst erklärt, während man die Natur und das Leben aus eigenen Kräften enträtseln muß. Die Stärke der Kunst ist die Stärke des Kommentars; doch darüber werden wir weiter unten zu sprechen haben.

[468] Wir haben viele Ursachen für die Bevorzugung der Kunst vor der Wirklichkeit gefunden; aber sie alle erklären diese Bevorzugung nur und rechtfertigen sie nicht. Da wir nicht damit einverstanden sind, daß die Kunst an innerem Wert des Inhalts oder der Ausführung der Wirklichkeit überlegen oder auch nur gleich ist, können wir natürlich nicht der heute herrschenden Ansicht über die Fragen zustimmen, aus welchen Bedürfnissen sie entsteht, was ihr Daseinszweck, was ihre Bestimmung ist. Die herrschende Meinung über die Entstehung und die Bestimmung der Kunst lautet folgendermaßen: „Mit einem unüberwindlichen Drang zum Schönen ausgestattet, findet der Mensch in der objektiven Wirklichkeit nichts wahrhaft Schönes; das versetzt ihn in die Notwendigkeit, selbst Gegenstände oder Werke zu schaffen, die seiner Forderung entsprechen – wahrhaft schöne Gegenstände oder Erscheinungen"; oder in der speziellen Terminologie der herrschenden Schule: „Die durch die Wirklichkeit nicht verwirklichte Idee des Schönen wird durch Kunstwerke verwirklicht." Wir müssen diese Definition analysieren, um die wahre Bedeutung der unvollständigen und einseitigen Auffassungen zu zeigen, die in ihr enthalten sind. „Der Mensch hat einen Drang zum Schönen." Wenn man aber unter dem Schönen das versteht, was in dieser Definition gemeint ist – nämlich die vollkommene Übereinstimmung von Idee und Form –, so muß man aus dem Drang zum Schönen nicht die Kunst im besonderen ableiten, sondern überhaupt die gesamte Tätigkeit des Menschen, deren Hauptgrundsatz die vollständige Verwirklichung eines bestimmten Gedankens ist; das Streben nach der Einheit von Idee und Gestalt ist das formale Prinzip jeder Technik, jeder Arbeit, die auf Schaffung oder Vervollkommnung verschiedener uns nötiger Gegenstände gerichtet ist; wenn wir aus dem Drang zum Schönen die Kunst ableiten, vermengen wir zwei Bedeutungen dieses Wortes: 1. die schönen Künste (Dichtung, Musik usw.) und 2. das Können, oder das Bemühen, irgend etwas gut zu machen; nur das letztere läßt sich aus dem Streben nach Einheit von Idee und Form ableiten. Wenn man dagegen unter dem Schönen (wie uns scheint) das verstehen muß, [469] worin der Mensch das Leben sieht – so ist offenbar, daß aus dem Streben nach ihm eine fröhliche Liebe für alles Lebende entspringt, und daß dieses Streben durch die lebendige Wirklichkeit im höchsten Grade befriedigt wird. „Der

Mensch findet in der Wirklichkeit nichts wahrhaft und vollendet Schönes.“ Wir haben uns bemüht zu zeigen, daß das unzutreffend ist, daß die Tätigkeit unserer Phantasie nicht durch die Mängel des Schönen in der Wirklichkeit angeregt wird, sondern durch sein Fehlen; daß das Wirklichkeitsschöne durchaus schön ist, jedoch zu unserem Leidwesen uns nicht immer vor Augen steht. Wenn die Kunstwerke als Folge unseres Strebens nach Vollkommenheit und unserer Abneigung gegen alles Unvollkommene zustande kämen[65], würde der Mensch schon längst jedes künstlerische Streben als fruchtloses Bemühen haben aufgeben müssen, weil es in den Kunstwerken keine Vollkommenheit gibt; wer mit der Wirklichkeitsschönheit unzufrieden ist, kann noch viel weniger mit der von der Kunst geschaffenen Schönheit zufrieden sein. Man kann also unmöglich der gewöhnlichen Erklärung der Bestimmung der Kunst zustimmen; diese Erklärung enthält jedoch Hinweise, Andeutungen, die bei entsprechender Deutung als richtig bezeichnet werden können. „Der Mensch findet an dem Wirklichkeitsschönen keine volle Befriedigung, dieses Schöne genügt ihm nicht.“ – Das ist der eigentliche und wahre Inhalt der üblichen Erklärung, die, falsch verstanden, selbst einer Erklärung bedarf.

Das Meer ist schön; wenn wir es betrachten, kommen wir nicht auf den Gedanken, in ästhetischer Hinsicht mit ihm unzufrieden zu sein; doch nicht alle Menschen leben in der Nähe des Meeres; viele bekommen es kein einziges Mal im Leben zu sehen; doch sie möchten sich am Meer erfreuen – Bilder, die das Meer darstellen, sind für sie interessant und gefallen ihnen. Gewiß ist es sehr viel besser, das Meer selbst zu betrachten als seine Darstellung; aber in Ermangelung eines Besseren, begnügt sich der Mensch mit dem Schlechteren, in Ermangelung der Sache selbst – mit ihrem Surrogat. Auch die Menschen, die sich in der Wirklichkeit am Meere erfreuen können, haben nicht immer die Möglichkeit, es nach Belieben zu betrachten – sie [470] gedenken seiner; doch die Phantasie ist schwach, sie bedarf einer Stütze, einer Mahnung, und so betrachten die Menschen, um ihre eigene Erinnerung an das Meer zu beleben, um es sich in ihrer Einbildung klarer vorzustellen ein Bild, auf dem das Meer dargestellt ist. Das ist der einzige Zweck, die einzige Bestimmung sehr vieler Kunstwerke (ihres größten Teils): den Menschen, die nicht Gelegenheit hatten, das Schöne in der Wirklichkeit selber zu genießen, Gelegenheit zu geben, es wenigstens in einem gewissen Grade kennenzulernen; als Mahnung zu dienen und den Menschen die eigene Erinnerung an das Schöne in der Wirklichkeit wachzurufen, die es aus eigener Erfahrung kennen und sich gern daran erinnern. (Wir bleiben einstweilen bei dem Ausdruck: „das Schöne ist der wesentliche Inhalt der Kunst“; in der Folge werden wir an die Stelle des Wortes „das Schöne“ ein anderes setzen, durch das der Inhalt der Kunst, nach unserer Meinung, exakter und vollständiger definiert wird.)[66] Die erste Bestimmung der Kunst, die ausnahmslos allen ihren Werken zukommt, ist also die Nachbildung der Natur und des Lebens. Die Kunstwerke verhalten sich zu den entsprechenden Seiten und Erscheinungen der Wirklichkeit genau so wie der Stich zu dem Bild, nach dem er gemacht ist, wie das Porträt zu dem Menschen, den es darstellt. Man macht ja nicht deshalb einen Stich nach einem Bild, weil das Bild schlecht wäre, sondern gerade deshalb, weil es sehr gut ist; ebenso bildet die Kunst die Wirklichkeit nicht nach, um deren Mängel auszugleichen, nicht deshalb, weil die Wirklichkeit an sich nicht gut genug wäre, sondern gerade deshalb, weil sie gut ist. Der Stich ist nicht besser als das Bild, nach dem er gemacht ist, er ist in künstlerischer Beziehung bedeutend schlechter als dieses Bild; ebenso kommt auch das Kunstwerk niemals an die Schönheit oder Größe der Wirklichkeit heran; aber das Bild ist nur einmal vorhanden, an ihm können sich

[65] Im Manuskript heißt es weiter: „wenn sie deshalb zustande kämen, ‚weil es auf Erden keine Vollkommenheit gibt, wir aber Vollkommenheit brauchen‘, dann...“

[66] Im Manuskript heißt es weiter: „Diese Bestimmung herrscht in allen Künsten vor außer der Dichtung, die außerdem noch die Bestimmung hat, zur Erklärung des Lebens zu dienen. Die Malerei, die Bildhauerkunst und besonders die Musik sind zuweilen, soweit ihre Mittel es erlauben, ebenfalls bestrebt, das Leben zu erklären, aber ihre Erklärungen sind zu unbestimmt, unklar und deshalb unverständlich; sie müssen sich vorwiegend auf die Nachbildung beschränken und nicht auf Erklärungen einlassen.“

nur die Menschen ergötzen, die in die Galerie gekommen sind, deren Zierde es ist; der Stich wird in Hunderten von Exemplaren über die ganze Welt verbreitet; jedermann kann sich, wenn er Lust hat, an ihm ergötzen, ohne sein Zimmer zu verlassen, ohne von seinem Sofa aufzustehen, ohne seinen [471] Schlafrock auszuziehen; so ist auch der in der Wirklichkeit schöne Gegenstand nicht jedem und nicht immer zugänglich. Von der Kunst nachgebildet (schwach, grob, blaß, das ist wahr, aber doch nachgebildet), wird er jedermann und ständig zugänglich. Wir porträtieren einen Menschen, der uns teuer und lieb ist, nicht, um die Mängel seines Gesichts auszugleichen (was kümmern uns diese Mängel? Wir bemerken sie nicht oder sie sind uns lieb), sondern um uns die Möglichkeit zu verschaffen, uns an seinem Gesicht selbst dann zu erfreuen, wenn wir es tatsächlich gar nicht vor Augen haben; den gleichen Zweck und die gleiche Bestimmung haben die Werke der Kunst: sie korrigieren die Wirklichkeit nicht, sie verschönern sie nicht, sondern bilden sie nach, dienen ihr als Surrogat.

Somit ist also der erste Zweck der Kunst die Nachbildung der Wirklichkeit. Ohne zu glauben, daß mit diesen Worten etwas völlig Neues in der Geschichte der ästhetischen Anschauungen gesagt wäre, sind wir jedoch der Meinung, daß die pseudoklassische „Theorie der Nachahmung der Natur“, die im 17. und 18. Jahrhundert herrschte, von der Kunst nicht das forderte, was zu ihrem formalen Prinzip durch die Definition gemacht wird, die lautet: „Kunst ist Nachbildung der Wirklichkeit“. Damit der wesentliche Unterschied zwischen unserer Betrachtungsweise der Kunst und der Auffassung, die die pseudoklassische Theorie der Nachahmung der Natur von ihr hatte, nicht nur durch unsere eigenen Worte verbürgt wird, führen wir hier eine Kritik dieser Theorie an, die dem besten Lehrbuch des heute herrschenden ästhetischen Systems entnommen ist.[67] Diese Kritik zeigt einerseits, wie sich die von ihr widerlegten Auffassungen von unserer Betrachtungsweise unterscheiden, andererseits deckt sie auf, was in unserer ersten Definition der Kunst als einer nachbildenden Tätigkeit fehlt, und dient auf diese Weise als Übergang zu einer genaueren Entwicklung der Auffassungen von der Kunst.

In der Bestimmung der Kunst als Nachahmung der Natur zeigt sich nur ihr formeller Zweck; entsprechend dieser Bestimmung soll sie sich nur bemühen, nach Möglichkeit zum zweiten Male zu machen, was schon in der Außenwelt da ist. Dieses Wiederholen muß als überflüssig [472] angesehen werden, da Natur und Leben uns schon das bieten, was die Kunst nach dieser Auffassung bieten soll. Mehr noch: die Natur nachzuahmen ist vergebliches Bemühen, das weit hinter seinem Zweck zurückbleibt, denn bei der Nachahmung der Natur bringt die Kunst, weil sie beschränkt ist, in ihren Darstellungsmitteln statt Wahrheit nur einseitige Täuschung hervor und statt wirklicher Lebendigkeit nur eine tote Maske.[*]

Hier[68] stellen wir zunächst einmal fest, daß mit den Worten: „Kunst ist Nachbildung der Wirklichkeit“, ebenso wie mit dem Satz: „Kunst ist Nachahmung der Natur“, nur das formale Prinzip der Kunst definiert ist; zur Definition des Inhalts der Kunst muß der erste Schluß, den wir hinsichtlich ihres Zwecks gezogen haben, ergänzt werden, und wir werden uns damit im weiteren befassen. Der andere Einwand ist auf die von uns vorgetragene Betrachtungsweise überhaupt nicht anwendbar: aus der vorhergehenden Darlegung ist ersichtlich, daß die Nachbildung oder die „Wiederholung“ von Dingen und Erscheinungen der Natur durch die Kunst durchaus nichts Überflüssiges, sondern im Gegenteil etwas Notwendiges ist. Was die nächste Bemerkung betrifft, daß diese Wiederholung vergebliches Bemühen sei, das weit hinter seinem Zweck zurückbleibe, muß man sagen, daß diese Einwendung nur dann stichhaltig ist,

[67] Hiermit sind Hegels „Vorlesungen über die Ästhetik“ gemeint.

[*] Der vorstehende Abschnitt ist eine freie Wiedergabe der Ausführungen *Hegels* in den „Vorlesungen über die Ästhetik“, Sämtl. Werke, Bd. XII, Stuttgart 1927, S. 71/72. *Die Red.*

[68] Im Manuskript beginnt dieser Absatz mit den Worten: „Es ist klar, daß von diesen völlig berechtigten Einwänden gegen eine Theorie, die verlangt, daß die Kunst das Auge durch die Imitation der Wirklichkeit betrügt, nicht ein einziger gegen unsere Auffassung anzuführen ist; doch...“

wenn[69] vorausgesetzt wird, die Kunst wolle mit der Wirklichkeit wetteifern und nicht einfach ihr Surrogat sein. Aber wir behaupten ja gerade, daß die Kunst keinen Vergleich mit der lebendigen Wirklichkeit aushält und durchaus nicht jene Lebendigkeit besitzt wie die reale Wirklichkeit; das halten wir für unzweifelhaft.

Der Ausdruck: „Kunst ist Nachbildung der Wirklichkeit“, muß also, um eine allseitige Definition zu sein, ergänzt werden; ohne in dieser Form den ganzen Inhalt des zu bestimmenden Begriffs zu erschöpfen, ist die Bestimmung dennoch richtig, und irgendwelche Einwände gegen sie können einstweilen nur auf der stillschweigenden Forderung beruhen, die Kunst müsse definitionsgemäß der [473] Wirklichkeit überlegen, müsse vollkommener sein als sie; die objektive Unhaltbarkeit dieser Annahme haben wir zu beweisen versucht und haben dann ihre subjektiven Voraussetzungen aufgedeckt. Sehen wir zu, ob die weiteren Einwände gegen die Theorie der Nachahmung sich auf unsere Anschauung anwenden lassen.

Bei der Unmöglichkeit, in der Nachahmung der Natur vollen Erfolg zu erzielen, bliebe nur das selbstgenügsame Vergnügen an dem relativen Erfolg dieses Kunststückes; aber auch diese Freude wird desto frostiger, je ähnlicher das Nachbild äußerlich dem natürlichen Vorbild wird, und verkehrt sich sogar in Überdruß oder Widerwillen. Es gibt Porträts, welche dem Vorbild, wie man sagt, bis zur Ekelhaftigkeit ähnlich sind. Die vollkommene Nachahmung des Schlags der Nachtigall wird uns sofort langweilig und widerlich, sobald wir entdecken, daß es nicht tatsächlich der Schlag der Nachtigall ist, sondern seine Nachahmung durch irgendeinen Kunststückemacher, der Nachtigalltriller ausführt; denn vom Menschen können wir noch ganz anderes erwarten als solch eine Musik. Derartige Geschicklichkeit im kunstreichen Nachahmen der Natur ist dem Kunststück jenes gleichzuachten, der ohne zu fehlen Linsen durch eine Öffnung warf, die nicht größer war als ein Linsenkorn, und den Alexander der Große mit einem Scheffel Linsen beschenkte.[*]

Diese Bemerkungen sind durchaus richtig; aber sie beziehen sich auf das nutz- und sinnlose Kopieren eines Inhalts, der keinerlei Aufmerksamkeit verdient, oder auf das Abzeichnen einer leeren Äußerlichkeit, die jedes Inhalts bar ist. (Auf wieviel hochgepriesene Kunstwerke paßt dieser bittere, aber verdiente Spott!) Einzig ein Inhalt, der die Aufmerksamkeit des denkenden Menschen verdient, kann die Kunst vor dem Vorwurf bewahren, sie sei nichts weiter als ein leerer Zeitvertreib, was sie ja tatsächlich auch sehr häufig ist; die künstlerische Form wird kein Kunstwerk vor Geringschätzung oder vor einem mitleidigen Lächeln retten, wenn es nicht durch die Bedeutsamkeit seiner Idee Antwort auf die Frage zu geben imstande ist: „Hat es sich wirklich gelohnt, sich damit Mühe zu geben?“ Das Unnütze hat kein Recht auf Achtung. „Der Mensch ist sich selbst [474] Zweck“; aber was der Mensch tut, muß seinen Zweck in den Bedürfnissen des Menschen haben und nicht in sich selbst. Deshalb erweckt auch die unnütze Nachahmung um so mehr Widerwillen, je vollkommener die äußere Ähnlichkeit ist. „Wozu wurde soviel Zeit und Arbeit vergeudet?“ denken wir, wenn wir sie betrachten. „Und wie schade, daß so ein nichtssagender Inhalt mit einer so vollkommenen Technik vereinbar ist!“ Die Langeweile und der Widerwillen, die der Kunststückemacher hervorruft, wenn er den Schlag der Nachtigall nachahmt, werden durch die Bemerkungen erklärt, mit denen die Kritik seine Erwähnung begleitet: kläglich ist der Mensch, der nicht begreift, daß er ein menschliches Lied singen, nicht aber Triller ausführen soll, die nur im Gesang der Nachtigall Sinn haben und ihn verlieren, wenn ein Mensch sie wiederholt. Was die Porträts anlangt, die bis zur Ekelhaftigkeit ähnlich sind, so muß man das so verstehen: jede Kopie muß, um getreu zu sein, die wesentlichen Züge des Originals wiedergeben; ein Porträt, das nicht die wichtigsten, ausdrucksvollsten Züge des Gesichtes wiedergibt, ist nicht getreu; wenn dabei aber die kleinlichen Details des Gesichts deutlich wiedergegeben sind, wirkt das Gesicht auf dem Porträt entstellt, sinnlos, leblos – wie sollte es da nicht ekelhaft

[69] Hinter „wenn“ hieß es im Manuskript ursprünglich: „die Kunst über die Natur und das wirkliche Leben gestellt werden, wenn...“

[*] Der vorstehende Abschnitt ist eine freie Wiedergabe der Ausführungen *Hegels* in den „Vorlesungen über die Ästhetik“, Sämtl. Werke, Bd. XII, Stuttgart 1927, S. 73/74. *Die Red.*

sein? Häufig empört man sich gegen das sogenannte „Daguerreotyp-Kopieren“ der Wirklichkeit – wäre es nicht besser, nur zu sagen, daß das Kopieren wie jede menschliche Tätigkeit verstanden sein will, und die Fähigkeit erfordert, die wesentlichen Züge von den unwesentlichen zu unterscheiden? Man sagt gewöhnlich „tote Kopie“; aber der Mensch kann nicht getreu kopieren, wenn die Leblosigkeit des Mechanismus nicht durch lebendigen Sinn gelenkt wird; man kann nicht einmal ein getreues Faksimile von einer gewöhnlichen Handschrift herstellen, wenn man die Bedeutung der zu kopierenden Buchstaben nicht versteht.

Bevor wir zur Definition des wesentlichen Inhalts der Kunst übergehen, die zu der von uns angenommenen Definition ihres formalen Prinzips hinzukommt, halten wir für nötig, etwas näher auf die Beziehung der Theorie der [475] „Nachbildung“ zur Theorie der „Nachahmung“ hinzuweisen. Die von uns angenommene Betrachtungsweise der Kunst entspringt den Anschauungen der neuesten deutschen Ästhetiker und geht aus ihnen durch einen dialektischen Prozeß hervor, dessen Richtung durch die allgemeinen Ideen der modernen Wissenschaft bestimmt wird. Sie ist also unmittelbar mit zwei Systemen von Ideen verbunden – deren eines aus dem Beginn dieses Jahrhunderts, das andere aus den letzten Jahrzehnten stammt. Jede andere Beziehung ist einfache Ähnlichkeit, die keinen genetischen Einfluß hat. Doch wenn die Auffassungen der antiken und alten Denker beim gegenwärtigen Entwicklungsstand der Wissenschaft keinen Einfluß auf die moderne Denkweise haben können, muß man doch auch sehen, daß in vielen Fällen die modernen Auffassungen Ähnlichkeit mit den Auffassungen früherer Jahrhunderte haben. Besonders häufig ähneln sie den Auffassungen der griechischen Denker. So ist es auch im vorliegenden Falle. Die von uns angenommene Bestimmung des formalen Prinzips der Kunst ähnelt der Betrachtungsweise, die in der griechischen Welt herrschte, die wir bei Plato und Aristoteles finden und die, aller Wahrscheinlichkeit nach, bei Demokrit ausgesprochen war. Ihr μίμησις entspricht unserm Terminus „Nachbildung“[*]. Und wenn später dieses Wort als „Nachahmung“ aufgefaßt wurde, so war dies keine glückliche Übersetzung, denn sie schränkte den Kreis der Begriffe ein und erweckte den Gedanken an eine Imitation der äußeren Form und nicht an eine Wiedergabe des inneren Gehalts.[70] Die pseudoklassische Theorie betrachtete die Kunst tatsächlich als eine Imitation der Wirklichkeit mit dem Ziel, die Sinne zu täuschen, aber das war ein Mißgriff, wie er nur in Epochen von verdorbenem Geschmack vorkommt.[71]

Jetzt müssen wir die weiter oben von uns aufgestellte Definition der Kunst ergänzen und von der Untersuchung des formalen Prinzips der Kunst zur Definition ihres Inhalts übergehen.[72]

---

[*] Näheres hierüber in Tschernyschewskis Aufsatz: Aristoteles, „Über die Dichtkunst“, S. 546 des von. Buches. *Die Red.*

[70] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript: „Der beste Beweis dafür, daß die griechische Betrachtungsweise. in der späteren sogenannten Theorie der Nachahmung der Natur entstellt worden ist, liegt in der von uns oben angeführten Kritik dieser Theorie. Es ist offensichtlich, daß nach der Auffassung des Autors dieser Kritik die Kunst Wenn sie sich von der Theorie der Nachahmung leiten läßt, darauf ausgeht, durch äußere Ähnlichkeit zu täuschen und den Betrachter dahin zu bringen, daß er die leblose Imitation für den lebendigen Gegenstand, das Porträt für einen wirklichen Menschen, die Theaterkulissen für wirkliches Meer oder wirklichen Eichenwald nimmt. Andernfalls hätte der Kritiker nicht gesagt: indem die Kunst die Natur nachahmt, gibt sie, infolge der Beschränktheit ihrer Mittel, nur Täuschung statt Wahrheit, und statt eines lebendigen Wesens nur eine tote Maske.“

[71] Dieser Satz lautete nach den Worten „die Sinne zu täuschen“ ursprünglich folgendermaßen: „Man kann uns nicht vorwerfen, daß wir die ganze Kunst dieses Mißbrauchs anklagen, der nur den Epochen verdorbenen Geschmacks eigen ist. In unserer Analyse der Mängel der Kunst haben wir nicht diesen Standpunkt bezogen, von dem aus der Autor der zitierten Zeilen die Regeln betrachtet, die eine entstellte Theorie der Kunst vorschreibt, gegen deren falsche Tendenzen er ganz mit Recht auftritt. Die Kunst im allgemeinen der Imitation zu beschuldigen, wäre ungerechtfertigt.“

[72] Dieser Satz fehlt im Manuskript. Dort ist die folgende Stelle gestrichen: „Wir sehen also als formales Prinzip der Kunst die Nachbildung der Wirklichkeit an.“ Dazu gehört die ebenfalls durchstrichene Anmerkung: „Wir

[476] Gewöhnlich sagt man, der Inhalt der Kunst sei das Schöne; dadurch wird jedoch die Sphäre der Kunst zu sehr eingeengt. Selbst wenn man sich der Meinung anschließt, daß das Erhabene und das Komische Momente des Schönen sind, so fügt sich eine Menge von Kunstwerken ihrem Inhalt nach nicht in diese drei Rubriken: das Schöne, das Erhabene, das Komische ein. In der Malerei passen in diese Unterabteilungen nicht die Bilder des häuslichen Lebens, auf denen es nicht eine einzige schöne oder lächerliche Person gibt, die Darstellungen alter Männer und Frauen, die sich nicht durch besondere Altersschönheit auszeichnen usw. In der Musik ist die übliche Teilung noch schwerer durchzuführen: wenn wir Märsche, pathetische Stücke usw. der Rubrik des Erhabenen zurechnen; wenn wir Stücke, die Liebe oder Fröhlichkeit atmen, zur Rubrik des Schönen rechnen; wenn wir viele komische Lieder ausfindig machen, so bleibt uns noch eine riesige Anzahl von Liedern, die ihrem Inhalt nach nur gewaltsam einer dieser Gattungen zugerechnet werden können: wo soll man traurige Melodien hintun? Etwa zum Erhabenen als Leiden? Oder zum Schönen als sanfte Träumereien?[73] Von allen Künsten aber sträubt sich am heftigsten die Dichtung gegen die Einordnung ihres Inhalts in die engen Rubriken des Schönen und seiner Momente. Ihr Gebiet ist das ganze Gebiet des Lebens und der Natur[74] die Standpunkte, die der Dichter dem Leben in seinen vielfältigen Erscheinungen gegenüber einnimmt, sind ebenso vielfältig wie die Begriffe des Denkers von diesen verschiedenartigen Erscheinungen; der Denker aber findet in der Wirklichkeit sehr vieles außer dem Schönen, Erhabenen und Komischen. Nicht jeder Kummer geht bis zur Tragik; nicht jede Freude ist graziös oder komisch[75]. Daß der Inhalt der Dichtung sich nicht in den drei bekannten Kategorien erschöpft, sehen wir äußerlich daran, daß ihre Werke nicht mehr in den Rahmen der alten Unterteilungen passen. Daß die dramatische Dichtung nicht einzig das Tragische oder das Komische darstellt, geht daraus hervor, daß neben der Komödie und der Tragödie das Schauspiel erscheinen mußte. An Stelle des vorwiegend erhabenen Epos erschien der Roman mit seinen zahllosen Spielarten. Für die Mehrzahl [477] der heutigen lyrischen Gedichte findet man in den alten Einteilungen keine Überschrift, die den Charakter ihres Inhalts bezeichnen würde; hundert Rubriken würden nicht ausreichen, um so weniger zweifelhaft ist es, daß drei Rubriken nicht alles umfassen können (wir sprechen vom Charakter des Inhalts und nicht der Form, die immer schön sein muß).

Diese Verwirrung ist am besten zu überwinden, wenn man sagt, daß die Sphäre der Kunst sich nicht einzig auf das Schöne und seine sogenannten Momente beschränkt, sondern alles umfaßt, was in der Wirklichkeit (in der Natur und im Leben) den Menschen, nicht als Wissenschaftler, sondern einfach als Menschen, interessiert; das Allgemeininteressante im Leben – das ist der Inhalt der Kunst. Das Schöne, das Tragische, das Komische sind nur die drei am meisten bestimmten Elemente unter Tausenden von Elementen, die das Leben interessant machen, und die aufzuzählen gleichbedeutend wäre mit der Aufzählung aller Gefühle, aller Bestrebungen, die das Herz des Menschen bewegen. Es dürfte wohl kaum nötig sein; in ausführlichere Beweise der von uns angenommenen Auffassung vom Inhalt der Kunst einzutreten; denn wenn in der Ästhetik auch gewöhnlich eine andere, engere Bestimmung des Inhalts gegeben wird, herrscht die von uns angenommene Anschauung tatsächlich, d. h. bei den Malern und den Dichtern selbst, und

---

brauchen nicht erst zu erklären, daß wir unter ‚Nachbildung der Natur' durchaus nicht das verstehen, was man im 18. Jahrhundert unter ziemlich ähnlichen Worten verstanden hat."

[73] Nach diesem Satz heißt es im Manuskri.pt weiter: „Man kann sagen, daß alle musikalischen Melodien der Form nach schön sein müssen, aber wir sprechen hier vom Inhalt und nicht von der Form (darüber, daß Formschönheit notwendig zu jedem Kunstwerk gehört, werden wir weiter unten sprechen und werden dann auch untersuchen, ob man sie als charakteristisches Merkmal der Kunst anzusehen hat)."

[74] Hinter dem Wort „Natur" heißt es im Manuskript: „Die Wirklichkeit aber läßt sich nicht restlos in die Rubriken des Schönen, des Erhabenen und des Komischen einordnen."

[75] Hinter dem Wort „komisch" heißt es im Manuskript: „nicht jede Absicht und nicht jede Tat des Menschen ist entweder komisch oder erhaben".

wird ständig in der Literatur und im Leben geäußert.[76] Wenn man es für nötig hält, das Schöne als den vorwiegenden oder, genauer gesagt, den einzigen wesentlichen Inhalt der Kunst zu bestimmen, so liegt[77] der wahre Grund hierfür in der unscharfen Unterscheidung zwischen dem Schönen als Objekt der Kunst und der schönen Form verborgen, die wirklich eine unumgängliche Eigenschaft eines jeden Kunstwerkes ist.[78] Aber diese formale Schönheit oder die Einheit von Idee und Bild, von Inhalt und Form ist nicht eine spezielle Besonderheit, die die Kunst von anderen Gebieten der menschlichen Tätigkeit unterscheidet. Das Handeln des Menschen hat stets einen Zweck, der das Wesen des Tuns darstellt; die Bewertung unseres Tuns hängt vom Grad der (Übereinstimmung unseres Tuns mit dem Zweck ab, den [478] wir mit ihm erreichen wollten; jedes menschliche Werk wird nach dem Grad der Vollkommenheit der Ausführung bewertet. Das ist ein allgemeines Gesetz sowohl für das Handwerk wie für die Industrie, für die wissenschaftliche Tätigkeit usw. Es ist auch auf die Schöpfungen der Kunst anzuwenden: der Künstler ist (bewußt oder unbewußt, das ist gleich) bestrebt, eine bestimmte Seite des Lebens für uns nachzubilden; selbstverständlich hängt der Wert seines Werkes davon ab, wie er seine Aufgabe erfüllt. „Das Kunstwerk strebt nach der Harmonie von Idee und Bild“ nicht mehr und nicht weniger als das Erzeugnis des Schusterhandwerks, des Juweliergewerbes, der Kalligraphie, der Baukunst, der sittlichen Entschlußkraft. „Jede Arbeit muß gut ausgeführt sein“ – das ist der Sinn des Satzes „Harmonie von Idee und Bild“. Es ist also: 1. das Schöne als Einheit von Idee und Bild durchaus keine charakteristische Besonderheit der Kunst in dem Sinne, den die Ästhetik diesem Wort beilegt; 2. „die Einheit von Idee und Bild“ bestimmt einzig die formale Seite der Kunst und bezieht sich nicht im geringsten auf ihren Inhalt; sie spricht davon, *wie* etwas ausgeführt sein soll, und nicht davon, *was* ausgeführt wird. Wir haben jedoch schon bemerkt, daß in diesem Satz wichtig das Wort „Bild“ ist – es will sagen, daß die Kunst die Idee nicht durch abstrakte Begriffe ausdrückt, sondern durch die lebendige individuelle Tatsache; wenn wir sagen: „die Kunst ist die Nachbildung der Natur und des Lebens“, sagen wir das gleiche: in der Natur und im Leben gibt es nichts abstrakt Existierendes; in ihnen ist alles konkret; die Nachbildung soll nach Möglichkeit das Wesen des Nachgebildeten bewahren; deshalb soll das Kunstwerk danach streben, möglichst wenig Abstraktes zu enthalten, nach Möglichkeit alles konkret, in lebendigen Bildern, in individuellen Gestalten auszudrücken. (Eine ganz andere Frage ist: kann die Kunst dies vollständig erreichen? Die Malerei, die Bildhauerei und die Musik erreichen es; die Dichtung kann und darf sich nicht immer allzusehr um Plastik der Einzelheiten bemühen: es genügt schon, wenn das Dichtwerk überhaupt, im ganzen genommen, plastisch ist;

[76] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Selbst jene Ästhetiker, die den Inhalt der Kunst auf das Schöne beschränken wollen, wenden sich nur deshalb dagegen, daß man der Kunst weitere Grenzen setzt, weil sie fürchten, daß wir ihr, wenn wir sagen: ‚Inhalt der Kunst ist alles, was für den Menschen im Leben interessant ist‘, allzu unsichere, allzu subjektive Grenzen setzen. Eins ist richtig: selbst innerhalb einer bestimmten Epoche interessiert der Mensch sich für sehr verschiedenartige Dinge und Ereignisse; die Verschiedenartigkeit wird noch größer, wenn wir den Menschen auf verschiedenen Entwicklungsstufen nehmen; es ist jedoch ebenso richtig, daß die ganze Vielfalt der den Menschen interessierenden Dinge und Ereignisse, Fragen und Seiten des Lebens den Inhalt der Kunst ausmachen; und auch wenn die von uns angenommene Auffassung vom Inhalt der Kunst ihr unscharfe, schwankende Grenzen setzte, wäre sie trotzdem richtig; unbestimmte Grenzen sind bei keiner Tatsache ein Hindernis für Einheit und Richtigkeit. Eine ganz strenge Untersuchung der Beziehungen der Kunst zur Philosophie, zur Geschichte und zu den darstellenden Wissenschaften würde vielleicht beweisen, daß man auch bei unserer weiten Definition die Kunst dem Inhalt nach ziemlich genau von den anderen Richtungen des menschlichen Geistes abgrenzen kann – zumindest nicht weniger genau, als diese Grenzen früher bestimmt wurden. Aber das würde uns zu einer allzu langen und zudem im vorliegenden Falle kaum nötigen Abschweifung verleiten.“

[77] Nach dem Wort „so“ heißt es im Manuskript weiter: „schwerlich deswegen, weil man fürchtete, der Kunst die bestimmten Grenzen und den besonderen Inhalt zu nehmen. Wie uns scheint...“

[78] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „In der Tat, wenn wir unter dem Schönen die vollkommene Verwirklichung der Idee oder die völlige Einheit von Inhalt und Form verstehen, wie man das gewöhnlich tut, dann sind wir völlig im Recht, wenn wir sagen, daß das Schöne notwendiges Attribut eines jeden Kunstwerks ist. Dabei dürfen jedoch zwei Umstände nicht vergessen werden. Der erste Umstand ist der, daß...“

übermäßiges Bemühen um die plastische Herausarbeitung der [479] Einzelheiten kann der Einheitlichkeit des Ganzen schaden, indem es die Teile zu deutlich hervortreten läßt, und lenkt, was noch wichtiger ist, die Aufmerksamkeit des Künstlers von den wesentlichsten Seiten seines Werkes ab.) Die Schönheit der Form, die in der Einheit von Idee und Bild besteht, ist ein allgemeines Attribut nicht nur der Kunst (im ästhetischen Sinne des Wortes) , sondern auch alles menschlichen Tuns, und völlig unterschieden von der Idee des Schönen als Objekt der Kunst, als Gegenstand unserer freudigen Liebe in der wirklichen Welt.[79] Die Verwechslung der Schönheit der Form, als einer notwendigen Eigenschaft des Kunstwerks, und des Schönen, als eines der vielen Objekte der Kunst, war eine der Ursachen betrüblicher Mißbräuche in der Kunst. „Der Gegenstand der Kunst ist das Schöne", das Schöne um jeden Preis, einen anderen Sinn hat die Kunst nicht. Was ist denn das Allerschönste auf der Welt? Im Menschenleben Schönheit und Liebe; in der Natur läßt sich schwer entscheiden, was eigentlich – so viel Schönheit gibt es in ihr. Und so muß man die Dichtung bei allen möglichen und unmöglichen Gelegenheiten mit Naturbeschreibungen vollstopfen: je mehr, desto schöner wird unser Werk. Aber Schönheit und Liebe sind noch schöner –und da steht auch schon (meistens völlig unangebracht) im Vordergrund des Dramas, der Novelle, des Romans usw. die Liebe. Deplacierte, weitschweifige Auslassungen über die Schönheit der Natur sind einem Kunstwerk noch nicht einmal so schädlich: man kann sie auslassen, denn sie sind nur äußerlich angeklebt; aber was soll man mit der Liebesintrige machen? Man kann sie nicht unbeachtet lassen, denn an dieses Fundament ist alles mit gordischen Knoten angeknüpft, ohne sie verliert alles Zusammenhang und Sinn. Wir wollen erst gar nicht davon sprechen, daß das leidende oder triumphierende Liebespaar Tausenden von Werken eine schreckliche Monotonie verleiht; wir wollen auch nicht davon sprechen, daß diese Liebesabenteuer und Schönheitsbeschreibungen wesentlichen Details den Platz wegnehmen; das ist noch das wenigste: die Gewohnheit, Liebe, Liebe und immer wieder Liebe darzustellen, bringt die Dichter dazu, zu vergessen, daß das Leben auch andere [480] Seiten hat, die den Menschen im allgemeinen viel mehr interessieren; die ganze Dichtung und das ganze in ihr dargestellte Leben nimmt eine sentimentale rosarote Färbung an; an Stelle einer ernsthaften Darstellung des menschlichen Lebens setzen sehr viele Kunstwerke uns eine allzu jugendliche (um nicht ein präziseres Epitheton zu gebrauchen) Anschauung vom Leben vor, und der Dichter tritt gewöhnlich als junger, sehr junger Mann auf, dessen Erzählungen nur für Leute des gleichen moralischen oder physiologischen Alters interessant sind. Das setzt schließlich die Kunst in den Augen derer herab, die die glückliche Zeit der ersten Jugend bereits hinter sich haben; die Kunst erscheint ihnen als bloßer Zeitvertreib, allzu süßlich für ausgewachsene Menschen und nicht ganz ungefährlich für die Jugend. Wir denken gar nicht daran, dem Dichter die Beschreibung der Liebe zu verbieten; aber die Ästhetik muß fordern, daß der Dichter die Liebe nur dann schildert, wenn er eben sie schildern will: wozu die Liebe in den Vordergrund stellen, wenn es sich im Grunde genommen durchaus nicht um sie, sondern um andere Seiten des Lebens handelt? Warum steht zum Beispiel die Liebe im Vordergrund bei Romanen, die eigentlich die Lebensweise eines bestimmten Volkes in einer gegebenen Epoche oder die Lebensweise bestimmter Klassen des Volkes darstellen? Auch in der Geschichte, in der Psychologie, in ethnographischen Werken ist ebenfalls von der Liebe die Rede – doch nur dort, wo es am Platze ist, genau so wie von allem übrigen. Die historischen Romane Walter Scotts sind auf Liebesgeschichten aufgebaut – wozu das? War die Liebe etwa die Hauptbeschäftigung der Gesellschaft und die Haupttriebkraft der Ereignisse in der von ihm dargestellten Epoche? „Aber die Romane Walter Scotts sind veraltet"; ganz genau bei passender und unpassender Gelegenheit mit Liebe vollgestopft sind Dickens Romane und George Sands Romane aus dem Dorfleben, in denen es ebenfalls

[79] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Das Schöne als Objekt, als schönes Geschöpf oder schöner Gegenstand, ist nicht der einzige Inhalt der Kunst. Nicht nur das lebensvolle und lebensfrische Frohe interessiert den Menschen; und nicht das Schöne allein wird in der Kunst nachgebildet."

keineswegs um Liebe geht. „Schreibt über das, worüber ihr schreiben wollt“ – das ist eine Regel, die einzuhalten die Dichter sich selten entschließen.[80] Liebe bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit – das ist der erste Schaden, der sich ‘für die [481] Kunst aus der Auffassung ergibt, daß „der Inhalt der Kunst das Schöne ist“; der zweite, eng mit ihm verbundene, ist die Künstelei.[81] In unserer Zeit macht man sich lustig über Racine und Madame Deshoulières; aber schwerlich ist die heutige Kunst, was Einfachheit und Naturgemäßheit der Triebfeder der Handlung und ungesuchte Natürlichkeit der Sprache betrifft, weit über sie hinausgekommen; die Einteilung der handelnden Personen in Helden und Bösewichte läßt sich ‘bis ‘heute auf die Kunstwerke der pathetischen Gattung anwenden; wie zusammenhängend, flüssig und beredt drücken sich diese Leute aus! Die Monologe und Dialoge in modernen Romanen bleiben nur wenig hinter den Monologen der pseudoklassischen Tragödien zurück: „In einem Kunstwerk muß alles in Schönheit getaucht sein“; zur Schönheit gehört notwendig die Entwicklung aller Details aus der Anlage des Sujets; und man setzt uns bei den Personen des Romans oder Dramas derart tief durchdachte Pläne des Handelns vor, wie Menschen im wirklichen Leben sie fast niemals aufstellen; tut aber einmal eine der eingeführten Personen einen instinktiven, unüberlegten Schritt, dann hält der Autor es für notwendig, ihn aus dem Wesen des Charakters dieser Person heraus zu rechtfertigen, die Kritiker aber sind auch weiter damit unzufrieden, daß die „Handlung nicht motiviert ist“ – als ob eine Handlung ihre Motive stets im individuellen Charakter hat und nicht auch in den Umständen und den allgemeinen Eigenschaften des menschlichen Herzens.[82] „Die Schönheit verlangt Geschlossenheit der Charaktere“, und an Stelle lebendiger Menschen, die bei all ihrem Typischen verschiedenartig sind, liefert der Dramatiker oder der Romanschriftsteller unbewegliche Statuen. „Die Schönheit des Kunstwerkes erfordert abgeschlossene Dialoge“ – und an Stelle einer lebendigen Unterhaltung werden gekünstelte Dialoge vorgetragen, in denen der Sprechende, ob er will oder nicht, seinen Charakter ausspricht.[83] Die Folge von alledem ist eine Monotonie der Dichtwerke: die Menschen sind alle über einen Kamm geschoren, die Ereignisse entwickeln sich nach bekannten Rezepten, schon auf den ersten Seiten ist zu erkennen, was weiter kommt, und nicht nur, was kommt, [482] sondern auch wie es kommt. Wenden wir uns jedoch wieder der Frage nach der wesentlichen Bestimmung der Kunst zu.

Die erste und allgemeine Bestimmung aller Kunstwerke ist, sagten wir, die Nachbildung der den Menschen interessierenden Erscheinungen des wirklichen Lebens. Unter „wirklichem Leben“ sind selbstverständlich nicht nur die Beziehungen des Menschen zu den Dingen und Geschöpfen der objektiven Welt zu verstehen, sondern auch sein Innenleben; zuweilen lebt der Mensch in Träumen – dann haben die Träume für ihn (bis zu einem gewissen Grade und für eine gewisse Zeit) die Bedeutung von etwas Objektivem; noch häufiger lebt der Mensch in der Welt seines Gefühls; diese Zustände werden, wenn sie ein gewisses Interesse erreichen, von der Kunst nachgebildet. Wir haben dies erwähnt, um zu zeigen, daß unsere Definition auch den phantastischen Inhalt der Kunst mit einbezieht.

---

[80] Hinter dem Wort „Dichter“ ist im Manuskript gestrichen: „die sich durch Liebesintrigen freiwillig die Hände binden und ihren Lesern verliebten Nebel vormachen“.

[81] Statt „Künstelei“ hieß es im Manuskript ursprünglich: „künstliche Sentimentalität, Geziertheit, die einen großen Teil der Kunstwerke der letzten zwei Jahrhunderte durchzieht“.

[82] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Und die Kritiker haben recht. Wenn der Dichter einen künstlich in sich geschlossenen Charakter geschaffen hat, besitzt er nicht mehr das Recht, ihn zu erweitern, indem er sagt: ‚Ich zeichne einen geizigen Egoisten, der jedoch gelegentlich gern durch Pracht aufwand blendet‘ oder ‚Ich zeichne einen jungen Mann mit erhabenen Gefühlen und dem Verlangen nach leidenschaftlicher Liebe‘, – wenn der Dichter das sagt, führt er bereits alle Triebfedern auf, die das Handeln des betreffenden Menschen bestimmen, und würde inkonsequent handeln wenn er ihm Gelegenheit gäbe, in seinem Herzen noch irgendwelche neue Seiten zu offenbaren.“

[83] Nach den Worten „seinen Charakter ausspricht“ hieß es im Manuskript ursprünglich: „während sich in Wirklichkeit im Gespräch gewöhnlich nur die Außenseite eines Menschen, seine Manier zu sprechen offenbart nicht aber sein Herz“.

Wir haben jedoch weiter oben gesagt, daß die Kunst außer der Nachbildung noch eine andere Bestimmung hat – nämlich die Erklärung des Lebens; bis zu einem gewissen Grade können das alle Künste erreichen: häufig genügt es, die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken (was die Kunst stets tut), um seine Bedeutung zu erklären oder einen das Leben besser verstehen zu lassen. In diesem Sinne unterscheidet sich die Kunst durch nichts von einem Bericht über den Gegenstand; ein Unterschied besteht insofern, als die Kunst ihr Ziel sicherer erreicht als ein einfacher Bericht, geschweige denn ein gelehrter Bericht: in der Form des Lebens lernen wir einen Gegenstand viel leichter kennen und beginnen uns viel schneller für ihn zu interessieren, als wenn man uns nur einen trockenen Hinweis auf den Gegenstand vorsetzt. Die Romane Coopers haben mehr als alle ethnographischen Berichte und alle Erörterungen darüber, wie wichtig es ist, die Lebensweise der Wilden zu studieren, dazu beigetragen, die Gesellschaft mit ihrem Leben bekannt zu machen. Aber wenn alle Künste auf neue interessante Gegenstände hinweisen können, weist die Dichtung mit Notwendigkeit stets scharf und klar auf die wesentlichen Züge des Gegenstandes hin. Die Malerei bildet den Gegenstand mit allen [483] Einzelheiten nach, die Bildhauerei ebenfalls; die Dichtung kann nicht allzu viele Einzelheiten umfassen, und indem sie aus ihren Bildern notgedrungen sehr vieles fortläßt, konzentriert sie unsere Aufmerksamkeit auf die zurückbehaltenen Züge. Darin sieht man einen Vorzug der dichterischen Bilder vor der Wirklichkeit; aber das gleiche tut auch jedes einzelne Wort mit seinem Gegenstand: im Worte (im Begriff) sind ebenfalls alle zufälligen Züge des Gegenstandes fortgelassen und einzig die wesentlichen beibehalten; vielleicht ist für den unerfahrenen Verstand das Wort klarer als der Gegenstand selbst; doch dieses Klarmachen ist nur eine Abschwächung.[84] Wir leugnen nicht den relativen Nutzen von Kompendien; aber wir glauben nicht, daß die für Kinder sehr nützliche „Russische Geschichte“ von Tappe besser ist als die „Geschichte“ von Karamsin, der sie entnommen ist.[85] Ein Gegenstand oder ein Ereignis können in einem Dichtwerk leichter verständlich sein als in der Wirklichkeit selber; aber wir erkennen ihm nur den Wert eines lebendigen und klaren Hinweises auf die Wirklichkeit zu und keine selbständige Bedeutung, die mit der Fülle des wirklichen Lebens wetteifern könnte. Dazu ist nur noch zu sagen, daß jeder Prosabericht das gleiche tut wie die Dichtung.[86] Die Konzentration der Aufmerksamkeit auf die wesentlichen Züge des Gegenstandes ist keine charakteristische Besonderheit der Dichtung, sondern eine allgemeine Eigenschaft der vernünftigen Rede.[87]

Die wesentliche Bestimmung der Kunst ist die Nachbildung dessen, was den Menschen in der Wirklichkeit interessiert.[88] Aber wenn der Mensch sich für die Erscheinungen des Lebens inter-

---

[84] Nach diesen Worten heißt es im Manuskript weiter: „Es gab eine Zeit, wo man die ‚gekürzten Ausgaben‘ (Epitome) den Werken selber vorzog; warum sollen nicht auch wir die Dichtung dafür loben, daß sie unter Weglassung des Unwesentlichen in einem kurzen Abriß das Wesentliche darstellt, wenn die Nachkommen der großen Römer fanden, daß Justinus besser sei als Pompejus Trogus und daß es keinen besseren Geschichtsschreiber gäbe als Eutropius.“

[85] Bezieht sich auf die von August Tappe herausgegebene „Gekürzte Ausgabe der russischen Geschichte von N. M. Karamsin zum Gebrauch der Jugend und der Schüler dci russischen Sprache, mit Betonungsangabe und Erklärungen der wichtigsten Worte und Aussprüche in deutscher und französischer Sprache und mit Hinweisen auf die grammatischen Regeln“, 2 Bände, St. Petersburg 1819.

[86] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Worte geben immer nur die wesentlichen Einzelheiten wieder, denn ein ganzes Bild wird erschöpfend nur durch Malerei wiedergegeben und nicht durch Worte; der allmähliche Ablauf der Ereignisse in allen Einzelheiten könnte nur durch eine Reihe von Bildern, nicht aber durch eine geschichtliche Darstellung oder einen Roman wiedergegeben werden.“

[87] Dieser und der vorhergehende Satz einschließlich der in Anmerkung 86 wiedergegeben Einschaltung stehen im Manuskript anstatt des folgenden gestrichenem Textes: „Mit einem Wort, alle Vorzüge der Kunst vor der lebendigen Wirklichkeit können folgendermaßen definiert werden: ‚Schlechter unvergleichlich schlechter, aber billiger; verlangt weder soviel Zeit noch soviel Aufmerksamkeit, noch soviel Scharfsinn.‘“

[88] Nach „interessiert“ heißt es im Manuskript „die Nachbildung dessen, was seine Gedanken beschäftigt was ihm Freude oder Kummer bereitet“

essiert, kann er, bewußt oder unbewußt, nicht umhin, sein Urteil über sie zu fällen; der Dichter oder Künstler kann nicht aufhören, Mensch schlechthin zu sein, und kann deshalb, selbst wenn er möchte, nicht unterlassen, sein Urteil über die dargestellten Erscheinungen zu fällen; dieses Urteil kommt in seinem Werke zum Ausdruck – das ist eine neue Bestimmung der Kunstwerke, durch die die Kunst sich in die sittlichen Betätigungen des Menschen einreiht. Es gibt Menschen, deren Urteil über die Erscheinungen des Lebens fast nur darin besteht, daß sie für bestimmte [484] Seiten der Wirklichkeit empfänglich sind, andere dagegen meiden – das sind Menschen, deren geistige Tätigkeit schwach ist[89]; wenn ein derartiger Mensch Dichter oder Künstler ist, haben seine Werke keine andere Bedeutung, als die Seiten des Lebens, die er liebt, nachzubilden.[90] Wenn aber ein Mensch, dessen geistige Tätigkeit bewegten Anteil an Fragen nimmt, die aus der Beobachtung des Lebens stammen, mit künstlerischer Begabung ausgestattet ist, wird in seinen Werken bewußt oder unbewußt das Bestreben zum Ausdruck kommen, ein lebendiges Urteil über die Erscheinungen zu fällen, die ihn interessieren (und seine Zeitgenossen auch, denn ein denkender Mensch kann nicht über nichtige Fragen nachdenken, die für niemanden außer ihm selbst interessant sind), in seinen Bildern oder Romanen, Dichtungen, Dramen werden Fragen aufgeworfen oder gelöst werden, die für den denkenden Menschen aus dem Leben erwachsen; seine Schöpfungen werden sozusagen Aufsätze über vom Leben gestellte Themen.[91] Diese Tendenz kann sich in allen Künsten äußern (in der Malerei zum Beispiel kann man auf die Genrebilder und auf viele historische Gemälde hinweisen), doch vorwiegend entwickelt sie sich in der Dichtung, die die vollste Möglichkeit bietet, einen bestimmten Gedanken auszudrücken. Dann[92] wird der Künstler zum Denker, und das Kunstwerk erlangt, ohne die Sphäre der Kunst zu verlassen, wissenschaftliche Bedeutung. Es versteht sich von selbst, daß die Schöpfungen der Kunst in dieser Beziehung in der Wirklichkeit nicht ihresgleichen haben – jedoch nur in bezug auf die Form[93] was den Inhalt, die Fragen selbst angeht, die die Kunst aufwirft oder löst, so finden sie sich alle im wirklichen Leben, nur ohne Gewolltsein, ohne arrière-pensée[*]. Angenommen, in einem Kunstwerk wird der Gedanke entwickelt: „ein zeitweiliges Abweichen vom richtigen Wege richtet eine starke Natur nicht zugrunde“ oder „ein Extrem ruft das andere hervor“; oder es wird der Zerfall eines Menschen mit sich selbst dargestellt; oder, sagen wir, der Kampf der Leidenschaften mit dem höheren Streben (wir führen die [485] verschiedenen Grundideen an, die wir im „Faust“ finden) – gibt es etwa im wirklichen Leben nicht Fälle, wo sich die gleiche Situation herausbildet? Wird aus der Beobachtung des Lebens etwa nicht hohe Weisheit abgeleitet? Ist nicht die Wissenschaft eine einfache Abstrahierung des Lebens, die Reduzierung des Lebens auf Formeln? Alles, was Wissenschaft und Kunst aussprechen, findet sich im Leben vor, und zwar in der vollständigsten, vollkommensten Form, mit allen lebendigen Einzelheiten, in denen gewöhnlich der wahre Sinn der Sache liegt und die von der Wissenschaft und der Kunst häufig nicht verstanden, noch häufiger von ihnen nicht erfaßt werden können; in

---

[89] Statt „schwach ist“ heißt es im Manuskript: „von Natur schwach und faul oder infolge ungünstiger Umstände wenig durch Studium und eigenes Nachdenken entwickelt ist. Sie können nur sagen: ‚Das mag ich und das mag ich nicht; das ist gut, das dagegen ist schlecht.‘“

[90] Im Manuskript heißt es nach diesen Worten: „Für seine unmotivierten Urteile ist in seinen Kunstwerken kein Raum; und selbst wenn er sie aussprechen wollte, wären sie völlig wertlos, weil sie nichts anderes wären als Gemeinplätze aus abgedroschenen Phrasen, die jeder längst kennt.“

[91] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript: „Mit einem Wort, es gibt Kunstwerke, in denen die den Menschen interessierenden Erscheinungen des Lebens einfach reproduziert sind, und es gibt andere Werke, in denen diese Bilder von einer bestimmten Idee erfüllt sind.“

[92] Dieser Satz beginnt im Manuskript mit den Worten: „In solchen Fällen gibt das Kunstwerk im strengen Sinne eine Erklärung des Lebens.“

[93] Statt „jedoch nur in bezug auf die Form“ heißt es im Manuskript: „In dieser Hinsicht sind sie selbständig, wie die Wissenschaft selbständig ist. Sie sind jedoch nur der Form nach selbständig; nur hinsichtlich der Form, hinsichtlich der Absichtlichkeit haben sie nicht ihresgleichen unter den Erscheinungen des wirklichen Lebens.“

[*] Hintergedanke. *Die Red.*

den Vorgängen des wirklichen Lebens ist alles wahr, gibt es keine Versehen, nicht jene einseitige Beschränktheit der Ansicht, unter der jedes Menschenwerk leidet – als Unterweisung, als Wissenschaft ist das Leben vollständiger, wahrer, ja künstlerischer als alle Schöpfungen der Gelehrten und Dichter. Aber das Leben denkt nicht daran, uns seine Erscheinungen zu erklären, es kümmert sich nicht um die Ableitung von Axiomen; in den Werken der Wissenschaft und der Kunst geschieht das; gewiß, die Schlußfolgerungen sind unvollständig, die Gedanken einseitig im Vergleich mit dem, was das Leben bietet; aber geniale Menschen haben die Schlußfolgerungen für uns gezogen, ohne ihre Hilfe wären unsere Schlußfolgerungen noch einseitiger, noch blasser. Die Wissenschaft und die Kunst (die Dichtung) sind ein „Handbuch" für den, der das Leben zu studieren beginnt; ihre Bedeutung ist, auf das Quellenstudium vorzubereiten und später von Zeit zu Zeit als Nachschlagewerk zu dienen. Die Wissenschaft denkt nicht daran, das zu verbergen; auch die Dichter denken in ihren gelegentlichen Bemerkungen über das Wesen ihrer Werke nicht daran, es zu verbergen; einzig die Ästhetik fährt fort zu behaupten, die Kunst stehe über dem Leben und der Wirklichkeit.

Alles Gesagte zusammenfassend, erhalten wir folgende Auffassung von der Kunst: Die wesentliche Bestimmung der Kunst ist die Nachbildung alles dessen, was für den Menschen im Leben interessant ist; sehr häufig tritt besonders in den Werken der Dichtung auch die Erklärung des Lebens, [486] die Beurteilung seiner Erscheinungen in den Vordergrund. Die Kunst verhält sich zum Leben genau so wie die Geschichte; der Unterschied besteht inhaltlich nur darin, daß die Geschichte vom Leben der Menschheit spricht, wobei sie es vor allem auf tatsächliche Wahrheit abgesehen hat, die Kunst dagegen Erzählungen vom Leben der Menschen liefert, in denen an Stelle der tatsächlichen Wahrheit die getreue Wiedergabe des psychologisch und moralisch Wahren tritt. Die erste Aufgabe der Geschichte ist, das Leben nachzubilden; die zweite – die nicht von allen Historikern erfüllt wird –, es zu erklären; der Historiker, der sich nicht um die zweite Aufgabe kümmert, bleibt einfacher Chronist, und sein Werk ist nur Material für den echten Historiker oder Lesestoff zur Befriedigung der Neugierde; wenn der Historiker an die zweite Aufgabe denkt, wird er zum Denker, und sein Werk erhält dadurch wissenschaftlichen Wert.

Ganz das gleiche ist von der Kunst zu sagen. Die Geschichte erhebt nicht Anspruch darauf, mit dem wirklichen historischen Leben zu wetteifern, sie gibt zu, daß ihre Bilder blaß und unvollständig, mehr oder weniger unrichtig oder zum mindesten einseitig sind. Die Ästhetik muß zugeben, daß die Kunst ebenso und aus den gleichen Gründen nicht einmal daran denken darf, sich der Wirklichkeit gleichzustellen, geschweige denn, sie an Schönheit zu übertreffen.

Wo aber bleibt bei einer derartigen Auffassung von der Kunst die schöpferische Phantasie? Welche Rolle wird ihr eingeräumt? Wir wollen nicht davon sprechen, woher in der Kunst das Recht der Phantasie stammt, das vom Dichter Gesehene und Gehörte zu modifizieren. Das erklärt sich aus dem Zweck der dichterischen Schöpfung, von der getreue Nachbildung einer bestimmten Seite des Lebens und nicht irgendeines Einzelfalls gefordert wird; wir wollen nur betrachten, worauf die Notwendigkeit einer Einmischung der Phantasie als der Fähigkeit beruht, das von den Sinnen Aufgenommene (mit Hilfe von Kombinationen) abzuändern und etwas formal Neues zu schaffen. Nehmen wir einmal an, der Dichter entnimmt dem eigenen Leben eine Begebenheit, die er vollständig kennt (das kommt nicht häufig vor; [487] gewöhnlich bleiben viele wesentlich wichtige Einzelheiten ihm wenig bekannt, und die Erzählung muß um des Zusammenhangs willen aus der Einbildungskraft ergänzt werden); nehmen wir weiter an, die gewählte Begebenheit ist in künstlerischer Hinsicht vollkommen abgeschlossen, so daß ihre einfache Erzählung ein völlig künstlerisches Werk wäre, d. h., nehmen wir einen Fall, wo die Einmischung der kombinierenden Phantasie am wenigsten notwendig erscheint. So gut das Gedächtnis sein mag, es ist nicht imstande, alle Einzelheiten und besonders jene festzuhalten, die für das Wesen der Sache unbedeutend sind; aber viele von ihnen sind für die künstlerische Vollständigkeit der Erzählung notwendig und müssen aus anderen

Szenen entliehen werden, die dem Dichter im Gedächtnis geblieben sind (zum Beispiel die Führung des Dialogs, die Beschreibung der Örtlichkeit usw.); es ist richtig, daß die Ergänzung der Begebenheit mit diesen Einzelheiten sie noch nicht verändert, und der Unterschied zwischen der künstlerischen Erzählung und der in ihr wiedergegebenen Begebenheit beschränkt sich vorläufig einzig auf die Form. Doch damit ist die Einmischung der Phantasie noch nicht beendet. Die Begebenheit war in der Wirklichkeit mit anderen Begebenheiten verwoben, die mit ihr nur äußerlich ohne wesentlichen Zusammenhang in Verbindung standen; wenn wir die von uns gewählte Begebenheit von anderen Vorgängen und von unnötigen Episoden trennen, werden wir sehen, daß die Trennung neue Lücken in der Lebensfülle der Erzählung entstehen läßt; wieder muß der Dichter sie ausfüllen.

Mehr noch: die Trennung nimmt nicht nur vielen Momenten der Begebenheit die Lebensfülle, sondern verändert häufig auch ihren Charakter – und die Begebenheit ist in der Erzählung schon nicht mehr das, was sie in Wirklichkeit war, oder der Dichter ist zur Erhaltung ihres Wesens gezwungen, viele Einzelheiten *abzuändern*, die in der Begebenheit wahren Sinn nur in ihrem wirklichen Milieu haben, das die isolierende Erzählung fortnimmt.[94] Wie wir sehen, wird das Tätigkeitsfeld der schöpferischen Kräfte des Dichters durch unsere Auffassung vom Wesen der Kunst sehr wenig beschränkt.[95] Doch der Gegenstand unserer Untersuchung ist [488] die Kunst als objektive Schöpfung und nicht die subjektive Tätigkeit des Dichters; es wäre darum unangebracht, sich auf eine Aufzählung der verschiedenen Beziehungen des Dichters zu dem Material seines Werkes einzulassen: wir haben eine dieser Beziehungen gezeigt, die der Selbständigkeit des Dichters am wenigsten Spielraum läßt und haben gefunden, daß bei unserer Betrachtungsweise des Wesens der Kunst der Künstler auch in dieser Situation nicht den wesentlichen Charakter verliert, der nicht speziell dem Dichter oder Künstler eigen ist, sondern dem Menschen überhaupt in seiner ganzen Tätigkeit – jenes wesentlichste Recht und jene Eigenschaft des Menschen, die objektive Wirklichkeit nur als sein Tätigkeitsfeld zu betrachten.[96] Noch weiter ist der Kreis für die Einmischung der kombinierenden Phantasie unter anderen Umständen: wenn zum Beispiel dem Dichter die Einzelheiten einer Begebenheit nicht völlig bekannt sind, wenn er von ihr (und den handelnden Personen) nur aus fremden Berichten Kenntnis hat, die immer einseitig, unzuverlässig und zum mindesten vom persönlichen Standpunkt des Dichters aus künstlerisch unvollkommen sind.[97] Aber die Notwendigkeit zu kombinieren und zu verändern, erwächst nicht daraus, daß das wirkliche Leben nicht jene Erscheinungen darbietet, die der Dichter oder der Künstler darstellen will, und zwar in viel vollständigerer Gestalt, als das Kunstwerk sie ihnen geben kann, sondern daraus, daß das Abbild des wirklichen Lebens nicht der gleichen Seinssphäre angehört wie das wirkliche Leben; der Unterschied entsteht dadurch, daß der Dichter nicht über dieselben Mittel verfügt wie das wirkliche Leben. Im Klavierauszug einer Oper geht der größere und

---

[94] Nach diesem Satz heißt es im Manuskript weiter: „Mit einem Wort, die getreue Nachbildung des Lebens durch die Kunst ist kein einfaches Kopieren, besonders nicht in der Dichtung."

[95] Dieser ganze Satz lautet im Manuskript folgendermaßen: „Indem wir immer wieder darauf hinweisen, daß der Dichter (oder der Künstler schlechthin) nichts aufzuweisen hat, was dem lebendigen Vorgang, den lebendigen Menschen, der lebendigen Natur an Lebensfülle und künstlerischer Vollendung gleichkäme, reden wir durchaus nicht davon, daß er ein gedankenloser Kopist einzelner Ereignisse ist, und was den Umkreis der Betätigung der schöpferischen Kräfte des Dichters angeht, so bedeutet unsere Auffassung vom Wesen der Kunst für ihn nicht die geringste Einengung."

[96] Das Ende dieses Satzes ist von den Worten „als sein Tätigkeitsfeld" an vom Autor für die dritte Auflage abgeändert worden. In der ersten Auflage lautete die Stelle: „als Material, nur als sein Tätigkeitsfeld zu betrachten und es sich' durch Gebrauch zu unterwerfen".

[97] Nach den Worten „unvollkommen sind" heißt es im Manuskript weiter: „(oder, indem wir den Künstler im allgemeinen in diese Lage versetzen: wenn der Künstler die darzustellende Wirklichkeit nicht vor Augen hat); noch größeren Spielraum für seine Phantasie braucht der Dichter, wenn er unter dem Einfluß einer bestimmten Tendenz, einer bestimmten Idee schafft; in solchen Fällen muß er noch mehr verändern und kombinieren".

beste Teil der Einzelheiten und Wirkungen verloren; vieles läßt sich von der menschlichen Stimme oder dem vollen Orchester entschieden nicht auf das klägliche, arme, tote Instrument übertragen, das nach Maßgabe seiner Möglichkeit die Oper wiedergeben soll; deshalb ist bei der Bearbeitung vieles zu verändern, vieles zu ergänzen – nicht in der Hoffnung, daß die Oper bei der Einrichtung für Klavier besser wird, als sie in ihrer ursprünglichen Gestalt ist, sondern um einigermaßen den Schaden wiedergutzumachen, den die Oper bei [489] der Bearbeitung notwendig erleidet; nicht weil der Bearbeiter die Fehler des Komponisten korrigieren will, sondern einfach, weil er nicht über die Mittel verfügt, die der Komponist besitzt. Noch größer ist der Unterschied zwischen den Mitteln des wirklichen Lebens und des Dichters. Wer eine Dichtung aus einer Sprache in die andere übersetzt, muß das zu übersetzende Werk bis zu einem gewissen Grade verändern; wie sollte sich da nicht die Notwendigkeit von Veränderungen einstellen, wenn es eine Begebenheit aus der Sprache des Lebens in die dürftige, farblose und tote Sprache der Dichtung zu übersetzen gilt?

* * *

Eine Apologie der Wirklichkeit gegenüber der Phantasie, das Bemühen, zu beweisen, daß die Werke der Kunst entschieden keinen Vergleich mit der lebendigen Wirklichkeit aushalten – das ist das Wesen dieser Überlegungen. Heißt so von der Kunst reden, wie es der Autor tut, nicht die Kunst herabsetzen? – Ja, wenn der Nachweis, daß die Kunst hinsichtlich der künstlerischen Vollkommenheit ihrer Schöpfungen hinter dem wirklichen Leben *zurückbleibt*, eine Herabsetzung der Kunst[98] bedeutet; aber gegen die Panegyriker auftreten, heißt noch nicht, ein Lästerer sein. Die Wissenschaft denkt nicht daran, der Wirklichkeit überlegen sein zu wollen; das ist für sie keine Schande. Auch die Kunst soll nicht glauben, daß sie der Wirklichkeit überlegen sei; das bedeutet für sie keine Erniedrigung. Die Wissenschaft schämt sich nicht zu sagen, daß es ihr Zweck ist, die Wirklichkeit zu verstehen und zu erklären und ihre Erklärungen dann zum Wohl des Menschen zu verwenden; möge sich auch die Kunst nicht schämen zuzugeben, daß ihr Zweck ist: zur Entschädigung für den Fall, daß es keinen von der Wirklichkeit gelieferten vollendeten ästhetischen Genuß gibt, diese wertvolle Wirklichkeit für den Menschen nach Kräften nachzubilden und sie zum Wohle des Menschen zu erklären.

Möge die Kunst sich mit ihrer hohen, schönen Bestimmung begnügen: wenn die Wirklichkeit fehlt, bis zu einem [490] gewissen Grade ihr Ersatz und für den Menschen ein Lehrbuch des Lebens zu sein.

Die Wirklichkeit steht höher als Träume und die wesentliche Bestimmung höher als phantastische Ansprüche.

* * *

Die Aufgabe des Autors bestand darin, die Frage der ästhetischen Beziehungen der Kunstwerke zu den Vorgängen des Lebens zu untersuchen und festzustellen ob die herrschende Meinung richtig sei, nach der das wahrhaft Schöne, welches als wesentlicher Inhalt der Kunstwerke angenommen wird, in der objektiven Wirklichkeit nicht besteht und nur durch die Kunst verwirklicht wird. Untrennbar mit dieser Frage verbunden sind die Fragen nach dem Wesen des Schönen und nach dem Inhalt der Kunst. Die Untersuchung der Frage nach dem Wesen des Schönen brachte den Autor zu der Überzeugung, daß das Schöne das Leben ist. Nach dieser Beantwortung der Frage war es notwendig, die Begriffe des Erhabenen und Tragischen zu untersuchen, die nach der gewöhnlichen Definition des Schönen als Momen-

[98] Nach den Worten „eine Herabsetzung der Kunst“ heißt es im Manuskript weiter: „wenn die Auflehnung gegen ihre übertriebene Lobpreisung, wenn der Beweis, daß die Panegyriker der Kunst mehr zuschreiben, als ihr gerechterweise zugestanden werden kann“.

te[99] zu ihm gehören, und es mußte anerkannt werden, daß das Erhabene und das Schöne nicht einander untergeordnete Gegenstände der Kunst sind. Damit war bereits ein wichtiges Hilfsmittel zur Beantwortung der Frage nach dem Inhalt der Kunst gewonnen. Wenn aber das Schöne das Leben ist[100], so findet die Frage nach der ästhetischen Beziehung des Kunstschönen zum Wirklichkeitsschönen ganz von selbst ihre Beantwortung. Zu der Schlußfolgerung gekommen, daß die Kunst ihren Ursprung nicht der Unzufriedenheit des Menschen mit dem Wirklichkeitsschönen verdanken kann, mußten wir ausfindig machen, aus welchen Bedürfnissen die Kunst entsteht, und mußten ihre wahre Bestimmung erforschen. Die wichtigsten Schlußfolgerungen zu denen diese Untersuchung geführt hat, sind:

1. Die Definition des Schönen: „das Schöne ist die volle Offenbarung der allgemeinen Idee in der individuellen Erscheinung“ – hält der Kritik nicht stand; sie ist zu weit [491] gefaßt, da sie die Bestimmung der formalen Tendenz jeder menschlichen Tätigkeit ist.

2. Die wahre Definition des Schönen lautet: „das Schöne ist das Leben“; als schönes Wesen erscheint dem Menschen das Wesen, in dem er das Leben sieht, so, wie er es versteht; ein schöner Gegenstand ist der Gegenstand, der ihn an das Leben gemahnt.

3. Dieses objektive Schöne oder seinem Wesen nach Schöne muß unterschieden werden von der Vollkommenheit der Form, die in der Einheit von Idee und Form besteht, oder darin, daß der Gegenstand seiner Bestimmung vollauf Genüge tut.[101]

4. Das Erhabene wirkt auf den Menschen durchaus nicht dadurch, daß es die Idee des Absoluten wachruft; es ruft sie fast niemals wach.

5. Erhaben erscheint dem Menschen das, was bedeutend größer ist als die Gegenstände oder bedeutend stärker als die Erscheinungen, mit denen der Mensch es vergleicht.

6. Das Tragische ist nicht wesentlich an die Idee des Schicksals oder der Notwendigkeit gebunden. Im wirklichen Leben ist das Tragische größtenteils zufällig, geht nicht aus dem Wesen der vorangehenden Momente hervor. Die Form der Notwendigkeit, in die es in der Kunst gekleidet wird, folgt aus dem gewöhnlichen Grundprinzip der Kunstwerke: „die Lösung muß aus der Schürzung hervorgehen“, oder ist eine unangebrachte Unterordnung des Dichters unter den Begriff des Schicksals.

7. Das Tragische ist nach der Auffassung der neueren europäischen Bildung „das Furchtbare im Menschenleben“.

---

[99] Nach dem Worte „Momente“ heißt es im Manuskript: „des Schönen zu ihm gehören und nur dadurch das Recht erhalten, Gegenstände der Kunst zu sein. Das Erhabene und sein Moment, das Tragische, erwiesen sich also als wesentlich verschieden vom Schönen.“ Am Ende des Satzes findet sich im Manuskript der Zusatz: „die als Momente des Lebens selbst in die Kunst Eingang finden.“

[100] Nach „Leben“ heißt es im Manuskript: „oder, bestimmter, die Fülle des Lebens“.

[101] Nach „Genüge tut“ heißt es im Manuskript weiter: „auch hinsichtlich der Schönheit der Form, die in der vollendeten Ausarbeitung besteht“. Anschließend ist im Manuskript der folgende Absatz gestrichen: „‚Der Garten ist schön‘ kann man in drei verschiedenen Fällen sagen: 1. wenn im Garten alles grünt und blüht und alles vom Leben zeugt (nur in diesem Sinn darf die Ästhetik das Wort „schön“ verwenden); 2. wenn er einen schönen Ertrag liefert (die Erreichung des Ziels, die Einheit der Idee und des einzelnen Gegenstandes) – in diesem Sinne reden technische Handbücher und angewandte Wissenschaften vom Schönen; 3. wenn er sauber gehalten, gut geschnitten ist usw., – vom Schönen in diesem Sinne reden Menschen mit auserwähltem Geschmack; das Bemühen um diese Art Schönheit ist eine Sache von zweitrangiger Bedeutung, aber dieses Bemühen kann sich auf alles in der Welt erstrecken, und das Schöne dieser Art findet sich tatsächlich weder in der Natur noch im ernsten Leben.“ Auf diese gestrichene Stelle folgt im Manuskript eine Einschaltung: „Die maßlosen Lobgesänge auf das Schöne in den Kunstwerken sind größtenteils Überbleibsel dieses raffinierten Strebens nach feiner Ausarbeitung, Überbleibsel des Geschmacks, der im 18. Jahrhundert in Frankreich herrschte und heutzutage im Prinzip allgemein verworfen ist, obwohl er auf das Urteil der Mehrheit noch ziemlich großen Einfluß hat.“

8. Das Erhabene (und sein Moment: das Tragische) ist nicht eine Abart des Schönen; die Ideen des Erhabenen und des Schönen sind voneinander völlig verschieden; zwischen ihnen besteht weder eine innere Verbundenheit noch eine innere Gegensätzlichkeit.

9. Die Wirklichkeit ist nicht nur lebendiger, sondern auch vollkommener als die Phantasie. Die Bilder der Phantasie sind nur blasse und fast immer nicht geglückte Abwandlungen der Wirklichkeit. [492]

10. Das Schöne in der objektiven Wirklichkeit ist durchaus schön.

11. Das Schöne in der objektiven Wirklichkeit befriedigt den Menschen ganz und gar.

12. Die Kunst entsteht durchaus nicht aus dem Bedürfnis des Menschen, die Mängel des Schönen in der Wirklichkeit zu kompensieren.

13. Die Werke der Kunst bleiben hinter dem Schönen in der Wirklichkeit nicht nur deshalb zurück, weil der Eindruck, den die Wirklichkeit hinterläßt, lebendiger ist als der Eindruck, den die Kunstwerke ausüben: die Werke der Kunst bleiben hinter dem Schönen (genau so wie hinter dem Erhabenen, Tragischen und Komischen) in der Wirklichkeit auch in ästhetischer Hinsicht zurück.

14. Das Gebiet der Kunst beschränkt sich nicht auf das Gebiet des Schönen im ästhetischen Sinne des Wortes, des seinem lebendigen Wesen und nicht nur seiner vollkommenen Form nach Schönen: die Kunst bildet alles nach, was es für den Menschen Interessantes im Leben gibt.

15. Die Vollendung der Form (die Einheit von Idee und Form) ist kein Charakterzug der Kunst im ästhetischen Sinne des Wortes (der schönen Künste); das Schöne als Einheit von Idee und Bild oder als volle Verwirklichung der Idee ist das Ziel des Strebens der Kunst im weitesten Sinne des Wortes oder des „Könnens“, das Ziel jeder praktischen Tätigkeit des Menschen.

16. Das Bedürfnis, welches die Kunst im ästhetischen Sinne des Wortes (die schönen Künste) hervorbringt, ist das gleiche, das mit aller Klarheit in der Porträtmalerei zum Ausdruck kommt. Das Porträt wird nicht deshalb gemalt, weil die Züge des lebendigen Menschen uns nicht befriedigen, sondern um unserer Erinnerung an den lebenden Menschen zu Hilfe zu kommen, wenn er uns nicht vor Augen steht, und um denjenigen Menschen, die nicht Gelegenheit hatten, ihn zu sehen, eine gewisse Vorstellung von ihm zu geben. Die Kunst gemahnt uns mit ihren Nachbildungen nur an das, was im Leben für uns interessant ist, und bemüht sich, uns bis zu einem gewissen Grade mit [493] jenen interessanten Seiten des Lebens bekannt zu machen, die in der Wirklichkeit zu beobachten oder auf uns einwirken zu lassen, wir keine Gelegenheit hatten.

17. Die Nachbildung des Lebens ist das allgemeine charakteristische Merkmal der Kunst, das ihr Wesen ausmacht; häufig haben die Kunstwerke auch noch eine andere Bestimmung – die Erklärung des Lebens; oft haben sie auch die Bestimmung, ein Urteil über die Erscheinungen des Lebens zu fällen.[102] [494]

[102] Im Manuskript ist ein weiterer Punkt gestrichen: „18. Der Gesang ist Kunst nur in einigen Fällen, wenn unter Kunst die Nachbildung des Lebens verstanden wird; seiner ursprünglichen Bestimmung nach ist er der natürliche Erguß einer lang anhaltenden Empfindung, und in diesem Falle ist er nur in dem Sinne Kunst, daß man, um wirklich kunstvoll zu singen, singen lernen muß, also Kunst nur in technischer Hinsicht.“ Damit bricht das Manuskript ab.

DIE ÄSTHETISCHEN BEZIEHUNGEN DER KUNST ZUR WIRKLICHKEIT

VON N. TSCHERNYSCHEWSKI.

PETERSBURG 1855‘[1]

(Autorezension)

Das System der Auffassungen, aus denen sich die bis vor kurzem herrschenden ästhetischen Ideen entwickelt haben, hat jetzt einer anderen Betrachtungsweise der Welt und des menschlichen Lebens Platz gemacht, die vielleicht weniger reizvoll für die Phantasie ist, aber besser zu den Schlußfolgerungen paßt[2], die sich bei dem heutigen Stand der Naturforschung, der Geschichte und der moralischen Wissenschaften aus einer strengen, unvoreingenommenen Tatsachenforschung ergeben. Der Autor des von uns zu besprechenden Buches ist der Meinung, daß angesichts der ausgesprochenen Abhängigkeit der Ästhetik von unseren allgemeinen Auffassungen von der Natur und vom Menschen mit der Wandlung dieser Auffassungen auch die Theorie der Kunst eine Umgestaltung erfahren muß. Wir wollen nicht entscheiden, wieweit die eigene Theorie richtig ist, die Herr Tschernyschewski an Stelle der früheren Theorie vorschlägt – das wird die Zeit entscheiden, und Herr Tschernyschewski selbst gibt zu, daß „seine Darstellung Lücken, Mängel und Einseitigkeiten enthalten kann“; man muß aber wirklich anerkennen, daß die herrschenden ästhetischen Überzeugungen, seitdem die moderne Analyse ihnen die metaphysischen Grundlagen entzogen hat, auf denen sie am Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts so selbstsicher emporwuchsen, sich neue Stützen suchen müssen oder neuen Auffassungen Platz machen müssen, falls sie sich nicht durch strenge Analyse von neuem bestätigen [495] lassen. Der Autor ist positiv davon überzeugt, daß die Kunsttheorie eine neue Gestalt bekommen muß – wir sind bereit anzunehmen, daß das wirklich geschehen muß, denn ein Einzelteil des Gesamtgebäudes der Philosophie kann schwerlich unangetastet bleiben, wenn das ganze Gebäude umgebaut wird. In welchem Geiste muß nun die Kunsttheorie sich ändern? „Achtung vor dem wirklichen Leben, Mißtrauen gegenüber aprioristischen Hypothesen, mögen sie auch der Phantasie angenehm sein –

---

[1] Tschernyschewskis Autorezension der Dissertation „Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“ erschien erstmalig im „Sowremennik“, Jahrgang 1855, Heft 51, Nr. 6, mit der Unterschrift N. P.
Als Tschernyschewski im Jahre 1855 seine Dissertation veröffentlichte, die die Grundlagen der idealistischen Ästhetik völlig über den Haufen warf, war er sich völlig klar darüber, daß seine Ansichten bei der damaligen Kritik keine richtige Wertschätzung finden und nicht auf ausführliche Behandlung rechnen konnten. Dieser Umstand veranlaßte ihn, bald nach Erscheinen des Buches selber eine kritische Betrachtung der „Ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“ zu schreiben, um in Gestalt einer „Kritik“ dem Leser klarzumachen, was er selbst in seiner Dissertation nicht vollständig genug hatte darlegen können.
Bei der Abfassung dieses autokritischen Aufsatzes über die „Ästhetischen Beziehungen“ für den „Sowremennik“ fühlte Tschernyschewski sich weniger gebunden als bei der Vorbereitung der Universitätsdissertation selber. In einem Zeitschriftenartikel konnte er die Verbindung seiner Ästhetik mit dem allgemeinen System seiner materialistischen philosophischen Anschauungen ausführlicher und klarer herausarbeiten, während er sie in der Dissertation sorgfältig verschleiern mußte. Grade unter dem Vorwand, daß in der Dissertation „Herr Tschernyschewski zu schnell über die Punkte hinwegeilt, in denen die Ästhetik sich mit den allgemeinen Auffassungen von Natur und Leben berührt“, bemühte sich der Autor der Rezension, durch das Pseudonym N. P. gedeckt, diese äußerst wichtige grundsätzliche Frage ausführlicher zu beleuchten. Der geschickt formulierte Vorwurf der „Unvollständigkeit“, den Tschernyschewski hier scheinbar gegen sich selber richtet, trifft natürlich voll und ganz nicht den Verfasser der Dissertation, sondern die strenge Zensur jener Zeit und die geistige und politische Gesamtlage der fünfziger Jahre.
In der vorliegenden Ausgabe wird der Inhalt nach dem Text des „Sowremennik“ wiedergegeben. Die wesentlichsten Abweichungen des Zeitschriftentextes vom Manuskript sind in den Anmerkungen angegeben.

[2] Nach „Schlußfolgerungen paßt“ sind im Manuskript die Worte gestrichen: „zu denen heutzutage die strengen Erforscher der Erscheinungen der Natur und der historischen Geschicke des Menschengeschlechts kommen, und die vorliegen“.

das ist das Kennzeichen der heute in der Wissenschaft herrschenden Richtung“, sagt der Autor, und er hält es für „notwendig, auch unsere ästhetischen Grundsätze auf diesen Nenner zu bringen.“ Um dieses Ziel zu erreichen, analysiert er zunächst die früheren Auffassungen vom Wesen des Schönen, des Erhabenen und des Tragischen, vom Verhältnis der Phantasie zur Wirklichkeit, von der Überlegenheit der Kunst über die Wirklichkeit, vom Inhalt und von der wesentlichen Bestimmung der Kunst oder von dem Bedürfnis, dem das Streben des Menschen nach dem Schaffen von Kunstwerken entspringt. Nachdem er, wie ihm scheint, entdeckt hat, daß diese Auffassungen der Kritik nicht standhalten, ist er bestrebt, aus der Analyse der Tatsachen eine neue Auffassung zu gewinnen, die nach seiner Meinung dem allgemeinen Charakter der in unserer Zeit in der Wissenschaft anerkannten Ideen besser entspricht. Wir haben bereits gesagt, daß wir nicht entscheiden wollen, wieweit die Meinungen des Autors richtig oder unrichtig sind, und uns darauf beschränken, sie darzulegen, wobei wir auf die Mängel hinweisen, die uns besonders aufgefallen sind. Literatur und Dichtkunst haben für uns Russen eine so riesige Bedeutung wie, das kann man mit Gewißheit sagen, nirgendswo anders, und die Fragen, die der Autor berührt, verdienen deshalb, scheint es uns, die Aufmerksamkeit der Leser.

Aber verdienen sie sie wirklich? – Daran ist einiger Zweifel erlaubt, weil offenbar der Autor selbst nicht ganz davon überzeugt ist. Er hält es für nötig, die Wahl des Gegenstandes seiner Untersuchung zu rechtfertigen:

„Wir leben im Jahrhundert der Monographien“, sagt er im Vorwort, „und unserem Werk kann vorgeworfen werden [496] es sei nicht zeitgemäß... Warum hat der Autor eine so allgemeine, so umfassende Frage, wie die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit, zum Gegenstand seiner Untersuchung gemacht? Warum hat er nicht irgendeine Spezialfrage gewählt, wie man das heutzutage meistens zu tun pflegt?“ „Es scheint dem Autor“, antwortet er zu seiner Rechtfertigung, „daß die Behandlung der Grundfragen einer Wissenschaft nur dann unfruchtbar ist, wenn sich über sie nichts Neues und Grundlegendes sagen läßt... Aber wenn das Material für eine neue Betrachtungsweise der Grundfragen unserer Spezialwissenschaft ausgearbeitet ist, können und müssen diese Grundideen ausgesprochen werden, *wenn es sich überhaupt noch lohnt, von der Ästhetik zu reden.“*

Uns dagegen scheint, daß sich der Autor entweder nicht ganz über die Lage der Dinge im klaren oder daß er sehr verschlossen ist. Uns scheint, daß er es lieber so hätte machen sollen wie ein Schriftsteller, der seinem Werk ein Vorwort folgender Art vorausschickte: „Meine Werke sind alter Plunder, denn es lohnt sich heute gar nicht, von den Dingen zu reden, deren Wesen ich enthülle; da viele Menschen jedoch nichts Besseres zu tun haben, wird die von mir unternommene Ausgabe für sie nicht ohne Nutzen sein.“*

Wenn Herr Tschernyschewski sich diese Offenherzigkeit zum Vorbild hätte nehmen wollen, würde er in seinem Vorwort gesagt haben: „Ich muß gestehen, daß es nicht besonders nötig ist, in unserer Zeit ästhetische Fragen zu behandeln, wo diese in der Wissenschaft an zweiter Stelle stehen; da jedoch viele Autoren über Dinge schreiben, die noch weniger eigentlichen Inhalt haben, war auch ich vollauf berechtigt, über die Ästhetik zu schreiben, die für das Denken zweifellos noch ein gewisses Interesse besitzt.“ Er hätte auch sagen können: „Gewiß gibt es Wissenschaften, die interessanter sind als die Ästhetik; es ist mir jedoch nicht gelungen, etwas über sie zu schreiben; auch andere schrei-[497]ben nicht über sie; da aber ‚der Mensch in Ermangelung eines Besseren sich mit dem Schlechteren begnügt‘ (siehe ‚Die ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit‘, Seite 86 [469]**), müssen auch Sie,

* Paraphrase des Vorworts von Ludwig Feuerbach zur ersten Gesamtausgabe seiner Werke (1846). *Die Red.*

** Die zweite Zahl (in eckigen Klammern) bezeichnet jeweils die betreffende Seite des vorliegenden Buches. *Die Red.*

verehrter Leser, sich mit den ‚Ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit' zufrieden geben." Ein solches Vorwort wäre ehrlich und schön gewesen.

Wirklich kann die Ästhetik ein gewisses Interesse für das Denken darbieten, weil die Lösung ihrer Probleme von der Beantwortung anderer, interessanteren Fragen abhängt, und wir hoffen, daß jeder, der einige gute Werke über diese Wissenschaft kennt, hiermit einverstanden ist. Aber Herr Tschernyschewski eilt zu schnell über die Punkte hinweg, in denen die Ästhetik sich mit dem Gesamtsystem der Auffassungen von Natur und Leben berührt. Bei der Darstellung der herrschenden Kunsttheorie spricht er fast gar nicht davon, auf welchen allgemeinen Grundlagen sie sich aufbaut, und untersucht blättchenweise nur jenen Zweig des „Baums des Denkens" (dem Beispiel einiger unserer hausbackenen Denker folgend, verwenden wir hier einen Ausdruck aus dem „Lied von Igors Heerfahrt"), der ihn speziell beschäftigt, ohne uns zu erklären, was das für ein Baum ist, der diesen Zweig hervorgebracht hat, obwohl bekanntlich derartige Unterschlagungen der Klarheit durchaus nicht förderlich sind.[3] Ebenso bekräftigt er auch seine eigenen ästhetischen Auffassungen, wenn er sie darlegt, nur mit Tatsachen aus dem Bereich der Ästhetik, ohne uns die allgemeinen Grundsätze darzustellen, aus deren Anwendung auf die Fragen der Ästhetik seine Kunsttheorie sich gebildet hat, obwohl er, nach seinem eigenen Ausdruck, nur „die ästhetischen Fragen auf den Nenner bringt, den die moderne wissenschaftliche Auffassung vom Leben und der Welt liefert". Das ist, unserer Meinung nach, ein bedeutender Mangel, und er ist die Ursache dafür, daß der innere Sinn der Theorie, die der Autor vertritt, für viele dunkel bleibt, die vom Autor entwickelten Gedanken dagegen als [498] von ihm persönlich stammend erscheinen können, worauf er, nach unserer Meinung, nicht den geringsten Anspruch hat: er sagt selbst, daß wenn die frühere, von ihm abgelehnte Kunsttheorie bis heute in den Lehrbüchern der Ästhetik beibehalten wird, „die von ihm angenommene Anschauung ständig in der Literatur und im Leben geäußert wird" (Seite 92 [477]). Er sagt selber: „Die von uns angenommene Betrachtungsweise der Kunst entspringt den Anschauungen der neuesten deutschen Ästhetiker (die vom Autor widerlegt werden) und geht aus ihnen durch einen dialektischen Prozeß hervor, dessen Richtung durch die allgemeinen Ideen der modernen Wissenschaft bestimmt wird. Sie ist also unmittelbar mit zwei Systemen von Ideen verbunden – deren eines aus dem Beginn dieses Jahrhunderts, das andere aus den letzten (*zwei – fügen wir von uns aus hinzu*) Jahrzehnten stammt." (Seite 90 [475]) Mußten danach nicht, fragen wir, diese zwei Systeme der allgemeinen Weltanschauung soweit erforderlich dargestellt werden? Eine Unterlassung, die für jedermann, mit Ausnahme vielleicht des Autors selber, unverständlich und jedenfalls äußerst spürbar ist.

Obwohl der Rezensent sich vorgenommen hat, die Rolle des bloßen Darstellers der vom Autor vorgelegten Theorien zu spielen, muß er das tun, was jener selbst zur Erklärung seiner Gedanken hätte tun müssen, aber nicht getan hat.

In jüngster Zeit macht man ziemlich häufig einen Unterschied zwischen den „wirklichen, ernsten, wahren" Wünschen, Bestrebungen und Bedürfnissen des Menschen und den „angeblichen, phantastischen, müßigen, die keine wirkliche Bedeutung in den Augen des Menschen selbst haben, der sie zum Ausdruck bringt oder sich einbildet, sie zu haben". Als Beispiel eines Menschen, bei dem solche eingebildeten, phantastischen, ihm in Wirklichkeit ganz fremden Bestrebungen stark entwickelt sind, läßt sich die ausgezeichnete Gestalt Gruschnizkis in Lermontows „Held unserer Zeit" anführen. Dieser unterhaltsame Gruschnizki gibt sich alle erdenkliche Mühe, etwas zu fühlen, was er gar nicht fühlt, und etwas zu erreichen, was er

[3] Mit „hausbackne Denker" sind wahrscheinlich S. Schewyrjow, A. Chomjakow und K. Aksakow gemeint. Bei dem „Ausdruck aus dem Lied von Igors Heerfahrt'" dachte Tschernyschewski an die Anfangszeilen dieser altrussischen epischen Dichtung, die lauten: „Der alte Bojan, wenn ein Lied er singen wollte, dehnte sich in Gedanken wie ein Baum."

eigentlich gar nicht braucht. Er möchte verwundet werden, er möchte ein ein-[499]facher Soldat sein, möchte unglücklich lieben, verzweifelt sein usw. – er kann nicht leben ohne diese ihm verführerisch erscheinenden Eigenschaften und Güter. Aber welchen Kummer würde ihm das Schicksal bereitet haben, wenn es auf den Gedanken gekommen wäre, seine Wünsche zu erfüllen! Er würde für immer auf die Liebe verzichtet haben, wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, irgendein Mädchen könnte sich nicht in ihn verlieben. Es quält ihn im stillen, daß er noch nicht Offizier ist, er ist außer sich vor Begeisterung, als er die Nachricht von der ersehnten Beförderung erhält, und wirft die alte Uniform, auf die er in Worten so stolz war, verächtlich beiseite. In jedem Menschen steckt ein Stück Gruschnizki. Überhaupt pflegt der Mensch in einem verkehrten Milieu viele verkehrte Wünsche zu haben. Früher hat man diesem wichtigen Umstand keine Aufmerksamkeit geschenkt und jedesmal, wenn ein Mensch die Neigung zeigte, von diesem oder jenem zu träumen, jede Laune einer krankhaften oder müßigen Einbildungskraft sofort als tief eingewurzeltes und unverlierbares Bedürfnis der menschlichen Natur ausposaunt, das unbedingt Befriedigung verlange. Und was für unverlierbare Bedürfnisse hat man nicht alles im Menschen entdeckt! Alle Wünsche und Bestrebungen des Menschen wurden für grenzenlos und unstillbar erklärt. Jetzt geht man umsichtiger an die Sache heran. Jetzt untersucht man, unter welchen Umständen gewisse Wünsche sich entwickeln, unter welchen Umständen sie wieder zur Ruhe kommen. Dabei stellte sich eine sehr bescheidene, zugleich aber sehr tröstliche Tatsache heraus: die Bedürfnisse der menschlichen Natur sind eigentlich sehr gemäßigt; sie bringen es zu phantastisch riesiger Entwicklung nur infolge von Extremen, nur wenn der Mensch durch ungünstige Umstände krankhaft gereizt wird und wenn es völlig an einer einigermaßen ordentlichen Befriedigung fehlt. Selbst die Leidenschaften des Menschen werden nur , dann „stürmisch aufbrausen“, wenn sie auf gar zu große Widerstände stoßen; wenn dagegen der Mensch in günstige Umstände gestellt ist, hören seine Leidenschaften auf zu brodeln und verlieren unter Beibehaltung ihrer Stärke das Chaotische, die alles verzehrende Gier, die Zerstörungswut. [500] Der gesunde Mensch ist durchaus nicht mäklig. Herr Tschernyschewski führt an verschiedenen Stellen seiner Untersuchung zufällig einige Beispiele dafür an. Die Meinung, „das menschliche Verlangen“ sei „grenzenlos“, ist, sagt er, falsch in dem Sinne, in dem sie gewöhnlich aufgefaßt wird, in dem Sinne nämlich, daß „keine Wirklichkeit es befriedigen kann“; im Gegenteil, der Mensch gibt sich durchaus nicht nur „mit dem Besten, was es in der Wirklichkeit geben kann“, zufrieden, sondern schon mit einer recht mittelmäßigen Wirklichkeit. Man muß zu unterscheiden wissen zwischen dem, was wirklich gefühlt, und dem, was nur gesagt wird. Die Begierden werden durch Träumereien nur dann bis zu fieberhafter Spannung aufgereizt, wenn es ihnen völlig an gesunder, sei es auch noch so einfacher Nahrung fehlt. Das ist eine Tatsache, die durch die ganze Geschichte der Menschheit bewiesen wird, und die jeder, der lebt und sich beobachtet, an sich selbst erfahren hat. Sie stellt einen Sonderfall des allgemeinen Gesetzes des menschlichen Lebens dar, daß eine Leidenschaft sich nur dann anormal entwickelt, wenn sich der von ihr erfaßte Mensch in einer anormalen Lage befindet, und nur wenn das natürliche und im Grunde genommen recht ruhige Bedürfnis, dem diese oder jene Leidenschaft entspringt, allzu lange nicht die entsprechende – ruhige und durchaus nicht titanische – Befriedigung gefunden hat. Es steht außer Zweifel, daß der Organismus des Menschen titanische Triebe und Befriedigungen nicht verlangt und nicht vertragen kann; außer Zweifel steht auch, daß beim gesunden Menschen die Triebe mit den Kräften des Organismus in Einklang stehen. Man muß hierbei nur bemerken, daß unter „Gesundheit“ des Menschen hier auch die moralische Gesundheit gemeint ist. Fieber und erhöhte Temperatur sind die Folge einer Erkältung; die Leidenschaft, das moralische Fieber, ist ebenso eine Krankheit und erfaßt den Menschen ebenfalls, wenn er unter den zerstörenden Einfluß ungünstiger Umstände gerät. Beispiele hierfür sind leicht zu finden: eine Leidenschaft, in erster Reihe „die Liebe“, wie sie in Hunderten von Sensationsromanen beschrieben wird, verliert ihre romanhafte

Unbändigkeit, [501] sobald die Hindernisse beseitigt sind und das liebende Paar in die Ehe tritt; bedeutet das, daß Mann und Frau einander weniger stark lieben als in der stürmischen Periode, wo Hindernisse ihrer Vereinigung im Wege standen? Durchaus nicht; jedermann weiß, daß wenn Mann und Frau einträchtig und glücklich zusammenleben, ihre Verbundenheit mit jedem Jahre stärker wird und schließlich einen solchen Grad annimmt, daß die beiden buchstäblich nicht „ohne einander leben können", und daß, wenn einer von ihnen stirbt, das Leben für den anderen allen Reiz verliert, und zwar im buchstäblichen Sinn des Wortes, und nicht nur in Worten. Dabei hat aber diese außergewöhnlich große Liebe durchaus nichts Stürmisches. Warum? Nur deshalb, weil ihr keine Hindernisse entgegenstehen. Phantastisch unmäßige Träume werden überhaupt nur dann unserer Herr, wenn wir in der Wirklichkeit zu armselig dran sind. Wer auf nackten Brettern liegt, der kann von einem Federbett aus Eiderdaunen träumen (fährt Herr Tschernyschewski fort); ein gesunder Mensch, der ein zwar nicht üppiges, aber hinreichend weiches und bequemes Bett hat, findet weder einen Vorwand noch das Verlangen, von Eiderdaunen zu träumen. Wer in der Tundra Sibiriens aufgewachsen ist, der kann von Zaubergärten mit überirdischen Bäumen, mit Zweigen aus Korallen, Blättern aus Smaragden und Früchten aus Rubinen träumen; aber wenn der Träumer, sagen wir, ins Kursker oder Kiewer Gouvernement versetzt wird und dort die Möglichkeit bekommt, nach Herzenslust in einem nicht gerade reichen, aber erträglichen Obstgarten mit Apfel-, Birn- und Sauerkirschenbäumen spazierenzugehen, wird er wahrscheinlich nicht nur die Gärten aus „Tausendundeiner Nacht" vergessen, sondern auch die Zitronenhaine Spaniens. Die Einbildungskraft baut ihre Luftschlösser dann, wenn in Wirklichkeit nicht nur kein gutes Haus, sondern nicht einmal eine erträgliche Hütte vorhanden ist. Sie beginnt ihr Spiel dann, wenn die Sinne unbeschäftigt sind: das Fehlen zufriedenstellender Verhältnisse in der Wirklichkeit ist die Quelle des Lebens in der Phantasie. Doch kaum wird die Wirklichkeit einigermaßen erträglich, so erscheinen Uns mit ihr verglichen alle Träume der Einbildung lang-[502]weilig und blaß. Diese unbestrittene Tatsache, daß wir die anscheinend üppigsten und blendendsten Träume als unbefriedigend vergessen und fallen lassen, sobald wir mitten in den Erscheinungen des wirklichen Lebens stehen, kann als unwiderleglicher Beweis dafür dienen, daß die Träume unserer Einbildung, was Schönheit und Anziehungskraft angeht, weit hinter dem zurückbleiben, was die Wirklichkeit uns bietet. In dieser Auffassung liegt einer der wesentlichsten Unterschiede zwischen der veralteten Weltanschauung, unter deren Einfluß die transzendentalen Wissenschaftssysteme entstanden sind, und der modernen wissenschaftlichen Betrachtungsweise der Natur und des Lebens. Heute anerkennt die Wissenschaft, nachdem sie eingesehen hat, wie blaß und unbefriedigend ein in phantastischen Träumen untergehendes Leben ist, daß die Wirklichkeit bei weitem höher steht als der Traum; früher nahm man an, ohne genauer nachzuforschen, daß die Träume unserer Einbildung tatsächlich besser und anziehender seien als die Vorgänge des wirklichen Lebens. Auf literarischem Gebiet trat diese frühere Bevorzugung des Traumlebens als Romantik in Erscheinung.[4]

Aber wie gesagt, machte man früher keinen Unterschied zwischen den phantastischen Träumen und den wahren Bestrebungen der menschlichen Natur, zwischen den Bedürfnissen, deren Befriedigung Geist und Herz des Menschen wirklich verlangen, und den Luftschlössern, in denen der Mensch gar nicht würde leben wollen, wenn sie Wirklichkeit würden, weil er in ihnen nur leere Kälte und Hunger antreffen würde. Die Träume der müßigen Phantasie sind auf den ersten Blick höchst blendend; die Wünsche eines gesunden Kopfes und eines gesunden Herzens sind sehr gemäßigt; deshalb ließen sich die Denker, bevor die Analyse gezeigt hatte, wie blaß und kläglich Träume der ungehemmt ausschweifenden Phantasie sind, durch deren scheinbar blendende Farben täuschen und stellten sie über die wirklichen Gegenstände und Erscheinungen, denen der Mensch im Leben begegnet. Sind aber die Kräfte unse-

[4] Weiter heißt es im Manuskript: „deren Mißgestalt und innere Armut heute bereits längst anerkannt sind".

rer Phantasie wirklich so schwach, daß sie sich nicht über die Gegenstände und Erscheinungen erheben können, die wir aus der Erfah-[503]rung kennen? Davon kann man sich leicht überzeugen. Versuche einmal jeder sich beispielsweise eine schöne Frau vorzustellen, deren Gesichtszüge schöner sind als die Züge aller schönen Gesichter, die er in der Wirklichkeit gesehen hat – wer immer aufmerksam die Bilder prüft, die die Einbildungskraft zu schaffen sich Mühe gibt, wird feststellen, daß diese Bilder um nichts besser sind als die Gesichter, die er mit eigenen Augen hat sehen können, und daß man nur denken kann: „Ich möchte mir ein Menschenantlitz vorstellen, das schöner ist als alle lebendigen Gesichter, die ich je gesehen habe“, daß man sich aber tatsächlich irgend etwas Schöneres als diese Gesichter in der Einbildung nicht vorstellen kann. Wenn die Einbildung sich über die Wirklichkeit aufschwingen will, zeichnet sie nur höchst unklare, verschwommene Umrisse, in denen wir nichts Bestimmtes und wirklich Anziehendes entdecken können. Das gleiche läßt sich in allen anderen Fällen wiederholen. Ich kann mir zum Beispiel nicht klar und bestimmt Speisen vorstellen, die besser schmecken als die Gerichte, die ich in Wirklichkeit zu essen Gelegenheit hatte; auch kein Licht, das heller ist als das in der Wirklichkeit gesehene (so können wir Bewohner des Nordens nach dem übereinstimmenden Urteil aller Reisenden uns nicht die geringste Vorstellung von der blendenden Helle machen, die die Atmosphäre der tropischen Länder füllt); wir können uns nichts Schöneres vorstellen als die Schönheit, die wir gesehen haben, und nichts Besseres als die Genüsse, die uns im wirklichen Leben zuteil geworden sind. Wir finden diesen Gedanken auch bei Herrn Tschernyschewski, er ist aber nur beiläufig und zufällig ausgesprochen und wird nicht gehörig entwickelt: die Kräfte der schöpferischen Phantasie, sagt er, sind sehr beschränkt; sie kann sich nur Gegenstände vorstellen, die aus verschiedenartigen Teilen bestehen (z. B. ein Pferd mit Vogelflügeln), oder den Gegenstand dem Umfang nach vergrößern (z. B. kann sie sich einen Adler von der Größe eines Elefanten denken); aber wir können uns nichts vorstellen, was intensiver (d. h. schöner, heller, lebendiger, prächtiger usw.) wäre als das, was wir, im wirkliehen Leben gesehen oder erfahren haben. Ich kann mir die [504] Sonne dem Umfang nach sehr viel größer vorstellen, als sie in Wirklichkeit scheint, aber heller, als ich sie in Wirklichkeit vor mir habe, kann ich sie mir nicht vorstellen. Genau so kann ich mir einen Menschen vorstellen, der größer, dicker usw. ist als die Menschen, die ich gesehen habe; Gesichter jedoch, die schöner sind als die Gesichter, die ich in Wirklichkeit zu sehen Gelegenheit hatte, kann ich mir nicht ausdenken. Dabei kann man reden, was immer man will; man kann sagen: eisernes Gold, warmes Eis, süße Bitterkeit usw. – allerdings kann unsere Einbildungskraft sich kein warmes Eis, kein eisernes Gold vorstellen, und diese Sätze bleiben daher für uns völlig inhaltlos und haben für die Phantasie nicht den geringsten Sinn; wenn man jedoch nicht näher auf den Umstand eingeht, daß dergleichen müßige Sätze für die Phantasie nichtssagend bleiben, weil sie sich vergebens anstrengen würde, sich die Gegenstände vorzustellen, von denen die Rede ist, kann man, indem man leere Worte mit Phantasien der Vorstellungen verwechselt, die der Phantasie zugänglich sind, auf den Gedanken kommen, daß „die Träume der Phantasie sehr viel reicher, umfassender, üppiger seien als die Wirklichkeit“.

Aus diesem Fehler heraus ist man zu der Meinung gelangt, daß man die phantastischen (törichten und deshalb selbst der Phantasie unzugänglichen) Träume als die wahren Bedürfnisse des Menschen betrachten müsse. Alle hochtrabenden, im Grunde aber sinnlosen Wortverbindungen, wie eine müßige Einbildung sie erfindet, wurden als höchst anziehend für den Menschen erklärt, obwohl er sich tatsächlich nur aus lauter Nichtstun mit ihnen amüsiert und sich unter ihnen nichts vorstellt, was einen deutlichen Sinn hätte. Es ist sogar erklärt worden, die Wirklichkeit sei diesen Träumen gegenüber leer und nichtssagend. Wahrhaftig, was für ein klägliches Ding ist ein wirklicher Apfel im Vergleich mit den Diamant- und Rubinfrüchten der Gärten Aladdins, was für klägliche Dinger sind das wirkliche Gold und das wirkliche Eisen im Vergleich mit dem goldenen Eisen, mit dem göttlichen Metall, das blitzt und nicht

vom Rost zerfressen wird wie das Gold und dabei billig und hart ist wie das Eisen! Wie kläglich ist die Schönheit lebendiger [505] Menschen, unserer Verwandten und Bekannten, im Vergleich mit der Schönheit der göttlichen Wesen des Luftreichs, all dieser unaussprechlich unvorstellbar schönen Sylphen, Huris, Peris und ihresgleichen! Läßt sich etwas anderes sagen, als daß die Wirklichkeit ein Nichts ist gegenüber dem, wozu die Phantasie sich aufschwingt? Dabei übersieht man jedoch eins: wir können uns alle diese Huris, Peris und Sylphen entschieden nicht anders vorstellen als mit den ganz gewöhnlichen Zügen wirklicher Menschen, und so sehr wir auch unserer Einbildungskraft einschärfen: „Stelle mir etwas vor, was schöner ist als der Mensch!“, so wird sie mir doch einen Menschen vorstellen, und nur einen Menschen, obwohl sie prahlerisch behauptet, sie stelle mir keinen Menschen vor, sondern irgendein viel schöneres Wesen. Oder sie bricht, wenn sie sich einmal aufrafft, etwas völlig Selbständiges zu schaffen, was in der Wirklichkeit nichts Entsprechendes hat, völlig machtlos zusammen, indem sie uns ein nebelhaftes, blasses und unbestimmtes Phantom vorführt, in dem wir absolut nichts erkennen können. Das hat die Wissenschaft in jüngster Zeit bemerkt und hat als Grundtatsache sowohl der Wissenschaft wie aller übrigen Gebiete der menschlichen Tätigkeit festgestellt, daß der Mensch sich nichts Höheres und Besseres vorstellen kann als das, was ihm in der Wirklichkeit begegnet. Was man aber nicht kennt, wovon man nicht die geringste Vorstellung hat, das kann man auch nicht wünschen.

Solange diese wichtige Tatsache nicht erkannt war, glaubte man den phantastischen Träumen „buchstäblich“ aufs Wort, ohne zu untersuchen, ob diese Worte irgendeinen Sinn darstellen, ob sie irgend etwas liefern, was einer bestimmten Gestalt gleichkommt, oder ob sie nur leere Worte bleiben. Der Schwulst dieser leeren Phrasen galt als Gewähr für ihre Überlegenheit über die Wirklichkeit, und alle menschlichen Bedürfnisse und Bestrebungen wurden als Streben nach nebelhaften und jeder wesentlichen Bedeutung baren Phantomen erklärt. Das war die Zeit des Idealismus im weitesten Sinne des Wortes.

Zu den Hirngespinsten, die so in die Wissenschaft hineingetragen wurden, gehörte das Hirngespinst der [506] phantastischen Vollkommenheit: „Der Mensch läßt sich nur durch das Absolute befriedigen, er verlangt unbedingte Vollkommenheit.“ Bei Herrn Tschernyschewski finden wir wieder an einigen Stellen kurze, flüchtige Bemerkungen hierüber. Die Meinung, der Mensch brauche unbedingt „Vollkommenheit“, sagt er (Seite 39 [408]), ist phantastisch, wenn man unter „Vollkommenheit“ eine Art des Gegenstandes versteht (wie man auch wirklich tut) , die sämtliche möglichen Vorzüge enthält und aller Mängel bar ist, die die müßige Phantasie eines Menschen mit kaltem oder blasiertem Herzen vor lauter Nichtstun an dem Gegenstand ausfindig machen kann. Nein fährt er an einer anderen Stelle fort (Seite 48 [420]) –, das praktische Leben des Menschen überzeugt uns davon, daß er nur annähernde Vollkommenheit sucht, die, streng genommen, nicht einmal Vollkommenheit genannt werden darf. Der Mensch sucht nur das „Gute“, aber nicht das „Vollkommene“. Vollkommenheit fordert nur die reine Mathematik; selbst die angewandte Mathematik gibt sich mit annähernden Berechnungen zufrieden. Vollkommenheit in irgendeiner Lebenssphäre zu suchen, ist Sache einer abstrakten, krankhaften oder müßigen Phantasie. Wir möchten reine Luft atmen; aber achten wir darauf, daß es absolut reine Luft nirgends und niemals gibt? Sie enthält doch stets eine Beimischung von giftiger Kohlensäure und anderen schädlichen Gasen, jedoch in so geringer Menge, daß sie nicht auf unseren Organismus wirken und uns deshalb nicht im geringsten stören. Wir möchten reines Wasser trinken, aber das Wasser der Bäche, Flüsse und Quellen enthält stets mineralische Zusätze; sobald sie gering sind (wie es stets bei gutem Wasser der Fall ist), stören sie durchaus nicht unseren Genuß, wenn wir unseren Durst mit Wasser stillen. Vollkommen reines (destilliertes) Wasser dagegen schmeckt sogar unangenehm. Diese Beispiele sind zu materiell? Führen wir andere an: kommt etwa irgend jemand auf den Gedanken, einen Menschen unwissend zu nennen, weil er nicht *alles* auf der Welt

weiß? Nein, wir suchen nicht einmal nach einem Menschen, der *alles* wüßte; wir fordern von einem Gelehrten nur, daß er alles *Wesentliche*, weiß [507] und außerdem *viele* (wenn auch durchaus nicht *alle*) Einzelheiten kennt. Sind wir etwa zum Beispiel unzufrieden mit einem Geschichtsbuch, in dem nicht absolut alle Fragen erklärt, nicht absolut alle Einzelheiten angeführt, nicht bis ins Letzte alle Ansichten und Worte des Verfassers absolut richtig sind? Nein, wir sind mit einem Buch zufrieden und sogar außerordentlich zufrieden, wenn in ihm die Hauptfragen gelöst, die unumgänglichsten Einzelheiten angeführt sind, wenn die *wichtigsten* Ansichten des Verfassers richtig sind und wenn sein Buch *sehr wenig* unrichtige oder ungeschickte Erklärungen enthält. Mit einem Wort, die Bedürfnisse der menschlichen Natur lassen sich durch das „Ordentliche“ zufriedenstellen, phantastische Vollkommenheit dagegen sucht nur eine müßige Phantasie. Unsere Sinne, unser Verstand und unser Herz wissen nichts von ihr, und auch die Phantasie redet von ihr nur in leeren Phrasen daher, hat aber auch keine lebendige, bestimmte Vorstellung von ihr.

Die Wissenschaft hat sich also in jüngster Zeit genötigt gesehen, streng zu unterscheiden zwischen en wahren Bedürfnissen der menschlichen Natur, die nach Befriedigung im wirklichen Leben suchen und ein Recht auf sie haben, und den angeblichen, eingebildeten Bedürfnissen, die lediglich müßige Träume sind und bleiben sollen. Wir finden bei Herrn Tschernyschewski mehrfach flüchtige Hinweise auf diese Notwendigkeit, und einmal entwickelt er diesen Gedanken sogar etwas mehr. „Ein verbildeter Mensch (d. h. ein Mensch, der durch seine widernatürliche Stellung inmitten der anderen Menschen verdorben ist) hat viele künstliche, bis zur Verlogenheit, bis zur Phantasterei verzerrte Bedürfnisse, die nicht vollständig zu befriedigen sind, weil sie eigentlich nicht Bedürfnisse der Natur, sondern Wahnvorstellungen einer verdorbenen Einbildungskraft sind, denen man es kaum je recht machen kann, es sei denn, man will sich dem Spott und der Verachtung dieses selben Menschen, dem man es recht machen möchte, aussetzen, denn er fühlt selbst instinktiv, daß sein Bedürfnis keine Befriedigung verdient.“ (Seite 82 [464].)

Wenn es aber so wichtig ist, einen Unterschied zu machen zwischen angeblichen, eingebildeten Bestrebungen, die [508] bestimmt sind, unklare Träumereien einer müßigen oder krankhaft gereizten Phantasie zu bleiben, und wirklichen, berechtigten Bedürfnissen der menschlichen Natur, die mit Notwendigkeit Befriedigung verlangen – wo ist dann das Kennzeichen, das uns erlaubt, diesen Unterschied zu machen, ohne Fehler zu begehen? Wer ist der Richter in dieser so wichtigen Sache? – Das Urteil fällt der Mensch selbst mit seinem Leben; wir müssen uns auch hier von der „Praxis“, diesem unwandelbaren Prüfstein aller Theorie, leiten lassen. Wir sehen, daß die einen unserer Wünsche fröhlich der Befriedigung entgegendrängen und den Menschen alle Kräfte anspannen lassen, um sich im wirklichen Leben durchzusetzen, – das sind die echten Bedürfnisse unserer Natur. Andere Wünsche dagegen fürchten die Berührung mit dem wirklichen Leben und sind ängstlich bemüht, sich vor ihm in das abstrakte Reich der Träumereien zu verstecken – das sind die eingebildeten, unechten Wünsche, die keine Erfüllung brauchen und die auch nur unter der Bedingung verführerisch sind, daß sie keine Befriedigung finden, weil sie beim Heraustreten in das „helle Licht“ des Lebens ihre ganze Leere offenbaren und zeigen würden, daß sie nicht dazu geeignet sind, den Bedürfnissen der menschlichen Natur tatsächlich zu entsprechen und die Bedingungen zu erfüllen, die zum Lebensgenuß nötig sind. „Die Tat ist die Wahrheit des Gedankens.“ So erfährt man beispielsweise durch die Tat, ob ein Mensch eine richtige Vorstellung von sich hat und die Wahrheit sagt, wenn er behauptet, er sei mutig, edel, wahr. Das Leben eines Menschen fällt die Entscheidung über seine Natur, gleichwie es über seine Bestrebungen und Wünsche die Entscheidung fällt. Sie behaupten, Sie haben Hunger? – wir wollen einmal sehen, ob Sie bei Tisch wählerisch sein werden. Wenn Sie die einfachen Gerichte ablehnen und warten, bis man Ihnen Truthahn mit Trüffeln vorsetzt, haben Sie den Hunger nicht im Magen, sondern

auf der Zunge. Sie sagen, daß Sie die Wissenschaft lieben – das wird damit entschieden, ob Sie sich mit ihr befassen. Sie bilden sich ein, die Kunst zu lieben? Das wird damit entschieden, ob Sie häufig Puschkin lesen oder ob seine Werke [509] nur zum Ansehen auf Ihrem Tisch liegen; ob Sie häufig in Ihre Gemäldegalerie gehen – ob Sie für sich allein dorthin gehen, und nicht nur in Gesellschaft von Gästen, oder ob Sie die Bilder nur zusammengetragen haben, um sich vor anderen und sich selbst mit Ihrer Liebe zur Kunst zu brüsten. Die Praxis ist die große Enthüllerin allen Betrugs und Selbstbetrugs nicht nur in praktischen Dingen, sondern auch im Fühlen und Denken. Deswegen ist sie heute in der Wissenschaft als das wesentliche Kriterium in allen Streitfragen anerkannt. „Was in der Theorie strittig ist, wird durch die Praxis des wirklichen Lebens glatt entschieden."

Diese Begriffe würden für viele Menschen jedoch unbestimmt bleiben, wenn wir hier nicht daran erinnern würden, welchen Sinn in der modernen Wissenschaft die Worte „Wirklichkeit" und „Praxis" haben. Die Wirklichkeit schließt nicht nur die unbelebte Natur in sich, sondern auch das Menschenleben, nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Vergangenheit, soweit sie zur Tat geworden ist, und auch die Zukunft, soweit sie durch die Gegenwart vorgebildet ist. Die Taten Peters des Großen gehören der Wirklichkeit an; die Oden Lomonossows gehören ihr ebenso an wie seine Mosaikbilder. Nicht gehören ihr nur die müßigen Worte von Menschen an, die da sagen: „Ich möchte gerne Maler sein" – und nicht Malerei studieren, „ich möchte gerne Dichter sein" – und nicht den Menschen und die Natur studieren. Nicht das Denken steht im Gegensatz zur Wirklichkeit, weil das Denken aus der Wirklichkeit geboren wird und zur Verwirklichung drängt, weil es einen untrennbaren Bestandteil der Wirklichkeit bildet – sondern nur der müßige Traum, der aus Nichtstun geboren wird und bloßer Zeitvertreib eines Menschen bleibt, der mit halb geschlossenen Augen und mit den Händen im Schoße dazusitzen pflegt. Genau so schließt auch das „praktische Leben" nicht nur die materielle Tätigkeit des Menschen ein, sondern auch seine geistige und moralische.

Jetzt wird wohl auch der Unterschied klar sein zwischen den früheren transzendentalen Systemen, die, den phantastischen Träumen vertrauend, sagten, der Mensch suche [510] überall das Absolute und lehne das wirkliche Leben, da er das Absolute in ihm nicht fände, als unbefriedigend ab, die die Wirklichkeit an den nebelhaften Träumen der Phantasie maßen – und zwischen der neuen Betrachtungsweise, die sich, nachdem sie die Machtlosigkeit einer von der Wirklichkeit losgelosten Phantasie erkannt hat, in ihren Urteilen über den eigentlichen Wert der verschiedenen Wünsche des Menschen von den Tatsachen leiten läßt, die das wirkliche Leben und die Tätigkeit des Menschen liefern.

Herr Tschernyschewski anerkennt durchaus die Richtigkeit der heutigen Richtung der Wissenschaft, sieht einerseits die Unhaltbarkeit der früheren metaphysischen Systeme, andererseits ihre untrennbare Verbundenheit mit der herrschenden ästhetischen Theorie und zieht daraus den Schluß, daß die herrschende Kunsttheorie durch eine andere ersetzt werden muß, die mit der neuen wissenschaftlichen Betrachtungsweise der Natur und des Menschenlebens in Einklang steht. Bevor wir jedoch an die Darstellung seiner Auffassungen gehen, die nur eine Anwendung der allgemeinen Betrachtungsweise der neuen Zeit auf die Fragen der Ästhetik sind, müssen wir die Beziehungen klarstellen, die die neue Betrachtungsweise mit der alten in der Wissenschaft überhaupt verbinden. Wir sehen häufig, daß die Fortführer einer wissenschaftlichen Arbeit gegen ihre Vorläufer auftreten, deren Arbeiten den Ausgangspunkt ihrer eigenen Arbeiten abgegeben haben. So blickte Aristoteles feindlich auf Plato, so setzte Sokrates maßlos die Sophisten herab, deren Fortführer er war. Auch in der neueren Zeit lassen sich hierfür viele Beispiele finden. Es kommt jedoch gelegentlich der erfreuliche Fall vor, daß die Begründer eines neuen Systems volles Verständnis für den Zusammenhang ihrer Meinungen mit den Gedanken haben, die sich bei ihren Vorläufern finden, und sich bescheiden als deren Schüler bezeichnen; daß sie zwar die Unzulänglichkeit der Auffassungen ihrer

Vorgänger aufdecken, zugleich aber klar aussprechen, wie viel diese Auffassungen zur Entwicklung ihrer eigenen Gedanken beigetragen haben. Das war zum Beispiel die Einstellung Spinozas zu Descartes. Zur Ehre der Begründer der modernen Wissenschaft muß gesagt werden, [511] daß sie voller Achtung und mit beinahe kindlicher Liebe zu ihren Vorgängern aufblicken und die Größe ihres Genies sowie den edlen Charakter ihrer Lehre, in der sie die Keime der eigenen Betrachtungsweise aufzeigen, vollauf anerkennen. Herr Tschernyschewski hat ein Verständnis hierfür und folgt dem Beispiel der Männer, deren Gedanken er auf die Fragen der Ästhetik anwendet. Seine Einstellung zu dem ästhetischen System, dessen Mängel er sich zu beweisen bemüht, ist durchaus nicht feindlich; er gibt zu, daß dieses System die Keime auch jener Theorie enthält, die er selbst aufzubauen bemüht ist, und daß er nur die eigentlich wichtigen Momente weiterentwickelt, die auch in der früheren Theorie Platz gefunden haben, allerdings im Widerspruch zu anderen Auffassungen, denen das frühere System größere Wichtigkeit beimaß, und die nach seiner Meinung nicht der Kritik standhalten. Er ist ständig bemüht, die nahe Verwandtschaft seines Systems mit dem früheren System zu zeigen, obwohl er nicht verheimlicht, daß zwischen ihnen auch ein wesentlicher Unterschied besteht. Das spricht er an einigen Stellen positiv aus, und ich will eine von ihnen anführen: „Die von uns angenommene Auffassung des Erhabenen“ (sagt er auf Seite 21 [386]) „verhält sich also genau so zu der von mir abgelehnten früheren Auffassung wie die von mir vorgeschlagene Definition des Schönen zu der früheren von mir abgelehnten Ansicht: in beiden Fällen wird in den Rang des allgemeinen und wesentlichen Prinzips das erhoben, was früher als sekundäres und Teilmerkmal galt, was durch andere Begriffe, die wir als nebensächliche verwerfen, der Aufmerksamkeit entzogen war.“

Bei der Darstellung der ästhetischen Theorie Herrn Tschernyschewskis wird der Rezensent kein endgültiges Urteil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Gedanken des Autors in rein ästhetischer Hinsicht abgeben. Der Rezensent hat sich mit Ästhetik nur so weit beschäftigt, als sie ein Teil der Philosophie ist, er überläßt daher das Urteil über Herrn Tschernyschewskis Gedanken im einzelnen anderen, die sie vom speziell ästhetischen Standpunkt, der nicht Sache des Rezensenten ist, gründlich beurteilen können. Ihm [512] scheint jedoch, daß die ästhetische Theorie des Autors wesentliche Bedeutung gerade als Anwendung der allgemeinen Betrachtungsweise auf die Fragen einer Fachwissenschaft hat, und ist daher der Meinung, daß er das Herz der Sache trifft, wenn er untersucht, inwieweit der Autor bei dieser Anwendung richtig vorgegangen ist. Auch für den Leser wird nach Meinung des Rezensenten diese Art der Kritik von einem allgemeinen Standpunkt aus interessanter sein, weil die Ästhetik selber für den Nichtfachmann nur als Teil eines allgemeinen Systems von Auffassungen über Natur und Leben Interesse hat. Manchen Lesern wird vielleicht der ganze Artikel zu abstrakt vorkommen, der Rezensent bittet sie jedoch, nicht nur auf Grund der äußeren Form zu urteilen. Es gibt verschiedene Arten von Abstraktheit: manchmal ist sie trocken und steril, manchmal dagegen braucht man sich nur in die in abstrakter Form vorgetragenen Gedanken hineinzudenken, und sie finden sofort eine Menge lebendiger Anwendungen; und der Rezensent ist entschieden davon überzeugt, daß die Gedanken, die er weiter oben vorgetragen hat, zu dieser letzteren Art gehören – er sagt das so direkt, weil sie der Wissenschaft gehören und nicht dem Rezensenten persönlich, der sie sich nur zu eigen gemacht hat, und sie folglich anpreisen darf, und als Anhänger einer bestimmten Schule das Recht hat, das von ihm angenommene System zu loben, ohne daß seine persönliche Eigenliebe dabei im Spiele ist.

Bei der Darstellung der Theorie Herrn Tschernyschewskis müssen wir aber die Ordnung umkehren, an die sich der Autor gehalten hat; nach dem Vorbild der Lehrbücher für Ästhetik der von ihm abgelehnten Schule untersucht er anfangs die Idee des Schönen, danach die Ideen des Erhabenen und des Tragischen, beschäftigt sich weiterhin mit der Kritik der Beziehungen zwischen Kunst und Wirklichkeit, spricht dann vom wesentlichen Inhalt der Kunst und schließlich

von dem Bedürfnis, dem sie entspringt, oder von den Zwecken, die der Künstler mit seinen Werken verwirklicht. In der herrschenden Theorie der Ästhetik ist eine solche Anordnung durchaus natürlich, weil der Begriff des Wesens des Schönen der Grundbegriff der gesamten Theorie [513] ist. Anders ist es in der Theorie Herrn Tschernyschewskis. Der Grundbegriff seiner Theorie ist die Beziehung der Kunst zur Wirklichkeit, deshalb hätte der Autor auch mit ihr beginnen müssen. Dadurch, daß er die Reihenfolge übernommen hat, deren sich die anderen bedienen, und die nicht zu seinem System paßt, hat er nach unserer Meinung einen bedeutenden Fehler begangen und die logische Geschlossenheit seiner Darstellung zerstört: er war gezwungen, anfangs von einigen Teilelementen aus der Reihe der vielen Elemente zu sprechen, die nach seiner Meinung den Inhalt der Kunst bilden, dann von den Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit und danach wieder vom Inhalt der Kunst überhaupt, danach von der wesentlichen Bestimmung der Kunst, die sich aus ihren Beziehungen zur Wirklichkeit ergibt – auf diese Weise sind die zusammengehörenden Fragen auseinandergerissen durch andere Fragen, die mit der Beantwortung der ersten nichts zu tun haben. Wir erlauben uns, diesen Fehler zu verbessern, und werden die Gedanken des Autors in der Reihenfolge darstellen, die der Forderung eines systematischen, in sich geschlossenen Aufbaus besser entspricht.

Indem die herrschende Theorie das Absolute zum Ziel der menschlichen Wünsche erhebt und die Wünsche des Menschen, die in der Wirklichkeit keine Befriedigung finden, höher stellt als die bescheidenen Wünsche, die durch Gegenstände und Erscheinungen der wirklichen Welt befriedigt werden können, wendet sie diese allgemeine Betrachtungsweise, durch die die Entstehung aller geistigen und moralischen Aktionen des Menschen bei ihr erklärt werden, auch auf die Kunst an, deren Inhalt, nach ihrer Meinung, das „Schöne“ ist. Das Schöne, dem der Mensch in der Wirklichkeit begegnet, hat, sagt sie, bedeutende Mängel, die seine Schönheit zunichte machen; unser ästhetisches Gefühl sucht aber Vollkommenheit; deshalb wird unsere Phantasie, um das durch die Wirklichkeit nicht zufriedengestellte Verlangen des ästhetischen Gefühls zu befriedigen, zur Schaffung eines neuen Schönen angeregt, welches nicht die Mängel besitzen soll, die die Schönheit des Schönen in der Natur und dem Leben beeinträchtigen. Diese Erzeugnisse der [514] schöpferischen Phantasie verwirklichen sich in den Werken der Kunst, die frei sind von den Mängeln, die die Schönheit der Wirklichkeit zugrunde richten, und deshalb sind, genau genommen, nur die Werke der Kunst wahrhaft schön, während die Erscheinungen der Natur und des wirklichen Lebens nur den Schein der Schönheit haben. Mithin steht das von der Kunst geschaffene Schöne bedeutend höher als das, was in der Wirklichkeit schön erscheint (und nur erscheint).

Diese These wird bekräftigt durch eine scharfe Kritik des Schönen, wie es sich in der Wirklichkeit darbietet, und diese Kritik ist bemüht, in ihm eine Menge von Mängeln zu entdecken, die seine Schönheit beeinträchtigen.

Da Herr Tschernyschewski die Wirklichkeit über die Träume der Phantasie stellt, kann er nicht die Meinung teilen, nach der das von der Phantasie geschaffene Schöne angeblich durch seine Schönheit über den Erscheinungen der Wirklichkeit steht. In diesem Fall wird er, wenn er seine Grundauffassungen auf die vorliegende Frage anwendet, alle Menschen auf seiner Seite haben, die diese Auffassungen teilen, und gegen sich alle, die zu der früheren Meinung halten, nach der die Phantasie der Wirklichkeit überlegen sein kann. Der Rezensent, der mit den allgemeinen wissenschaftlichen Auffassungen Herrn Tschernyschewskis übereinstimmt, muß ebenso die Richtigkeit seines besonderen Schlusses anerkennen, daß die Wirklichkeit durch ihre Schönheit den durch die Kunst verwirklichten Schöpfungen der Phantasie überlegen ist.

Aber das muß bewiesen werden – und Herr Tschernyschewski untersucht anfangs, um diese Pflicht zu erfüllen, die Vorwürfe, die dem Schönen der lebendigen Wirklichkeit gemacht werden, und sucht zu beweisen, daß die Mängel, die die herrschende Theorie ihm als Schuld

anrechnet, in ihr nicht immer vorhanden sind, und wenn sie vorhanden sind, dann durchaus nicht in so einem entstellenden riesigen Ausmaß, wie jene Theorie annimmt. Danach untersucht er, ob die Werke der Kunst von diesen Mängeln frei sind, und bemüht sich zu zeigen, daß alle Vorwürfe, die dem Schönen der lebendigen Wirklichkeit gemacht werden, auch [515] auf die Werke der Kunst zutreffen, und daß fast alle diese Mängel bei den Kunstwerken gröber und stärker auftreten, als sie bei dem Schönen sind, das uns die lebendige Wirklichkeit darbietet. Von der Kritik der Kunst im allgemeinen geht er zur Analyse der einzelnen Künste über und beweist ebenfalls, daß nicht eine dieser Künste – weder die Bildhauerei noch die Malerei, noch die Musik oder die Dichtkunst – uns Werke liefern kann, die etwas derart Schönes vorstellten, daß sich in der Wirklichkeit keine entsprechend schönen Erscheinungen finden ließen, und daß keine einzige Kunst Werke schaffen kann, die an Schönheit den entsprechenden Erscheinungen der Wirklichkeit gleichkämen. Wir müssen jedoch auch hier bemerken, daß der Autor wieder eine wichtige Unterlassung begeht, wenn er die Vorwürfe, die dem Wirklichkeitsschönen gemacht werden, nur in der Gestalt aufzählt und widerlegt, wie sie bei Vischer dargestellt sind, und diese Vorwürfe nicht durch die ergänzt, die Hegel ausgesprochen hat. Es ist richtig, daß die Kritik des Schönen der lebendigen Wirklichkeit bei Vischer bedeutend vollständiger und detaillierter ist als bei Hegel; bei aller Kürze Hegels begegnen wir bei ihm jedoch zwei Vorwürfen, die Vischer vergessen hat und die außerordentlich tief sind – die Ungeistigkeit und Unfreiheit alles Naturschönen.[*] Man muß jedoch hinzufügen, daß diese, dem Autor zur Last fallende Unvollständigkeit der Darstellung dem Wesen der von ihm verfochtenen Betrachtungsweise keinen Abbruch tut, weil die von dem Autor vergessenen Vorwürfe leicht von dem Wirklichkeitsschönen abgewendet und auf genau dieselbe Weise und mit fast den gleichen Tatsachen, die wir bei Herrn Tschernyschewski anläßlich des Vorwurfs des Ungewolltseins finden, gegen das Kunstschöne gerichtet werden können. Gleich wichtig ist eine andere Unterlassung: bei seiner Übersicht über die einzelnen Künste hat der Autor die Mimik, den Tanz und die Bühnenkunst vergessen – er hätte sie untersuchen müssen, selbst [516] wenn er sie, gleich anderen Ästhetikern, für Unterabteilungen der Bildnerkunst hält, weil die Schöpfungen dieser Künste ihrem Charakter nach von einer Statue völlig verschieden sind.[5]

Wenn aber die Werke der Kunst hinter der Wirklichkeit Zurückbleiben, worauf gründet sich dann die Meinung von der hohen Überlegenheit der Kunst über die Erscheinungen der Natur und des Lebens? Der Autor sucht die Gründe hierfür darin, daß der Mensch den betreffenden Gegenstand nicht nur wegen seines inneren Werts, sondern auch wegen seiner Seltenheit und wegen der Schwierigkeit, ihn zu bekommen, hochschätzt. In der Natur und im Leben ergibt sich das Schone ohne besondere Anstrengung unsererseits und in großer Menge; schöne Kunstwerke gibt es sehr wenige, und sie werden nicht ohne Mühe, ja manchmal unter außerordentlichen Anstrengungen geschaffen; außerdem ist der Mensch auf die Kunstwerke stolz, als auf das Werk eines Menschen seinesgleichen – so wie einem Franzosen die (eigentlich recht schwache) französische Dichtung als die beste von der Welt erscheint, so wird dem Menschen die Kunst im allgemeinen besonders deshalb lieb, weil sie Menschenwerk ist, weil unsere Vorliebe für alles Eigene, Verwandte zu ihren Gunsten spricht; außerdem gewinnt sich die Kunst, wie jeder Schmeichler, die Liebe vieler Menschen, weil sie sich, zusammen mit den Künstlern, den kleinlichen Launen des Menschen unterordnet, auf die Natur und Leben keine Rücksicht nehmen, wobei sie sich erniedrigt und entstellt; schließlich genießen wir die

[*] Siehe *Hegel*, Sämtl. Werke, Bd. XII, Vorlesungen über die Ästhetik, „Mangelhaftigkeit des Naturschönen“, Stuttgart 1927, S. 200-212. *Die Red.*

[5] Im Manuskript folgt hier: „Aber auch dieser Fehler – fügen wir wieder hinzu – darf nur dem Verfasser zur Last gelegt werden, tut dagegen der Sache, die er vertritt, nicht den geringsten Abbruch, denn über den Tanz und die Bühnenkunst müßte dasselbe, und zwar fast mit denselben Worten gesagt werden, was bei dem Autor in dem betreffender Abschnitt über die Musik gesagt ist.“

Kunstwerke dann, wann wir wollen, d. h. wenn wir geneigt sind, uns ihren Schönheiten zu öffnen und sie zu genießen, während die schönen Erscheinungen der Natur und des Lebens sehr häufig in einer Zeit an uns vorüberziehen, wo unsere Aufmerksamkeit und Sympathie anderen Gegenständen gelten; darüber hinaus zählt der Autor noch einige Gründe für die übertrieben hohe Meinung vom Wert der Kunst auf. Diese Erklärungen sind nicht ganz vollständig – der Autor hat einen sehr wichtigen Umstand vergessen: die Meinung von der Überlegenheit der Kunst über die Wirklichkeit ist die Meinung der Gelehrten, die Meinung einer philosophischen [517] Schule, nicht aber das Urteil des Menschen im allgemeinen, der keine systematischen Überzeugungen hat; gewiß stellt die Masse der Menschen die Kunst sehr hoch, vielleicht sogar höher, als der bloße innere Wert der Kunst es rechtfertigt, und diese parteiische Voreingenommenheit wird durch die Hinweise des Autors befriedigend erklärt; aber die Masse der Menschen stellt die Kunst durchaus nicht über die Wirklichkeit, im Gegenteil, sie denkt gar nicht daran, sie nach ihrem Wert zu vergleichen, und wird, wenn sie einmal eine klare Antwort geben muß, sagen, daß Natur und Leben schöner sind als die Kunst. Einzig und allein die Ästhetiker, und selbst sie nicht einmal aller Schulen, stellen die Kunst höher als die Wirklichkeit, und diese Meinung, die als Folge einer besonderen, nur ihnen eigenen Betrachtungsweise zustande gekommen ist, muß aus dieser Betrachtungsweise erklärt werden. Gerade die Ästhetiker der pseudoklassischen Schule zogen die Kunst der Wirklichkeit deshalb vor, weil sie überhaupt an der Krankheit ihres Jahrhunderts und ihres Milieus litten, nämlich an der Künstlichkeit aller ihrer Gewohnheiten und Begriffe: sie hatten nicht allein in der Kunst, sondern in allen Sphären des Lebens Angst, ja sogar Abscheu vor der Natur, wie sie ist, und liebten nur die ausgeschmückte, „reingewaschene“ Natur. Die Denker der heute herrschenden Schule stellen die Kunst als etwas Ideales über die Natur und das Leben, die real sind, weil sie sich überhaupt trotz genialer Vorstöße zum Realismus noch nicht vom Idealismus freizumachen verstanden haben und das ideale Leben überhaupt über das reale stellen.

Kehren wir zur Theorie Herrn Tschernyschewskis zurück. Wenn die Kunst sich hinsichtlich der Schönheit ihrer Werke nicht mit der Wirklichkeit messen kann, kann sie ihre Entstehung nicht unserer Unzufriedenheit mit der Schönheit der Wirklichkeit und dem Streben, etwas Besseres zu schaffen, verdanken – wenn das so wäre, hätte der Mensch die Kunst längst fallen gelassen, wie etwas, was seinen Zweck absolut nicht erreicht und steril ist, sagt er. Deshalb muß das Bedürfnis, dem die Kunst antwortet, etwas anderes sein, als was die herrschende Theorie annimmt. Bis hierher wer-[518]den alle, die die Grundauffassung Herrn Tschernyschewskis vom Leben und der Natur teilen, wahrscheinlich sagen, daß seine Schlußfolgerungen konsequent sind. Wir möchten jedoch nicht entscheiden, ob er die Erklärung des Bedürfnisses, aus dem die Kunst entsteht, durchaus richtig gewählt hat; wir wollen diese Schlußfolgerung in seinen eigenen Worten anführen, damit der Leser sich selbst ein Urteil bilden kann, ob sie richtig oder unrichtig ist.

Das Meer ist durchaus schön; wenn wir es betrachten, kommen wir nicht auf den Gedanken, in ästhetischer Hinsicht mit ihm unzufrieden zu sein; doch nicht alle Menschen leben in der Nähe des Meeres; viele bekommen es kein einziges Mal im Leben zu sehen, und doch möchten sie sich am Meer erfreuen, und es kommen für sie Bilder zustande die das Meer darstellen. Gewiß ist es sehr viel besser, das Meer selbst zu betrachten als seine Darstellung; aber in Ermangelung eines Besseren begnügt sich der Mensch mit dem Schlechteren, in Ermangelung der Sache selbst – mit ihrem Surrogat. Auch die Menschen, die sich in der Wirklichkeit am Meer erfreuen können, haben nicht immer die Möglichkeit, es nach Belieben zu betrachten – sie gedenken seiner; doch die Phantasie ist schwach, sie bedarf einer Stütze, einer Mahnung, und so betrachten die Menschen, um ihre eigene Erinnerung an das Meer zu beleben, um es sich in ihrer Einbildung klarer vorzustellen, ein Bild, auf dem das Meer dargestellt ist. Das ist der einzige Zweck, die einzige Bestimmung sehr vieler Kunstwerke (ihres größten Teils): den Menschen, die nicht Gelegenheit hatten, das Schöne in der Wirklichkeit selber zu genießen, Gelegenheit zu geben, es wenigstens in einem gewissen Grade kennenzulernen; als Mahnung zu dienen und den Menschen die eigene Erinnerung an das Schöne in der Wirklichkeit wachzurufen, die es aus eigener Erfahrung kennen und sich gern daran erinnern. (Wir bleiben einstweilen bei dem Ausdruck: „das Schöne ist der wesentliche Inhalt der Kunst“; in der Folge werden wir an die Stelle des Wortes „das Schöne“ ein anderes setzen, durch das der Inhalt der Kunst, nach unserer

Meinung, exakter und vollständiger definiert wird.) Die erste Bestimmung der Kunst, die ausnahmslos allen ihren Werken zukommt, ist also die Nachbildung der Natur und des Lebens. Die Kunstwerke verhalten sich zu den entsprechenden Seiten und Erscheinungen der Wirklichkeit genau so wie der Stich zu dem Bild, nach dem er gemacht ist, wie das Porträt zu dem Menschen, den es darstellt. Man macht ja nicht deshalb einen Stich nach einem Bild, weil das Bild schlecht wäre, sondern gerade deshalb, weil es sehr gut ist; ebenso bildet die Kunst die Wirklichkeit nicht nach, um deren Mängel auszugleichen, nicht deshalb, weil die Wirklichkeit an sich nicht gut genug wäre, sondern gerade deshalb, weil sie gut ist. Der Stich denkt gar nicht daran, besser zu sein als das Bild – er, ist in künstlerischer Beziehung bedeutend schlechter als das Bild; ebenso kommt auch [519] das Kunstwerk niemals an die Schönheit oder Größe der Wirklichkeit heran; aber das Bild ist nur einmal vorhanden, an ihm können sich nur die Menschen ergötzen, die in die Galerie gekommen sind, deren Zierde es ist; der Stich wird in Hunderten von Exemplaren über die ganze Welt verbreitet; jedermann kann sich, wenn er Lust hat, an ihm ergötzen, ohne sein Zimmer zu verlassen, ohne von seinem Sofa aufzustehen, ohne seinen Schlafrock auszuziehen; so ist auch der in der Wirklichkeit schöne Gegenstand nicht jedem und nicht immer zugänglich. Von der Kunst nachgebildet (schwach, grob, blaß, das ist wahr, aber doch nachgebildet), wird er jedermann und ständig zugänglich. Wir porträtieren einen Menschen nicht, um die Mängel seines Gesichts auszugleichen (was kümmern uns diese Mängel? Wir bemerken sie nicht oder sie sind uns lieb), sondern um uns die Möglichkeit zu verschaffen, uns an seinem Gesicht selbst dann zu erfreuen, wenn wir es tatsächlich gar nicht vor Augen haben; den gleichen Zweck und die gleiche Bestimmung haben die Werke der Kunst überhaupt: sie korrigieren die Wirklichkeit nicht, sie verschönern sie nicht, sondern bilden sie nach, dienen ihr als Surrogat.

Der Autor gibt zu, daß die von ihm vorgeschlagene Theorie der Nachbildung nichts Neues ist: eine ähnliche Ansicht von der Kunst herrschte in der griechischen Welt; zugleich behauptet er jedoch, daß seine Theorie wesentlich verschieden ist von der pseudoklassischen Theorie der Nachahmung der Natur und beweist diesen Unterschied dadurch, daß er die Kritik der pseudoklassischen Auffassungen aus Hegels Ästhetik zitiert: nicht einer der Einwände Hegels, die auf die Theorie der Nachahmung der Natur vollkommen zutreffen, ist auf die Theorie der Nachbildung anwendbar; deswegen ist offenbar auch der Geist dieser beiden Auffassungen wesentlich verschieden. Tatsächlich hat die Nachbildung den Zweck, der Einbildung behilflich zu sein, nicht aber die Sinne zu betrügen, wie das die Nachahmung möchte, und ist auch kein leerer Zeitvertreib wie die Nachahmung, sondern ein Ding mit einem realen Zweck.

Zweifellos wird die Theorie der Nachbildung, wenn sie Aufmerksamkeit findet, heftige Ausfälle von seiten der Anhänger der Theorie des Schöpfertums zur Folge haben. Man wird sagen, daß sie zur Daguerreotyp-Kopierung der Wirklichkeit führt, gegen die man so häufig zu Felde zieht; Herr Tschernyschewski lehnt den Gedanken des sklavischen Kopierens von vornherein ab und zeigt, daß auch in der [520] Kunst der Mensch nicht auf sein – sagen wir nicht Recht, das ist zu wenig, auf seine Pflicht verzichten kann, sich aller seiner moralischen und geistigen Kräfte, darunter auch der Einbildungskraft, zu bedienen, wenn er den Gegenstand auch nur einigermaßen getreu kopieren will. Man empört sich häufig gegen das sogenannte sagt er und fügt hinzu: Wäre es nicht besser, nur zu sagen, daß das Kopieren wie jede menschliche Tätigkeit verstanden sein will und die Fähigkeit erfordert, die wesentlichen Züge von den unwesentlichen zu unterscheiden? Man sagt gewöhnlich „tote Kopie“; aber der Mensch kann nicht getreu kopieren, wenn der Mechanismus seiner Hand nicht durch lebendigen Sinn gelenkt wird: man kann nicht einmal ein getreues Faksimile herstellen, wenn man die Bedeutung der zu kopierenden Buchstaben nicht versteht.

Mit den Worten: „die Kunst ist Nachbildung der Erscheinungen der Natur und des Lebens“, wird jedoch nur die Art und Weise bestimmt, auf welche die Kunstwerke geschaffen werden; es bleibt noch die Frage, welche Erscheinungen durch die Kunst nachgebildet werden; nach Bestimmung des formalen Prinzips der Kunst muß, der Vollständigkeit des Begriffs halber, auch das reale Prinzip oder der Inhalt der Kunst bestimmt werden. Gewöhnlich sagt man, den Inhalt der Kunst bilden nur das Schöne und die ihm zugeordneten Begriffe – das Erhabene und das Komische. Der Autor hält diese Auffassung für zu eng und behauptet, zum Bereich der Kunst gehöre alles, was im Leben und in der Natur für den Menschen von Interesse ist. Der Beweis dieser These ist sehr ungenügend entwickelt und macht den am wenigsten zu-

friedenstellenden Teil in den Darlegungen Herrn Tschernyschewskis aus, der diesen Punkt, scheint es, für so klar hält, daß er fast keines Beweises bedürfe. Wir bestreiten nicht die Schlußfolgerung selbst, die der Autor sich zu eigen macht, sondern sind nur mit seiner Darstellung unzufrieden. Er hätte viel mehr Beispiele anführen müssen, um seinen Gedanken zu beweisen, daß „der Inhalt der Kunst sich nicht auf den engen Rahmen des Schönen, Erhabenen und Komischen beschränkt", er hätte leicht tausende Tatsachen finden können, die di Richtigkeit dieses Gedankens beweisen, [521] und die Schuld des Autors wächst dadurch, daß er sich so wenig hierum bemüht hat.

Wenn aber viele Kunstwerke nur den einen Sinn haben, Erscheinungen des Lebens nachzubilden, die für den Menschen von Interesse sind, so übernehmen viele von ihnen außer dieser Grundbestimmung noch eine andere, höhere: als Erklärung für diese nachgebildeten Erscheinungen zu dienen; besonders muß das von der Dichtung gesagt werden, die nicht imstande ist, alle Einzelheiten zu umfassen, deshalb notwendig viele Details aus ihren Bildern weglassen muß und unsere Aufmerksamkeit dadurch auf die wenigen zurückbehaltenen Züge konzentriert – wenn die zurückbehaltenen Züge, wie es sich eigentlich gehört, wesentliche Züge sind, wird es dem ungeübten Auge dadurch leichter, das Wesen des Gegenstandes zu erfassen. Hierin sehen manche die Überlegenheit der poetischen Bilder über die Wirklichkeit, aber das Weglassen der unwesentlichen Details und die Wiedergabe nur der Hauptzüge ist keine besondere Eigenschaft der Dichtung, sondern eine Eigentümlichkeit der vernünftigen Rede überhaupt, und in der prosaischen Erzählung spielt sich genau das gleiche ab.[6]

Wenn schließlich der Künstler ein denkender Mensch ist, muß er notwendigerweise sein eigenes Urteil über die nachgebildeten Erscheinungen haben, und dieses Urteil wird sich, gewollt oder ungewollt, offen oder im geheimen, bewußt oder unbewußt in dem Werk widerspiegeln, welches hierdurch noch eine dritte Bestimmung erhält; es wird zum Urteil des Denkens über die nachgebildete Erscheinung. Diese Bestimmung finden wir in der Dichtung häufiger als in den anderen Künsten.

Alles Gesagte zusammenfassend – schließt Herr Tschernyschewski –, erhalten wir folgende Auffassung von der Kunst: Die wesentliche Bestimmung der Kunst ist die Nachbildung alles dessen, was für den Menschen im Leben interessant ist; sehr häufig tritt besonders in der Dichtung auch die Erklärung des Lebens, die Beurteilung seiner Erscheinungen in den Vordergrund. Die Kunst verhält sich zur Wirklichkeit genau so wie die Geschichte; der Unterschied besteht inhaltlich nur darin, daß die Geschichte vom gesell-[522]schaftlichen Leben spricht, die Kunst dagegen vom individuellen Leben, die Geschichte – vom Leben der Menschheit, die Kunst – vom Leben des Menschen (die Naturbilder haben nur als Milieu für die Erscheinungen des menschlichen Lebens Bedeutung und als Andeutung oder Vorgefühl dieser Erscheinungen. Was den formalen Unterschied betrifft, bestimmt der Autor ihn folgendermaßen: die Geschichtsschreibung sorgt sich wie jede Wissenschaft nur um Klarheit, Verständlichkeit ihrer Bilder; die Kunst sorgt für lebendige Fülle der Einzelheiten). Die erste Aufgabe der Geschichtsschreibung ist es, das Vergangene wiederzugeben; die zweite Aufgabe – der nicht alle Historiker gerecht werden – ist, die Vergangenheit zu erklären, ein Urteil über sie zu fällen; der Historiker, der diese zweite Aufgabe unbeachtet läßt, bleibt ein einfacher Chronist, und sein Werk ist nur Material für den wahren Historiker oder dient als Lektüre zur Befriedigung der Neugierde; der Historiker, der die zweite Aufgabe löst, wird zum Denker, und seine Schöpfung erhält wissenschaftlichen Wert. Genau das gleiche muß man

[6] Im Manuskript heißt es weiter: „Dasselbe tut auch das Inhaltsverzeichnis eines Buches mit dem Text des Buches; gewiß läßt sich an Hand des Inhaltsverzeichnisses der Inhalt des Buches leichter übersehen, als wenn man hintereinander den ganzen Text liest; folgt hieraus aber, daß das Inhaltsverzeichnis der Gedichte Puschkins besser ist als die Gedichte selber?"

von der Kunst sagen. Wenn der Künstler sich auf die bloße Nachbildung der Erscheinungen des Lebens beschränkt, befriedigt er unsere Neugier oder gibt unseren Erinnerungen an das Leben Nahrung. Wenn er dabei aber die nachgebildeten Erscheinungen erklärt und beurteilt, wird er zum Denker, und sein Werk erhält über seinen künstlerischen Wert hinaus noch eine höhere Bedeutung, eine wissenschaftliche Bedeutung.[7]

Von der allgemeinen Definition des Inhalts der Kunst führt ein natürlicher Übergang zu den Teilelementen, den Bestandteilen dieses Inhalts, und wir wollen hier die Ansichten des Autors vom Schönen und vom Erhabenen darlegen, bei deren Wesensbestimmung er mit der herrschenden Theorie nicht einverstanden ist, weil diese Theorie in den genannten Fällen nicht mehr dem heutigen Stand der Wissenschaft entspricht. Er mußte diese Begriffe analysieren, weil ihre gewöhnliche Definition die direkte Quelle des Gedankens von der Überlegenheit der Kunst über die Wirklichkeit bildet: die Begriffe des Schönen und des Erhabenen dienen der herrschenden Theorie als Bindeglied zwischen den allge-[523]meinen idealistischen Grundsätzen und den besonderen ästhetischen Gedanken. Der Autor mußte diese wichtigen Begriffe von allen transzendentalen Zutaten reinigen, um sie zur Übereinstimmung mit dem Geist seiner Theorie zu bringen.

Die herrschende Theorie besitzt zwei Formeln für den Ausdruck ihrer Auffassung vom Schönen: „das Schöne ist die Einheit von Idee und Bild“ und „das Schöne ist die volle Offenbarung der Idee im einzelnen Gegenstand“; der Verfasser ist der Meinung, daß die letztgenannte Formel ein wesentliches Merkmal nicht der Idee des Schönen nennt, sondern dessen, was als Meisterwerk der Kunst oder überhaupt jeder menschlichen Tätigkeit bezeichnet wird, während die erste Formel zu weit gefaßt ist: sie sagt, schön seien jene Gegenstände, die besser sind als andere ihrer Art; es gibt jedoch viele Arten von Gegenständen, die es nicht zur Schönheit bringen. Deshalb hält er die beiden herrschenden Formulierungen für nicht völlig befriedigend und sieht sich genötigt, nach einer exakteren Bestimmung zu suchen, die er, wie ihm scheint, in der Formel findet: „Das Schöne ist das Leben; schön ist das Wesen, in dem wir das Leben so sehen, wie es nach unserer Auffassung sein sollte; schön ist der Gegenstand, der das Leben in sich zur Schau trägt oder uns an das Leben gemahnt.“ Wir wollen hier den wesentlichen Teil der Analyse anführen, auf die sich diese Schlußfolgerung stützt – die Untersuchung der Merkmale der menschlichen Schönheit, wie die verschiedenen Klassen des Volkes sie verstehen.

Das schöne Leben, das Leben wie es sein soll, besteht beim einfachen Volk darin, daß man sich satt essen, in einem schönen Haus wohnen und sich ausschlafen kann; aber gleichzeitig schließt der Begriff „Leben“ beim Landbewohner stets auch den Begriff der Arbeit ein: ohne Arbeit kann man nicht leben; es wäre ja auch langweilig. Die Folge eines Lebens unter auskömmlichen Verhältnissen bei großer Arbeit, die jedoch nicht bis zur Erschöpfung geht, werden bei dem Dorfmädchen eine frische Gesichtsfarbe und knallrote Backen sein – dieses erste Schönheitsmerkmal nach den Begriffen des einfachen Volkes. Da das Dorfmädchen viel arbeitet und infolgedessen kräftig gebaut ist, wird es bei reichlicher Ernährung ziemlich drall sein – auch das ist ein notwendiges Merkmal der Dorfschönen: die „ätherische“ schöne Dame [524] erscheint dem Landbewohner „unansehn-

[7] Im Manuskript heißt es weiter: „Der Gedanke, daß die Kunst nicht nur nicht über die Wirklichkeit hinaus kann, sondern daß sie es ihr, was den ästhetischen Wert ihrer Schöpfungen betrifft, nicht einmal gleichtun kann, wird aus der einfachen Anwendung der allgemeinen Prinzipien der modernen Weltanschauung auf die gegebene Frage abgeleitet, und der Rezensent hielt sich für berechtigt zu sagen, daß dieser Gedanke der Kritik standhält. Die weiteren, mehr ins einzelne gehenden Auffassungen Herrn Tschernyschewskis darüber, daß die Kunst Nachbildung der Natur ist und zu ihrem Inhalt alles hat, was den Menschen in den Erscheinungen des Lebens interessiert, stehen zwar im Einklang und sind sogar ziemlich stark wissenschaftlich abhängig von den allgemeinen Auffassungen der Beziehung der Kunst zur Wirklichkeit, werden jedoch letzten Endes nicht so sehr durch diese Auffassungen als durch die Analyse der Tatsachen bestimmt, die die Kunst darbietet; deswegen überläßt der Rezensent die Verantwortung für diese konkreten Gedanken dem Autor selber, und wenn der Rezensent sich erlaubt hinzuzufügen, daß sie ihm ebenfalls im wesentlichen richtig erscheinen, so ist das seine Meinung, aber kein endgültig wissenschaftliches Urteil. Die Gerechtigkeit verlangt jedoch anzuerkennen, daß der Autor in seiner Analyse eine große Menge von Tatsachen zur Bekräftigung seiner Theorie beigebracht hat.“

lich“ ja sie macht auf ihn einen unangenehmen Eindruck, denn er ist gewöhnt, „Magerkeit“ für die Folge von Krankheit oder „bitterem Los“ zu halten. Aber Arbeit läßt kein Fett ansetzen: wenn das Dorfmädchen dick ist, so ist das eine Art von Kränklichkeit das Anzeichen einer „zerdunsenen“ Statur, und das Volk hält besondere Dicke für einen Mangel. Die Dorfschöne kann nicht kleine Händchen und Füßchen haben, weil sie viel arbeitet – dieses Zubehör der Schönheit wird in unseren Volksliedern nie erwähnt. Mit einem Wort: bei der Beschreibung von schönen Mädchen finden wir in unseren Volksliedern nicht ein einziges Schönheitsmerkmal, welches nicht der Ausdruck der blühenden Gesundheit und des Gleichgewichts der Kräfte im Organismus ist, die immer die Begleiterscheinung eines auskömmlichen Lebens bei ständiger, ernster, aber nicht übermäßiger Arbeit sind. Ganz anders steht es mit der schönen Dame: schon mehrere Generationen ihrer Vorfahren haben nicht von ihrer eignen Hände Arbeit gelebt; bei untätigem Leben fließt weniger Blut in die Glieder, mit jeder Generation werden die Muskeln an Händen und Füßen schlaffer und die Knochen feiner; die notwendige Folge hiervon sind kleine Händchen und Füßchen – sie sind das Kennzeichen eines Lebens, das den höheren Gesellschaftsklassen allein als Leben erscheint: des Lebens ohne physische Arbeit; wenn die Dame große Hände und Füße hat, so ist das ein Anzeichen entweder dafür, daß sie schlecht gebaut ist, oder dafür, daß sie nicht aus einer alten, guten Familie stammt. Aus demselben Grunde muß die schöne Dame kleine Öhrchen haben. Die Migräne ist bekanntlich eine interessante Krankheit – und nicht ohne Grund: infolge mangelnder Tätigkeit bleibt das Blut in den inneren Organen, fließt zum Gehirn; das Nervensystem ist infolge der allgemeinen Schwäche des Organismus schon ohnehin leicht reizbar; die unvermeidliche Folge hiervon sind anhaltende Kopfschmerzen und allerlei Nervenstörungen; was hilft’s? auch eine Krankheit ist interessant, ja sogar fast erstrebenswert, wenn sie die Folge der Lebensart ist, die uns gefällt. Gewiß kann die Gesundheit in den Augen des Menschen niemals ihren Wert verlieren, denn ohne Gesundheit sind auch Wohlleben und Luxus schlecht zu ertragen; infolgedessen bleiben rote Backen und blühende, gesunde Frische auch für die gute Gesellschaft anziehende Eigenschaften aber krankhaftes Aussehen, Schwäche, Mattheit haben in ihren Augen auch einen Schönheitswert, nämlich sobald sie als die Folge eines untätigen Luxuslebens erscheinen. Blässe, angegriffenes kränkliches Aussehen haben für die höhere Gesellschaft noch eine andere Bedeutung: wenn der Landbewohner Erholung und Ruhe sucht, so suchen die Menschen der gebildeten Stände, die materielle Not und Physische Müdigkeit nicht kennen, die sich aber dafür aus Untätigkeit und aus Mangel an materiellen Sorgen oft langweilen, „stärkere Erregungen, Sensationen, Leidenschaften“, die dem sonst monotonen und farblosen Leben der höheren Gesellschaft Farbe und Mannigfaltigkeit geben und es anziehend machen. Aber in starken Erregungen und feurigen Leidenschaften verbraucht sich der Mensch schneller: wie sollte man das angegriffe-[525]ne Aussehen, die Blässe einer schönen Frau nicht reizend finden, wenn sie das Anzeichen dafür sind, daß sie eine „Frau mit Vergangenheit“ ist?

Gern seh’ ich frische Farben blinken,
der Jugend Zier,
Doch sehnsuchtsblasse Wangen dünken
noch schöner mir.

Aber wenn die Begeisterung für eine blasse, krankhafte Schönheit das Anzeichen eines künstlich verdorbenen Geschmackes ist, so fühlt jeder wahrhaft gebildete Mensch, daß das wahre Leben das Leben des Geistes und des Herzens ist. Dieses Leben spiegelt sich in den Gesichtszügen, vor allem in den Augen wider; deswegen gewinnt der Gesichtsausdruck, von dem in den Volksliedern so wenig die Rede ist, eine große Bedeutung in den herrschenden Schönheitsbegriffen der Gebildeten; und es kommt häufig vor, daß ein Mensch uns nur deshalb schön erscheint, weil er schöne, ausdrucksvolle Augen hat... Wir müssen jetzt die entgegengesetzte Seite des Gegenstandes betrachten und untersuchen, was einen Menschen häßlich macht. Den Grund für die Häßlichkeit der Gesamtfigur eines Menschen wird jeder darin sehen, daß der Mensch, der eine schlechte Figur hat, „schlecht gebaut“ ist. Wir wissen sehr tut, daß Häßlichkeit eine Folge von Krankheit oder von Unglücksfällen ist, wie sie den Menschen besonders leicht in der ersten Zeit seiner Entwicklung entstellen. Wenn das Leben und seine Erscheinungen die Schönheit ausmachen, ist es ganz natürlich, daß die Krankheit und ihre Folgen die Häßlichkeit sind. Aber ein schlechtgebauter Mensch ist auch mißgestaltet, wenngleich in geringerem Grade, und die Gründe für einen „schlechten Bau“ sind die gleichen wie die, die Mißgestalten hervorbringen, sie sind nur schwächer. Wenn der Mensch einen Buckel hat, so ist das die Folge unglücklicher Umstände, unter denen sich das erste Stadium seiner Entwicklung abspielte; aber ein krummer Rücken ist auch eine Art von Buckligkeit, nur in geringerem Maße, und muß die gleichen Ursachen haben. Überhaupt ist ein übelgebauter Mensch in gewissem Grade ein entstellter Mensch; seine Figur zeugt nicht von Leben, nicht von glücklicher Entwicklung, sondern von einer Entwicklung unter schweren, ungünstigen Umständen. Gehen wir von dem allgemeinen Umriß der Figur zum Gesicht über. Seine Züge können Unschön entweder an und für sich oder ihrem Ausdruck nach sein. Was uns in einem Gesicht nicht gefällt, ist ein „böser“, „unangenehmer“ Ausdruck, denn Bosheit ist ein Gift, das uns das Leben vergällt. Aber viel häufiger ist ein Gesicht nicht so sehr seinem Ausdruck, wie seinen Zügen nach „nicht schön“: Gesichtszüge sind nicht schön, wenn die Gesichtsknochen schlecht angeordnet sind, wenn Knorpel und Muskeln in ihrer Entwicklung mehr oder weniger den Stempel der Mißgestalt tragen, d. h. wenn die erste Entwicklung des Menschen unter ungünstigen Umständen vor sich gegangen ist.

[526] Die herrschende Theorie gibt zu, daß die Schönheit im Reiche der Natur das ist, was uns an den Menschen und seine Schönheit erinnert; es ist deshalb klar, daß wenn im Menschen die Schönheit das Leben ist, von der Naturschönheit das gleiche gesagt werden muß. Der Analyse, die Herr Tschernyschewski zur Bestätigung seiner Auffassung von der wesentlichen Bestimmung des Schönen anführt, machen wir den Vorwurf, daß die Ausdrücke deren sich der Autor bedient, Bedenken hervorrufen können – instinktiv oder bewußt bemerkt der Mensch, daß die Schönheit mit dem Leben in Verbindung steht. Selbstverständlich geschieht das meist instinktiv. Sehr zu Unrecht hat der Autor sich nicht die Mühe gegeben, auf diesen wichtigen Umstand hinzuweisen.

Der Unterschied zwischen den vom Autor angenommenen und den abgelehnten Betrachtungsweisen des Schönen ist sehr wichtig. Wenn das Schöne „die volle Offenbarung der Idee im einzelnen Wesen“ ist, so gibt es in den wirklichen Gegenständen nichts Schönes, denn die Idee erscheint vollkommen nur im ganzen Weltall und kann sich mi einzelnen Gegenstand nicht vollkommen verwirklichen; hieraus würde folgen, daß das Schöne in die Wirklichkeit nur durch unsere Phantasie hineingetragen wird, daß deshalb der eigentliche Bereich des Schönen der Bereich der Phantasie ist, und die Kunst infolgedessen, wenn sie die Ideale der Phantasie verwirklicht, höher steht als die Wirklichkeit und ihre Quelle im Streben des Menschen hat, das Schöne zu schaffen, welches er in der Wirklichkeit nicht vorfindet. Aus der vom Autor vorgeschlagenen Auffassung dagegen: „das Schöne ist das Leben“, geht hervor, daß die wahre Schönheit die Schönheit der Wirklichkeit ist, daß die Kunst (wie der Autor auch annimmt) nichts schaffen kann, was den Erscheinungen der wirklichen Welt an Schönheit gleichkäme, und dann erklärt sich die Entstehung der Kunst leicht nach der oben dargelegten Theorie des Autors.

Der Autor untersucht dann kritisch die Ausdrücke, in denen die herrschende Ästhetik den Begriff des Erhabenen bestimmt – „das Erhabene ist das Überwiegen der Idee über die Form“ und „das Erhabene ist das, was in uns die Idee des Unendlichen erweckt“ –, und kommt zu dem [527] Schluß, daß auch diese Definitionen unrichtig sind; er findet, daß ein Gegenstand den Eindruck des Erhabenen macht, ohne im geringsten die Idee des Unendlichen wachzurufen. Danach muß der Autor wieder nach einer anderen Definition suchen, und ihm scheint, daß alle zum Gebiet des Erhabenen gehörenden Erscheinungen sich in der folgenden Formel zusammenfassen und erklären lassen: „Das Erhabene ist das, was sehr viel größer ist als alles, mit dem wir es vergleichen können.“ So ist zum Beispiel, sagt er, der Kasbek ein majestätischer Berg (obwohl er sich uns durchaus nicht als etwas Grenzenloses oder Unendliches darstellt), weil er sehr viel höher ist als die durchschnittlichen Berge, die wir zu sehen gewöhnt sind; so ist die Wolga ein majestätischer Fluß, weil sie bedeutend breiter ist als die kleinen Flüsse; die Liebe ist eine erhabene Leidenschaft, weil sie bedeutend stärker ist als die alltäglichen, kleinlichen Berechnungen und Intrigen; Julius Cäsar, Othello, Desdemona sind erhabene Persönlichkeiten, weil Julius Cäsar bedeutend genialer ist als die gewöhnlichen Menschen, weil Othello sehr viel stärker liebt und eifersüchtig ist und weil Desdemona stärker liebt als die gewöhnlichen Menschen.

Aus den von Herrn Tschernyschewski abgelehnten herrschenden Definitionen ergibt sich, daß das Schöne und das Erhabene im strengen Sinn des Wortes in der Wirklichkeit nicht anzutreffen sind und nur von unserer Phantasie in , sie hineingetragen werden; aus der von Herrn Tschernyschewski vorgeschlagenen Auffassung folgt dagegen, daß das Schöne und das Erhabene in der Natur und im Menschenleben wirklich existieren. Gleichzeitig folgt aber auch, daß es unmittelbar von den Auffassungen des genießenden Menschen abhängt, ob er von diesem oder jenem Gegenstand, der diese Eigenschaften besitzt, Genuß haben kann; schön ist das, worin wir das Leben entsprechend *unserer* Auffassung vom Leben sehen, erhaben ist das, was bedeutend größer ist als die Gegenstände, mit denen *wir* es vergleichen. Auf diese Weise wird die objektive Existenz des Schönen und des Erhabenen in der Wirklichkeit mit der subjektiven Betrachtungsweise des Menschen in Einklang gebracht.

[528] Auch für den Begriff des Tragischen, das einen wichtigen Zweig des Erhabenen darstellt, gibt der Autor eine neue Bestimmung, um ihn von den transzendentalen Zusätzen zu reinigen, mit denen die herrschende Theorie ihn kompliziert indem sie ihn mit dem Begriff des Schicksals verbindet, dessen innere Leere jetzt von der Wissenschaft bewiesen ist. Indem der Autor den Forderungen der Wissenschaft entsprechend jeden Gedanken an das Schicksal oder die Notwendigkeit, Unvermeidlichkeit aus der Bestimmung des Tragischen ausschaltet, versteht er es einfach als „das Furchtbare im Menschenleben“[8]

Der Begriff des Komischen (die Leere, die Sinnlosigkeit einer Form, die keinen Inhalt hat oder auf einen Inhalt Anspruch erhebt, der ihrer Nichtigkeit nicht angemessen ist) ist in der herrschenden Theorie so entwickelt, daß er den Ansprüchen der modernen Wissenschaft genügt, deshalb braucht der Autor ihn nicht zu verändern – er harmoniert auch schon in seiner gewöhnlichen Formulierung mit dem Geist seiner Theorie. Damit ist die Aufgabe, die der Autor sich gestellt hatte – nämlich die ästhetischen Grundbegriffe auf den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft zu bringen –, soweit die Kräfte des Autors ausreichten, gelöst, und er beschließt seine Untersuchungen folgendermaßen:

Eine Apologie der Wirklichkeit gegenüber der Phantasie, das Bemühen, zu beweisen, daß die Werke der Kunst entschieden keinen Vergleich mit der lebendigen Wirklichkeit aushalten – das ist das Wesen meiner Abhandlung. Heißt so von der Kunst reden, wie es der Autor tut, nicht die Kunst herabsetzen? – Ja, wenn der Nachweis, daß die Kunst hinsichtlich der künstlerischen Vollkommenheit ihrer Schöpfungen hinter dem wirklichen Leben *zurückbleibt*, eine Herabsetzung der Kunst bedeutet; aber gegen die Panegyriker auftreten, heißt noch nicht, ein Lästerer sein. Die Wissenschaft denkt nicht daran, der Wirklichkeit überlegen sein zu wollen; das ist für sie keine Schande. Auch die Kunst soll nicht glauben, daß sie der Wirklichkeit überlegen sei; das bedeutet für sie keine Erniedrigung. Die Wissenschaft schämt sich nicht zu sagen, daß es ihr Zweck ist, die Wirklichkeit zu verstehen und zu erklären und ihre Erklärungen dann zum Wohl des Menschen zu verwenden; möge sich auch die Kunst nicht schämen zuzugeben, daß ihr Zweck ist: zur Entschädigung für den Fall, daß es keinen von der Wirklichkeit gelieferten vollendeten ästhetischen Genuß gibt, diese wertvolle Wirklichkeit für den Menschen nach Kräften nachzubilden und sie zum Wohle des Menschen zu erklären.

[529] Dieser Schluß ist, nach unserer Meinung, zu wenig ausgebaut. Er wird noch vielen Veranlassung zu der Annahme geben, die Bedeutung der Kunst sinke tatsächlich, wenn die schrankenlosen Lobpreisungen des absoluten Werts ihrer Werke zurückgewiesen und an Stelle unermeßlich hoher, transzendentaler Quellen und Zwecke die Bedürfnisse des Menschen zur Quelle und zum Zweck der Kunst gemacht werden. Ganz im Gegenteil, gerade hierdurch wird ja die reale Bedeutung der Kunst herauf gesetzt, da ihr durch diese Erklärung ein unbestreitbarer Ehrenplatz in der Reihe der Tätigkeiten angewiesen wird, die zum Wohl des Menschen dienen, und dem Menschen zum Wohl gereichen, heißt vollen Anspruch auf die Hochachtung von seiten des Menschen haben. Der Mensch neigt sich vor dem, was ihm zum Wohl gereicht. So nennt man das Brot im Russischen „Vater Brot“, weil der Mensch von ihm zehrt, und der Mensch nennt die Erde „Mutter Erde“, weil sie ihn nährt. Vater und Mutter! Alle Lobgesänge sind nichts vor diesen heiligen Namen, und alle hochtrabenden Ergüsse sind leer und nichtssagend vor diesem Gefühl der kindlichen Liebe und Dankbarkeit. Ebenso verdient auch die Wissenschaft dieses Gefühl, weil sie dem Wohl des Menschen dient, und ebenso verdient es die Kunst, wenn sie zum Wohl des Menschen dient. Und sie bringt ihm viel, viel Gutes; denn das Werk des Künstlers, besonders des Dichters, der dieses Namens würdig ist, ist ein „Lehrbuch des Lebens“, wie der Autor sich sehr richtig ausdrückt, ein Lehrbuch, dessen sich jedermann

[8] Im Manuskript ist weiter folgendes gestrichen: „Der Leser wird natürlich bemerkt haben, daß die Änderungen die Herr Tschernyschewski in der Kunsttheorie vornimmt, zu folgendem allgemeinem Resultat führen: sie begründen die Kunst auf rein menschliche Bedürfnisse statt auf die früheren phantastischen oder transzendentalen Grundlagen, deren Unhaltbarkeit heutzutage von der Wissenschaft [bewiesen?] ist, und sie nähern die Kunst dem wirklichen Leben und den wirklichen Bedürfnissen des menschlichen Herzens an. Hierin ist der Autor ein getreuer Schüler der modernen Wissenschaft, die in allen ihren Anschauungen von den Bedürfnissen des Menschen ausgeht und das Wohl des Menschen zum Ziel aller ihrer Theorien macht.“

mit Genuß bedienen wird, auch wenn er andere Lehrbücher nicht kennt oder nicht liebt. Auf diese ihre hohe, schöne, wohltätige Bestimmung für den Menschen muß die Kunst stolz sein.

Herr Tschernyschewski hat einen nach unserer Meinung höchst betrüblichen Fehler damit begangen, daß er den Gedanken der praktischen Bestimmung der Kunst, ihres Wohltätigen Einflusses auf Leben und Bildung, nicht ausführlicher entwickelt hat. Gewiß würde er mit einer solchen Abschweifung die Grenzen seines Gegenstandes überschritten haben; aber manchmal sind derartige Verstöße zur Klarstellung des Gegenstandes systematisch nötig. [530] Ungeachtet dessen, daß Herrn Tschernyschewskis Werk ganz und gar von der Hochachtung für die Kunst wegen ihrer hohen Bedeutung für das Leben durchdrungen ist, können sich jetzt Leute finden, die sich in den Kopf setzen, dieses Gefühl nicht zu sehen, weil ihm nirgendwo ein paar besondere Seiten gewidmet sind; sie können auf den Gedanken kommen, daß er den wohltätigen Einfluß der Kunst auf das Leben nicht zu würdigen versteht und sich vor allem neigt, was die Wirklichkeit bietet. Was Herr Tschernyschewski hierüber denkt, und was andere in diesem Falle über ihn denken werden, ist uns gleichgültig: er hat seinen Gedanken nicht bis zu Ende ausgeführt und muß die Verantwortung für diese Unterlassung auf sich nehmen. Aber wir müssen das klarstellen, was er klarzustellen vergessen hat, um die Einstellung der modernen Wissenschaft zur Wirklichkeit zu charakterisieren.

Die uns umgebende Wirklichkeit ist hinsichtlich der Beziehungen der zahllosen Erscheinungen zu den Bedürfnissen des Menschen nicht einheitlich und hat verschiedenen Charakter. Diese Auffassung finden wir auch bei Herrn Tschernyschewski: „Die Natur“, sagt er, „weiß nichts vom Menschen und seinen Geschäften, von seinem Glück, von seinem Untergang; der Natur ist der Mensch gleichgültig, sie ist weder sein Feind noch sein Freund“ (Seite 28 [396]); „oft leidet der Mensch und geht zugrunde, ohne daß von seiner Seite irgendeine Schuld vorliegt“ (Seite 30 [398]); die Natur entspricht nicht immer seinen Bedürfnissen; deshalb muß der Mensch, um seinem Leben Ruhe und Glück zu verleihen, die objektive Wirklichkeit in vielem verändern, um sie den Bedürfnissen seines praktischen Lebens anzupassen. Wirklich gibt es unter den Vorgängen, von denen der Mensch umgeben ist, viele, die für ihn unangenehm oder schädlich sind; teilweise gibt ihm der Instinkt, mehr noch die Wissenschaft (Kenntnisse, Überlegung, Erfahrung) die Mittel an die Hand, zu erkennen, welche Vorgänge der Wirklichkeit für ihn gut und vorteilhaft sind und deshalb gefördert und mit seiner Beihilfe weiterentwickelt werden müssen, und welche Vorgänge der Wirklichkeit dagegen belastend und für ihn schädlich sind und deshalb beseitigt oder [531] mindestens abgeschwächt werden müssen, damit das Menschenleben glücklich wird; die Wissenschaft wiederum liefert ihm auch die Mittel zur Durchsetzung dieses Zwecks. Eine außerordentlich mächtige Hilfe leistet der Wissenschaft hierbei die Kunst, die ungewöhnlich befähigt ist, die von der Wissenschaft errungenen Erkenntnisse einer großen Klasse von Menschen zugänglich zu machen, weil es für den Menschen sehr viel leichter und anziehender ist, Kunstwerke kennenzulernen, als sich die Formeln und die strenge Analyse der Wissenschaft anzueignen. In dieser Hinsicht ist die Bedeutung der Kunst für das Menschenleben unermeßlich groß. Wir reden dabei nicht von dem Genuß, den ihre Werke den Menschen bieten, weil es völlig überflüssig ist, über den hohen Wert des ästhetischen Genusses für den Menschen zu reden: über diese Bestimmung der Kunst spricht man auch ohne diese viel zuviel, wobei man die andere wesentlichere Bestimmung der Kunst, die uns jetzt beschäftigt, zu vergessen pflegt.

Schließlich hat Herr Tschernyschewski, scheint uns, einen bedeutenden Fehler damit begangen, daß er die Einstellung der modernen positiven oder praktischen Weltanschauung zu den sogenannten „idealen“ Bestrebungen des Menschen nicht klargestellt hat – auch hier sieht man sich oft in die Notwendigkeit versetzt, gegen Mißverständnisse aufzutreten. Die positive Haltung, die die Wissenschaft einnimmt, hat nichts gemein mit jener vulgären positiven Haltung, die trockne Menschen beherrscht und das Gegenteil von idealen, aber gesunden Bestre-

bungen ist. Wir haben gesehen, daß die moderne Weltanschauung Wissenschaft und Kunst für ebenso dringliche Bedürfnisse des Menschen hält wie die Ernährung und die Atmung. Genau so begünstigt sie alle anderen höheren Bestrebungen des Menschen, die dem Kopf oder dem Herzen des Menschen entspringen. Der Kopf und das Herz sind für ein wahrhaft menschliches Leben ebenso notwendig wie der Magen. Wenn der Kopf ohne Magen nicht leben kann, so stirbt auch der Magen, wenn der Kopf ihm keine Nahrung aufsucht. Mehr noch. Der Mensch ist keine Schnecke, er kann nicht ausschließlich dazu leben, sich den Magen zu füllen. Das geistige [532] und moralische Leben (das sich dann entsprechend entwikkelt, wenn der Organismus gesund ist, d. h. wenn die materielle Seite des Menschenlebens sich befriedigend entwickelt) – ist das Leben, wie es dem Menschen wahrhaft ansteht und die größte Anziehungskraft für ihn hat. Die moderne Wissenschaft reißt den Menschen nicht auseinander, entstellt seinen schönen Organismus nicht durch chirurgische Amputationen und hält die veralteten Bestrebungen, das menschliche Leben entweder nur auf den Kopf oder nur auf den Magen zu beschränken, für gleich töricht und verderblich. Diese beiden Organe gehören in gleicher Weise notwendig zum Menschen. Und es ist für den Menschen gleichermaßen wesentlich, daß das eine wie das andere Organ lebendig ist. Eben deswegen hält die Wissenschaft das edle Streben zu allem Hohen und Schönen im Menschen für ebenso wesentlich wie das Bedürfnis nach Essen und Trinken. Sie liebt auch – denn die Wissenschaft ist nicht abstrakt und nicht kalt: sie liebt und zürnt, verfolgt und begünstigt – sie liebt auch edle Menschen, die sich um die sittlichen Bedürfnisse des Menschen bemühen oder Kummer leiden, wenn sie sehen, daß diese keine Befriedigung finden, genau so wie sie jene Menschen liebt, die sich um die materiellen Bedürfnisse ihrer Brüder bemühen.

Wir haben die vom Autor ausgesprochenen Gedanken dargelegt, wobei wir seine Fehler, soweit wir sie bemerkt haben, angeprangert und verbessert haben. Wir müssen nun noch unsere Meinung über sein Buch aussprechen. Wir müssen sagen, daß der Autor eine gewisse Fähigkeit an den Tag legt, die allgemeinen Prinzipien zu verstehen und sie auf die vorliegenden Fragen anzuwenden; er läßt auch die Fähigkeit erkennen, in den gegebenen Auffassungen die Elemente, die mit der allgemeinen Betrachtungsweise der modernen Wissenschaft zusammenfallen, von den anderen Elementen zu unterscheiden, die mit dieser nicht übereinstimmen. Deswegen ist seine Theorie durch innere Einheit gekennzeichnet. Wieweit sie richtig ist, das wird die Zeit entscheiden. Indem wir jedoch gern anerkennen, daß die vom Autor dargelegten Gedanken Aufmerksamkeit verdienen, müssen wir zugleich sagen, daß von ihm fast stets nur [533] die Darstellung und die Anwendung der Gedanken stammen, die ihm von der Wissenschaft bereits fertig gegeben sind. Gehen wir nun zur Bewertung seiner Darstellung über. Die zahlreichen Fehler und Unterlassungen, die wir bemerkt haben, beweisen, daß Herr Tschernyschewski seine Untersuchungen zu einer Zeit geschrieben hat, wo die von ihm vorgetragenen Gedanken in ihm selbst noch im Prozeß der Entwicklung waren, wo diese Gedanken noch nicht ihre volle, allseitige, gefestigte, systematische Entwicklung gefunden hatten. Hätte er sich mit der Herausgabe seines Werkes etwas mehr Zeit gelassen, hätte er ihm größeren wissenschaftlichen Wert geben können, wenn nicht dem Wesen, so jedoch wenigstens der Darstellung nach. Er hat das, scheint's, selbst gefühlt, wenn er sagt: „Wenn die aus der heute vorherrschenden Betrachtungsweise der Beziehung des menschlichen Denkens zur lebendigen Wirklichkeit abgeleiteten ästhetischen Anschauungen in meiner Darstellung noch unvollständig, einseitig oder unsicher geblieben sind, so ist dies, will ich hoffen, ein Mangel nicht der Anschauungen selber, sondern nur meiner Darstellung." (Seite 8 [368].)[9] Es muß auch noch etwas über die Form des Werkes gesagt werden. Wir sind mit ihr entschieden nicht zufrieden,

[9] Im Manuskript heißt es weiter: „Das trifft durchaus zu: die Auffassungen, die der Autor sich angeeignet hat, müssen größtenteils als der modernen Betrachtungsweise entsprechend bezeichnet werden; die bereits vom Autor stammende Darstellung ist meistens unbefriedigend."

denn sie entspricht, scheint uns, nicht dem Zweck des Autors – die Aufmerksamkeit für die Gedanken zu wecken, auf die er seine Kunsttheorie aufzubauen bemüht ist. Er konnte dieses Ziel erreichen[10], indem er seinen allgemeinen Gedanken durch ihre Anwendung auf die laufenden Probleme unserer Literatur ein lebendiges Interesse verlieh. Er konnte an zahlreichen Beispielen den lebendigen Zusammenhang zwischen den allgemeinen Prinzipien der Wissenschaft und den Tagesinteressen aufzeigen, die heute so viele Menschen beschäftigen.[11] [534]

[10] Im Manuskript heißt es hier: „Er konnte dieses Ziel auf zwei Wegen erreichen – entweder, indem er seinem Werk die unfreundliche, aber ehrenwerte Außenseite einer unverständlichen Sprache gab mit zahlreichen Zitaten aus zahllosen Gelehrten und mit einem ganzen solchen Apparat, der stets außerordentlichen Eindruck auf Leute macht, die sich für Gelehrte halten, oder...“

[11] Im Manuskript heißt es weiter: „Was läßt sich da tun? Ein allgemeines Prinzip zieht nur dann die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, wenn es als Ausgangspunkt für einen Lobeshymnus oder für eine Philippika dient; andernfalls bleibt es fast völlig unbeachtet, so wichtig es auch an sich sein mag. Aber Herr Tschernyschewski hatte nicht die Absicht oder war nicht imstande, die zahlreichen Gelegenheiten für eine Apologie oder besonders für Philippiken auszunützen; er hat keinen einzigen der Namen angetastet, mit denen man sich heute in literarischen Kreisen befaßt; deswegen wird seine Arbeit auf die Leute, die sich für literarische Fragen interessieren, sehr viel weniger Eindruck machen, als der Autor mit der Darstellung seiner Gedanken wohl beabsichtigt hat.“

DIE ÄSTHETISCHEN BEZIEHUNGEN DER KUNST ZUR WIRKLICHKEIT

(*Vorwort zur dritten Auflage*)[1]

In den vierziger Jahren zeigte die Mehrheit der Gebildeten in Rußland ein lebhaftes Interesse für die deutsche Philosophie; unsere besten Publizisten vermittelten dem russischen Publikum, soweit es möglich war, die damals in ihr vorherrschenden Ideen. Das waren die Ideen Hegels und seiner Schüler.

Gegenwärtig gibt es selbst in Deutschland nur noch wenige Anhänger Hegels[2] um so weniger sind solche noch bei uns vorhanden. Gegen Ende der vierziger und zu Beginn der fünfziger Jahre jedoch beherrschte seine Philosophie unsere Literatur. Fast alle Menschen von aufgeklärter Denkweise sympathisierten mit ihr, soweit sie sie aus den unvollständigen Darstellungen unserer Publizistik kannten. Die wenigen, die an die Lektüre philosophischer Bücher in deutscher Sprache gewöhnt waren, erklärten in ihren Kreisen das, was in den gedruckten Darstellungen in russischen Sprache nicht bis zu Ende ausgesprochen wurde; ihre Kommentare wurden begierig aufgenommen, und die Kommentatoren standen bei ihren wißbegierigen Bekannten in hoher Achtung. Zu Lebzeiten Hegels würde die Einheit seiner Denkweise bei seinen Schülern durch seine persönliche Autorität aufrechterhalten. Aber bereits als er noch lebte, erschienen in der deutschen philosophischen Literatur Untersuchungen, in denen Schlußfolgerungen aus Hegels Grundideen dargelegt wurden, die dieser entweder verschwiegen oder im äußersten Notfall sogar getadelt hatte. Die wichtigste dieser Untersuchungen war

---

[1] Die zweite Auflage der „Ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“ erschien ohne Nennung des Autors im Jahre 1865, als Tschernyschewski sich in Sibirien in Verbannung befand. In einem Brief an seinen Sohn Alexander vom 2. November 1887 weist Tschernyschewski darauf hin, daß eine neue Auflage der „Ästhetischen Beziehungen“ wünschenswert sei, und schreibt dazu: „Wenn irgendein Verleger der Meinung sein sollte, daß es nötig wäre, die ‚Ästhetischen Beziehungen‘ neu aufzulegen, würde ich bitten, mich davon zu verständigen und mir ein Exemplar des Buches zuzuschicken; ich würde dann eine Bearbeitung vornehmen...“ Nach Empfang eines Exemplars der „Ästhetischen Beziehungen“ schrieb ‘Tschernyschewski am 12 Dezember 1887 seinem Sohn: „Wenn ich die Zeit finde, schreibe ich ein Vorwort zu diesem Buch und versehe en Text hier und da mit Anmerkungen.“ Bald darauf teilte A. N. Tschernyschewski seinem Vater mit, daß L. F. Pantelejew bereit sei, die „Ästhetischen Beziehungen“ herauszugeben. Am 17. April 1888 schreibt Tschernyschewski seinem Sohn Michail: „Vielen Dank für den Vorschlag, das Buch ‚Ästhetische Beziehungen‘ an Longin Fjodorowitsch zu geben; ich habe ein Exemplar hier; nachdem ich gestern Deinen Brief über die Absicht Longin Fjodorowitschs mir diesen Gefallen zu erweisen, erhalten hatte, machte ich mich daran, ein Vorwort zu schreiben und einige Verbesserungen im Text anzubringen.“
Die Vorbereitung der neuen Auflage beschäftigte Tschernyschewski nur einige Tage lang. Er begann sie am 16. April und schloß sie am 20. April 1888 ab; an diesem Tage wurde der Text nach Petersburg geschickt. In einem Brief vom 20. April machte Tschernyschewski von der Absendung des Textes Mitteilung und wies darauf hin, daß er den Text für die neue Auflage „mit Korrekturen am Rande des Buchtextes und auf einzelnen Blättern“ versehen und dem Buch ein neues Vorwort beigegeben habe.
Am 7. Mai 1888 machte die Hauptverwaltung für Presseangelegenheiten an A. W. Sacharjin, der die Verhandlungen mit der Zensur aufgenommen hatte, die Mitteilung, daß das Buch „Ästhetische Beziehungen“ und das „Vorwort“ zu ihm nicht zum Druck zugelassen werden könnte.
Das Manuskript blieb unbenutzt bis zum Jahre 1906 liegen; erst in diesem Jahre wurde das im Jahre 1888 geschriebene Vorwort Tschernyschewskis in den zweiten Teil des X. Bandes der Sämtlichen Werke Tschernyschewskis aufgenommen.
In seinem Buch „Materialismus und Empiriokritizismus“ gibt W. I. Lenin in dem Zusatz zu dem § 1 des Kapitels IV „Von welcher Seite kritisierte N. G. Tschernyschewski den Kantianismus?“ eine außerordentlich hohe Bewertung der Philosophischen Bedeutung von Tschernyschewskis „Vorwort“ zu der geplanten dritten Auflage der „Ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“ (W. I. Lenin, Werke, 4. Ausg., Bd. 14, S. 344-346 russ.)

[2] Nach den Worten „wenige Anhänger Hegels“ ist im Manuskript gestrichen: „die Hegel treu geblieben sind; die sich nicht über das leere Phrasengeklingel jener metaphysischen Systeme lustig machten, deren letztes und mächtigstes von Hegel ausgebildet worden war“.

die anonyme Schrift „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“*. Sie erschien im [535] Jahre 1830, also ein Jahr vor dem Tode Hegels. Als der autoritative Meister gestorben war, ließ die Einheitlichkeit der Denkweise bei der Masse seiner Anhänger nach, und im Jahre 1835 zerfiel Hegels Schule anläßlich des Erscheinens der Abhandlung „Das Leben Jesu“ von Strauß in drei Gruppen: einige seiner Anhänger blieben dem System des vorsichtigen Liberalismus ihres Lehrers treu; die wichtigsten von ihnen waren Michelet und Rosenkranz; sie bildeten die Gruppe, die die Bezeichnung „Zentrum“ erhielt; eine ziemlich große Anzahl anderer vertraten offen entschieden progressive Ideen; der bedeutendste Vertreter dieser Richtung war Strauß; er und die mit ihm gehenden Philosophen bildeten den linken Flügel der Hegelschen Schule; sehr viele der Schüler Hegels fühlten sich abgestoßen von der Schärfe der Ideen jener, insbesondere von den Schlußfolgerungen der Straußschen Exegese, und warfen in der Polemik mit dem linken Flügel alle jene progressiven Elemente über Bord, die im System Hegels mit den konservativen Elementen verflochten waren; diese zahlreiche Gruppe bildete den rechten Flügel. Die Zentrumsgruppe bemühte sich, die Polemik des rechten Flügels gegen den linken zu mäßigen, was sich jedoch als unmöglich erwies; die beiden entfernten sich, jede ihre eigene Richtung gehend, immer weiter voneinander, und am Vorabend der Zeit, wo die politischen Ereignisse des Jahres 1848 der Masse des deutschen Publikums Interessen gaben, denen gegenüber die philosophischen Streitigkeiten ihre Bedeutung verloren, führte die Spaltung zwischen dem linken und dem rechten Flügel der Hegelianer dazu, daß die Mehrheit der Philosophen des rechten Flügels nur noch die Terminologie Hegels beibehielt, mit deren Hilfe sie Gedanken des 18. Jahrhunderts vorbrachte, während die Mehrheit der Denker des linken Flügels in den Rahmen der Hegelschen Dialektik einen Inhalt einfügte, der mehr oder weniger der sogenannten Philosophie der Enzyklopädisten glich.

Der Verfasser der „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“, Ludwig Feuerbach, befaßte sich einige Jahre lang mit Arbeiten über die Geschichte der neueren Philosophie.[3] Diese Arbeiten trugen wahrscheinlich dazu bei, daß seine Auf-[536]fassungen weit über den gewöhnlichen Gedankenkreis der nach Kant zur Entwicklung gekommenen deutschen Philosophie hinausgehen. Der linke Flügel der Hegelschen Schule rechnete Feuerbach zu seinem Lager. Er behielt einen Teil der Hegelschen Terminologie bei. Im Jahre 1845 jedoch sagte er bereits im Vorwort zu seinen Gesammelten Werken, daß die Zeit der Philosophie vorüber sei und daß die Naturwissenschaft an ihre Stelle treten müsse. Er gibt einen Überblick über die Entwicklungsphasen, die sein Denken durchlaufen hat, zeigt bei jeder von ihnen, warum er nicht bei ihr stehenblieb, sie als veraltet ansah und zur nächsten überging, und sagt dann anläßlich der Darstellung der Grundideen seiner letzten Arbeiten: „Aber ist denn dieser dein gegenwärtiger Standpunkt nicht vielleicht schon ein antiquierter?“, worauf er antwortet: „Leider, leider!“ Diese Erklärung, daß er auch solche seiner Arbeiten wie „Das Wesen der Religion“** für veraltet hielt, beruhte auf der Hoffnung, daß bald Naturwissenschaftler auftreten würden, die fähig wären, die Philosophen bei der Erläuterung der umfassenden Fragen zu ersetzen, deren Erforschung bis dahin die Spezialbeschäftigung der sich Philosophen flennenden Denker gewesen war.

Hat die Hoffnung Feuerbachs sich wenigstens jetzt, mehr als vierzig Jahre, nachdem er sie ausgesprochen hat, erfüllt? Das ist eine Frage, mit der ich mich nicht beschäftigen werde. Meine Antwort würde traurig ausfallen.

---

* Die Schrift stammte aus der Feder Ludwig Feuerbachs. Sie wurde in Rußland sofort nach dem Erscheinen konfisziert. *Die Red.*

[3] Von Feuerbach stammt eine Reihe von Arbeiten zur Philosophiegeschichte: „Geschichte der neueren Philosophie“ (1833), „Pierre Bayle“ (1836), Entwicklung und Darstellung der Philosophie Leibniz“ (1836).

** Erschienen 1845. *Die Red.*

Der Verfasser der Broschüre, zu deren dritter Auflage ich dieses Vorwort schreibe, hatte Gelegenheit, gute Bibliotheken zu benutzen und im Jahre 1846 einiges Geld für den Ankauf von Büchern zu verwenden.[4] Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er nur solche Bücher gelesen, wie *man* sie in Provinzstädten, wo es keine ordentlichen Bibliotheken gibt, erhalten kann. Er kannte die sehr unvollständigen russischen Darstellungen des Hegelschen Systems. Als er Gelegenheit erhielt, Hegel in den Originalen kennenzulernen, las er diese. Im Original gefiel Hegel ihm wesentlich weniger, als er nach den russischen Darstellungen erwartet hatte. Der [537] Grund hierfür lag darin, daß die russischen Anhänger Hegels sein System im Geiste des linken Flügels der Hegelschen Schule darstellten. Im Original erweist sich Hegel viel mehr einem[5] Philosophen des 17. Jahrhunderts, ja sogar einem Scholastiker ähnlich, als jenem Hegel, der uns in den russischen Darstellungen seines Systems entgegentritt. Die Lektüre war durch ihre offenbare Unfruchtbarkeit für die Ausbildung einer wissenschaftlichen Denkweise sehr ermüdend. Zu dieser Zeit fiel dem jungen Mann, der bestrebt war, sich eine solche wissenschaftliche Denkweise anzueignen, zufällig eines der Hauptwerke Feuerbachs in die Hände. Er wurde zum Anhänger dieses Denkers; und bis zu dem Augenblick, wo besondere Lebensumstände ihn aus dem wissenschaftlichen Studium rissen, las er unermüdlich und immer von neuem die Werke Feuerbachs.

Sechs Jahre nach seiner ersten Bekanntschaft mit Feuerbach mußte er aus gewissen Gründen eine wissenschaftliche Abhandlung verfassen. Es erschien ihm möglich, die Grundideen Feuerbachs zur Beantwortung einiger Fragen auf Wissensgebieten zu verwenden, welche nicht zum Bereich der Forschungen seines Lehrers gehörten.

Der Gegenstand der Abhandlung, die er zu schreiben hatte, sollte ein auf die Literatur bezogenes Thema sein. Er kam auf den Gedanken, diese Bedingung dadurch zu erfüllen, daß er die Auffassungen über die Kunst und insbesondere über die Dichtung darlegte, die sich ihm aus den Ideen Feuerbachs zu ergeben schienen. So ist also die Broschüre, zu der ich dieses Vorwort schreibe, ein Versuch, die Ideen Feuerbachs auf die Beantwortung der Grundfragen der Ästhetik anzuwenden.

Der Autor erhob nicht den geringsten Anspruch, irgend etwas Neues, von ihm persönlich Stammendes zu sagen. Er wollte nur der Ausleger der Ideen Feuerbachs in Anwendung auf die Ästhetik sein.

In einem seltsamen Widerspruch hierzu steht der Umstand, daß in der ganzen Abhandlung der Name Feuerbachs kein einziges Mal erwähnt wird. Das erklärt sich daraus, daß es in der damaligen Zeit unmöglich war, diesen Namen in einem russischen Buch zu erwähnen. Man findet bei [538] dem Autor auch den Namen Hegels nicht, obwohl er ständig gegen die ästhetische Theorie Hegels polemisiert, die weiter in der russischen Literatur vorherrschte, jedoch bereits ohne Erwähnung Hegels vorgetragen wurde. Denn es war damals auch nicht angebracht, diesen Namen in russischer Sprache zu erwähnen.

Von den Abhandlungen über Ästhetik galt damals als die beste das umfangreiche und sehr gelehrte Werk Vischers: „Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen“. Vischer stand auf dem linken Flügel der Hegelschen Schule, sein Name gehörte jedoch nicht in die Reihe der unbequemen Namen, deswegen nennt der Autor ihn, wenn er sagen muß, gegen wen er polemisiert; und wenn er Zitate aus irgendeinem Verteidiger der von ihm abgelehnten ästhetischen Auffassungen anführen muß, gibt er Auszüge aus der „Ästhetik“ Vischers. Die „Ästhetik“ Hegels selber war damals in ihren faktischen Einzelheiten bereits veraltet; das war der Grund, daß man der „Ästhetik“ Vischers, einem zu jener Zeit noch neuen und frischen Werk, den

[4] Tschernyschewski meint hier seine Übersiedlung aus Saratow nach Petersburg, wo er die Universität bezog.
[5] Statt „einem Philosophen des 17. Jahrhunderts“ hieß es im Manuskript ursprünglich „Leibniz“.

Vorzug gab. Vischer ist ein ziemlich bedeutender Denker, mit Hegel verglichen jedoch ein Pygmäe. Überall, wo er die Grundideen der „Ästhetik“ Hegels verläßt, verdirbt er sie. Die Stellen, die der Autor anführt, geben übrigens Hegels Ideen unverändert wieder.

Durch Anwendung der Grundgedanken Feuerbachs auf die Beantwortung der Fragen der Ästhetik kommt der Autor zu einem System von Auffassungen, die vollkommen in Gegensatz zu der ästhetischen Theorie stehen, die Vischer als Hegelianer des linken Flügels vertritt. Das entspricht dem Verhältnis der Philosophie Feuerbachs zur Philosophie Hegels selbst in der Gestalt, die sie bei den Denkern des linken Flügels der Hegelschen Schule erhalten hat. Sie ist etwas völlig anderes als die metaphysischen Systeme, deren in wissenschaftlicher Hinsicht bestes das System Hegels war. Die inhaltliche Verwandtschaft ist verschwunden, übriggeblieben ist nur die Verwendung einiger Fachausdrücke, die allen deutschen philosophischen Systemen von Kant bis Hegel gemeinsam sind. Die Denker des linken Flügels der Hegelschen Schule erkannten bei Feuerbach, sobald er sich selbständig gemacht hatte, Bestrebungen hinsichtlich des [539] sozialen Lebens, die bei ihnen selbst und bei der überwiegenden Mehrzahl der Gebildeten jener Zeit an der Tagesordnung waren; deshalb hielten sie ihn für einen der Ihren. Bis zum Jahre 1848 bemerkten sie nicht den radikalen Unterschied seiner Denkweise von ihren Auffassungen. Dieser Unterschied zeigte sich in der verschiedenen Betrachtungsweise der Ereignisse, die sich im Frühjahr 1848 in Deutschland abspielten. Der Umsturz, zu dem es Ende Februar in Frankreich gekommen war, machte der Reformpartei in Deutschland Mut; sie glaubte, daß die Masse des deutschen Volkes mit ihren Bestrebungen sympathisiere, und riß in den ersten Märztagen unter Zustimmung der Massen der Städter in Baden, Württemberg und den kleineren Staaten Westdeutschlands die Macht an sich; einige Tage später kam es zum Umsturz in Osterreich: Ungarn wurde von der Wiener Regierung unabhängig. Eine Woche nach dem Umsturz in Wien erfolgte der Umsturz in Berlin. Die Reformpartei war jetzt überzeugt, daß nicht nur die aus ihren lokalen Führern gebildeten Regierungen der zweitrangigen und kleinen deutschen Staaten bei der Erfüllung ihrer Wünsche behilflich sein würden, sondern daß auch die österreichische und die preußische Regierung, die jetzt aus Leuten von mehr oder weniger liberaler Denkweise und patriotischer Gesinnung bestanden, ihr entweder helfen oder sich wenigstens ihren Forderungen unterwerfen würden. Gegen Ende März trat in Frankfurt, der Hauptstadt des ehemaligen Deutschen Reiches, eine Versammlung zahlreicher Vertreter der Liberalen Partei zusammen. Sie erklärten ihre Versammlung (das Vorparlament) als berechtigt und verpflichtet, Anordnungen hinsichtlich der Einberufung eines deutschen Parlaments („Nationalversammlung“) zu treffen, die Tätigkeit des in Frankfurt tagenden Deutschen Reichstags, der nach der alten Ordnung aus Bevollmächtigten der deutschen Regierungen bestand, zu kontrollieren, und alle Maßnahmen zu ergreifen, die nötig waren, um alle deutschen Regierungen, darunter auch die preußische und die österreichische, dazu zu bringen, daß sie sich diesem Reichstag unterordneten, der die vom Vorparlament diktierten Beschlüsse faßte. Tatsächlich unterordneten sich alle Regierungen, sogar die [540] preußische und die österreichische, dem Vorparlament und dem Deutschen Reichstag, de; vom Vorparlament beherrscht wurde. In allen Gebieten der im Jahre 1815 unter dem Namen „Deutscher Bund“ geschaffenen Staatenföderation wurden Wahlen von Abgeordneten zu einem deutschen Parlament abgehalten, das in Frankfurt zusammentreten und die neue Staatsordnung Deutschlands festlegen, es aus einem „Staatenbund“ in einen „Bundesstaat“ verwandeln sollte. Die Nationalversammlung (so nannte sich dieses deutsche Parlament) begann ihre Sitzungen am 18. Mai in Frankfurt; alle Regierungen erkannten ihre Macht an. Sie wählte am 14. Juni zum Provisorischen Regenten (Reichsverweser) Deutschlands den Erzherzog Johann, den Onkel des österreichischen Kaisers, der ihn mit der provisorischen Lenkung Österreichs beauftragte. Er brachte seine österreichischen Angelegenheiten in Ordnung, kam nach Frankfurt und übernahm am 12. Juli die Leitung des Deutschen Bundes. Nicht nur die österreichische, sondern auch die preußische Regierung erkannte seine

Macht an. Die Deutsche Nationalversammlung befaßte sich mit der Aufsetzung einer Verfassung des Deutschen Bundesstaates. Die Hoffnungen der deutschen Reformpartei schienen in Erfüllung gegangen zu sein.

Der ganze linke Flügel der Hegelschen Schule nahm aktiv an den Ereignissen feil, die zur Einberufung der Deutschen Nationalversammlung, zur Unterstellung der deutschen Regierungen unter ihre Oberhoheit, zur Bildung einer Provisorischen Zentralregierung und zur Unterstellung aller deutschen Teilregierungen unter sie führten.

Feuerbach nahm weder an der Agitation, die zu diesen Erfolgen führte, noch an den Beratungen der Deutschen Nationalversammlung irgendwelchen Anteil. Damit zog er sich Tadel zu. Als die Dinge mit dem Zusammenbruch aller Hoffnungen der Reformpartei endeten, sagte er, r habe von allem Anfang an einen völligen Mißerfolg vorausgesehen und sich deshalb nicht an einer Sache beteiligen können, die nach seiner Meinung von allem Anfang an keine Aussieht auf Erfolg hatte. Das Programm der Reformpartei war nach seiner Meinung inkonsequent, die Kräfte der Reform-[541]partei reichten zu einer Umgestaltung Deutschlands nicht aus, ihre Hoffnungen auf Erfolg waren phantastisch. Als er diese Meinung aussprach, erschien sie bereits der überwiegenden Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland als richtig. Hätte er sich früher so gerechtfertigt, wäre zu dem unberechtigten auch noch der berechtigte Tadel hinzugekommen, er habe mit dem Aussprechen seiner Meinung die Reformpartei geschwächt. Deswegen hatte er den Vorwurf des Mangels an Mut und der Gleichgültigkeit gegenüber dem Wohl der Nation schweigend hingenommen. Jetzt war die Sache der Reformpartei endgültig verloren, und er konnte ihr durch die Rechtfertigung seiner Handlungsweise nicht mehr schaden.

Der Unterschied seiner Betrachtungsweise der politischen Ereignisse vom Frühjahr 1848 und der Betrachtungsweise des linken Flügels der Hegelschen Schule entsprach dem Unterschied seines Systems philosophischer Überzeugungen von den Gedanken dieses linken Flügels. Die philosophische Denkweise jener Schüler Hegels, die nach seinem Tode den linken Flügel der Hegelianer bildeten, war ungenügend konsequent, hatte allzu viele phantastische Begriffe beibehalten, die entweder speziell dem System Hegels angehörten oder diesem mit allen metaphysischen Systemen der deutschen Philosophie gemeinsam waren, angefangen bei Kant, der, anfangs gegen die Metaphysik auftretend, selbst tiefer in ihr versank als die ihm vorausgehenden und von ihm widerlegten deutschen Philosophen der Wolffschen Schule. Zugleich waren die Philosophen des linken Flügels der Hegelschen Schule zu wenig wählerisch bei der Aneignung von Auffassungen der Fachleute für Naturwissenschaft und Gesellschaftswissenschaft, die ihnen als fortschrittlich erschienen; zusammen mit wissenschaftlicher Wahrheit entnahmen sie diesen speziellen Abhandlungen viele falsche Theorien. Diese schwachen Seiten der Denkweise der Philosophen vom linken Flügel der Hegelianer treten besonders scharf in den Werken Bruno Bauers zutage, der an Geist allen anderen außer Strauß überlegen war.[6] Er fiel mehrmals von einem Extrem ins andere und schrieb zum Beispiel, nachdem er mit der Verurteilung der exege-[542]tischen Kritik von Strauß als zerstörerisch begonnen hatte, selber einige Zeit später ein exegetische Abhandlung, mit der verglichen Strauß' Exegese als konservativ erschien (Bruno Bauer setzte an Stelle der Mythentheorie, die Strauß vertrat, eine Theorie der persönlichen Autorenwillkür)[7]; deshalb gewannen seine Arbeiten, die von einer sehr bedeutenden Geisteskraft zeugen, nicht solchen Einfluß auf das Denken besonnener Menschen wie die Arbeiten von Strauß, der stets selbst ein besonnener Mann blieb.

Strauß arbeitete ständig an der Verbesserung seiner Auffassungen und brachte sie so schließlich in ein System, das er in der Abhandlung „Der alte und der neue Glaube" niederlegte. Dieses

[6] Nach den Worten „überlegen war" ist im Manuskript gestrichen: „und vielleicht, was eigentliche Geisteskraft betrifft, auch ihn übertraf".
[7] Bezieht sich auf B. Bauers „Kritik der ev. Gesch. der Synoptiker" (1841/42).

Buch erschien im Jahre 1872. Strauß nahm damals offenbar an, daß er seine Auffassungen völlig von metaphysischen Elementen gesäubert habe. So erschien es auch der Mehrzahl der Gebildeten in Deutschland. In Wirklichkeit jedoch behält er, obwohl er alle Schlußfolgerungen der Naturwissenschaft annimmt, in seinen Gedanken doch ziemlich viele metaphysische Elemente bei; die Theorien der Naturforscher dagegen übernimmt er allzu wenig wählerisch, da er nicht die Kraft hat, die Mißverständnisse in ihr von der wissenschaftlichen Wahrheit zu unterscheiden.

Feuerbach war von anderer Art; sein System trägt rein wissenschaftlichen Charakter.

Aber bald nachdem er es ausgearbeitet hatte, schränkte die Krankheit seine Tätigkeit ein. Er war noch kein alter Mann, spürte aber bereits, daß er nicht die Zeit haben würde, im Einklang mit den Grundideen der Wissenschaft jene Spezialwissenschaften darzustellen, die bis heute noch das gelehrte Eigentum der sogenannten Philosophen geblieben sind, da die Fachleute ungenügend für die Ausarbeitung der umfassenden Begriffe vorbereitet sind, auf denen die Lösung der Grundprobleme dieser Wissensgebiete beruht. (Wenn man diese Wissenschaften mit ihren alten Namen nennen soll, so sind die wichtigsten von ihnen: die Logik, die Ästhetik, die Moralphilosophie, die Gesellschaftsphilosophie und die Geschichtsphilosophie.) Deshalb hat er auch im Vorwort zur Gesamtausgabe seiner Werke im Jahre 1845 schon gesagt, daß seine Werke durch neue Schriften ersetzt werden [543] müßten, daß er sich jedoch nicht mehr kräftig genug fühle, diesen Austausch vorzunehmen. Aus diesem Gefühl heraus erklärt sich seine traurige Antwort auf die Frage, die er sich selbst stellt: „Aber ist denn dieser dein gegenwärtiger Standpunkt nicht vielleicht auch schon ein antiquierter?“ – „Leider, leider!“ Aber ist er wirklich antiquiert? Gewiß ja, in dem Sinne, daß das Schwergewicht der Untersuchungen über die umfassendsten Probleme der Wissenschaft aus dem Gebiet der Spezialuntersuchungen über die theoretischen Ansichten der Volksmassen und über die auf Grund dieser Auffassungen des einfachen Volkes geschaffenen wissenschaftlichen Systeme auf das Gebiet der Naturwissenschaft verlegt werden muß. Aber das ist bisher noch nicht geschehen. Diejenigen Naturwissenschaftler, die sich für Schöpfer allumfassender Theorien halten, bleiben in Wirklichkeit Schüler – und gewöhnlich schwache Schüler – der alten Denker, die die metaphysischen Systeme schufen, und gewöhnlich der Denker, deren Systeme bereits teilweise durch Schelling und endgültig durch Hegel zerstört worden sind. Es genügt daran zu erinnern, daß die meisten Naturforscher, die versuchen, umfassende Theorien über die Gesetze der Tätigkeit des menschlichen Denkens aufzustellen, die metaphysische Theorie Kants von der Subjektivität unseres Wissens wiederholen, und Kant nachplappern, daß die Formen unserer sinnlichen Wahrnehmung mit den Formen der wirklichen Existenz der Gegenstände keine Ähnlichkeit haben, daß deshalb die wirklich existierenden Gegenstände und ihre wirklichen Eigenschaften, ihre wirklichen Beziehungen zueinander für uns unerkennbar seien, und daß sie, wenn sie erkennbar wären, nicht Gegenstand unseres Denkens sein könnten, welches jeden Wissensstoff in Formen preßt, die vollkommen verschieden sind von den Formen der wirklichen Existenz, daß auch die Gesetze des Denkens selbst nur subjektive Bedeutung haben, daß es in der Wirklichkeit nichts von dem gebe, was sich uns als Verbindung von Ursache und Wirkung darstellt, weil es nichts Vorhergehendes und nichts Folgendes, kein Ganzes und keine Teile gebe usw. usw. Wenn die Naturforscher einmal aufhören werden, diesen und ähnlichen metaphysischen Unsinn zu [544] verzapfen, werden sie imstande sein, auf der Grundlage der Naturwissenschaft ein System exakterer und vollständigerer Begriffe auszuarbeiten, als die es sind, die Feuerbach dargelegt hat, und werden es wahrscheinlich ausarbeiten. Einstweilen aber bleibt die beste Darstellung der wissenschaftlichen Auffassung von den sogenannten Grundfragen der menschlichen Wißbegier diejenige, die Feuerbach gegeben hat.[8]

[8] Der Analyse dieser nach Lenins Meinung hervorragenden Argumentation Tschernyschewskis ist .der „Zusatz zu dem § 1 des Kapitels IV“, „Von welcher Seite kritisierte Tschernyschewski den Kantianismus?“, in Lenins „Materialismus und Empiriokritizismus“ gewidmet.

Der Autor der Broschüre, die jetzt in einer neuen Auflage erscheint, hat in ihr, so gut er konnte, ausgesprochen, daß er für eigentlich wichtig nur diejenigen Gedanken hält, die er aus den Abhandlungen seines Lehrers übernommen hat —daß diese Seiten seiner Broschüre ihren ganzen Wert ausmachen, soweit ein solcher in ihr zu finden ist; die Schlußfolgerungen, die er aus den Gedanken Feuerbachs für die Beantwortung der speziellen ästhetischen Fragen gezogen hat, erschienen ihm damals als richtig; er hielt sie jedoch auch damals nicht für besonders wichtig. Er war mit seiner bescheidenen Arbeit nur insofern zufrieden, als es ihm gelungen ist, in russischer Sprache einige der Ideen Feuerbachs in den Formen mitzuteilen, wie sie damals bei derartigen Arbeiten in Rücksicht auf die Lage der russischen Literatur beobachtet werden mußten.

Nach der Analyse des Begriffs des Schönen sagt der Autor, daß die Definition dieses Begriffs, die ihm als die richtige erscheint, seiner Meinung nach „eine Schlußfolgerung aus allgemeinen Anschauungen über das Verhältnis der wirklichen Welt zur eingebildeten darstellt, die von den früher in der Wissenschaft herrschenden Anschauungen völlig verschieden sind“. Das ist so zu verstehen: er zieht eine Schlußfolgerung aus jenem Gedanken Feuerbachs, daß die eingebildete Welt nichts anderes ist als die durch unsere Phantasie unseren Wünschen zuliebe vorgenommene Umwandlung unseres Wissens von der wirklichen Welt; daß diese Umwandlung ihrer Intensität nach blaß und ihrem Inhalt nach kärglich ist im Vergleich mit den Eindrücken, die die Gegenstände der wirklichen Welt auf unser Denken hervorbringen.[9]

[545] Im allgemeinen stammen von dem Autor nur jene besonderen Gedanken, die sich auf die Spezialfragen der Ästhetik beziehen. Alle darüber hinausgehenden Gedanken in seiner Broschüre stammen von Feuerbach. Er hat sie getreu und ihrer Darlegung bei Feuerbach so ähnlich wiedergegeben, wie es der Zustand der russischen Literatur damals erlaubte.[10]

Bei der Durchsicht der Broschüre haben wir im Text einige Korrekturen vorgenommen. Sie betreffen ausschließlich kleine Details. Wir wollten die von uns nachgedruckte Broschüre nicht umarbeiten. Es gehört sich nicht, im Alter umzuarbeiten, was man in der Jugend geschrieben hat.

1888. [546]

[9] Der größere Teil dieses Satzes, beginnend mit den Worten „nichts anderes ist“ war im Manuskript von Tschernyschewski gestrichen, später jedoch wiederhergestellt worden. Auf diesen Satz folgte im Manuskript folgendes gestrichene und nicht wiederhergestellte Textstück: „In genau dem gleichen Sinn müssen auch alle anderen Hinweise des Autors auf das System von Anschauungen verstanden werden, das er auf .die Untersuchung der ästhetischen Begriffe anwendet. Das bedeutet, daß er die Auffassungen, von denen er bei seiner Analyse ausgeht, von Feuerbach übernommen hat; unter dem System der herrschenden Auffassungen, deren Unhaltbarkeit er beweist, muß stets die metaphysische Philosophie und insbesondere das System Hegels verstanden werden.“

[10] Nach diesem Satz ist im Manuskript folgende Stelle gestrichen: „Die vorgenommenen Änderungen bestanden nur darin, daß er gewisse, in der russischen Sprache nicht angängige Fachausdrücke durch allgemeinere ersetzt und dadurch die Schwierigkeiten beseitigt hat, die sich aus der damaligen Lage der russischen Literatur ergaben; so ersetzte er zum Beispiel die ontologischen Fachausdrücke für das Spiel des Zufalls durch den Ausdruck ‚Schicksal‘, der den gleichen Sinn hat, jedoch nur eine der Formen des umfassenderen Begriffs bezeichnet.“

ARISTOTELES „ÜBER DIE DICHTKUNST“

ÜBERSETZT, DARGESTELLT UND ERLÄUTERT VON B. ORDYNSKI,

MOSKAU, 1854[1]

Herr Ordynski verdient hohe Anerkennung und Dank dafür, daß er die „Poetik“ des Aristoteles zum Gegenstand seiner Betrachtungen gewählt hat: sie ist die erste und kapitalste Abhandlung über die Ästhetik und hat bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts als Grundlage aller ästhetischen Begriffe gedient. War Herrn Ordynskis Wahl aber wirklich glücklich? Es gibt heutzutage ziemlich viele Menschen, die der Meinung sind, daß die Ästhetik als Wissenschaft keine besondere Aufmerksamkeit verdient, und die sogar zu sagen bereit sind, daß die Ästhetik zu nichts führt und zu nichts nützt und daß bestenfalls ihre Dunkelheit uns daran hindert zu sehen, wie leer sie ist. Andererseits jedoch findet sich unter diesen vielen kaum einer, der nicht mit einem gewissen mitleidigen Lächeln von La Harpe sagte, „diesem wirklich klugen und gelehrten Literarhistoriker fehle bei der Beurteilung von Schriftstellern jede feste und bestimmte Grundlage“, und der nicht ein Wort des Bedauerns über Mersljakow verlöre, weil „dieser wirklich durch feinen Geschmack ausgezeichnete Kritiker unglücklicherweise nur ein ‚russischer La Harpe‘ gewesen sei und deshalb der russischen Kritik vielleicht mehr Schaden als Nutzen gebracht habe“. Derartige Meinungen, denen sich wohl jeder moderne Verächter der Ästhetik anschließen wird, machen es beinahe überflüssig, die Notwendigkeit dieser Wissenschaft gegen Menschen zu verteidigen, die sie so ganz und gar nicht mögen, zugleich aber nicht daran zweifeln, daß die Kritik oder Literaturgeschichte „klarer und fester allgemeiner [547] Grundsätze“ bedarf. Was wird denn unter Ästhetik verstanden, wenn nicht ein System allgemeiner Grundsätze der Kunst überhaupt und der Dichtung im besonderen? Wir verstehen sehr wohl, daß die Ästhetik heftige Vorwürfe in jenen Zeiten verdiente, da man ihretwegen die Literaturgeschichte vergaß, während man sich auf fünfundzwanzig Seiten des langen und breiten über die „ausgezeichneten“, „sehr guten“, „mittelmäßigen“ und „schlechten“ Strophen irgendeiner Ode ausließ und am Ende dieser Sortierung auf ebensoviel neuen Seiten die „starken“ oder „unrichtigen“ Wendungen in diesen „ausgezeichneten“, „mittelmäßigen“ usw. Strophen untersuchte. Aber wann hat es denn bei uns diese Zeit gegeben, die zur offenbaren Zufriedenheit der jede Ästhetik verachtenden Franzosen heute noch in der französischen Literatur andauert? Sie hat bei uns mit den achtzehnhundertdreißiger Jahren aufgehört, gerade zu der Zeit, als wir begannen, die Ästhetik kennenzulernen. Ihr verdanken wir es, daß wir selbst in dem schlechtesten russischen Buch zum Beispiel nicht solche Urteile über die „großen Verdienste Bossuets“ lesen können wie die folgenden, die wir der sonst recht ordentlichen „Geschichte der französischen Literatur“ Herrn Demogeots (Paris 1852!!) entnommen haben: „Bossuet bildet für sich allein eine besondere Welt in der großen literarischen Welt des 17. Jahrhunderts. Die anderen sind Söhne Roms... Er trägt den Orient in den Okzident hinein *durch Wortverbindungen von unglaublicher Kühnheit und Neuheit, durch gigantische Figuren*, die der europäische Geschmack ihm nicht eingegeben hätte (par des alliances de mots d’une hardiesse et d’une nouveauté incroyables, par des figures gigantesques), die er jedoch den Gesetzen der Proportion zu unterwerfen versteht, wobei er selbst im Unermeßlichen Maß zu halten weiß. Das ist die Frucht seiner ständigen Bemühungen“ usw. Diese in ihrer Borniertheit geradezu geniale Stelle gefiel Herrn Demogeot der-

[1] Der Aufsatz „Aristoteles ‚Über die Dichtkunst‘“ wurde erstmalig in den „Otetschestwennyje Sapiski“, Jahrgang 1854, Heft 96, Nr. 9, veröffentlicht. Das Manuskript ist nicht erhalten geblieben.
Anlaß zu dem Aufsatz gab das Erscheinen der „Poetik“ des Aristoteles in einer neuen russischen Übersetzung, die im Jahre 1854 unter dem Titel „Über die Dichtkunst“ (übersetzt von B. Ordynski) erschien.
Seinem Inhalt nach schließt sich der Aufsatz eng an die „Ästhetischen Beziehungen der Kunst zur Wirklichkeit“ an, die er ergänzt und deren Grundgedanken er in allgemein verständlicherer Form erklärt.

art, daß er sie bei einem anderen Schriftsteller, dem sehr tüchtigen Historiker Henri Martin, auslieh: offenbar hält Herr Demogeot Auslassungen über die Tropen und Figuren eines großen Schriftstellers für ein mustergültiges Urteil über dessen Wirken!

[548] Wir wollen doch der Ästhetik dankbar dafür sein, daß sie uns der Mühe enthoben hat, derartige Urteile über Dershawin und Karamsin zu lesen und zu schreiben. Wir wiederholen: wir würden die Feindschaft gegen die Ästhetik verstehen, wenn sie selber ein Feind der Literaturgeschichte wäre; bei uns ist dagegen stets die Notwendigkeit der Literaturgeschichte verkündet worden; und die Männer, die sich im besonderen mit ästhetischer Kritik befaßten, haben viel auch für die Geschichte der Literatur getan, mehr als irgendeiner unserer heutigen Schriftsteller.[2] Bei uns hat die Ästhetik stets anerkannt, daß sie vom exakten Tatsachenstudium ausgehen muß, und verdient ebensowenig den Vorwurf abstrakter Inhaltlosigkeit wie beispielsweise die russische Grammatik. Wenn sie sich also früher nicht die Feindschaft der Anhänger einer historischen Literaturforschung zugezogen hat, so verdient sie diese Feindschaft noch weniger jetzt, wo jede theoretische Wissenschaft von einer möglichst vollständigen und exakten Erforschung der Tatsachen ausgeht. Wir sind jedoch bereit anzunehmen, daß viele Menschen bei uns hinsichtlich der modernen Auffassung darüber, was Theorie ist und was Philosophie ist, noch im Irrtum sind. Viele Menschen bei uns sind der Meinung, bei den modernen Denkern herrschten noch immer transzendentale Ideen vom „apriorischen Wissen“, von einer „Entwicklung der Wissenschaft aus sich selber“, ohne Voraussetzung u. dgl.: wir können ihnen versichern, daß diese Begriffe nach der Meinung der modernen Denker sehr gut und vor allem als Übergangsstufe unbedingt notwendig waren zu ihrer Zeit, vor 40, 30 oder wohl auch noch 20 Jahren, aber nicht heute: heute sind sie veraltet, sind als einseitig und unzulänglich erkannt. Wir wagen zu behaupten, daß die wahrhaft modernen Denker unter „Theorie“ genau das verstehen, was Bacon versteht, und mit ihm die Astronomen, Chemiker, Physiker, Ärzte und andere Adepten der positiven Wissenschaft darunter verstanden. Gewiß ist, soviel wir wissen, noch kein eigentliches „Lehrbuch der Ästhetik“ entsprechend diesen neuen Auffassungen geschrieben worden; die Begriffe, die einem solchen Lehrbuch zugrunde liegen müssen, sind jedoch bereits genügend klar herausgearbeitet und in [549] einzelnen kleineren Aufsätzen und in Episoden größerer Werke entwickelt worden. Wir wagen sogar zu behaupten, daß auch die früheren, heute veralteten, Lehrbücher der sogenannten transzendentalen Ästhetik ihre Thesen auf einer bedeutend größeren Zahl von Tatsachen aufbauen, als ihre Gegner meinen. Man denke nur daran, daß in ihrem wichtigsten Lehrbuch, das nur *drei* Bände umfaßt, der historische Teil fast *zwei* Bände ausmacht, und daß mehr als die Hälfte des dritten Bandes ebenfalls mit historischen Details gefüllt ist.[*] Aber wir wollen nicht annehmen, daß die Gegner der Ästhetik im besonderen oder der Theorie im allgemeinen daran erinnert werden müssen: da wir nicht die Absicht haben, sie als Menschen hinzustellen, die hinter der Entwicklung des modernen Denkens zurückgeblieben sind, möchten wir lieber annehmen, daß ihre Abneigung gegen die Ästhetik einen anderen, wesentlich schmeichelhafteren Grund hat: die Gegner der Ästhetik sehen in ihr eine abstrakte und unfruchtbare Theorie und lehnen sie ab, weil sie sehr auf „lebendiges Wissen“ halten, das irgendeine ernste Bedeutung für die sogenannten Lebensfragen hat. Von diesem Standpunkt aus hat Plato, wie wir noch sehen werden, nicht die Ästhetik angegriffen (das wäre noch nicht einmal so wichtig, und es gab zudem zu Platos Zeiten noch keine Ästhetik, abgesehen von der, die in Bruchstücken in seinen eigenen Werken zerstreut ist) – nein, er griff die Kunst selber an, und wir können nur bedauern, daß die Kunst seine Angriffe bis zu einem gewissen Grade verdiente, können aber auch nicht umhin, Plato Teilnahme entgegenzubringen. Wenn aber Dichtung, Literatur und Kunst als so wichtige Gegen stände betrachtet werden, daß beispielsweise die Ge-

[2] Es ist klar, daß Tschernyschewski hier Belinski meint.

[*] Tschernyschewski meint hier Hegels dreibändiges Werk „Vorlesungen über die Ästhetik“ (Sämtl. Werke, Bd. XII–XIV). *Die Red.*

schichte der Literatur der allgemeinen Betrachtung und Erforschung für nötig gehalten wird, müssen auch die allgemeinen Fragen nach dem Wesen, der Bedeutung und dem Einfluß der Dichtung, der Literatur und der Kunst riesiges Interesse haben, da von ihrer Beantwortung auch unsere Auffassung des Gegenstandes abhängt; aber gerade wenn sich eine [550] klare und richtige Auffassung bilden soll, sind Tatsachen nötig. Wozu braucht man sie überhaupt zu kennen, wenn nicht, um Schlußfolgerungen aus ihnen zu ziehen? Mit einem Wort, uns scheint, daß alle Einwände gegen die Ästhetik auf einem Mißverständnis beruhen, auf einer falschen Auffassung davon, was Ästhetik und was überhaupt jede theoretische Wissenschaft ist. Die Geschichte der Kunst bildet die Grundlage für eine Kunsttheorie, dann hilft diese Kunsttheorie, die Kunstgeschichte zeitgemäßer und vollständiger zu bearbeiten; eine bessere Bearbeitung der Geschichte führt wiederum zu einer weiteren Vervollkommnung der Theorie und so weiter – diese wechselseitige Beeinflussung zum beiderseitigen Nutzen der Geschichte und der Theorie wird unendlich weitergehen, solange die Menschen die Tatsachen studieren und aus ihnen Schlußfolgerungen ziehen und nicht bloß zu wandelnden chronologischen Tabellen und biographischen Verzeichnissen werden, die weder das Bedürfnis noch die Fähigkeit haben, zu denken und zu erkennen. Ohne Geschichte eines Gegenstandes gibt es keine Theorie des Gegenstandes; aber ohne Theorie des Gegenstandes ist auch keine Geschichte des Gegenstandes denkbar, da nur sie einen Begriff des Gegenstandes, eine Vorstellung von seiner Bestimmung und seinen Grenzen gibt. Das ist ebenso einfach, wie daß zwei mal zwei vier und daß eine Eins eine Eins ist; wir kennen jedoch Leute, die mit Hilfe des Newtonschen Binoms beweisen, daß eins gleich zwei ist...

Bei uns hat übrigens noch vieles den Reiz der Neuheit, vieles mit Ausnahme einiger gewöhnlich nichtssagender Büchlein in verschiedenen Sprachen – meistens in französischer –, wie die Machwerke eines Michel Chevalier und anderer „großer Gelehrter“, „tiefer und gleichzeitig klarer Denker“ seinesgleichen und vielleicht noch die letzten Nummern der „Revue des deux Mondes“ mit ihren erhabenen Weisen. Diese Bücher sind für niemanden weder ein Geheimnis noch eine Neuheit, dafür dienen sie jedoch einigen Denkern als wahrer Kodex, als Gegenstand tiefen Nachdenkens. In ihnen liegt aller Wahrscheinlichkeit nach die Ursache des Abscheus vieler Menschen vor der Ästhetik: diese Bücher und Artikel versuchen uns unter anderem auch als [551] Wahrheit einzureden, daß die Ästhetik eine dunkle, tote, abstrakte und zu nichts zu gebrauchende Wissenschaft sei.

Die Ästhetik eine tote Wissenschaft! Wir wollen nicht gerade sagen, daß es keine lebendigere Wissenschaft gäbe als sie, aber es wäre nicht schlecht, wenn wir uns um diese Wissenschaften kümmern würden, aber nein, wir heben andere Wissenschaften in den Himmel, die sehr viel weniger lebendiges Interesse darstellen. Die Ästhetik eine unfruchtbare Wissenschaft! Als Antwort stellen wir die Frage: erinnern wir uns noch an Lessing, Goethe und Schiller, oder haben sie bereits das Recht verwirkt, daß wir ihrer gedenken, seitdem wir Thackeray kennengelernt haben? Halten wir die deutsche Dichtung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch für wertvoll?...

Aber vielleicht lehnen einige Leute nicht so sehr den Nutzen und die Notwendigkeit theoretischer Schlußfolgerungen überhaupt ab, als ihre Einzwängung in den engen Rahmen eines Systems? Das wäre ein ausgezeichneter Anlaß zur Feindschaft, wenn er nur irgendwie begründet wäre, wenn irgendeiner der modernen Menschen irgendein System irgendeiner Wissenschaft als ewiges Gefäß der gesamten Wahrheit betrachten würde. Aber heutzutage sagen fast alle (und diejenigen, die Systeme aufstellen, gewöhnlich mit noch mehr Ehrlichkeit als die anderen), daß jedes System geboren wird und zugrunde geht oder, besser gesagt, sich verändert mit den Auffassungen der Zeit, die es hervorgebracht hat; heutzutage zwingt uns niemand „jurare in verba magistri“[*]: ein System ist für die Wissenschaft nur ein provisorischer Einband; und

[*] *jurare in verba magistri* (lat.) – auf Worte des Meisters schwören (*Horaz*, Episteln, I,1, 14). *Die Red.*

wer wirklich über die Begriffe eines Systems hinausgewachsen ist, wird deswegen nicht die ganze Wissenschaft ablehnen, sondern ein neues System der Wissenschaft schaffen – und alle Welt wird ihm dankbar sein. Die Systematik der Wissenschaft ist kein Hindernis für ihre Weiterentwicklung. Lehrt uns, und je mehr Neues euer neues System enthält, um so berühmter werdet ihr werden. Wahrheiten, die nicht in ein wohlgebautes, [552] zusammenhängendes Ganze gebracht sind, lassen sich schwer verwenden; wer ein System der Wissenschaft aufgestellt hat, der allein hat die Wissenschaft für jedermann zugänglich gemacht, und seine Auffassungen werden sich in der Masse verbreiten, auch wenn andere vielleicht sehr viel tiefere Auffassungen hatten als er; was nicht formuliert ist, bleibt wirkungslos.

Und das beste Beispiel dafür, wie wichtig es für die Fruchtbarkeit von Gedanken ist, daß sie in ein System gebracht sind, bietet uns die „Poetik“ oder, wie Herr Ordynski sie nennt, „Aristoteles über die Dichtkunst“ Aristoteles hat als erster ein selbständiges System ästhetischer Begriffe vorgetragen, und seine Auffassungen sind mehr als zweitausend Jahre lang herrschend gewesen; bei Plato dagegen finden sich mehr wahrhaft große Gedanken über die Kunst als bei ihm; seine Theorie ist vielleicht sogar nicht nur tiefer, sondern auch Vollständiger als die aristotelische, aber sie ist in kein System gebracht, und bis in die jüngste Zeit hat fast niemand ihr Beachtung geschenkt.

Um zu zeigen, welches Interesse auch für unsere Zeit noch die ästhetischen Auffassungen dieser Menschen besitzen, die zweitausendzweihundert Jahre vor uns gelebt haben, wollen wir versuchen, in einem kurzen Überblick die allgemeinsten, abstraktesten Fragen ihrer Ästhetik, nämlich die „nach der Quelle und der Bestimmung der Kunst“, darzustellen. Diese Fragen werden natürlich von der modernen Theorie sehr viel lebendiger und interessanter beantwortet; aber.., wer ist nach Ihrer Meinung größer? Puschkin oder Gogol? Ich habe gestern einen Streit über diese Frage mit angehört – Plato und Aristoteles sind bereit, sie zu beantworten. Die Beantwortung hängt tatsächlich davon ab, welche Auffassung wir von dem Wesen und der Bestimmung der Kunst haben. Hören wir uns einmal über diesen Gegenstand die Meinung unserer großen Lehrer in Sachen der ästhetischen Beurteilung an. Wenn das Wesen der Kunst wirklich, wie man heutzutage sagt, in der Idealisierung besteht; wenn es ihr Zweck ist, „die süße und erhabene Empfindung des Schönen zu vermitteln“, dann gibt es in der russischen Literatur keinen Dichter, der dem Autor von [553] „Poltawa“, „Boris Godunow“, „Der eherne Reiter“, „Der steinerne Gast“ und von all den zahllosen erquicklichen Gedichten gleichkäme; wenn jedoch von der Kunst noch etwas anderes verlangt wird, dann.., aber worin, wenn nicht in dem Genannten, kann denn das Wesen und die Bestimmung der Kunst bestehen?

Also, worin besteht das Wesen der Kunst? Was macht eigentlich der Maler, wenn er eine Landschaft oder eine Menschengruppe darstellt, der Dichter, wenn er in einem lyrischen Gedicht Liebesfreuden oder -leiden schildert, im Roman oder im Drama Menschen mit Leidenschaften oder Charaktere auftreten läßt? „Er idealisiert die Natur und die Menschen. Das Wesen der Kunst besteht darin, Ideale zu schaffen“, antwortet die heutzutage herrschende ästhetische Theorie, „im Menschen liegt eine Ahnung, liegt das Verlangen nach etwas, was besser und vollkommener ist als die blasse und karge Wirklichkeit (‚die Prosa des Lebens, wie sich die Durchschnitts-Romanschriftsteller auszudrücken pflegen) , mit der sich die unsterbliche Seele nicht zufrieden geben kann. Dieses Bessere und Vollkommenere (das Ideal) wird vom Künstler lebendig erfaßt und der dürstenden Menschheit in den Werken der Kunst dargereicht.“ Früher sagte die Kunsttheorie etwas anderes[*]: „Die Kunst ist nichts weiter als eine Nachahmung des-

[*] Wir halten es fast für überflüssig zu bemerken (weil es für jeden, der sich mit diesem Gegenstand beschäftigt, auf der Hand liegt), daß wir uns bei unserer Darstellung der ästhetischen Auffassung der alten Griechen fast ausschließlich der ausgezeichneten Arbeit *E. Müllers*, Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten, Bd. 2, Breslau 1834-1837, bedienen.

sen, was wir in der Wirklichkeit sehen; Gemälde, Statuen, Romane und Dramen sind nichts weiter als Kopien nach Originalen, die die Wirklichkeit dem Künstler liefert.“ Diese Theorie, über die man heutzutage lacht, weil man sie nur in der entstellenden Bearbeitung Boileaus und Batteux’ kennt, die wirklich verlacht zu werden verdient, ist unter dem Titel der aristotelischen bekannt. Tatsächlich hat Aristoteles sie in jenen Teilen seiner Abhandlung „Über die Dichtkunst“ als richtig anerkannt, die die allgemeinen Überlegungen über die Entstehung und [554] das Wesen der Kunst überhaupt und der Dichtkunst im besonderen enthalten, hier ist sein Grundgedanke wirklich der, daß „die Kunst Nachahmung ist“. Es wäre jedoch völlig unrichtig, Aristoteles für den Schöpfer der „Theorie der Nachahmung“ zu halten: sie hat aller Wahrscheinlichkeit nach schon lange vor Sokrates und Plato geherrscht und ist bei Plato viel wesentlicher und vielseitiger entwickelt als bei Aristoteles. Indem Plato seiner Auffassung von der Kunst den Gedanken zugrunde legt, daß sie „in Nachahmung besteht“, beschränkt er sich nicht auf die ziemlich banalen Anwendungen dieses Grundprinzips mit denen Aristoteles sich begnügt. Die Dichtung ist Nachahmung, sagt Aristoteles, folglich ist die Tragödie Nachahmung der Handlungen großer Menschen, die Komödie dagegen die Nachahmung der Handlungen niedriger Menschen. Andere Schlußfolgerungen finden wir bei ihm nicht. Plato dagegen zieht aus seiner Auffassung von der Kunst lebendige, glänzende, tiefe Schlusse; auf sein Axiom gestützt, definiert er die Bestimmung der Kunst im menschlichen Leben und ihre Beziehung zu anderen Arten der Tätigkeit; mit ihr bewaffnet, entlarvt Plato die Kunst als ärmlich, schwach, unnütz und nichtig. Seine Sarkasmen sind hart und treffend und vielleicht einseitig, besonders für unsere Zeit, aber in vieler Hinsicht sind sie gerade bei ihrer ganzen Einseitigkeit gerecht und edel. Um jedoch die Verachtung zu erklären, mit der Plato die Kunst behandelt, müssen einige Worte über die wesentliche Tendenz seiner Lehre gesagt werden.

Viele Leute halten Plato für eine Art griechischen Romantiker, der sich nach einem unbekannten und nebelhaften, schönen Wunderland sehnt, „dahin, dahin“ strebt, ohne selbst zu wissen, wohin, nur weit fort von den Menschen und der Erde... Plato war ganz und gar nicht von dieser Art. Er war wirklich mit einer erhabenen Seele begabt und begeisterte sich bis zum Enthusiasmus für alles Edle und Große; er war jedoch kein müßiger Träumer, dachte nicht an eine Sternenwelt, sondern an die Erde, nicht an ein Schattenreich, sondern an den Menschen. Und vor allem dachte Plato daran, daß der Mensch Staatsbürger sein muß, daß er nicht von Dingen träumen soll, die keinen Nutzen [555] für den Staat haben, sondern daß er edel und tätig *leben* soll, um das materielle und sittliche Wohlergehen seiner Mitbürger zu fördern. Ein edles, aber kein verträumtes, kein spekulatives Leben (wie für Aristoteles), sondern ein tätiges, praktisches war für ihn das Ideal des Menschenlebens. Nicht mit den Augen des Gelehrten oder des Künstlers, sondern vom sozialen und sittlichen Standpunkt aus betrachtete er wie alles andere auch die Wissenschaft und die Kunst. Der Mensch lebt nicht, um Künstler oder Gelehrter zu sein (wie viele große Philosophen, und übrigens auch Aristoteles, glaubten), sondern Wissenschaft und Kunst sind dazu bestimmt, dem Wohl der Menschen zu dienen. Hiernach wird verständlich, wie Plato die Kunst betrachten mußte, die größtenteils dazu dient (ob sie dazu dienen muß, ist eine andere Frage), und zur Zeit Platos fast ausschließlich als eine schöne, zugleich aber sehr teure, als vielleicht sehr edle Unterhaltung, jedenfalls aber als Unterhaltung für Leute diente, die nichts anderes tun, als sich an mehr oder weniger ergötzlichen Gemälden und Statuen zu erfreuen und hingerissen der Melodie mehr oder weniger ergötzlicher Gedichte zu lauschen. „Die Kunst ist Unterhaltung“: damit ist für Plato alles entschieden. Und daß er die Kunst nicht verleumdete, wenn er sie als Unterhaltung betrachtete, das beweist am besten einer der ernstesten Dichter, nämlich Schiller, der seine Kunst sicher nicht mit feindlichen Augen betrachtete: Kant bezeichnete nach seiner Meinung die Kunst ganz mit Recht als *Spiel* oder Unterhaltung, weil der Mensch „nur da ganz Mensch ist, wo er spielt[*], aber wir wollen

[*] *Schiller*, „Über die ästhetische Erziehung des Menschen“, Fünfzehnter Brief. *Die Red.*

jetzt Platos Meinung über die Bestimmung der Kunst anführen, wobei wir jedoch seine allzu heftigen Angriffe weglassen.

Es gibt zwei Arten von Kunst, sagt Plato: die hervorbringenden und die nachahmenden Künste (nach unserer Terminologie: die praktischen oder technischen und die schönen Künste). Die ersteren bringen etwas für das Leben Nützliches, für den Verbrauch Geeignetes hervor. Hierher gehören zum Beispiel der Landbau, das Handwerk, die Gym-[556]nastik, die dem Menschen Kraft gibt, und die Heilkunst, die ihm Gesundheit verleiht. Sie verdienen die vollste Achtung. Aber wie können sich mit ihnen die nachahmenden Künste vergleichen (wir werden sie im weiteren, unserer heutigen Terminologie entsprechend, die schönen nennen) , die dem Menschen nur trügerische, zu keinerlei Verwendung brauchbare Scheinbilder wirklicher Gegenstände liefern? Ihre Bedeutung ist gleich Null. Wozu dienen sie? Zum angenehmen, aber unnützen Zeitvertreib. Sie sind in den Augen des ernsten Menschen leeres Spiel. Andere Spiele dagegen (beispielsweise die gymnastischen) haben einen ernsten Zweck. Die schönen Künste haben ihn nicht. Nein, sie suchen nur zu gefallen; sie wollen es nur der Menge recht machen; sie gehören zu der gleichen Gattung der Beschäftigungen wie die Rhetorik (die Kunst, schöne Worte zu finden) und die Sophistik (die Kunst, nicht etwas Nützliches zu sagen, sondern etwas, was den Hörern gefällt) , samt der Putzkunst und der Kochkunst. Sowohl die Malerei als auch die Musik und die Dichtung, ja sogar die erhabene und vielgepriesene Tragödie sind Schmeichelkünste, die nur nach Erregung augenblicklicher Lust, nicht aber nach dem Besten der Menge streben (es sei bemerkt, daß auf die gleiche Weise auch der Autor des „Emile“ und der „Neuen Héloïse“ die schönen Künste betrachtet; der bekannte deutsche Pädagoge Campe sagt ebenfalls: „Es ist nützlicher, ein Pfund Wolle zu spinnen, als hundert Gedichte zu schreiben.“). Wie hoch aber werden dabei diese nichtigen Künste gestellt! Der Maler, zum Beispiel, behauptet, er bringe sowohl Bäume als auch Menschen, Wie Meer und Erde hervor! und noch dazu wie schnell – in einem Augenblick! Und dann verkauft er Erde und Meer für schweres Geld. In Wirklichkeit sind seine Schöpfungen auch nicht einen Groschen wert, denn sie sind reine Scheinbilder und nur dazu geeignet, kleine Kinder anzuführen. Und diese Gaukler wollen nicht zugeben, daß sie Nachahmer sind – nein, sie reden auch noch von „Schaffen“! (Hieraus ersehen wir, daß die Idee, die der heute herrschenden ästhetischen Theorie zugrunde liegt, bereits zu Platos Zeiten existierte: „Kunst und Schaffen“.) Und können sie etwas anderes liefern als eine schlechte, unrich-[557]tige Kopie? Der Künstler kümmert sich ja nicht um den inneren Gehalt: er braucht nur die Schale; er begnügt sich mit der oberflächlichen Kenntnis der Oberfläche des Gegenstandes: sie kopiert er; über sie hinaus weiß er nichts (die neueste Ästhetik lehrt im Einklang mit diesen Künstlern oder richtiger mit den beißenden Sarkasmen Platos, der sich zu ihrem Sprecher macht, „das Schöne, der wesentliche Inhalt der Kunst, ist ein Schein, ein reiner Schein“, und die Kunst hat es nur mit der Oberfläche, der Hülle des Gegenstandes, zu tun). Der Arzt kennt den inneren Bau des menschlichen Körpers – der Maler kennt ihn nicht. So hat auch der Dichter keine gründliche Kenntnis vom Leben und vom Herzen des Menschen: dieses Wissen kann nur durch tiefes Studium der Philosophie (nach unserer heutigen Terminologie „nur auf wissenschaftlichem Wege“) errungen werden, nicht aber durch fragmentarische Beobachtungen der allzu unvollständigen und oberflächlichen eignen Erfahrung. Und verdienen diese stolzen schönen Künste überhaupt den Namen Kunst? Nein! Wenn meine Tätigkeit des Namens Kunst würdig sein soll, muß ich eine klare Vorstellung von dem haben, was ich tue – der Künstler hat sie nicht. Der Tischler, der einen Tisch macht, weiß, was, warum und wie er ihn macht – der Maler und der Dichter kennen die wahre Natur der Gegenstände, die sie nachahmen, selber nicht. Ihre Kunst ist keine Kunst, sondern blinde Arbeit nach dunklen Instinkten aufs Geratewohl; sie nennen das „Inspiration“; in Wirklichkeit ist bei ihnen mit der Inspirati-

on die Ignoranz eines Dilettanten verbunden*. Die [558] schönen Künste sind reines Spiel, das den Namen der Kunst nicht verdient.

Platos Polemik gegen die Kunst ist gewiß sehr streng, sie entspringt jedoch einer hohen und edlen Auffassung von der Tätigkeit des Menschen. Und es wäre leicht zu zeigen, daß viele der strengen Urteile Platos auch weiterhin für die moderne Kunst zutreffen. Es ist aber wesentlich angenehmer, *für* die Kunst zu reden als *gegen* sie, und deshalb wollen wir unter Verzicht auf die schwere Aufgabe, auch in der modernen Kunst die schwachen Seiten aufzuzeigen, die sie mit der griechischen Kunst gemeinsam hat, nur darauf hinweisen, in welchem Sinn einige der uneingeschränkten Urteile Platos über die nichtige Bedeutung der schönen Künste in unserer Zeit gemildert werden können.

Plato wendet sich deshalb gegen die Kunst, weil sie dem Menschen keinen Nutzen bringt. Wir werden diesen furchtbaren Vorwurf nicht mit dem veralteten Gedanken widerlegen, daß „die Kunst für die Kunst existieren soll“, daß es „für die Kunst eine Erniedrigung bedeutet, wenn man sie in den Dienst der menschlichen Bedürfnisse stellt“ usw. Dieser Gedanke hat damals einen Sinn gehabt, als bewiesen werden mußte, daß es nicht Sache des Dichters ist, allen möglichen willkürlichen und faden Sentenzen zuliebe prächtige Oden zu schreiben und dabei die Wirklichkeit zu entstellen. Leider kam dieser Gedanke hierfür zu spät, als nämlich der Kampf schon beendet war; jetzt aber ist er erst recht [559] nicht zu gebrauchen: die Kunst hat sich bereits ihre Selbständigkeit erobert, und man muß nun daran denken, wie man sie verwenden soll. Der Gedanke einer „Kunst um der Kunst willen“ ist in unserer Zeit ebenso sonderbar, wie es der Gedanke „Reichtum um des Reichtums willen“ oder „Wissenschaft um der Wissenschaft willen“ usw. wäre. Alles, was der Mensch tut, muß, wenn es nicht zur leeren und müßigen Beschäftigung werden soll, für den Menschen von Nutzen sein; der Reichtum ist dazu da, daß der Mensch sich seiner bedient, die Wissenschaft dazu, daß sie den Menschen den Weg weist; auch die Kunst muß irgendeinen wesentlichen Nutzen bringen und darf nicht nur steriles Vergnügen sein. „Aber der ästhetische Genuß an sich ist ja gerade von wesentlichem Nutzen für den Menschen, indem er sein Herz milde stimmt und seine Seele erhebt...“ Wir wollen die hohe Bedeutung der Kunst auch nicht aus diesem Gedanken ableiten, der an sich richtig ist, aber noch wenig zugunsten der Kunst spricht. Gewiß versetzt der Genuß von Kunstwerken, wie jeder (nicht verbrecherische) Genuß, den Menschen in eine gehobene, fröhliche seelische Stimmung; und ein froher und zufriedener Mensch ist natürlich gütiger und besser als ein unzufriedener und düsterer Mensch. Und wir sind auch damit einverstanden, daß der Mensch, wenn er eine Gemäldegalerie oder ein Theater verläßt, sich sowohl edler als auch besser fühlt (mindestens für die halbe Stunde, bis das ästhetische Vergnügen

---

* Um die letzten Worte verständlich zu machen, muß bemerkt werden, daß Plato nicht die „Inspiration“ angreift, sondern die Tatsache, daß sehr viele Dichter (von anderen Künstlern ganz zu schweigen) zum schweren Schaden der Kunst sich einzig auf die Kräfte „des schöpferischen Genies, das instinktiv in die Geheimnisse der Natur und des Lebens eindringt“, verlassen und dabei die Wissenschaft vernachlässigen, die vor Leere und kindisch rückständigen Inhalten schützt:

„Ich singe wie der Vogel singt“
(Goethe)

sagen sie; dabei eignet sich ihr Gesang gleich dem Lied der Nachtigall nur noch zu müßiger Unterhaltung, die man ebenso schnell satt [558] bekommt wie das Schlagen der Nachtigall. Die schöne Lehre, daß der Dichter aus Inspiration schreibt, die nichts von Berechnung weiß, und daß die Werke eines Dichters, der etwas hinzudenkt und überlegt, kalt und unpoetisch sind, herrschte in Griechenland seit den Zeiten des genialen Demokrit. Bei Aristoteles steht die Inspiration bereits im Hintergrund; er *lehrt*, wie man Tragödien schreibt und nach Rezept den Knoten der Handlung effektvoll schürzt und löst. Hieraus läßt sich bereits sehen, daß Aristoteles als Ästhetiker einer Verfallszeit der Kunst angehört: an Stelle lebendigen Geistes finden wir bei ihm gelehrte Regeln und kalten Formalismus Er unterscheidet sich von Horaz und Boileau und von allen späteren Verfassern von „Rhetoriken“ und „Poetiken“ nur soviel, wie ein genialer Lehrer sich von bornierten Schülern unterscheidet: der Unterschied liegt nicht im Wesen der Begriffe, sondern in der Stärke des Geistes, mit dem sie entwickelt werden.

verflogen ist); aber ganz genau so ist der Mensch, wenn er von einem reichlichen Mahl aufsteht, umgänglicher und gütiger, als er mit ausgehungertem Magen war. Die wohltätige Wirkung der Kunst als Kunst (unabhängig von diesem oder jenem Inhalt des Kunstwerkes) besteht fast ausschließlich darin, daß die Kunst etwas Angenehmes ist; die gleiche wohltätige Eigenschaft kommt jedoch allen anderen angenehmen Beschäftigungen, Beziehungen und Gegenständen zu, von denen eine „gute seelische Stimmung“ abhängt. Der gesunde Mensch ist sehr viel weniger Egoist und viel gütiger als der kranke, der stets mehr oder weniger reizbar und unzufrieden ist; eine gute Wohnung stimmt den Menschen auch gütiger als eine feuchte, düstere und kalte; ein ruhiger Mensch (d. h. ein [560] Mensch, der sich in keiner unangenehmen Lage befindet) ist gütiger als ein von Kummer geplagter Mensch usw. Die ernsten, praktischen Lebensbedingungen, die die Zufriedenheit des Menschen mit seiner Lage hervorrufen, wirken stärker und dauernder auf ihn als der angenehme Eindruck, den die Kunst hinterläßt. Für die Mehrzahl der Menschen ist die Kunst lediglich Zerstreuung, d. h. etwas ziemlich Unbedeutendes, was keine ernste Befriedigung gewähren kann. Und wenn wir die Tatsachen gut abwägen, werden wir uns leicht davon überzeugen, daß viele ganz unbedeutende, alltägliche Zerstreuungen dem Menschenherzen mehr Befriedigung gewähren und es leichter in gute Stimmung versetzen als die Kunst: wenn heute Plato in unserer Mitte erschiene, würde er wahrscheinlich sagen, daß zum Beispiel das Zusammensitzen der Leute auf der Rasenbank vor dem Haus (auf dem Dorf) oder um den Samowar (in der Stadt) mehr dazu beigetragen hat, in unserem Volke eine gute seelische Stimmung und ein gütiges Verhalten zu den Menschen zur Entwicklung zu bringen, als alle Werke der Malerei, von den ordinären Bilderbogen bis zu dem „Letzten Tag Pompejis“[*]. Der Nutzen, den die Kunst als eine der Quellen der Zufriedenheit für die Entwicklung alles Guten im Menschen hat, ist nicht zu bezweifeln, er ist aber verschwindend gering im Vergleich mit dem Nutzen, den andere günstige Lebensbeziehungen und -bedingungen mit sich bringen; deshalb wollen wir uns nicht auf ihn beziehen, um zu zeigen, wie groß die Bedeutung der Kunst für das Leben ist. Gewiß versteht man den Einfluß der Kunst auf die Entwicklung der Sittlichkeit gewöhnlich nicht so, wie wir ihn geschildert haben, und sagt, daß der ästhetische Genuß das Herz nicht einfach dadurch milder stimmt, daß er eine gute seelische Stimmung hervorruft, sondern daß er die Seele durch die Erhabenheit und den Adel der Gegenstände und Gefühle, die uns im Kunstwerk anziehen, unmittelbar erhebt und adelt; gewöhnlich sagt man, daß das, was sich uns in der Kunst als „schön“ darstellt, bereits dadurch edel und erhaben ist. Da wir jedoch entschieden nicht an die heikle [561] Frage rühren wollten, inwiefern der eigentliche Inhalt der Mehrheit der Kunstwerke ernste Bedeutung hat, und deshalb nicht die Absicht hatten, die scharfen Angriffe anzuführen, die Plato gegen die Kunst ihres Inhalts wegen richtet, werden wir um so weniger selbst in solche Angriffe verfallen. Erinnern wir nur daran, daß die Kunst den Anforderungen des Publikums Rechnung tragen muß, und daß die Mehrheit, die die Kunst nur als Zerstreuung betrachtet, von der Zerstreuung natürlich nicht erhabene und edle Inhalte verlangt, sondern graziöse, interessante, amüsante und sogar leichtfertige. Einer der ernstesten und edelsten Dichter unserer Zeit[3] sagt in seinem Vorwort zu seinen Liedern: Ich wollte gar nicht von Liebe singen, aber wer würde meine Lieder lesen, wenn ihr Inhalt ernst wäre? Deshalb mußte ich, als ich einige ernste Gedichte geschrieben hatte, die allein ich eigentlich schreiben wollte, sie in einer Menge von Liebesliedchen untergehen lassen, damit das Publikum mit der Lockspeise auch diese gesunde Nahrung herunterschlucke. – In dieser Lage befindet sich der Künstler, der ernste und edle Neigungen hat, fast immer (wir wollen nicht hinzufügen, daß nicht alle Künstler diese Neigungen haben). Wem diese kurzen Andeutungen ungenügend erscheinen, der möge sich die Mühe geben, daran zu denken, daß der

[*] Gemälde von K. Brüllow (gemalt 1833). *Die Red.*
[3] Gemeint ist Heinrich Heine.

Hauptinhalt der Dichtung (dieser ernstesten aller Künste) die „Liebe“ ist, d. h. die Verliebtheit, die von wahrhafter Liebe weit entfernt ist und sehr wenig ernsthafte Bedeutung besitzt. Gewöhnlich ist die Kunst bemüht, zu interessieren und zu unterhalten, ganz gleich womit und wie.

Wenn aber die Kunst, um diesen Zweck bemüht, die anderen, wichtigeren Zwecke fast immer wieder vergißt, muß man doch zugeben, daß sie die breiten Massen auf sehr glückliche Art unterhält und damit, ohne auch nur daran zu denken, dazu beiträgt, Bildung, klare Begriffe von den Dingen und überhaupt alles zu verbreiten, was den Menschen zunächst geistig, dann aber auch materiellen Nutzen bringt. Die Kunst, oder besser gesagt die Dichtung (nur die Dichtung allein, weil die anderen Künste in dieser Hinsicht sehr wenig tun) , verbreitet eine riesige Menge von Kenntnissen unter der Masse der Leser und macht sie, was noch wichtiger [562] ist, mit den von der Wissenschaft erarbeiteten Auffassungen bekannt – darin besteht recht eigentlich die große Bedeutung der Dichtung für das Leben.

In unserer Zeit klingt es bereits merkwürdig – obwohl es vielleicht durchaus nicht überflüssig ist –, wenn man sich auf ausführliche Erklärungen darüber einläßt, was die Wissenschaft ist, worin ihre Bedeutung für das Leben besteht und wie groß diese ist. In der Wissenschaft sind die Früchte der Erfahrungen und der Überlegungen des Menschengeschlechts aufbewahrt, und vorwiegend auf dem Boden der Wissenschaft verbessern sich die Begriffe der Menschen, nach ihnen aber auch ihre Sitten und ihr ganzes Leben. Die Entdeckungen und Erwägungen der Wissenschaft bringen aber nur dann wirklichen Nutzen, wenn sie in der Masse des Publikums Verbreitung finden. In ihrer eigentlichen Gestalt ist die Wissenschaft streng und wenig anziehend; sie zieht die Menge nicht an. Die Wissenschaft setzt bei ihren Adepten große vorbereitende Kenntnisse und, was bei der Mehrheit noch seltener anzutreffen ist, Gewohnheit an ernstes Denken voraus. Um in die Masse einzudringen, muß die Wissenschaft daher die Form der Wissenschaft ablegen. Ihr fester Kern muß zu Mehl zermahlen und mit Wasser angerührt werden, um sich in eine schmackhafte und leicht verdauliche Speise verwandeln zu können. Das geschieht durch „populäre“ Darstellungen der Wissenschaft. Aber auch die populärwissenschaftlichen Bücher erfüllen noch nicht alle Bedingungen, die zur Verbreitung wissenschaftlicher Auffassungen bei der Mehrheit des Publikums nötig sind: sie bieten eine leichte, aber keine verlockende Lektüre – die Mehrzahl der Leser will jedoch, daß das Buch wie eine süße Nachspeise ist. Diese ansprechende Lektüre liefern ihr Romane, Erzählungen usw. Zweifellos haben nur ganz wenige Romanschriftsteller gleich Walter Scott die Absicht, ihre Begabung zur Verbreitung der Bildung unter den Lesern zu verwenden. Aber wie ein wenig gebildeter Mensch aus der Unterhaltung mit einem Gebildeten stets irgendwelche neue Kenntnisse mitnimmt, auch wenn die Unterhaltung anscheinend gar kein ernstes Thema berührt hat, so wird auch die Masse des Publikums, die außer Romanen und Er-[563]zählungen nichts anderes liest, aus dieser Lektüre, zum mindesten aus Büchern historischer Art, ja sogar aus Gedichten vieles lernen, wenn sie von Menschen geschrieben sind, welche an Bildung jedenfalls höher stehen als die Mehrheit ihrer Leser. Und es kann keinen Zweifel daran geben, daß nicht nur „Juri Miloslawski“, sondern sogar auch „Leonid oder einige Zuge usw. “* den Wissenskreis ihrer Leser bedeutend erweitert haben. Prägen die populärwissenschaftlichen Bücher den schweren, von der Wissenschaft ausgeschmolzenen Goldbarren zu Goldmünzen aus, so setzt die Dichtung silberne Scheidemünzen in Umlauf, die auch dorthin kommen, wo die Goldmünze selten hingelangt, und die immerhin einen unveräußerlichen Wert haben. Als Verbreiterin von Wissen und Bildung hat die Dichtung für das Leben eine außerordentliche Bedeutung. Das „Spiel“ mit ihr trägt wesentlich zur geistigen Entwicklung

* Zwei zeitgenössische Romane: *M. Sagoskin*, „Juri Miloslawski“, und *R. Sotow*, „Leonid oder einige Züge aus dem Leben Napoleons“. *Die Red.*

des „Spielenden“ bei; deswegen erhält die Dichtung, auch wenn sie für den Leser bloße Unterhaltung bleibt, in den Augen des Denkers hohe Bedeutung.

So haben wir also, wenn wir auch gezwungen sind, sehr viele Angriffe Platos auf die Kunst als richtig anzuerkennen, dennoch das Recht zu sagen, daß die Dichtung hohe Bedeutung für die Bildung und für die auf sie folgende Verbesserung der Sitten und des materiellen Wohlstands hat; sie hat diese Bedeutung selbst dann, wenn sie sich nicht um sie bemüht. Es hat jedoch viele Dichter gegeben, die bewußt und ernst der Sittlichkeit und Bildung dienen wollten, und einsahen, daß sie mit ihrer Begabung auch die Pflicht übernommen hatten, Lehrer ihrer Mitbürger zu sein. Solche Dichter gab es auch zu Zeiten Platos; zuverlässig kennen wir von dieser Seite Aristophanes. „Der Dichter ist der Lehrer der Erwachsenen“, sagt er, und alle seine Komödien sind von der ernstesten Tendenz durchdrungen. Es erübrigt sich, davon zu sprechen, welche große praktische Bedeutung die Dichtung in den Händen solcher Dichter erhält. Wenn aber Plato der Einseitigkeit verfällt, indem er die Dichtung nur für reines Spiel hält, hat er doch das Verdienst, daß er die [564] Kunst in ihrem Zusammenhang mit dem Leben betrachtet. Seine verurteilende Kritik aber findet ihre Berechtigung in den Auffassungen, die die Mehrzahl der Künstler, ja der Philosophen von der Kunst haben, indem sie behaupten, die Bedeutung der Kunst hinge nicht von ihrem Nutzen für das Leben ab, „es sei für die Kunst erniedrigend und verhängnisvoll, irgendwelchen anderen Interessen zu dienen als ihren eigenen“, „sie sei Selbstzweck“, und „die Kunst habe einzig die Bestimmung, ästhetischen Genuß zu vermitteln“. Diese herrschende Betrachtungsweise raubt der Kunst wirklich jede sachliche Bedeutung, verwandelt sie in reines Spiel und verdient durchaus die strengen Rügen, die Plato ihr erteilt, indem er beweist, daß die Kunst, wenn sie die praktische Bedeutung für das Leben leugnet, in den Augen des Denkers, wie jede Sache, der diese Bedeutung fehlt, zum reinen Spiel wird.

Aristoteles, der weniger erhabene Anforderungen stellt als Plato, ist der Kunst gegenüber weit nachsichtiger und betrachtet sie sogar mit Liebe, besonders die Dichtkunst und die Musik; seine Auffassung von der Bedeutung der Musik und der Dichtkunst ist weniger lehrreich als die Platos, aber dafür bedeutend vielseitiger, zugleich manchmal aber auch kleinlich.

Aristoteles sieht den ersten Nutzen der Kunst für den Menschen (denn auch er verlangt, daß die Kunst *Nutzen* bringt) gerade darin, worin Plato den Grund für die Blässe und Nichtigkeit der Kunstwerke im Vergleich zur lebendigen Wirklichkeit findet, darin nämlich, daß die Kunst Nachahmung ist. „Der Nachahmungstrieb der den Ursprung der Kunst bildet, steht in enger Beziehung zur Wißbegier. Die Wißbegier, die den Menschen dazu führt, das Abbild mit dem Urbild zu vergleichen, ist auch die Ursache der Lust, die uns die Kunstwerke bereiten: indem wir den Gegenstand nachahmen und die Nachahmung dann mit dem Original vergleichen, lernen wir den Gegenstand kennen, und zwar leicht und schnell. Hier liegt das Geheimnis des Genusses, den die Kunst erregt.“ Die Kunst ist also aufs engste verwandt mit den wichtigsten und höchsten Regungen des menschlichen Geistes; denn Aristoteles stellt die Wissen-[565]schaft über das Leben und die geistige Tätigkeit höher als die praktische: eine Denkweise, wie sie sehr leicht bei Menschen entsteht, für die die Wissenschaft der hauptsächlichste Lebenszweck ist. Der Kunst wird durch diese Erklärung ihres Ursprungs ein sehr ehrenvoller Platz unter den erhabensten Betätigungen des menschlichen Geistes eingeräumt; aber die Erklärung des Nachahmungstriebs aus der Wißbegier hält der Kritik nicht stand. Wenn wir nachahmen, tun wir es im allgemeinen aus dem Wunsch heraus, etwas zu tun, nicht aber, etwas zu lernen; die Nachahmung ist kein theoretisches, sondern ein praktisches Streben. Richtig ist nur, daß wir *manchmal* (ziemlich selten) ein Dichtwerk aus dem Wunsch heraus *lesen*, die Sitten von Menschen und die Gebräuche von Völkern, die weit von uns entfernt sind, kennenzulernen u. dgl. m.; aber wenn wir die Dichtwerke gewöhnlich durchaus nicht aus diesem Antrieb lesen, so entstehen sie jedenfalls ganz entschieden nicht aus dem Wunsch

des Dichters, sich über irgendeine Frage klarzuwerden (wie die Gelehrten ihre Abhandlungen schreiben): das Streben, etwas (durch Nachahmung oder „Nachbildung“, wie man heute sagt) zu *schaffen*, etwas zu produzieren – das ist die Quelle der dichterischen Tätigkeit; die Begeisterung am schöpferischen Talent, die Befriedigung, die dem Bewußtsein von der menschlichen Genialität entspringt – das ist die Quelle des Genusses, den die Kunstwerke uns vermitteln. Wir wollen hier nicht auf andere Quellen der Kunst und des Kunstgenusses hinweisen, weil uns das zu weit von Aristoteles wegführen würde (ebenso haben wir uns weiter oben, als wir die Meinung Platos ergänzten, um uns nicht in überflüssige Einzelheiten zu verlieren, darauf beschränkt, nur auf eine Seite der hohen Bedeutung der Kunst hinzuweisen).

Wenn aber Aristoteles den Nachahmungstrieb des Menschen und den Ursprung der Kunst einseitig erklärt, so muß man ihm volle Gerechtigkeit dafür widerfahren lassen, daß er bestrebt ist, der Kunst hohe Bedeutung im Bereich der geistigen Tätigkeit zuzuweisen; und wenn man mit seiner Meinung über den Ursprung der Kunst im allgemeinen nicht einverstanden sein kann, so muß man bewundernd [566] feststellen, wie richtig er das Verhältnis der Dichtung zur Philosophie definiert: indem die Dichtung das menschliche Leben vom Standpunkt des Allgemeinen darstellt und nicht die zufälligen und kleinlichen Nebensächlichkeiten, sondern das, was im Leben wesentlich und charakteristisch ist, vorführt, hat sie, meint Aristoteles, einen außerordentlich hohen philosophischen Wert. Sie steht in dieser Hinsicht, nach seiner Meinung, sogar höher als die Geschichte, die wahllos sowohl das Wichtige wie auch das Unwichtige, sowohl das Wesentliche und Charakteristische als auch das Zufällige und sogar Tatsachen, die keine eigentliche innere Bedeutung haben, beschreiben muß; die Dichtung steht auch deshalb weit über der Geschichtsschreibung, weil sie alles in seinem inneren Zusammenhang darstellt, während die Geschichtsschreibung verschiedenartige Tatsachen, die miteinander nichts gemein haben, ohne inneren Zusammenhang, in rein chronologischer Ordnung erzählt. Das dichterische Bild hat Sinn und Zusammenhang; die Geschichte enthält eine Menge völlig nichtssagender Einzelheiten und hat keinen Zusammenhang; sie gibt keine Bilder, sondern Fragmente von Bildern. Hier ist diese tiefe und bedeutende Stelle[*].

Es ist nicht die Aufgabe des Dichters, das Geschehene zu berichten, sondern das, was geschehen kann, d. h. was nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit möglich ist (*ein Gedanke, der bis heute die Grundlage unserer Auffassungen davon bildet, wie der Dichter das ihm von der Wirklichkeit gelieferte Material verwenden, was er davon für seine Darstellung nehmen und was er weglassen soll*)[**]. Geschichtsschreiber und Dichter unterscheiden sich nicht dadurch, daß letzterer in Versen, ersterer in Prosa schreibt; denn man kann sich den Fall denken, daß das Werk Herodots in Verse gebracht würde, und es würde doch mit den Versen nicht weniger ein Geschichtswerk bleiben als ohne Verse. Der Unterschied liegt vielmehr darin, daß der eine [567] wirklich Geschehenes berichtet, der andere solches, was geschehen kann. Darum ist die Dichtung philosophischer und edler als die Geschichtsschreibung, denn die Dichtung hat zum Gegenstand das Allgemeine, die Geschichtsschreibung berichtet das Einzelne. Unter Allgemeinem verstehen wir, daß einem jeden nach seiner bestimmten Beschaffenheit bestimmte Reden oder Handlungen nach dem Gesetz der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit zukommen. Danach zielt die Dichtung schon bei der Namengebung. Unter dem Einzelnen aber verstehen wir, was zum Beispiel Alkibiades ausführte oder erlitt; bei der Komödie ist das deutlich: erst setzen die Komödiendichter die Fabel nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit zusammen, dann legen sie nach Belieben Namen unter. Bei der Tragödie dagegen.., finden sich in einigen ein oder zwei bekannte Namen, während die anderen erdichtet sind; in manchen findet sich sogar kein einziger bekannter Name, wie in dem ‚Anthos‘ (Blume) Agathons: hier sind Handlung wie Name erdichtet, und der Genuß ist darum kein geringerer.[***]

[*] Bei Tschernyschewski folgen hier die Worte „in der Übersetzung Herrn Ordynskis, aus der wir hier einen Auszug anführen wollen, um dem Leser eine Vorstellung von seiner Sprache zu geben“. Wir zitieren nach der deutschen Übersetzung von H. Stich (1926) unter Beibehaltung einiger Kürzungen Tschernyschewskis Der Text bildet den Beginn des 9. Kapitels. *Die Red.*

[**] Der in Klammern stehende Text ist eine Einschaltung N. G. Tschernyschewski. *Die Red.*

[***] *Aristoteles*, „Poetik“, deutsch von Hans Stich, 1926, 9. Kapitel. *Die Red.*

Der Gelehrte läßt der Kunst in solchem Maße Gerechtigkeit widerfahren, daß er sie über die Wissenschaft stellt(allerdings nicht über seine eigene Spezialwissenschaft).Eine bemerkenswerte Erscheinung... Aber Aristoteles' Meinung von der Geschichtsschreibung verlangt eine Erklärung: sie trifft nur auf jene Art Geschichtsschreibung zu, die zu seiner Zeit bekannt war – es gab damals keine eigentliche Geschichtsschreibung, sondern nur Chronographie. Bei Herodot gibt es wirklich keinerlei inneren Zusammenhang: alle neun Bücher seiner „Geschichte" sind mit Episoden angefüllt; eigentlich will er die Geschichte des „Krieges der Griechen und der Perser" schreiben, kommt zu dieser Erzählung aber erst im sechsten Buche. Er möchte gern über allesreden, was er von der Geschichte und den Sitten der ihm bekannten Völker weiß. Seine Methode ist die folgende: die Perser führten Krieg gegen die Ägypter: reden wir ein bißchen über die Ägypter – und es folgt ein ganzes Buch über Ägypten; sie kämpften auch gegen die Skythen: reden wir ein bißchen über die Skythen – und es folgt ein ganzes Buch über die Skythen und Skythien. Jede Episode enthält wieder neue Episoden, die fast genau so eingeflochten sind: die Ägypter haben als Hauptstadt Memphis – eine Beschrei-[568]bung von Memphis; ich war auch einmal in Memphis – Beschreibung dessen, was er in Memphis gesehen hat; unter anderem war ich dort in einem Tempel – Beschreibung des Tempels; in diesem Tempel habe ich einen Priester gesehen – Beschreibung des Priesters und seiner Kleidung; der Priester unterhielt sich mit mir über dies und das – es wird erzählt, was der Priester ihm sagte; andere reden hierüber anders – es wird erzählt, was andere hierüber reden usw. usw. Herodot ist Erzähler, ein Mann, der viel herumgekommen ist, und seine Geschichte ähnelt den naiven, interessanten, aber zusammenhanglosen Erzählungen aller viel herumgekommenen Leute. Thucydides ist reiner Chronist, allerdings ein gelehrter und tiefer, seine „Geschichte des Peloponnesischen Krieges" hat er jedoch auf folgende Weise angelegt: im sechsten Kriegswinter geschah in Attika folgendes; im gleichen Winter geschah auf dem Peloponnes folgendes; zur selben Zeit geschah in Korzyra folgendes; in Thrazien geschah damals folgendes; auf Lesbos folgendes usw. Im darauffolgenden Jahr geschah in Attika dies und das, auf dem Peloponnes das und jenes usw. Bei Thucydides gibt es zwischen den verschiedenen Erzählungen noch weniger inneren Zusammenhang als bei Herodot; nicht ein einziges Ereignis wird eigentlich auf einmal erzählt: Anfang, Mitte und Ende sind in den verschiedenen Büchern auf die verschiedenen „Winter" und durchaus verständlich, wieviel „Sommer" verteilt. Es ist kleinliche und für die Charakteristik der Hauptereignisse und der Hauptfiguren völlig unwichtige Einzelheiten derartige „Geschichten" enthalten, Zu einer Wissenschaft ist die Geschichte erst in unserer Zeit geworden; bei den modernen großen Geschichtsschreibern herrscht stets strenge Einheit; bei ihnen gibt es keine unnötigen Details und werden nur solche Tatsachen und Einzelzüge angeführt, die „allgemein Bedeutung" besitzen, wie Aristoteles es fordert, d. h. solche, die zur Charakteristik des Zeitalters und der Menschen notwendig sind.

Die Zitate zeigen zur Genüge die Eindringlichkeit und Vielseitigkeit des aristotelischen Geistes; bei all seiner Genialität wird er jedoch infolge seines ständigen Strebens, nicht *nur* für die Haupterscheinungen, sondern auch für alle [569] ihre Einzelheiten eine tiefe philosophische Erklärung zu finden, häufig kleinlich. Dieses Streben, das in dem Axiom eines der neuesten Philosophen[4], eines Nebenbuhlers des Aristoteles, „alles Wirkliche ist vernünftig und alles Vernünftige ist wirklich", zum Ausdruck kommt, hat beide Denker oft dazu gebracht, kleinlichen Tatsachen nur deshalb eine besondere Bedeutung zuzuschreiben, weil diese Tatsachen gut in ihr System paßten. Die von uns zitierte Stelle aus Aristoteles liefert hierfür ein ausgezeichnetes Beispiel. Worin findet Aristoteles, nachdem er durchaus richtig definiert hat, daß die Dichtung nicht Nebensächlichkeiten, sondern das Allgemeine, das Charakteristische, darstellt, die Bestätigung für seine Auffassung? – Darin, daß die Komiker stets und die Tragiker manchmal den handeln-

[4] Bezieht sich auf Hegel.

den Personen charakterisierende Namen beilegen, d. h. nach der auch heute noch üblichen Gewohnheit allerlei Worowatins, Prawdins, Prjamossudows, Korschunows, Rasljuljajews (Spaßvögel), Borodkins (Leute von altväterlicher Lebensart), Starodums* auftreten lassen.[5]

Wir haben bereits auf mehreren Seiten eine Darstellung der Meinungen des Plato und des Aristoteles über die „nachahmenden Künste“ gegeben und einige Dutzend Male das Wort „Nachahmung“ verwenden müssen, aber noch keinmal ist dem Leser der übliche Ausdruck „Nachahmung der Natur“ begegnet, woher kommt das? Sehen denn etwa Plato und besonders Aristoteles, der Lehrer all dieser Batteux, Boileau und Horaz, das Wesen der Kunst nicht in der Nachahmung *der Natur*, wie wir alle hinzuzufügen gewöhnt sind, wenn wir von der Theorie der Nachahmung reden? Tatsächlich gilt sowohl für Plato als auch für Aristoteles als wahrer Inhalt der Kunst und insbesondere der Dichtung durchaus nicht die Natur, sondern das Leben *des Menschen.* Ihnen gebührt die hohe Ehre, vom Inhalt der Kunst genau dasselbe zu denken, was später erst wieder Lessing ausgesprochen [570] hat und was alle ihre Nachfolger nicht verstehen konnten. In der „Poetik“ des Aristoteles ist mit keinem Wort von der Natur die Rede: er erwähnt als Gegenstände, die die Dichtung nachahmt, Menschen, ihre Handlungen und Vorgänge unter .Menschen. Der Zusatz: „der Natur“ konnte in die Poetik erst zu einer Zeit aufgenommen werden, wo die matte und verlogene beschreibende Dichtung (die jetzt fast wieder Mode zu werden droht) und die von ihr nicht zu trennende didaktische Dichtung in Blüte standen – Gattungen, die Aristoteles aus der Dichtung verweist. Nachahmung *der Natur* ist für den wahren Dichter, dessen Hauptgegenstand der Mensch ist, etwas Fremdes. „Die Natur“ tritt erst in der Landschaftsmalerei in den Vordergrund, und der Ausdruck „Nachahmung *der Natur*“ ist zum erstenmal von einem Maler ausgesprochen worden; aber auch der Maler gebrauchte sie nicht in dem Sinn, den er bei den Zeitgenossen Deshoulières’ und Delilles erhielt: als Lysippos (erzählt Plinius), damals noch ein Jüngling, den zu jener Zeit berühmten Maler Eupompos fragte, welchen der großen Künstler der Vergangenheit er nachahmen sollte, gab Eupompos, indem er auf die Menschenmenge wies, in deren Mitte sie standen, zur Antwort: „Keinen Künstler sollst du nachahmen, sondern die Natur.“ Es ist klar, daß er von der lebendigen Wirklichkeit sprach, die dem Künstler als Material und Vorbild dienen sollte, nicht aber von den „Gärten“, die Delille besang, und nicht von den „Seen“, die Wordsworth und Wilson samt ihrer Sippschaft beschreiben.[6]

Das alles führt zu der Überzeugung, daß viele Einwände, die gegen die Theorie der Nachahmung vorgebracht werden, sich eigentlich nicht auf sie beziehen, sondern auf die entstellte Form, die die Theoretiker der pseudoklassischen Schule ihr gegeben haben. Es ist hier nicht der Ort, persönliche Ansichten auszusprechen, und wir wollen deshalb nicht beweisen, daß es nach unserer Meinung richtiger wäre, die Kunst als Nachbildung der Wirklichkeit zu bezeichnen (indem man einen modernen Ausdruck an die Stelle des Wortes „Nachahmung“ setzt, welches den Sinn des griechischen „μίμησις“ nicht sehr glücklich wiedergibt), statt zu glauben, daß die Kunst in ihren Werken unsere Idee von einer [571] vollendeten Schönheit verwirklicht, die es in der Wirklichkeit nicht gibt. Es muß aber unbedingt herausgestellt werden, daß man ganz zu Unrecht glaubt, wir wollten die Kunst, indem wir die Nachbildung der Wirklichkeit zu ihrem obersten Prinzip machen, dazu zwingen, „grobe und banale Kopien

* Die Namen sind zeitgenössischen russischen Theaterstücken entnommen (siehe Anmerkung). Ins Deutsche übersetzt, würden sie etwa lauten wie: Diebisch, Ehrlich, Gradsinn, Geier, Lustig, Langbart und Altvater. *Die Red.*

[5] Die angeführten Personennamen stammen aus folgenden russischen Theaterstücken: Prawdin und Starodum sind Figuren aus dem „Muttersöhnchen“ von. D. Fonwisin; Korschunov und Rasljuljajew Figuren aus A. N. Ostrowskis Komödie „Armut ist kein Laster“; Borodkin eine Figur aus Ostrowskis Komödie „Bleib bei deinen Leisten“.

[6] Gemeint ist der Gedichtband „Les Jardins“ des französischen Dichters Delille, den Puschkin die „Ameise des Parnaß“ genannt hat. Mit „Wordsworth und Wilson samt ihrer Sippschaft“ sind die Vertreter der sogenannten „Seeschule“ der englischen Literatur zu Beginn des 19. Jahrhunderts gemeint.

herzustellen“, und daß wir „die Idealisierung aus der Kunst vertreiben“ wollten. Um uns nicht auf die Darstellung von Meinungen einzulassen, die in der heutigen Theorie nicht allgemein anerkannt sind, wollen wir nicht davon reden, daß die einzige notwendige Idealisierung nur darin bestehen darf, aus den Dichtwerken alle für die Vollständigkeit des Bildes nicht unbedingt notwendigen Einzelheiten auszuschalten, was auch immer es für Einzelheiten sein mögen; daß die Idealisierung, wenn man unter ihr eine bedingungslose „Veredlung“ der dargestellten Gegenstände und Charaktere versteht, einfach auf Geschraubtheit, Aufgeblasenheit und falsche Dramatisierung hinausläuft. Aber wir wollen hier eine Stelle aus der „Poetik“ des Aristoteles anführen, die beweist, daß die Idealisierung auch im letztgenannten Sinne sich sehr gut in das System der Ästhetik einfügt, welches das Grundprinzip der Dichtung in der Nachahmung oder Nachbildung sieht:

„Da nun die Tragödie die nachahmende Darstellung solcher Menschen ist, die besser sind“ (da die Tragödie, die Handlungen und Erlebnisse von Menschen mit großem und nicht kleinlichem Charakter nachbildet, würden wir heute sagen; Aristoteles aber sagt in seiner Begeisterung über Äschylos und Sophokles: „solcher Menschen, die besser sind als das Durchschnittsmaß“)[*], „so muß es der Tragiker machen wie die guten Porträtmaler. Wiewohl diese, um das Eigentümliche einer Gestalt wiederzugeben, die Züge ähnlich machen, so idealisieren sie doch. So muß auch der Dichter, wenn er zornige, leichtsinnige oder andere solche Charaktere nachahmt (d. h. wenn er ihre Charaktere nachbildet), sie doch als edle Gestalten dichten.[**]

[572] „Die Dichtkunst aber schied sich in zwei Richtungen“, sagt Aristoteles, „dem Charakter der Dichtenden entsprechend. Die ernster angelegten ahmten edle Taten nach und die Taten edler Naturen“ und schrieben anfangs Hymnen und später Tragödien: „die leichter angelegten ahmten die Taten ‚gemeiner‘ Naturen nach, indem sie zunächst Spottlieder“ (und dann Komödien) „dichteten.“[***] Wiederum – was für eine Einseitigkeit Plato kann man es verzeihen, wenn er da, wo er den Kunstwerken ernste sittliche Bedeutung abspricht, nicht die schöne Ausnahme, die Komödien des Aristophanes, erwähnt – Aristophanes’ Feindschaft gegen Sokrates ist eine Entschuldigung für das Schweigen des seinem Lehrer Sokrates ergebenen Schülers. Aber auch Aristoteles, der keinerlei bittere Erinnerungen an Aristophanes haben konnte, will der Komödie ebenfalls keine hohe Bedeutung beimessen.

Der Gedanke, daß die „Kunst in der Nachahmung“ der lebendigen Wirklichkeit besteht und vorwiegend das menschliche Leben nachbildet, galt im alten Griechenland als unbedingt richtig. Plato und Aristoteles legten ihn ihren ästhetischen Auffassungen gleichermaßen zugrunde; sie waren, wie alle ihre Zeitgenossen, so überzeugt von der unbestreitbaren Wahrheit dieses Prinzips, daß sie es überall als Axiom aussprechen, ohne auf den Gedanken zu kommen, es zu beweisen. Worauf beruht es nun, daß man als „platonische“ gewöhnlich eine völlig andere Kunsttheorie bezeichnet, die das genaue Gegenteil der von Plato dargelegten ist – eine Theorie, die das Prinzip der Kunst folgendermaßen erklärt: „Die dem Geiste des Menschen eigene Idee des Schönen veranlaßt den Menschen, da sie in der wirklichen Welt nichts ihr Entsprechendes und keine Befriedigung findet, die Kunst zu schaffen, in der sie ihre vollkommene Verwirklichung findet. Und welcher Denker hat eigentlich als erster das Prinzip dieser Theorie ausgesprochen?

Zum erstenmal ist das „Prinzip der Idealität“ der Kunst von Plotin ausgesprochen worden, einem jener dunklen Denker, die man Neoplatoniker nennt. Bei ihnen ist nichts [573] einfach, nichts klar, alles geheimnisvoll und unaussprechlich; bei ihnen gibt es nichts Positives, nichts Wirkliches – alles ist jenseitig und traumhaft; alle ihre Begriffe... aber das ist ein Irrtum: sie

[*] Der in Klammern stehende Text ist eine Einschaltung N.G. Tschernyschewskis. *Die Red.*
[**] *Aristoteles*, ‚Poetik“, 15. Kapitel. *Die Red.*
[***] Ebenda 4. Kapitel. *Die Red.*

haben keine Begriffe, denn der Begriff ist etwas Bestimmtes, für den einfachen Verstand Zugängliches; bei ihnen gibt es Wunschträume, denen nirgends irgendwelche Gegenstände entsprechen, die nur im Zustand der Ekstase zu begreifen sind, wenn der Mensch sich mit Hilfe einer künstlichen Lebensweise, durch unnatürliche Geistesanstrengungen in eine den Sinnen unzugängliche, geheimnisvolle Welt versetzt. Diese Traumbilder sind erhaben, jedoch erhaben nur für eine von der Macht des Verstandes befreite Phantasie; bei leisester Berührung mit positivem, klarem Denken zerfallen sie. Die Neoplatoniker wollten die Philosophie der alten Griechen mit den geheimnisvollen asiatischen Philosophemen vereinigen und den Wahnvorstellungen der erhitzten ägyptischen und indischen Phantasie wissenschaftliche Form geben; aus dieser Vereinigung bildete sich bei ihnen etwas, was noch sonderbarer und phantastischer war als die indische und die ägyptische Gescheittuerei selber. Das Denken, das aus diesem jenseitigen Boden hervorging, kann die positiven und klaren Auffassungen von Völkern, die eine alles analysierende Erfahrungswissenschaft besitzen, schwerlich lange Zeit beherrschen. Aber hier ist nicht der Ort, unsere Auffassung von der „Idealität“ der Kunst darzulegen: es genügt völlig, daß wir gesagt haben, wie sonderbar die Quelle ist, aus der sie stammt. Die Ideen Plotins über das Wesen des Schönen werden. wir auch nicht darlegen, teilweise deshalb, weil ihre Wiedergabe fast ganz auf die Wiedergabe der heute herrschenden ästhetischen Prinzipien hinauslaufen würde. Im übrigen bezeichnen wir den Gedanken von der Idealität der Kunst wohl zu Unrecht als „modern“: das Begriffssystem, zu dem er gehörte, ist bereits von allen verlassen; es hatte nur vorübergehende Bedeutung und ist heutzutage zusammen mit sein er Ausgeburt, der Romantik, vergessen. Und wenn die ästhetischen Auffassungen, die die Gebrüder Schlegel und ihre Parteigänger in die Welt hinaustrugen und die dann auch von ihren Gegnern angenommen wurden, in den [574] neuesten Ästhetiken noch nicht durch andere Auffassungen ersetzt worden sind, so einzig deshalb, weil die gegenwärtige Wissenschaft auf andere Fragen gerichtet ist und die ästhetischen Fragen deshalb kaum berührt hat.

Die Neoplatoniker bearbeiteten die Philosophie Platos auf ägyptische Manier; dabei bewahrte aber ihre Lehre, die dem Wesen nach von der platonischen Philosophie völlig verschieden war, gewisse Züge äußerer Ähnlichkeit mit ihr. Das ist die Ursache, weshalb Plato vieles zugeschrieben wurde, was gar nicht von ihm stammt, darunter auch die Lehre von der Idealität der Kunst. Seine Auffassung vom Schönen wurde unter dem Einfluß des Systems der Neoplatoniker mit seiner Auffassung von der Kunst durcheinandergebracht, während er die Schönheit in der lebendigen Wirklichkeit sieht und nur eine höhere Schönheit in den Ideen und Handlungen des Weisen findet; aus letzterem ist ersichtlich, daß das „Schöne“ bei ihm im allgemeinen das ist, was wir in der gewöhnliche Umgangssprache als das „Schöne“ bezeichnen (schön ist die Tugend; der Patriotismus ist ein schönes Gefühl; es ist schön, eine edle Denkweise zu haben; ein blühender Garten ist schön usw.), nicht aber jenes „Schöne“, von dem die Ästhetik redet und das in der Vollkommenheit der materiellen Form besteht, die ihren inneren Gehalt voll zur Erscheinung bringt.

Doch kehren wir zu Aristoteles und seiner „Poetik“ zurück. Außer der von uns dargestellten Lehre von der Erstehung der Kunst im allgemeinen, von der er sich, etwas übereilt, der Spezialfrage der Tragödie zuwendet, finden wir in ihr noch ziemlich viele Meinungen, die auch für unsere Zeit von Interesse sind. Über sie wollen wir einige Worte sagen. Mit den Meinungen dagegen, die sich nur auf die griechische Dichtung anwenden lassen und heute nur noch historische Bedeutung haben, wollen wir uns, unserem Plan entsprechend, nicht befassen; ebenso müssen wir eine Menge schöner Ideen über das Wesen der dramatischen Dichtung mit Schweigen übergehen, weil heutzutage ihre Richtigkeit allgemein bekannt ist; und wenn die modernen Dramatiker sich in ihren Werken nicht immer an sie halten, so einzig deshalb, weil es ihnen an Kraft oder Kunstfertigkeit fehlt: [575] hierzu gehört zum Beispiel der Gedanke, daß das Wesentlichste im Drama (Aristoteles sagt es von der Tragödie) die Handlung ist, so daß ein Stück,

wenn sie fehlt, unvermeidlich schwach wird, so große andere Vorzüge es auch sonst haben mag; die Forderung, daß im Theaterstück strengste Einheit der Handlung herrschen müsse (wir halten es für überflüssig, den längst von allen ausgesprochenen Gedanken zu wiederholen, daß Aristoteles außer der Einheit der Handlung keine andere Art von Einheit fordert) usw.

Man bekommt sehr häufig die Meinung zu hören, die Ereignisse des wirklichen Lebens dürften so, wie sie sich abspielen, in der Dichtung nicht dargestellt werden; der historische Roman müsse die historischen Ereignisse unbedingt nach den Forderungen der Kunst bearbeiten, „da die historische Tatsache in ihrer Nacktheit niemals genügende innere Einheit besitzt und ihre einzelnen Teile nicht ausreichend verkettet sind", – Aristoteles kommt auf diese Frage gelegentlich der historischen Tragödie zu sprechen und beantwortet sie folgendermaßen: in der Dichtung müssen die Einzelheiten der Handlung notwendig aus einander hervorgehen, und ihre Verkettung muß wahrscheinlich sein; manche der wirklich vor sich gegangenen Ereignisse entsprechen dieser Forderung durchaus: alles hat sich in ihnen notwendig entwickelt und alles ist wahrscheinlich – warum soll der Dichter sie nicht nehmen, wie sie sind? Was sollen danach alle diese erfundenen Helden, die die echten Helden in den Schatten stellen und nur dazu eingeführt sind, um der dargestellten Epoche mit Hilfe ihrer erfundenen Erlebnisse „poetische Einheit zu geben", als ob man im Leben der wirklichen Helden eines Romans nicht wahrhaft poetische Ereignisse auffinden könnte? Aber die Mode des historischen Romans ist vorüber, und wir wenden deshalb unsere Bemerkung auf die Erzählungen und Dramen aus dem modernen Leben an: was soll diese ungenierte dramatische Steigerung wirklicher Vorgänge, der wir so häufig in Romanen und Erzählungen begegnen? Wählt euch einen in sich zusammenhängenden und wahrscheinlichen Vorgang aus und erzählt ihn so, wie er in Wirklichkeit gewesen ist: wenn ihr die richtige Wahl getroffen habt (und das ist so [576] leicht!), so wird eure nicht bearbeitete Erzählung aus der Wirklichkeit besser sein als jede „nach den Anforderungen der Kunst", d. h. gewöhnlich: nach den Anforderungen des literarischen Effekts bearbeitete Erzählung. Worin aber kommt dann euer „Schaffen" zum Ausdruck? – darin, daß ihr das Nötige vom Unnötigen und das, was zum Wesen des Vorgangs gehört, von dem, was beiläufig ist, zu trennen versteht.

Eine falsche Auffassung von der notwendigen Verbindung zwischen der Schürzung und Auflösung des dramatischen Knotens war die Quelle einer falschen Auffassung vom Wesen des Tragischen in der heutigen Ästhetik. Ein tragisches Ereignis wird gewöhnlich als unter dem Einfluß irgendeines besonderen „tragischen Geschicks" zustande gekommen vorgestellt, eines Geschicks, das alles Große und Schöne vernichtet. Aristoteles, dem der Begriff des „Schicksals" noch sehr viel näher lag als uns, sagt kein Wort von der Einmischung des Schicksals in die Geschicke der Helden der Tragödie. Aber die tragischen Helden gehen gewöhnlich zugrunde? Das wird bei ihm sehr einfach damit erklärt, daß die Tragödie das Ziel hat, Furcht und Mitleid zu erregen; wenn aber die Lösung eine glückliche ist, so wird diese Wirkung durch sie wieder ausgelöscht, auch wenn sie durch die vorhergehenden Szenen erregt wurde. Sie wenden ein, daß die Personen, die am Ende des Stückes zugrunde gehen, zu Beginn der Tragödie mächtig, glücklich sind? Auch das wird bei Aristoteles einfach damit erklärt, daß der Kontrast stärker wirkt als das Eintönige: wenn der Zuschauer einen gesunden Menschen sterben und einen glücklichen zugrunde gehen sieht, wird er stärker von Furcht und Mitleid durchdrungen, als wenn dieser Kontrast fehlt. Und Aristoteles hat vollkommen recht, wenn er das „Schicksal" nicht in den Begriff des Tragischen einschließt: diese äußerliche, nicht zur Sache gehörige Macht schwächt den inneren Zusammenhang der Ereignisse ab und gibt ihnen eine Richtung, die nicht aus dem Wesen der Handlung hervorgeht – insofern bringt das „Schicksal" der Tragödie ästhetisch Schaden. Die Dichtung soll das mensch-[577]liche Leben darstellen – dann soll sie auch diese Darstellung nicht durch fremde Zutaten entstellen.

Schließlich eine letzte Bemerkung: den Hauptunterschied zwischen den homerischen Epen und den späteren Tragödien sieht Aristoteles darin, daß die „Ilias“ und die „Odyssee“ wesentlich länger sind als die Tragödien und nicht eine so strenge Einheit der Handlung haben, wie sie in der Tragödie nötig ist: Episoden sind in der Tragödie unangebracht, im Epos tun sie der Schönheit des Ganzen keinen Schaden. Was die Tendenz, den Geist und den Charakter des Inhaltes betrifft, sieht Aristoteles keinen Unterschied zwischen den Tragödien und den homerischen Epen (den Unterschied in der Darstellungsweise sieht er natürlich sehr gut). Er nimmt sogar, ganz im Gegenteil, offenbar eine wesentliche Identität des Inhalts bei Epos und Tragödie an, indem er sagt, man könnte aus der „Ilias“ und der „Odyssee“ mehrere Tragödien machen. Soll man ein Versehen des Aristoteles darin erblicken, daß er hierin nicht einer Meinung mit den modernen Ästhetikern ist, die einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Inhalt des Epos und des Dramas annehmen? Vielleicht; eher jedoch könnte man meinen, daß unsere Ästhetiker einen allzu tiefen inhaltlichen Unterschied zwischen der epischen und dramatischen Dichtung machen, die sich bei den Griechen voneinander offenbar mehr durch die Form als durch den Inhalt unterschieden. Wirklich müßte man, wenn man unvoreingenommen über diese Frage nachdenkt (aber unsere Ästhetiker haben ein ausgesprochenes Vorurteil zugunsten des Dramas, „der höchsten Form der Dichtung“) beinahe zu dem Schluß kommen, daß, wenn sich die Sujets vieler Erzählungen und Romane nicht für Dramen eignen, es kaum ein dramatisches Werk gibt, dessen Sujet nicht ebensogut (oder noch besser) in epischer Form erzählt werden könnte. Und kommt die Tatsache, daß einige Erzählungen und Romane (die sehr gut sind, aber wenig Handlung und viele überflüssige Episoden und Redereien enthalten, was natürlich in einer epischen Dichtung nicht als Vorzug zu betrachten ist) nicht in brauchbare Theaterstücke verwandelt werden konnten, nicht hauptsächlich daher, daß die Langeweile ,– die sehr erträglich und teilweise sogar [578] angenehm ist, wenn man zur passenden Stunde mit sich allein ist –, unerträglich wird, sobald sie sich durch die Langeweile von tausenden Zuschauern verstärkt, die sich, ebenso wie Sie, in der dumpfen Atmosphäre des Theaters langweilen? Nimmt man noch ein Dutzend anderer Umstände gleicher Art hinzu – zum Beispiel, daß Arrangierungen überhaupt selten Erfolg haben, daß der Erzähler an keinerlei Bühnenbedingungen gedacht hat, daß die dramatische Form an und für sich einengend wirkt –, so werden wir sehen, daß die mangelnde Eignung vieler, durch Umarbeitung von Erzählungen für die Bühne entstandener Stücke sich genügend erklären läßt, ohne daß man einen wesentlichen Unterschied zwischen dem epischen und dem dramatischen Sujet anzunehmen braucht.

Dieser „letzten“ Bemerkung erlauben wir uns noch eine, dieses Mal wirklich allerletzte hinzuzufügen. Aristoteles stellt die Tragiker über den Homer und findet, obwohl er auch in dessen Dichtungen jedenfalls alle möglichen hohen Werte anerkennt, dennoch, daß die Tragödien des Sophokles und des Euripides der Form nach unvergleichlich kunstvoller (und dem Inhalt nach, hätte er hinzufügen können, viel tiefer) sind. Sollten nicht auch wir, diesem schönen Beispiel folgend, Shakespeare ohne falsche Unterwürfigkeit betrachten? Für Lessing war es natürlich, daß er ihn über alle Dichter stellte, die es auf der Erde gab, und daß er seine Tragödien für die Herkulessäulen der Kunst hielt. Aber jetzt, wo wir Lessing selber, Goethe, Schiller und Byron haben, und wo kein Grund mehr besteht, gegen die allzu eifrigen Nachahmer der französischen Schriftsteller aufzutreten, ist es vielleicht nicht mehr ganz so natürlich, Shakespeare die unumschränkte Herrschaft über unsere ästhetischen Überzeugungen zu lassen und bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit als Beispiel alles Schönen seine Tragödien anzuführen, in denen man nur alles schön findet. Hat Goethe nicht zugegeben, daß „Hamlet“ der Bearbeitung bedarf? Und hat Schiller etwa schlechten Geschmack gezeigt, wenn er neben Shakespeares „Macbeth“ auch Racines „Phädra“ bearbeitete? Dem, was weit zurückliegt, stehen wir vorurteilslos gegenüber; warum zögern wir denn so lange, die [579] jüngste Vergangenheit als ein Jahrhundert der Kunstentwicklung anzuerkennen, die der früheren überlegen ist? Hält ihre Entwicklung denn nicht Schritt mit der Entwicklung der Bildung und des Lebens?

Wir haben uns bemüht zu zeigen, daß bei aller Einseitigkeit einiger Thesen, bei aller Kleinlichkeit vieler angeführter Tatsachen und Schlußfolgerungen und – was ihr Hauptmangel ist – bei einem Überwiegen des Formalismus „ über die lebendige Lehre vom Schönen in der Dichtung als Folge eines durch Wissenschaft entwickelten Talents und einer edlen Denkweise (Forderungen, die bei Plato wesentlich stärker ausgesprochen sind als bei Aristoteles) – daß ungeachtet aller dieser Mängel Aristoteles‘ Werk „Über die Dichtkunst“* auch für die moderne Theorie große, lebendige Bedeutung besitzt und mit Recht als Grundlage für alle späteren ästhetischen Auffassungen bis zu Wolff und Baumgarten, ja bis zu Lessing und Kant gedient hat (die Theorien Hogarths, Burkes und Diderots hatten, da sie wenig Anklang fanden, nur geringe Bedeutung). Hieraus ist ersichtlich, daß Herr Ordynski sehr gut daran getan hat, als er den Entschluß faßte, ein für die Wissenschaft so wichtiges Werk für die russische Literatur zu erschließen. Er hätte wirklich schwerlich eine glücklichere Wahl treffen können. Von einem ebenso richtigen Takt hat sich Herr Ordynski bei der Wahl der Gegenstände früherer Arbeiten: „Über die ‚Charaktere‘ des Theophrastos“, „Über die Komödien des Aristophanes“ leiten lassen; ebenso glücklich war auch seine Absicht, Homer in Prosa zu übersetzen – ein Gedanke, der im Prinzip außerordentlich richtig ist, da selbst die besten russischen Hexameter ein für die kindlich einfache Seele Homers noch allzu schweres und verworrenes Gewand sind. Man muß auch der Gründlichkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit der Herr Ordynski an jede seiner Arbeiten herangegangen ist. So muß man auch in seiner neuen Untersuchung eine außerordentlich gründlich ausgeführte Arbeit [580] sehen Herr Ordynski hat den Text der aristotelischen „Poetik“ mit mustergültiger Akkuratesse studiert; er hat die Vorarbeiten der besten Herausgeber und Kommentatoren benutzt und hat mit wahrhaft gelehrter Bescheidenheit stets die Quellen angegeben, aus der er schöpfte. Die Übersetzung des Textes ist nicht aufs Geratewohl und übereilt gemacht: Herr Ordynski hat jedes Wort auf die Waage gelegt und jeden Ausdruck wohl durchdacht. Mit einem Wort: die Übersetzung und die Kommentare Herrn Ordynskis erfüllen in ihrer Mehrzahl die Bedingungen, von denen der Wert einer Arbeit abhängt. Dabei wird man jedoch voraussehen müssen, daß seine Übersetzung der „Poetik“ ziemlich wenig Anklang selbst bei jenem kleinen Teil des Publikums finden wird, das sich speziell für klassische Literatur interessiert; andere Leser wird die Übersetzung entschieden abstoßen. Und auch die Kommentare Herrn Ordynskis, die mit großer Sachkenntnis und Aufmerksamkeit abgefaßt sind, werden dem russischen Leser kaum großen Nutzen bringen. Die Übersetzung Herrn Ordynskis ist sehr schwerfällig und dunkel, und die Kommentare dienen fast nur dem Beweis der persönlichen Auffassungen des Übersetzers, der behauptet, daß Aristoteles‘ Buch „Über die Dichtkunst“ *in vollem Umfang* und nicht in fragmentarischen Auszügen auf uns gekommen sei, wie man gemeinhin annimmt, und daß der Text dieses Werks oder dieses Auszugs nicht verdorben sei und keiner Korrekturen bedürfe. Dieser Frage müssen wir uns jetzt noch zuwenden.

Bedarf der Text der „Poetik“ des Aristoteles der Korrektur? In welchem Maße der Text der aristotelischen Schriften verdorben ist, kann auch der Nichtphilologe aus dem Schicksal erkennen, das diese Schriften vor der Zeit hatten, wo sie allgemein bekannt wurden, was erst zweieinhalb Jahrhunderte nach dem Tode Aristoteles’ geschah. Diese Geschichte ist geradezu spannend, und wir wollen sie deshalb in ein paar Worten erzählen. Aristoteles selbst hat seine Werke zu seinen Lebzeiten nicht veröffentlicht; nach seinem Tode gingen sie in die Hände seines Schülers Theophrastos über, der sie ebenfalls nicht veröffentlichte, vielleicht deshalb, weil Aristoteles gleich Anaxagoras gegen Ende seines Lebens [581] schweren Verfolgungen deswegen ausgesetzt war, da er die Vielgötterei ablehnte; man nimmt sogar an, daß diese

* Wir halten die Übersetzung des Titels der aristotelischen Schrift περί ποιητιχής mit „Über die Dichtkunst“, wobei τέχνης zu ergänzen ist (vgl. den Titel τέχνη ρητοριχή), für richtiger als die von Herrn Ordynski vorgeschlagene Übersetzung „Über die Poesie“.

Verfolgungen Aristoteles zwangen, sich zu vergiften. Auf dem Sterbebette übergab Theophrastos die Schriften zusammen mit den Büchern der Bibliothek des Aristoteles einem gewissen Neleus aus Skepsis. Neleus verkaufte die Bibliothek des Aristoteles an den König von Ägypten, Ptolemäos Philadelphos, von den Werken Aristoteles wollte er sich jedoch nicht ‚trennen, sie blieben in seinem Besitz. Die Erben des Neleus waren Ignoranten, die gar nicht daran dachten, Aristoteles u verwerten, sie hatten aber von Neleus gehört, daß diese Bücher äußerst wertvoll seien; da sie im Staatsgebiet von Pergamon lebten, befürchteten sie, die Könige von Pergamon, die mit den Ptolemäern in der Anlage einer ebenso riesigen und vollständigen Bibliothek wie der alexandrinischen wetteiferten und daher überall nach Büchern fahndeten, könnten ihnen diese Schätze umsonst oder gegen nur geringe Entschädigung abnehmen; sie mußten sie geheimhalten – und so versteckten sie die Werke des Aristoteles n einem Keller. Dort blieben sie lange verborgen. Schließlich erfuhr ein reicher athenischer Büchersammler, Apellikon von Teos, zufällig, wo sich die aristotelischen Schriften befanden, und erwarb sie für einen sehr hohen Preis. Das war bereits zu der Zeit Mithridates des Großen: sie mußten also hundert oder hundertfünfzig Jahre in dem feuchten Keller gelegen haben. Apellikon fand, daß sie unter der Feuchtigkeit des Kellers sehr gelitten hatten; außerdem waren sie von Würmern zerfressen. Wie stark die Beschädigung gewesen sein muß, kann man sich vorstellen, wenn man daran denkt, wie lange sie der Zerstörung ausgesetzt waren. Nachdem Apellikon die Schriften nach Athen gebracht hatte, ordnete er an, sie abzuschreiben, wobei er die durch Feuchtigkeit und Würmer verdorbenen Stellen auf Grund von Vermutungen *ergänzen* ließ. Bei der Eroberung Athens durch Sulla fiel Apellikons Bibliothek dem Sieger in die Hände und wurde nach Rom gebracht. Der in Rom lebende griechische Gelehrte Tyrannon erhielt von Sulla die Erlaubnis, seine Bibliothek zu benutzen, und ließ, als er dort die aristotelischen Schriften fand, mehrere Abschriften herstellen, die [582] er unter anderem an Cicero, Lukullus und Andronikos von Rhodos schickte. Andronikos gab sich alle Mühe, die ihm zugesandte Abschrift in eine gewisse Ordnung zu bringen: er schied die Bücher ihrem Inhalt nach voneinander, nahm weitere Verbesserungen am Text vor, und in seiner Redaktion fanden die aristotelischen Schriften unter den Gelehrten Verbreitung. Man muß annehmen, daß Apellikon zusammen mit vollendeten Werken auch unvollendete erworben hatte; aller Wahrscheinlichkeit nach hatte auch Aristoteles selbst einige verschiedene Abschriften je ein und desselben Werkes in verschiedenen Redaktionen aufbewahrt; darunter befanden sich wahrscheinlich auch Auszüge, erste Niederschriften u. dgl. Einen solchen Auszug oder eine erste Niederschrift stellt nun aller Wahrscheinlichkeit nach auch die auf uns gekommene „Poetik“ dar. Einige Gelehrte haben versucht, diese Erzählung zu widerlegen; ihre Einwände, sind jedoch schwach, und sie kann weiter als sicher gelten.[7] Die in Unordnung hinterlassenen Werke Aristoteles‘ sind also, halb verschimmelt und von Würmern zernagt, zweimal ergänzt und korrigiert worden. Kann es hiernach einen Zweifel geben, daß ihr Text dringend der Reinigung und der kritischen Verbesserung bedarf?

Wirklich sind die Werke des Aristoteles in einem außerordentlichen Durcheinander auf uns gekommen. Viele von ihnen sind verlorengegangen; andere sind aus regellos zusammengesuchten Teilen unglücklich zusammengestellt und bilden eine Mischung aus Rohentwürfen, unvollendeten Bruchstücken, Auszügen und gefälschten Fragmenten. Um ein schlagendes Beispiel anzuführen, erinnern wir an den Zustand des Sammelbandes der „Die Metaphysik des Aristoteles“ genannt wird und aus 14 Büchern besteht. Das zweite und dritte Buch stammen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht von Aristoteles Wenn das erste doch Von ihm stammen sollte, so hat es mit den übrigen nichts zu tun. Die „Metaphysik“ beginnt eigentlich erst mit dem vierten Buch. Auch das fünfte Buch sollte ein besonderes Werk bilden und ist nur irrtüm-

[7] Spätere Untersuchungen haben Tschernyschewskis Behauptung daß die „Poetik“ in verstümmeltem Zustand auf uns gekommen ist, bestätigt.

lich in die „Metaphysik“ aufgenommen worden. Dem inneren Zusammenhang nach müßte auf das vierte Buch unmittelbar das sechste folgen. Das zehnte Buch ist [583] Wiederholung des vierten und fünften; es ist entweder Auszug, den irgendein Leser hergestellt hat, oder eine Niederschrift, aus der später das vierte und das fünfte Buch hervorgegangen sind; das elfte und zwölfte Buch enthalten viele Auszüge aus Aristoteles sowie zusätzliche Gedanken, die Aristoteles’ Denken fremd sind – diese Bücher sind ebenfalls Sammelbände, die irgendein Leser angelegt hat. So stammen also von den vierzehn Büchern der „Metaphysik“ von Aristoteles eigentlich nur das vierte, sechste, siebente, achte, neunte, dreizehnte und vierzehnte; nur sie bilden ein zusammenhängendes Werk; die übrigen Bücher bestehen entweder aus Rohentwürfen oder aus Auszügen, die andere Gelehrte aus aristotelischen Werken kompiliert haben, und dürfen nicht zur „Metaphysik“ gehören. Viele der sogenannten „Werke des Aristoteles“ sind vollinhaltlich ganz bestimmt nur Auszüge, die andere Philosophen aus seinen Werken gemacht haben; so ist zum Beispiel die „Große Ethik“ ein Auszug aus der „Nikomachischen Ethik“; „Über die Meinungen des Xenophanes, Zenon und Gorgias“ ist eine Sammlung von Bruchstücken, in denen von Xenophanes eigentlich gar nicht die Rede ist; „Über die Richtungen und Benennungen der Winde“ ist ein Fragment aus dem Werk „Über die Ursachen der Stürme“; das Buch „Probleme“ ist ein späterer Auszug aus verschiedenen Werken; die „Geschichte der Tiere“ in neun oder zehn Büchern (die Echtheit eines von ihnen ist zweifelhaft) ist der Überrest eines großen Werkes, das mindestens fünfzig Bücher umfaßte; mit anderen Worten, die Hälfte oder mehr der nicht zugrunde gegangenen aristotelischen Schriften ist unvollständig oder nicht in ihrer wahren Gestalt auf uns gekommen.

Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn wir auch die ‚Poetik“ des Aristoteles als gekürztes Fragment oder als Rohentwurf ansehen müssen, dessen Text ziemlich stark entstellt ist. Wir wollen uns nicht auf kleinliche Beweise für die Unvollständigkeit des Textes einlassen; solchen begegnet man auf Schritt und Tritt: grammatische Fehler, nicht zu Ende geführte Gedanken, mangelnde Verbindung zwischen aufeinanderfolgenden Sätzen sind fast in jeder Zeile [584] anzutreffen; auf Schritt und Tritt begegnet man Stellen wie: „Wir müssen hier vier Fälle betrachten“ und dann werden nur zwei oder drei der versprochenen vier Fälle behandelt; eine derartige Kritik, die für einen Philologen sehr überzeugend ist, würde sonst lange grammatische Erläuterungen verlangen. Betrachten wir nur den Anfang und das Ende der „Poetik“, wie sie auf uns gekommen ist, und sie erlauben uns bereits ein Urteil über die Vollständigkeit des Werkes. Ganz im Anfang seiner Schrift sagt Aristoteles, die „Poetik“ werde behandeln: „Epos, Tragödie, Komödie, Dithyramben Flötenspiel und Zitherspiel“ (verschiedene Arten der lyrischen Dichtung mit musikalischer Begleitung) , in dem auf uns gekommenen Text ist dagegen nur von der Tragödie und sehr wenig vom Epos die Rede. Es ist klar, daß uns nur ein kleiner Teil des Werkes erhalten ist. Und wirklich wissen wir, auf Grund von Zitaten, die andere Schriftsteller aus der „Poetik“ anführen, daß sie aus zwei (oder sogar drei) Büchern bestand. Es ist klar, daß nur ein Teil des ersten Buches, sei es in Auszügen anderer, sei es in Form eines schnell hingeworfen Rohentwurfs auf uns gekommen ist. Der uns vorliegende Text endet mit einem Satz, der das Bindewort μέν enthält, welches notwendig im nächsten Satz das Bindewort δέ verlangt. Um auch einem Leser, der nicht Griechisch versteht, verständlich zu machen, warum diese Ergänzung in griechische ‚Sprache notwendig ist, wollen wir sagen, daß die griechischen Bindeworte μέν und δέ etwa so miteinander zusammenhängen wie „einerseits“ und „andererseits“ oder „zwar – aber“ in unserer Sprache. Stellen wir uns einmal vor, daß der Text eines Buches bei uns mit den Worten endet: „Das also läßt sich einerseits über die Tragödie sagen“... Ist es da nicht klar, daß dem Text dieses Buches das Ende fehlt und daß der nächste Satz die Worte „andererseits“ enthalten muß? Auf solche Weise endet der uns überlieferte griechische Text der „Poetik“*; es ist klar, daß hier

* Περί μέν ούν τραγωδίας είρήσθω τοσαύτα

nur eine Abteilung des Buches endet, auf die eine andere Abteilung über eine andere Gattung der Dichtung – wahrscheinlich die Komödie – folgte.

[585] Folglich kann also der Grundgedanke der Erwägungen Herrn Ordynskis, daß nämlich die „Poetik“ des Aristoteles im vollen Umfang auf uns gekommen sei und daß ihr Text keinerlei Korrektur bedürfe, schwerlich als der Wahrheit entsprechend betrachtet werden; der ganze Kommentar ist aber nur dazu geschrieben, um eben das zu beweisen. Er ist deshalb unbrauchbar.

Genau so würde wahrscheinlich auch seine Übersetzung des aristotelischen Textes mehr Nutzen gebracht haben, wenn sie nicht die gleiche Sucht nach Originalität in der Sprache aufwiese, die sein Kommentar in bezug auf den gedanklichen Inhalt aufweist. An den von uns angeführten kurzen Zitaten wird der Leser schon gesehen haben, daß Herr Ordynski Aristoteles in eine sehr schwerfällige und dunkle Sprache übersetzt hat. Wir wollen damit nicht sagen, daß etwa das gesamte russische Leserpublikum die „Poetik“ des Aristoteles lesen würde, wenn die Übersetzung recht leicht und elegant wäre – dennoch würde sie in einer eleganteren Übersetzung ziemlich viele Leser gefunden haben; Herrn Ordynskis Übersetzung jedoch wird nur wenige Leser anziehen; sie wird das Schicksal der sehr tüchtigen Übersetzungen Martynows teilen, die kein Mensch liest, eben weil ihre Sprache zu dunkel und schwerfällig ist. Warum hat uns Herr Ordynski eigentlich eine so unlesbare Übersetzung vorgesetzt, wo er doch in der gleichen Abhandlung durch den Stil seiner Kommentare zeigt, daß er eine verständliche und ziemlich leichte Sprache schreiben kann? Er sagt im Vorwort, er sei bestrebt gewesen, sich bei der Übersetzung möglichst eng an das Original zu halten. Ausgezeichnet! Aber erstens hat alles seine Grenzen, und auf Kosten einer klaren und richtigen Sprache nach buchstäblicher Übersetzung streben, heißt gerade der Genauigkeit der Übersetzung Schaden tun, denn was im Original klar ist, muß auch in der Übersetzung klar sein; wozu ist sonst die Übersetzung da? Zweitens kommt die Übersetzung Herrn Ordynskis dem Original wirklich sehr nahe, kann jedoch durchaus nicht wörtlich genannt werden: sehr häufig werden bei ihm zwei Wörter durch eins übersetzt oder ein Wort durch zwei, selbst dort, wo man sehr gut Wort für Wort hätte übersetzen [586] können. Ohne sich weiter vom Original zu entfernen, als Herr Ordynski es tut, hätte man einen klaren und gut lesbaren Text herstellen können. Nicht eine zu sehr beengende Anlehnung an das Original, sondern die originelle Auffassung, die Herr Ordynski vom russischen Stil hat, ist die Ursache für die Mängel seiner Übersetzung. Er strebt nach einer Art gesuchter Volkssprache hält sich absichtlich nicht an die Regeln der Literatursprache bemüht sich, ihre Worte zu vermeid gibt veraltete oder wenig gebräuchliche Worte. Wozu das? Schreibt, wie es allgemein üblich ist; und wenn ihr die lebendige Kraft der Einfachheit *und* Volkstümlichkeit in eurer Schreibweise habt, so wird diese ganz von selbst, ohne daß ihr besonders hinterher zu sein braucht, eurem Stil Einfachheit und Volkstümlichkeit geben. Jedes absichtliche Streben nach Originalität führt zu Geschraubtheit; und uns scheint, daß Herrn Ordynskis Arbeiten unter Beibehaltung all ihrer unzweifelhaften Vorzüge sehr viel mehr Leser finden und folglich viel mehr Nutzen bringen werden, wenn er auf den Anspruch verzichtet, eine originelle Sprache zu schreiben die der Gelehrte durchaus nicht nötig hat.

Wir machen diese Bemerkung natürlich nur deshalb, weil wir die Tätigkeit Herrn Ordynskis als nützlich hochschätzen und deshalb wünschen, daß seine Werke beim russischen Publikum wachsenden Anklang finden. Wir verabschieden uns nun von unserem jungen Gelehrten gewiß nicht für lange, mit dem Wunsch, daß die russische Literatur in ihm für immer einen Fachmann der griechischen Philologie behält, der ebenso gewissenhaft und arbeitsam bleibt, wie er bisher war. [587]

AUS DEN „SKIZZEN ÜBER DIE GOGOLSCHE PERIODE DER RUSSISCHEN LITERATUR“[1]

SECHSTER AUFSATZ

BELINSKI

Die Zeitschrift „Moskowski Nabljudatel“[2] wurde von den Freunden Stankewitschs zu einem Zeitpunkt übernommen, wo die Geldmittel zur Fortsetzung ihrer Herausgabe völlig erschöpft waren, und nur die uneigennützige Energie der neuen Mitarbeiter machte es möglich, die Zeitschrift, die von der früheren Redaktion zugrunde gerichtet worden war, noch ein Jahr lang weiter erscheinen zu lassen. Dafür war diese letzte, allzu kurze Periode im Leben des „Moskowski Nabljudatel“ aber derart, daß die russische Journalistik nie etwas Ähnliches gekannt hat, mit Ausnahme vielleicht der letzten Hefte des „Teleskop“[3]. Selbst der „Telegraf“[4] war in seinen besten Jahren nicht von einem so einmütigen, offenen Geist getragen, nicht von solchem glühenden Streben beseelt, der Wahrheit und der Kunst zu dienen; und wenn wir auch vor dieser Zeit Almanache und Zeitschriften besaßen, die über eine weit größere Zahl bereits weithin berühmter Mitarbeiter verfügten, wie beispielsweise die „Lesebibliothek“[5] im Jahre 1834 und die von Puschkin herausgegebene Zeitschrift „Sowremennik“ im Jahre 1836, so waren doch noch nie in einer russischen Zeitschrift so viele wahrhaft hervorragende Begabungen, so viel echtes Wissen und echte Poesie vereinigt wie im „Moskowski Nabljudatel“ unter seiner zweiten Redaktion (Heft XVI, XVII und XVIII in der alten Numerierung und Heft 1 und II in der neuen). In den Jahren 1838 bis 1839 waren die Mitarbeiter des „Nabljudatel“ junge Männer, die fast noch niemand kannte; fast alle aber erwiesen sich als starke Begabungen, fast jedem von ihnen ist es vergönnt gewesen, in unserer Literatur zu fest be-

---

[1] Die „Skizzen über die Gogolsche Periode der russischen Literatur“ erschienen erstmalig im „Sowremennik“ Der erste Aufsatz in Heft 12 des Jahrgangs 1855, die übrigen in den Heften 1, 2, 4, 7 und 9-12 des Jahrgangs 1856.
Die „Skizzen über die Gogolsche Periode der russischen Literatur“ gehören zu N. G. Tschernyschewskis wichtigsten Werken. Ihre Bedeutung geht weit über die Grenzen der Literaturkritik hinaus. Eigentlich hat Tschernyschewski in den „Skizzen“ eine kurzgefaßte Geschichte des russischen Geisteslebens in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gegeben. Die zentrale Figur dieser Periode war Belinski. Der strengen Zensur zum Trotz versteht es Tschernyschewski, die revolutionären Traditionen der „Kritik der Gogolschen Periode“ (d. h. Belinskis) wiederherzustellen und weiterzuentwickeln und stellt sie dabei der reaktionären liberal-aristokratischen Tendenz der „reinen Kunst“ gegenüber, die damals, Puschkins Namen demagogisch miß-brauchend, unter der Flagge „Puschkinscher Prinzipien“ auftrat. Man muß hier beachten daß die Namen Gogol und Puschkin nur als Symbole zweier ideologischer Richtungen verwendet werden, die von den Repräsentanten zweier gegensätzlichen Klassengruppierungen vertreten wurden. Tschernyschewski trat in den „Skizzen“ als direkter Fortsetzer der Linie Belinskis auf. „Wir sind“, schrieb Tschernyschewski, „mit ihr“ (d. h. mit der „Kritik der Gogolschen Periode“ in der Person Belinskis. *Die Red.*) „durch die heiße Liebe treuer und dankbarer Schüler verbunden.“
Die „Skizzen“ sind von großer Bedeutung für das Verständnis der philosophischen Ansichten Tschernyschewskis. Wir veröffentlichen hier Kapitel 6 ganz und Kapitel 7 teilweise; diese Stücke enthalten die Analyse der philosophischen Anschauungen Belinskis und eine bemerkenswerte Kritik Tschernyschewskis an der Philosophie Hegels.

[2] „Moskowski Nabljudatel“ – eine Literaturzeitschrift, die in den Jahren 1835-1837 unter der Leitung von W. P. Androssow und S. P. Schewyrjow stand. Im Jahre 1838 ging die Zeitschrift an Belinski über.

[3] „Teleskop“ – eine Monatsschrift mit dem Untertitel „Zeitschrift für moderne Bildung“; sie wurde in den Jahren 1831–1836 von N. I. Nadeshdin herausgegeben. Im Jahre 1836 wurde sie wegen Abdruck des „Philosophischen Briefes“ von P. J. Tschaadajew verboten. Im „Teleskop“ begann Belinski seine literaturkritische Tätigkeit.

[4] „Telegraf“ oder „Moskowski Telegraf“ – eine Zeitschrift „für Literatur, Kritik, Wissenschaft und Kunst“, erschien in den Jahren 1825–1834 mit N. Polewoi als Herausgeber. Polewoi schloß sich später dem reaktionären Lager in der Literatur an.

[5] „Lesebibliothek“ – eine im Jahre 1834 von A. F. Smirdin und O. I. Senkowski ins Leben gerufene Zeitschrift. Sie wurde wegen ihrer reaktionären Richtung in den „Otetschestwennyje Sapiski“ und im „Sowremennik“ scharf kritisiert.

gründeter, edler, untadeliger Berühmtheit zu kommen, und einigen [588] von ihnen war bestimmt, glänzenden Ruhm zu erwerben; ihnen gehörte die Zukunft, wie heute die Gegenwart ihnen und jenen Männern gehört, die sich ihnen später anschlossen.

Der „Moskowski Nabljudatel“ ist weniger bekannt als der „Telegraf“ und das „Teleskop“; deswegen ist es angebracht, vor der ausführlichen Darstellung seiner wissenschaftlich-kritischen Ansichten zwei, drei Worte über die allgemeine Physiognomie der letzten Nummern der Zeitschrift zu sagen, deren Herausgeber die uns hier interessierenden Männer der neuen Generation waren.

Bevor der entscheidende Einfluß Gogols auf die jungen Talente die Mehrzahl der begabten Schriftsteller dazu gebracht hatte, die prosaische Form der Erzählung zu bevorzugen, bildete die Dichtung die Glanzseite unserer schönen Literatur. Der „Moskowski Nabljudatel“ hatte nicht Puschkin als Mitarbeiter, wie die Almanache von 1823 bis 1833 oder die ersten Jahrgänge der „Bibliothek“ und des (Puschkinschen) „Sowremennik“. Nimmt man jedoch alles, was der „Nabljudatel“ in seiner Abteilung für Dichtung veröffentlicht hat, und vergleicht es mit dem, was unsere Dichtung in den älteren so berühmten Almanachen und selbst im Puschkinschen „Sowremennik“ aufzuweisen hatte (ganz zu schweigen von der „Bibliothek“, die in dieser Hinsicht weit hinter dem „Sowremennik“, den „Sewernyje Zwety“[6] u. a. zurückblieb), so muß man zugeben, daß der „Moskowski Nabljudatel“ mit seiner Abteilung für Dichtung weit über allen früheren Zeitschriften und Almanachen stand, wo abgesehen von den Werken Puschkins und den Übersetzungen Shukowskis nur wenige Gedichte das Niveau einer farblosen, leeren Mittelmäßigkeit überragten, während wir im „Moskowski Nabljudatel“ fast kein einziges Gedicht finden, das sich nicht auch heutzutage mit Vergnügen lesen ließe, wobei nicht nur die herrlichen Schöpfungen Kolzows, sondern auch viele andere Gedichte bis heute hervorragend und schön geblieben sind.[*]

[589] Darüber hinaus, daß von den vielen im „Moskowski Nabljudatel“ in seiner zweiten Redaktion veröffentlichten Gedichten nur einige wenige schwach genannt werden können – ein Vorzug, dessen sich bis dahin keine unserer Zeitschriften hatte rühmen können –, hat die Masse dieser Gedichte eine Eigenschaft, die für jene Zeit eine noch größere Neuheit war: man findet unter ihnen nicht ein einziges leeres Gedicht, jedes lyrische Stück ist wirklich von Gefühl und Gedanken getragen, so daß die Abteilung „Dichtung“ des „Moskowski Nabljudatel“ im Vergleich mit dem, was [590] man in anderen Zeitschriften jener Zeit finden konnte, einzig dasteht.

Mit Belletristik konnten die Zeitschriften damals keinen Ruhm einlegen: gute Erzählungen waren sehr selten, weil nur drei oder vier Leute damals so Prosa schreiben konnten, daß man ihre Werke heute ohne Lächeln wieder lesen kann. Aber auch mit seiner Abteilung für schöne Literatur überflügelte der „Moskowski Nabljudatel“ wohl ebenfalls alle seine Mitbrüder, indem er die Erzählungen Nestrojews (Herrn Kudrjawzews) abdruckte, dem in der Entstehungsgeschichte unserer Prosadichtung wohl einer der ersten Plätze zukommt. Der vorliegende Aufsatz ist nicht der Ort, eine Wertschätzung der Begabung Nestrojews zu geben: das hoffen wir später tun zu können; aber es kann keinen Zweifel geben, daß seine Erzählungen, was ihren künstlerischen Wert betrifft, in der Geschichte der russischen Prosa einen Ehrenplatz verdienen. Nestrojew ist ein Schriftsteller von selbständiger, starker Begabung, wie es

---

[6] „Sewernyje Zwety“ (Blumen des Nordens) – ein Literaturalmanach, der in den Jahren 1825-1831 von A. A. Delwig und O. M. Somow herausgegeben wurde. Puschkin nahm an diesem Almanach regen Anteil.

[*] Außer den Gedichten Kolzows veröffentlichte der „Moskowski Nabljudatel“: [589]
Gedichte von Goethe und Schiller in der Übersetzung K. S. Aksakows, den man einen unserer besten lyrischen Übersetzer nennen muß. Die heute manchmal geäußerte Meinung, der Vers dieser Übersetzungen sei schwerfällig, ist nicht ganz begründet; uns scheint vielmehr, daß es wenige so schöne und poetische Übersetzungen gibt, wie beispielsweise die des folgenden Gedichts ton Goethe („Moskowski Nahljudatel“, XVI, 92):

deren damals wenige oder besser gesagt überhaupt nicht gab – solche kolossalen Begabungen wie Puschkin, Gogol und Lermontow natürlich ausgenommen.

Die schöne Literatur zeichnete sich also im „Moskowski Nabljudatel“ durch künstlerische Qualität aus; sehr viel bemerkenswerter war sie noch in der Hinsicht, daß sie getreu und vollständig die Grundsätze spiegelte, die die Gesellschaft der um Stankewitsch versammelten jungen Männer beseelten. Bis dahin verstanden nur sehr wenige [591] unserer Dichter und Novellisten den geistigen Inhalt ihrer Werke mit den Ideen in Einklang zu bringen, die ihnen richtig erschienen: gewöhnlich hatten die Erzählungen oder Gedichte nur sehr wenig mit der sogenannten „Weltanschauung“ des Autors zu tun, wenn der Autor nur überhaupt eine „Weltanschauung“ besaß. Als Beispiel möchten wir auf die Erzählungen Marlinskis verweisen, in denen sich auch bei der aufmerksamsten Nachforschung nicht die geringste Spur der Grundsätze finden läßt, die dem Autor als Menschen zweifellos am Herzen lagen.[7] Gewöhnlich waren das Leben und die von ihm angeregte Gesinnung einerseits und die Dichtung andererseits zwei unabhängige, auf sich beruhende Welten: zwischen dem Schriftsteller und dem Menschen bestanden nur sehr schwache Bindungen, und selbst sehr lebhafte Menschen kümmerten sich, wenn sie einmal als Schriftsteller zur Feder griffen, häufig nur um die Theorie des Schönen und durchaus nicht um den Sinn dessen, was sie schrieben, sorgten nicht

---

AUF DEM SEE	НА ОЗЕРЕ
Und frische Nahrung, neues Blut Saug ich aus freier Welt; Wie ist Natur so hold und gut, Die mich am Busen hält!	Как освежается душа И кровъ течет быстрей! О, как природа хороша! Я из груди у ней!
Die Welle wieget unsern Kahn Im Rudertakt hinauf, Und Berge, wolkig himmelan, Begegnen unserm Lauf.	Качает наш челнок волна, В лад с нею весла бьют. И горы в мшистых пеленах Навстречу нам встают.
Aug’, mein Aug’, was sinkst du nieder? Goldne Träume, kommt ihr wieder? Weg, du Traum! so gold du bist Hier auch Lieb’ und Leben ist.	Что же, мой всор, осускаешъся ты? Вы ли опять, золотые мечты? О, прочь, мечтанье, хоть сладко оно! Здесь все так любовью и жизню полно!
Auf der Welle blinken Tausend schwebende Sterne, Weiche Nebel trinken Rings die türmende Ferne;	Светлою толпою Здезды в волнах глядятся, Туманы грядою На дальних высях лежатся;
Morgenwind umflügelt Die beschattete Bucht, Und im See bespiegelt Sich die reifende Frucht.	Ветер утра качет Деревя над зеркалом вод; Тихо отражает Озеро спеющий плод.

Wenn wir dieses Gedicht anführen, tun wir es nicht nur, um zu beweisen, daß wir Herrn K. Aksakows Übersetzungen im „Moskowski [590] Nabljudatel“ nicht ohne Grund zu den wertvollen Werken rechnen; für uns ist das Gedicht „Auf dem See“ auch der poetische Ausdruck für die charakteristischste Besonderheit der Weltanschauung, die im „Moskowski Nabljudatel“ herrschte.
Übersetzungen Herrn Katkows aus Heine und Stücke seiner vortrefflichen Übersetzung von Shakespeares „Romeo und Julia“.
Gedichte Kljutschnikows (unterzeichnet „0‘) und einiger anderer mehr oder weniger hervorragender Begabungen.
Gedichte Krassows, der wohl als der beste unserer zweitrangigen Dichter in der Epoche der Wirksamkeit Kolzows und Lermontows bezeichnet werden kann. Seine Gedichte sollte man sammeln und in Buchform herausgeben: sie verdienen es durchaus, und wir sind im Begriff, diesen bedeutenden Dichter unverdient zu vergessen.

[7] Tschernyschewski spielt hier darauf an, daß die sozialen Ideale des Dekabristen A. Bestushew (der unter dem Pseudonym Marlinski schrieb) im Schaffen dieses Schriftstellers keinen Ausdruck fanden.

dafür, in ihrem künstlerischen Schaffen „eine lebendige Idee durchzusetzen“ (wie es die Kritik der Gogolschen Periode zu nennen liebte). An diesem Mangel – dem Fehlen eines Bandes zwischen der Lebensauffassung, der Gesinnung des Autors und seinen Werken – litt unsere ganze Literatur bis zu der Zeit, da sie sich unter dem Einfluß Gogols und Belinskis wandelte. Die literarische Abteilung des „Moskowski Nabljudatel“ ist wohl die erste Stelle, wo eine dauernde Harmonie der Gesinnung des Menschen mit dem Sinn seiner Kunstwerke aufkeimte – eine Harmonie, die heutzutage in unserer Literatur herrschend ist und sie so stark und lebendig macht. Die jungen Dichter und Belletristen, die an der Zeitschrift mitarbeiteten, schrieben genau über das, was sie bewegte und beschäftigte, und nicht über irgendwelche ihnen von anderen Dichtern zugetragene Sujets, deren Sinn für die Imitatoren, die angestrengt die äußere Form fremdländischer Werke kopierten, häufig völlig unverständlich blieb: diese neuen Dichter verstanden, was sie schrieben – eine Eigenschaft, die bei unseren früheren Schriftstellern sehr selten anzutreffen ist. Es gab damals nur sehr wenige Ausnahmen von der allgemeinen Regel, Sachen zu schreiben, die entweder [592] überhaupt keinen lebendigen Sinn hatten, oder Werke, deren Sinn dem Autor selbst ein Buch mit sieben Siegeln war, und der „Moskowski Nabljudatel“ war die erste Zeitschrift, in der Gedanke und Poesie miteinander harmonierten und in deren literarischen Abteilung sich ständig bewußte Tendenzen spiegelten. Es war die erste der Zeitschriften von der heute üblichen Art, in denen Dichtung, Prosa und Kritik einmütig und einander unterstützend auf ein gemeinsames Ziel zusteuern. Ein tiefes Bedürfnis nach Wahrheit, nach dem Guten einerseits und andererseits eine frische und gesunde Bereitschaft, alles zu lieben, was das wirkliche Leben an Befriedigendem zu bieten hat, eine Bevorzugung des wirklichen Lebens vor abstrakter Phantasterei einerseits und andererseits eine stark ausgeprägte Sympathie für alles, was im Streben der Phantasie gesunder Ausdruck eines echten Bedürfnisses nach uneingeschränktem Lebensgenuß ist – diese Grundzüge der kritischen Gedankenrichtung des „Moskowski Nabljudatel“ machen in dieser Zeitschrift auch das kennzeichnende Wesen seiner Literaturabteilung aus. Das Streben, das ihre Dichtungen und Prosawerke beseelte, ist offensichtlich von einem philosophischen Gedanken getragen, der herrschend über allem steht.

Wirklich hatte eine philosophische Weltanschauung die ungeteilte Herrschaft über die Geister jenes Freundeskreises, dessen Organ die letzten Hefte des „Moskowski Nabljudatel“ waren. Diese Männer lebten ganz entschieden nur der Philosophie, redeten, wenn sie zusammenkamen, Tag und Nacht nur von ihr, betrachteten alles, entschieden alles vom Standpunkt der Philosophie. Es war damals die Zeit, wo wir eben Hegel kennengelernt hatten, und der Enthusiasmus, den die für uns neuen, mit der wunderbaren Kraft der Dialektik im System dieses Denkers entwickelten tiefen Wahrheiten erregten, mußte ganz natürlich für einige Zeit die Oberhand über alle anderen Bestrebungen der Männer der jungen Generation gewinnen, die sich ihrer Pflicht bewußt wurden, zu Herolden einer bei uns unbekannten Wahrheit zu werden, die, wie es ihnen in der Glut der ersten Begeisterung vorkam, alles erleuchtete, alles versöhnte und dem Menschen sowohl eine unerschütterlich feste Innenwelt als auch frische [593] Kräfte für eine Tätigkeit nach außen hin gab. Die Hauptbedeutung des „Moskowski Nabljudatel“ besteht darin, daß er ein Organ der Hegelschen Philosophie war.

Philosophisches Streben ist heutzutage in unserer Literatur und Kritik fast ganz in Vergessenheit geraten. Wir wollen nicht entscheiden, was Literatur und Kritik durch diese Vergeßlichkeit gewonnen haben – gewonnen haben sie wohl nichts, dabei aber sehr viel verloren; aber wie wir uns auch zu der Frage stellen, welche Bedeutung die philosophische Weltanschauung für unsere heutige Zeit hat, wird jedermann zugeben, daß die Beherrschung unserer ganzen geistigen Tätigkeit durch die Philosophie zu Beginn der gegenwärtigen Periode unserer Literatur eine bemerkenswerte historische Tatsache ist, die aufmerksam studiert zu werden verdient. Der „Moskowski Nabljudatel“ repräsentiert diese erste Epoche der Herrschaft

der Philosophie, die Epoche, in der Hegel als unfehlbarer Deuter der Philosophie galt, in der jedes Wort Hegels eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit war, und jeder Ausspruch des großen Lehrers von seinen neuen Schülern im buchstäblichen Sinn aufgenommen wurde, wobei man sich weder die Mühe gab, diese Wahrheiten nachzuprüfen, noch ahnte, daß Hegel inkonsequent war, sich selbst auf Schritt und Tritt widersprach, und daß der konsequente Denker, wenn er sich seine Prinzipien aneignete, zu Schlußfolgerungen kommen mußte, die von den Schlußfolgerungen Hegels völlig verschieden waren. Später, als man das herausfand, lehnten die besten der einstigen Anhänger Hegels bei uns seine falschen Schlußfolgerungen ab, und die deutsche Philosophie zeigte sich in völlig anderem Lichte. Aber das war bereits eine ganz andere Epoche, die Epoche der „Otetschestwennyje Sapiski", und von ihr wird im nächsten Aufsatz die Rede sein, jetzt aber wollen wir zusehen, was das Hegelsche System darstellte, als dessen glühender Apostel der „Moskowski Nabljudatel" auftrat.

Das Programm der Zeitschrift bildete ihr erster Aufsatz – das Vorwort zu einer Übersetzung der „Gymnasialreden" Hegels („Moskowski Nabljudatel", XVI, S. 5-20).[8] Wir geben unter dem Strich die wichtigsten Stellen dieses Vorworts wieder, wobei wir eine Erklärung der Fachausdrücke der [594] Hegelschen Sprache beifügen, weil diese Ausdrücke den nicht an sie gewöhnten Lesern Schwierigkeiten bereiten könnten: sie werden dabei, hoffen wir, erkennen, daß die Sache ganz einfach und verständlich und daß das verschiedentliche Gerede über eine angebliche Dunkelheit der Hegelschen Philosophie ein bloßes Vorurteil ist. Man braucht nur den Sinn einiger Fachausdrücke zu kennen, und die transzendentale Philosophie wird für die Menschen unserer Zeit ganz einfach und klar.[*]

---

[8] Der Verfasser dieses „Vorworts" war M. Bakunin; von ihm stammt auch die Übersetzung der „Gymnasialreden" Hegels selber. Als Tschernyschewski die „Skizzen" schrieb, saß Bakunin bereits als Gefangener in der Festung Schlüsselburg, und es war durch die Zensur streng verboten, seinen Namen zu nennen.

[*] Der Geist ist nur eine der Fähigkeiten des Menschen; das Wissen ist nur eine seiner Bestrebungen; deshalb befriedigt die bloße geistige Beschäftigung mit abstrakten Fragen den Menschen nicht: er will auch lieben und leben, will nicht nur wissen, sondern auch genießen, nicht nur denken, sondern auch handeln. Heutzutage versteht das jedermann – das macht der Geist des Jahrhunderts, das ist die Kraft der alles erklärenden Zeit. Im 17. Jahrhundert jedoch war die Wissenschaft eine Sache der Stubengelehrten, die nur ihre Bücher kannten, nur über gelehrte Fragen nachdachten, das Leben scheuten und nichts von den Alltagsangelegenheiten verstanden. Als das Leben im 18. Jahrhundert seine Rechte mit solcher Kraft geltend machte, daß selbst die deutschen Gelehrten erwachten, erkannten sie die Unzulänglichkeit der bisherigen philosophischen Methode, die alles auf Spekulationen aufbaute und alles mit dem Maßstab abstrakter Begriffe maß. Sie konnten jedoch keinen Schritt aus ihren staubigen Arbeitsstuben heraustun, um auf das Forum des Lebens zu treten; sie waren noch allzu weit von dem Gedanken entfernt, daß *alle* natürlichen Fähigkeiten und Bestrebungen des Menschen Zusammenwirken und einander behilflich sein müssen, um die Probleme der Wissenschaft und des Lebens zu lösen. Ihnen schien es genügend, die Methode der Spekulation zu ändern und dabei Herz und Leib des Menschen wie bisher unbeachtet zu lassen. Sie waren der Meinung, der Geist sei nicht deshalb außerstande, die lebendige Wahrheit in ihrer ganzen Fülle zu erfassen, weil der Mensch mit dem Kopf allein, ohne Brust und Arme, ohne Herz und Empfindung nicht auskommen kann; sie kamen auf den Gedanken, einmal zu versuchen, ob der Kopf nicht ohne die Hilfe der übrigen Glieder des lebendigen Organismus auskommen könne, wenn sich nämlich der Kopf einmal an die Dinge heranmachte, die Sache des Herzens, des Magens und der Hände sind – und der Kopf erfand wirklich das „spekulative Denken". Das Wesen dieses Versuchs bestand darin, daß der Geist unter Ablehnung der abstrakten Begriffe bemüht war, in sogenannten „konkreten" Begriffen zu denken, zum Beispiel beim Nachdenken über den Menschen seine Schlußfolgerungen nicht auf den bisherigen Satz aufzubauen: „Der Mensch ist ein vernunftbegabtes Wesen", sondern auf die Vorstellung vom wirklichen Menschen, der Arme und Beine, Herz [595] und Magen hat. Das war ein großer Schritt vorwärts. Hegel ist der letzte und wichtigste der Denker, die bei dieser ersten Phase der Verwandlung des Stubengelehrten in einen lebendigen Menschen stehenblieben. Natürlich war das System, das auf dieser Art der Ersetzung der früheren abstrakten Begriffe durch eine lebendigere Betrachtungsweise beruhte, sehr viel frischer und vollständiger als die bisherigen, völlig abstrakten Systeme, die sich nicht mit den in der Wirklichkeit existierenden Menschen befaßten, sondern mit Scheinwesen, die die frühere Denkmethode geschaffen hatte, welche im Menschen keine anderen Fähigkeiten und Bestrebungen anerkannte als den Geist und von allen Organen des Geschöpfes Mensch nur das Gehirn der Aufmerksamkeit für würdig befand. Deshalb war die „transzendentale" oder „spekulative" Denkweise (die ihren Spekulationen Begriffe von wirklichen Gegenständen zugrunde zu legen bestrebt war)

[595] Der Inhalt der Hegelschen Philosophie scheint in der Gestalt, die Hegel selbst ihr gegeben hat und in der sie in den Jahren 1838 und 1839 von den Freunden Stankewitschs bis in die kleinsten Einzelheiten als unbestrittene Wahrheit hingenommen wurde, im genauen Gegensatz zu der Denkweise zu stehen, die später mit soviel Feuer und Erfolg von der Kritik der Gogolschen Periode in den „Otetschestwennyje Sapiski“ (1840-1846) und in unserer Zeitschrift (1847 und

---

mit Recht stolz darauf, daß sie sehr viel lebendiger war als die bisherige scholastische Methode, und die alte Methode, alles auf abstrakte Begriffe aufzubauen, wurde mit der Benennung „Scheindenken“, welches dem „abstrakten Geist oder Verstand“ zugehörte, gebrandmarkt. Alle auf Grund dieses „abstrakten Scheindenkens“ gebildeten Begriffe und Schlüsse erhielten den Schimpfnamen „Scheinbegriffe“, „Scheinschlüsse“, und die Schüler Hegels sprachen mit Verachtung von allen jenen Philosophen, die ihre Systeme nicht auf das „spekulative Denken“ aufbauten: diese Leute verdienten nach der Meinung Hegels und seiner Anhänger nicht einmal den Namen Philosoph, und ihre Systeme waren „Scheingebilde“, die „abstrakten Schein“ an Stelle lebendiger Wahrheit darboten. Besondere Empörung lenkte die französische Philosophie auf sich, die, nachdem sie ihr Werk vollendet hatte, die starken Geister nicht mehr beschäftigte, zum Tummelplatz für Phantasten und Schwätzer wurde und wirklich unter Napoleon und während der Restauration auf klägliche Weise kleinlich und banal wurde. Damals verstand in Frankreich tatsächlich jedermann unter Philosophie alles mögliche dumme Zeug, das ihm gerade in den Kopf kam, vermengte dieses dumme Zeug willkürlich mit eilends zusammengekramten fremden Gedanken und rief sich dann als Genie und Schöpfer eines neuen philosophischen Systems aus. Gegen diese Phantasien, die mit wissenschaftlichem Ernst [596] nichts zu tun haben, richtete sich denn auch vorwiegend das Vorwort zu den Reden Hegels, das dem „Moskowski Nabljudatel“ als Programmartikel diente. Die wesentlichen Stücke dieses Programms sind die folgenden:

„Wer hält sich heutzutage nicht für einen Philosophen, wer redet jetzt nicht mit aller Bestimmtheit davon, was Wahrheit ist und worauf die Wahrheit beruht? Jedermann möchte gern sein eigenes Privatsystem haben; wer nicht auf seine eigene Art und nach seiner privaten Willkür denkt, der hat keinen selbständigen Geist und ist ein farbloser Mensch; wer keine eigene kleine Idee ausgeheckt hat, der ist kein Genie, der ist nicht tief, und heutzutage stößt man doch, wohin man sich auch wendet, überall auf Genies. Aber was haben eigentlich diese Genies von eignen Gnaden erdacht, welche Früchte haben ihre tiefen Ideen und Ansichten getragen, was haben sie vorwärtsgebracht, was haben sie wirklich getan?

‚Nur tüchtig Lärm gemacht, Bruderherz‘, antwortet Repetilow an ihrer Statt in Gribojedows Komödie. Ja, Lärm, leeres Geschwätz, das ist das einzige Ergebnis dieser schrecklichen, sinnlosen Anarchie der Geister, an der unsere neue Generation, diese abstrakte, gespensterhafte, der Wirklichkeit völlig fernstehende Generation hauptsächlich krankt; und dieser ganze Lärm und dieses ganze Geschwätz läuft unter dem Namen Philosophie. Ist es da verwunderlich, wenn das gescheite, wirkliche russische Volk sich durch dieses Feuerwerk von Worten ohne Inhalt und von Gedanken ohne Sinn nicht blenden läßt? Ist es verwunderlich, wenn es der Philosophie nicht traut, die sich ihm von einer so ungünstigen, trügerischen Seite darstellt? Bis heute gelten philosophisch und abstrakt, eingebildet, wirklichkeitsleer als ein und dasselbe: wer sich mit Philosophie befaßt, hat notwendig von der Wirklichkeit Abschied genommen und wandelt mit dieser krankhaften Entfremdung von jeder natürlichen und geistigen Wirklichkeit in irgendwelchen phantastischen, frei erfundenen, nicht existierenden Welten herum oder zieht gegen die wirkliche Welt zu Felde und bildet sich ein, er könne ihr mächtiges Dasein mit seinen illusorischen Kräften zertrümmern, bildet sich ein, das ganze Wohl der Menschheit bestehe in der Verwirklichung der endlichen (*bornierten, einseitigen*)* Thesen (*Urteile*)* seines endlichen (*bornierten, einseitigen, abstrakten*)* Verstandes und der endlichen Ziele seiner endlichen Willkür, und weiß dabei nicht, der Arme!, daß die wirkliche Welt hoch über seiner kläglichen und machtlosen Individualität (*Persönlichkeit*)* steht... Sein Leben ist eine Kette ständiger [597] Qualen, ständiger Enttäuschungen, ein Kampf ohne Ausgang und Ende; und dieser innere Zerfall, diese innere Zerrissenheit sind die notwendige Folge davon, daß der endliche Verstand, für den es nichts Konkretes gibt und der alles Leben in Tod verwandelt, abstrakt und trügerisch ist. Und ich wiederhole noch einmal: das allgemeine Mißtrauen in die Philosophie ist durchaus begründet, weil das, was man uns bisher als Philosophie vorgesetzt hat, den Menschen zerstört, statt ihn zu beleben, statt ihn zu einem tätigen und nützlichen Glied der Gesellschaft zu machen.

Diese Krankheit hat unglücklicherweise auch bei uns Verbreitung gefunden... Die Inhaltslosigkeit unserer Erziehung ist die Hauptursache für das Scheinleben unserer neuen Generation. Anstatt im jun. gen Menschen den Funken Gottes zu entzünden..., anstatt ihm ein tiefes, ästhetisches Gefühl einzubilden, welches den Menschen vor allen schmutzigen Seiten des Lebens bewahrt, statt alles dessen stopft man ihn mit leeren, sinnlosen französischen Phrasen voll... Anstatt den jungen Geist an wirkliche Arbeit zu gewöhnen, anstatt Liebe zum Wissen in ihm zu entfachen..., erzieht man ihn zur Verachtung der Arbeit... Da haben wir die Quelle unser aller Krankheit, unseres Scheindaseins! Man schlage einen beliebigen russischen Gedichtband auf und man sehe nach, was unseren Poeten von eigenen Gnaden für ihre tägliche Begeisterung als Nahrung dient...

Der eine erklärt, daß er nicht ans Leben glaubt, daß er enttäuscht ist; ein anderer, daß er nicht an die Freundschaft glaubt; ein dritter, daß er nicht an die Liebe glaubt...

1848) entwickelt worden ist; deshalb stellen sich [596] auch die Aufsätze, die Belinski und seine Gesinnungsgenossen unter dem ausschließlichen Einfluß der Werke Hegels im „Moskowski Nabljudatel“ Veröffentlichten, auf den ersten Blick als absoluter Widerspruch zu den Aufsätzen dar, die der [597] gleiche Belinski einige Jahre später schrieb. Dieser Widerspruch beruht, wie wir bereits gesagt haben, auf der Zwiespältigkeit von Hegels System selber, auf dem Widerspruch zwischen seinen Grundsätzen und seinen Schlußfolgerungen, [598] zwischen Geist und Inhalt. Hegels Grundsätze waren außerordentlich machtvoll und umfassend, seine Schlußfolgerun gen dagegen borniert und nichtssagend: so kolossal das Genie des großen Denkers war, reichten seine Kräfte doch nur dazu aus, die allgemeinen Ideen auszusprechen, aber nicht [599] mehr dazu, unerschütterlich auf diesen Grundlagen stehenzubleiben und alle notwendigen Folgen logisch aus ihnen zu entwickeln. Hegel hatte die Wahrheit aufleuchten sehen, aber nur in den allgemeinsten, abstrakten, ganz unbestimmten Umrissen; sie von Angesicht zu Angesicht zu erblicken, wurde erst der nachfolgenden Generation zuteil. Und nicht nur die Schlußfolgerungen aus seinen Grundsätzen verstand er nicht zu ziehen – diese Grundsätze selber stellten sich ihm noch nicht in ihrer ganzen Klarheit dar, waren ihm noch dunkel. Die folgende Generation von Denkern tat einen weiteren Schritt vorwärts, und die von Hegel unbestimmt, einseitig und abstrakt ausgesprochenen Grundsätze traten in ihrer ganzen Fülle und Klarheit in Erscheinung; da konnte es kein Schwanken mehr geben, die Zwiespältigkeit verschwand, die falschen Schlußfolgerungen, die Hegel durch seine Inkonsequenz bei der Entwicklung der Grundthesen in die Wissenschaft hineingetragen hatte, wurden beiseite geschoben, und der Inhalt wurde mit den Grundwahrheiten in Einklang gebracht. Diesen Lauf nahmen die Dinge in Deutschland, den gleichen nahmen sie auch bei uns. Die Entwicklung konsequenter Anschauungen aus den zweideutigen und jeder Anwendung baren Hinweise Hegels vollzog sich bei uns teilweise unter dem Einfluß der deutschen Denker, die nach Hegel auftraten, teilweise aber – wir können das mit allem Stolz sagen – aus eigner Kraft. Hier zeigte der russische Geist zum erstenmal seine Fähigkeit, sich an der Weiterbildung der gesamtmenschlichen Wissenschaft zu beteiligen.[9]

Wir wollen nunmehr jene Grundsätze der Hegelschen Philosophie durchgehen, die mit ihrer Macht und ihrer Wahrheit einen so hinreißenden Eindruck auf die Männer des „Moskowski Nabljudatel“ machten, daß im Feuer des Enthusiasmus, den dieses erhabene Streben auslöste, zeitweise alle übrigen Forderungen der Vernunft und des Lebens in Vergessenheit gerieten, und der gesamte Inhalt des Systems angenommen wurde, das sich rühmte, auf diesen tiefen Wahrheiten zu beruhen.

Wir sind ebensowenig Anhänger Hegels wie Descartes’ und Aristoteles’. Hegel gehört heute bereits der Geschichte [600] an, die Gegenwart besitzt eine andere Philosophie und hat die

---

Das Glück liegt nicht im Schein, nicht im abstrakten Traum, sondern in der lebendigen Wirklichkeit; sich gegen die Wirklichkeit empören, heißt jede Quelle des Lebens in sich abtöten; die Versöhnung mit der Wirklichkeit in allen Beziehungen und allen Sphären des Lebens ist die Hauptaufgabe unserer Zeit, und Hegel und Goethe sind die Häupter dieser Versöhnung, dieser Rückkehr aus dem Tode zum Leben. Wir wollen hoffen, daß auch unsere junge Generation das Reich des Scheins verläßt, daß sie das leere, sinnlose Schwatzen aufgibt und erkennt, daß wahres Wissen das genaue Gegenteil von Anarchie der Geister und Willkür der Meinungen ist, daß im Reich des Wissens strenge Disziplin herrscht und daß es ohne diese Disziplin kein Wissen gibt. Wir wollen hoffen, daß unsere neue Generation sich endlich mit unserer schönen russischen Wirklichkeit befreundet und daß sie unter Verzicht auf alle leeren Genialitätsansprüche endlich in sich das berechtigte Bedürfnis empfindet, wirkliche Russen zu sein.“ – * In Klammern – Einschaltungen N. G. Tschernyschewskis. *Die Red.*

[9] Bezieht sich auf Herzens „Briefe über das Studium der Natur“, die in den Jahren 1845 und 1846 in den „Otetschestwennyje Sapiski“ erschienen. (Deutsch in A. I. Herzen, Ausgewählte philosophische Schriften, Moskau 1949, S. 103-319.) Lenin schrieb über diese Arbeit: „Der im Jahre 1844 geschriebene erste der ‚Briefe über das Studium der Natur‘, ‚Empirie und Idealismus‘ – zeigt uns einen Denker, der auch jetzt noch die unzähligen modernen Naturforscher-Empiriker und die Unmasse der heutigen Philosophen, Idealisten und Halbidealisten, um Haupteslänge überragt. Herzen kam dicht bis an den dialektischen Materialismus heran und machte hast vor dem – historischen Materialismus.“ (W. I. Lenin, Werke, 4. Ausg., Bd. 18, S. 10 russ.)

Mängel des Hegelschen Systems gut erkannt; man muß jedoch zugeben, daß die von Hegel aufgestellten Grundsätze der Wahrheit wirklich sehr nahekamen und daß einige Seiten der Wahrheit von diesem Denker mit wahrhaft erstaunlicher Kraft herausgearbeitet worden sind. Von diesen Wahrheiten verdanken einige ihre Entdeckung Hegel persönlich; andere sind, obwohl sie nicht ausschließlich seinem System angehören, sondern der ganzen deutschen Philosophie seit Kant und Fichte, doch vor Hegel niemals so klar formuliert und so stark vorgetragen worden wie in seinem System.

Vor allem wollen wir auf den höchst fruchtbaren Grundsatz jeden Fortschritts verweisen, durch den sich die deutsche Philosophie im allgemeinen und Hegels System im besonderen so scharf und 50 glänzend von jenen scheinheiligen und feigen Ansichten unterscheiden die damals (zu Beginn des 19. Jahrhunderts) bei den Franzosen und Engländern vorherrschend waren: „Die Wahrheit ist das oberste Ziel des Denkens; sucht die Wahrheit, denn in der Wahrheit liegt das höchste Gut; wie immer die Wahrheit sein mag, sie ist besser als alles, was nicht wahr ist; die erste Pflicht des Denkers ist: vor keinem Ergebnis haltmachen; er muß bereit sein, der Wahrheit seine liebsten Ansichten zum Opfer zu bringen. Der Irrtum ist die Quelle allen Verderbens; die Wahrheit ist das höchste Gut und die Quelle aller anderen Güter.“ Um die außerordentliche Wichtigkeit dieser Forderung richtig zu verstehen, die der gesamten deutschen Philosophie seit Kant eigen ist, die aber besonders energisch von Hegel ausgesprochen wurde, muß man sich daran erinnern, mit welch sonderbaren und engstirnigen Bedingungen die Denker anderer damaliger Schulen die Wahrheit einengten: sie machten sich einzig dazu ans Philosophieren, um „eine ihnen am Herzen liegende Überzeugung zu rechtfertigen“, d. h. sie suchten nicht nach der Wahrheit, sondern nach einer Stütze für ihre Vorurteile; jeder nahm von der Wahrheit nur das, was ihm gefiel, und lehnte jede ihm unbequeme Wahrheit ab, wobei er ungeniert zugab, daß ein angenehm Irrtum ihm besser gefalle als eine unvorein-[601]genommene Wahrheit. Diese Manier, sich nicht um die Wahrheit zu bemühen, sondern um die Bestätigung angenehmer Vorurteile, benannten die deutschen Philosophen (besonders Hegel) „subjektives Denken“, Philosophieren zum eignen Vergnügen und nicht aus lebendigem Bedürfnis nach Wahrheit. Hegel ist dieser inhaltlosen und schädlichen Beschäftigung scharf zu Leibe gegangen. Als notwendiges Schutzmittel gegen jede Versuchung, zugunsten persönlicher Wünsche oder Vorurteile von der Wahrheit abzuweichen, stellte Hegel die berühmte „dialektische Denkmethode“ auf. Ihr Wesen besteht darin, daß der Denker bei keinem positiven Schlußergebnis stehenbleiben darf, sondern suchen muß, ob es an dem Gegenstand, über den er nachdenkt, nicht Eigenschaften und Kräfte gibt, die im Gegensatz zu dem stehen, was auf den ersten Blick an diesem Gegenstand erkennbar ist; hierdurch war der Denker gezwungen, den Gegenstand von allen Seiten zu betrachten, und die Wahrheit ergab sich ihm nur als Folge des Kampfes aller möglicher gegensätzlicher Meinungen. Auf diese Weise kam man an Stelle der bisherigen einseitigen Auffassungen des Gegenstandes nach und nach einer umfassenden, allseitigen Erforschung und zum lebendigen Begriff von allen wirklichen Eigenschaften des Gegenstandes. Die Erklärung der Wirklichkeit wurde zur wesentlichen Pflicht philosophischen Denkens. Hieraus ergab sich eine außerordentliche Aufmerksamkeit für die Wirklichkeit, über die man sich früher keine Gedanken gemacht hatte, indem man sie ungeniert zugunsten der eigenen, einseitigen Vorurteile entstellte. So trat gewissenhafte, unermüdliche Wahrheitssuche an die Stelle der bisherigen, willkürlichen Auslegungen. In der Wirklichkeit hängt aber alles von den Umständen, von den örtlichen und zeitlichen Bedingungen ab, und Hegel erkannte daher, daß die allgemeinen Phrasen, mit denen man bisher über Gut und Böse geurteilt hatte, ohne die näheren Umstände und Ursachen zu untersuchen, unter denen die betreffende Erscheinung entstanden war – daß diese allgemeinen, abstrakten Redereien unbefriedigend seien: jeder Gegenstand, jede Erscheinung hat eigene Bedeutung und muß unter Berücksichtigung der Umstände beurteilt werden, unter denen sie existiert; diese [602] Regel fand ihren Ausdruck in der Formel: „Es

gibt keine abstrakte Wahrheit, die Wahrheit ist konkret“, d. h. ein definitives Urteil läßt sich nur über eine bestimmte Tatsache fällen, und zwar nach Untersuchung aller Umstände, von denen sie abhängt.*

Selbstverständlich kann diese flüchtige Aufzählung einiger Grundsätze der Hegelschen Philosophie keine Vorstellung von der hinreißenden Wirkung der Werke des großen Philosophen geben, der zu seiner Zeit auch die mißtrauischsten Schüler durch die ungewöhnliche Kraft und Erhabenheit seines Denkens packte, eines Denkens, das alle Gebiete des Seins seiner Herrschaft unterwarf, in jede Sphäre des Lebens die Identität der Gesetze der Natur und der Geschichte mit seinem eigenen Gesetz der dialektischen Entwicklung aufdeckte, alle Tatsachen der Religion, der Kunst, der exakten Wissenschaften, des Staats- und Privatrechts, [603] der Geschichte und der Psychologie mit dem Netz systematischer Einheit erfaßte, so daß alles sich erklären und versöhnen ließ. Die Zeit jener Philosophie, deren letzter und größter Repräsentant Hegel war, ist für Deutschland vorüber. Gestützt auf die von ihr erarbeiteten Resultate, hat die Wissenschaft, wie wir schon sagten, einen Schritt vorwärts getan; aber diese neue Wissenschaft entstand nur als Weiterentwicklung des Hegelschen Systems, das als Übergang von der abstrakten Wissenschaft zur Wissenschaft des Lebens für immer historische Bedeutung behält.

Diese Bedeutung hatte die Hegelsche Philosophie für uns: sie diente als Übergang vom sterilen, scholastischen Spintisieren, das an Apathie und Ignoranz grenzte, zu einer einfachen und klaren Betrachtungsweise der Literatur und des Lebens, weil diese Betrachtungsweise, wie wir zu zeigen versucht haben, im Keime in ihren Grundsätzen beschlossen lag. Feurige und entschlossene Geister wie Belinski und einige andere konnten sich nicht lange mit den engstirnigen Schlußfolgerungen zufrieden geben, auf die sich die Anwendung dieser Grundsätze im System Hegels selber beschränkte; sie bemerkten sehr bald, daß selbst die Grundsätze dieses Denkers mangelhaft waren. Daraufhin gaben sie ihren bisherigen unbedingten Glauben an sein System auf und schritten vorwärts, ohne, wie Hegel es getan hatte, auf halbem Wege haltzumachen. Sie bewahrten sich aber für immer eine tiefe Achtung vor seiner Philosophie, der sie wirklich sehr viel verdankten.

Wir haben jedoch bereits gesagt, daß der Inhalt des Hegelschen Systems durchaus nicht seinen Grundsätzen entspricht, die er selbst verkündete und auf die wir hingewiesen haben. Im Feuer der ersten Begeisterung hatten Belinski und seine Freunde diesen inneren Widerspruch nicht bemerkt, und es wäre auch unnatürlich gewesen, wenn er sich gleich beim ersten Male hätte bemerken lassen: er wird durch die ungewöhnliche Kraft der Hegelschen Dialektik äußerst gut verdeckt, so daß in Deutschland selber nur die reifsten und stärksten Geister – und

* Zum Beispiel: „Ist der Regen gut oder schlecht?“ – diese Frage ist abstrakt; sie läßt sich definitiv nicht beantworten; manchmal bringt der Regen Nutzen, manchmal, wenn auch seltener, bringt er Schaden; man muß bestimmt fragen: „Nach Beendigung der Getreideaussaat fiel fünf Stunden lang heftiger Regen – war er für das Getreide von Nutzen?“ Nur hier gibt es eine klare Antwort, und sie hat den Sinn: „Dieser Regen war sehr nützlich.“ – „Aber im gleichen Sommer fiel, als die Zeit der Getreideernte herannahte, eine ganze Woche lang ein Dauerregen – war das gut für das Getreide?“ Die Antwort ist ebenfalls klar und ebenfalls eindeutig: „Nein, dieser Regen war schädlich.“ Genau so werden in der Hegelschen Philosophie alle Fragen beantwortet: „Ist der Krieg verderblich oder wohltätig?“ Allgemein läßt sich hierauf keine bestimmte Antwort geben; man muß zuerst wissen, von was für einem Krieg die Rede ist, alles hängt von den Umständen, von Zeit und Ort ab. Für wilde Völker ist der Schaden des Krieges weniger, der Nutzen dagegen mehr spürbar; kultivierten Völkern bringt der Krieg weniger Nutzen und mehr Schaden. Der Krieg von 1812 aber war beispielsweise für das russische Volk eine Rettung; die Schlacht bei Marathon war eine der positivsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit. Das ist der Sinn des Axioms: „Es gibt keine abstrakte Wahrheit; die Wahrheit ist konkret“ – konkret ist der Begriff eines Gegenstandes dann, wenn der Gegenstand in allen seinen Eigenschaften und Besonderheiten und mit den Umständen, unter denen er existiert, vorgestellt wird, nicht aber in Abstraktion von diesen Umständen und von seinen lebendigen Besonderheiten (wie ihn das abstrakte Denken vorstellt, dessen Urteile daher für das wirkliche Leben keinen Sinn haben).

auch sie nur nach langem Studium – diesen inneren Zwiespalt zwischen den Grundideen [604] Hegels und seinen Schlußfolgerungen bemerkten. Die größten der zeitgenössischen deutschen Denker, die Hegel an Genialität nicht nachstanden, waren selber unbedingte Anhänger aller seiner Auffassungen, und es verging lange Zeit, bis sie ihre Selbständigkeit wiedergewinnen und nach Aufdeckung der Fehler Hegels eine neue Richtung in der Wissenschaft begründen konnten. So pflegt es immer zu gehen: Hegel selber war lange Zeit ein unbedingten Verehrer Schellings, Schelling ein Verehrer Fichtes, Fichte – Kants; Spinoza, der Descartes an Genialität weit überragte, hielt sich lange Zeit für dessen treuesten Schüler.

Wir sagen dies alles, um zu zeigen, wie natürlich und notwendig die unbedingte Anhängerschaft an Hegel war, der Belinski und seine Freunde für einige Zeit verfielen. Sie teilten hierin das Schicksal der größten Denker unserer Zeit. Und wenn Belinski sich später über seine frühere bedingungslose Begeisterung für Hegel ärgerte, so hatte er auch hierin Gefährten, die an Geistesstärke weder ihm noch Hegel nachstanden.[*,10]

[605] Alle deutschen Philosophen von Kant bis Hegel leiden an dem gleichen Mangel, den wir im System Hegels aufgezeigt haben: die Schlußfolgerungen, die sie aus den von ihnen angenommenen Prinzipien ziehen, entsprechen durchaus nicht den Prinzipien selber. Ihre allgemeinen Ideen sind tief, fruchtbar, großartig, die Schlußfolgerungen dagegen kleinlich und teilweise sogar banal. Bei keinem von ihnen jedoch geht diese Gegensätzlichkeit bis zu einem so kolossalen Widerspruch wie bei Hegel, der sich, obwohl er alle seine Vorgänger durch die Erhabenheit seiner Grundsätze überragt, in seinen Schlußfolgerungen wohl der schwächste von ihnen allen ist. Sowohl in Deutschland als auch bei uns haben sich gewisse beschränkte und apathische Leute mit den Schlußfolgerungen zufrieden gegeben und haben dabei die Prinzipien vergessen; sowohl bei uns wie in Deutschland fanden sich solche dem Buchstaben allzu treuen und deshalb dem Geiste untreuen Schüler nur unter zweitrangigen Leuten, denen es an Kraft zu historischer Wirksamkeit fehlte, und die deshalb keinen weiteren Einfluß haben konnten. Dagegen haben sowohl bei uns wie in Deutschland alle wahrhaft begabten und starken Männer, als die Zeit der ersten Begeisterung vorüber war, die falschen Schlußfolgerungen beiseite geschoben, haben die Fehler des Lehrers den Anforderungen der Wissenschaft fröhlich zum Opfer gebracht und sind frohen Mutes weitergeschnitten. Deswegen haben die Fehler Hegels gleich den Fehlern Kants keine ernsteren Folgen gehabt, während der gesunde Teil seiner Lehre sich sehr fruchtbar ausgewirkt hat.

Wir würden gegen das Gesetz der historischen Perspektive verstoßen, wenn wir einen Gegenstand, der historisch so wenig Bedeutung hat wie die Fehler Hegels, mit der gleichen Aus-

---

[*] Ein zeitgenössischer Denker sagt über seine im Geiste Hegels verfaßten Schriften: „Ich kann diesen Wirrwarr jetzt gar nicht entwirren; es bleibt mir nur eins: entweder alles ausstreichen oder alles lassen, wie es ist – ich ziehe das letztere vor; viele halten auch heute noch das für weise, was mir als weise erschien, als ich diese Schriften schrieb – mögen sie denn, indem sie sie lesen, den Weg ‘sehen, auf dem ich zu meinen jetzigen Ansichten gelangt bin; diese Leute werden auf meinen Spuren leichter zur Wahrheit kommen.“ Genau so müssen wir von den Aufsätzen denken, die Belinski in den Jahren 1838 und 1839 schrieb: wer nicht imstande ist, sich die reife und selbständige Gesinnung zu eigen zu machen, die Belinski in der letzten Zeit zum Ausdruck gebracht hat, für den wird die Lektüre seiner Aufsätze in chronologischer Reihenfolge, angefangen mit denen, über die Belinski später selber unzufrieden war, von Nutzen sein: wer zu tief unten steht, braucht eine Leiter, um sich zur Höhe seines Jahrhunderts aufzuschwingen.
Nebenbei gesagt, haben wir im vorliegenden Aufsatz die Erinnerungen benutzt, die einer der nächsten Freunde Belinskis, Herr A.*), uns mitgeteilt hat, und können deshalb für die absolute Richtigkeit der obenerwähnten Tatsachen bürgen. Wir hoffen, daß die interessanten Erinnerungen des Herrn A. mit der Zeit zur Kenntnis unseres Publikums gelangen, und möchten unsere Leser schon jetzt darauf aufmerksam [605] machen, daß sich unsere Worte dann als bloße Weiterentwicklung seiner Gedanken erweisen werden. Wir fühlen uns verpflichtet, dem hochverehrten Herrn A. an dieser Stelle für die Hilfe Dank zu sagen, die er uns mit seinen Erinnerungen bei der Abfassung des vorliegenden Aufsatzes erwiesen hat. – *) Mit „Herr A.“ ist Pawel Wassiljewitsch Annenkow gemeint.

[10] Hier und im vorhergehenden Absatz bezieht Tschernyschewski sich auf Ludwig Feuerbach.

führlichkeit behandeln würden wie diejenigen seiner Ideen, die den Gang der Geistesentwicklung stark beeinflußt haben. Da diese Fehler jedoch immerhin historische [606] Tatsache sind, wenn auch eine unbedeutende, können wir sie nicht gänzlich verschweigen. Weiter unten wird der Leser aus einem der anzuführenden Zitate erfahren, worin das Wesen dieser Fehler bestand. Hier brauchen wir nur zu wiederholen, daß die Freunde Stankewitschs in den gleichen Irrtum verfielen wie alle bedeutenden deutschen Denker der gleichzeitigen Generation; eine Zeitlang blendete die geniale Dialektik Hegels alle, so daß die den Prinzipien widersprechenden Schlußfolgerungen um dieser Prinzipien willen, als scheinbar notwendige Folge, von allen angenommen wurden.

Man muß wohl oder übel zugeben, daß sowohl in Deutschland als auch bei uns die Männer, die den gesamten Inhalt des Hegelschen Systems als reine Wahrheit hinnahmen, durch seine Autorität zu zahlreichen und recht schwerwiegenden Irrtümern gebracht wurden. Ohne verteidigen zu wollen, was in diesen Fehlern wirklich übel war, müssen wir jedoch bemerken, daß vor zwanzig Jahren nicht alles wirklich schädlichen Irrtum war, was heutzutage unverzeihliche Verblendung sein würde: für viele Meinungen, die in unserer Zeit ausgesprochen unrichtige Vorurteile wären, gab es damals noch gewisse, mag sein einseitige, mag sein leicht veraltete, aber doch sachliche Gründe, die viel Richtiges enthielten. Wir wollen ein Beispiel anführen. Die strengen Anhänger der deutschen Philosophie seit Kant, besonders die strengen Hegelianer, verachteten, ja haßten teils sogar alles Französische. Die Freunde Stankewitschs teilten diese Abneigung, und der ganze „Moskowski Nabljudatel“ atmet „Franzosenfresserei“, wie die Deutschen sagen. Der Franzosenfresserei sind viele Seiten des Vorworts zu Hegels Reden gewidmet, welches, wie wir gesehen haben, das Programm der Zeitschrift enthielt. Eine dieser Seiten wollen wir unter dem Strich wiedergeben.* Und man muß schon [607] sagen, daß der „Moskowski Nabljudatel“, der alle übrigen Punkte seines Programms

---

* „Die Franzosen kamen niemals über den Rahmen willkürlichen Räsonnements hinaus, und alles Heilige, Große und Edle im Leben fiel unter den Schlägen des blinden, toten Verstandes. Das Resultat der französischen Philosophiererei war der Materialismus, der Triumph des unbeseelten Fleisches. Im französischen Volke erlosch der letzte Funke von Offenbarung. Das Christentum, dieser ewige und unvergängliche [607] Beweis der Liebe des Schöpfers zur Schöpfung, wurde zum Gegenstand allgemeinen Gespötts, allgemeiner Verachtung, und der ärmliche Verstand des Menschen, der unfähig ist, in das tiefe und geheiligte Geheimnis des Lebens einzudringen, lehnte alles ab, was ihm nicht erreichbar war, aber nicht erreichbar ist ihm alles Wahre und alles Wirkliche. Er forderte Klarheit – aber was für eine Klarheit! –, nicht jene, die in der Tiefe der Dinge liegt: nein, jene an der Oberfläche; er unternahm es, die Religion zu erklären – und die seinen endlichen Bemühungen unzugängliche Religion verschwand und nahm das Glück und die Ruhe Frankreichs mit sich fort; er unternahm es, den heiligen Tempel der Wissenschaft in ein allem Volke offenstehendes Gebäude zu verwandeln, und der geheimnisvolle Sinn des wahren Wissens verschwand und übrig blieb nur das banale, sterile, gespenstige Räsonnement – und Jean Jacques Rousseau behauptete, der aufgeklärte Mensch sei ein verdorbenes Tier, und so wurde die Revolution notwendig als Folge dieser geistigen Verdorbenheit. Wo es keine Religion gibt, da kann es auch keinen Staat geben, und die Revolution war die Negation jeden Staates, jeder gesetzlichen Ordnung, und die Guillotine nivellierte alles mit ihrem blutigen Schnitt und köpfte alles, was sich nur ein wenig über die geistlose Menge erhob.“

Lermontow hat diese Worte in seinem Gedicht „Die letzte Fahrt“ wortwörtlich in Verse gebracht:

Kann meine Brust den Schmerz und Zorn nicht länger tragen
. . . . . .
Und mächtig drängt es mich, dem großen Volk zu sagen:
Welch ein erbärmlich Volk bist du!
Erbärmlich bist du, weil das Wahre, Schöne, Gute,
Das der Vernichtung nun und nimmer fällt zum Raub,
Dii dumm bezweifelt hast mit kind’schem Wankelmute
Und frech getreten in den Staub.
Du machtest aus dem Ruhm ein Spielzeug niedren Strebens
Und aus der Freiheit Schwert ein blut’ges Henkerbeil,
Zertrümmertest damit die Güter deines Lebens,
Der Väter bestes Erbeteil...

gewissenhaft erfüllte, sich auch gewissenhaft an diesen Punkt hielt. Er benutzte jede Gelegenheit, jeden Anlaß, um eine dräuende Philippika gegen die Franzosen zu schleudern oder ihnen verächtlich eins auszuwischen. Ist beispielsweise in der Kritik des „Sowremennik“ von Puschkins Aufsatz über Milton die Rede, so schenkt er hauptsächlich jenen Episoden Beachtung, in denen Puschkin die Franzosen verspottet, zitiert sofort einige boshafte Ausfälle gegen Alfred de Vigny oder Victor Hugo, Bemerkun-[608]gen über die Mängel der Komödien Molières usw. – und dafür fügt der „Moskowski Nabljudatel“ dann auch hinzu, Puschkin „hatte eine richtige Auffassung von der Kunst und ein unendlich feines ästhetisches Gefühl“. Oder es wird ein anderes Heft des „Sowremennik“ kritisch untersucht, das Bruchstücke aus der „Chronik eines Russen in Paris“[11] enthält – und fast die ganze Rezension besteht aus der Wiedergabe solcher Seiten der „Chronik“, die für die Franzosen besonders ungünstig sind. Oder der Roman „Virginia“ von Herrn Weltmann wird kritisiert – und schon zeigt sich, daß dieser Roman nur wegen einer einzigen Sache Lob verdient: „Viele Züge der französischen Windbeutelei sind in ihm mit größter Treue eingefangen“; oder es ist von dem „Sammelband für das Jahr 1838“ die Rede – der Sammelband enthält viele, teilweise sogar gute Gedichte, aber besonders interessant ist in ihm eine Übersetzung eines Epigramms von Schiller, in dem die Franzosen als „Vandalen“ bezeichnet werden. Der Kritiker zitiert dieses Gedicht, lobt Schiller seinetwegen und ruft dann dem Leser triumphierend zu:

Die Franzosen sind Vandalen!!! – hört ihr’s?

Um diesem Ausruf noch größere Bedeutung zu geben, hat man ihn sogar eingerückt, was auch wir hier beibehalten haben. Oder es ist von der Rückkehr unserer jungen Professoren aus dem Ausland die Rede – am meisten freut den „Moskowski Nabljudatel“ hierbei, daß sie in Berlin und nicht in Paris Vorlesungen gehört haben. Es versteht sich von selber, daß der „Moskowski Nabljudatel“ die Gelegenheit benutzt, die Phrasendrescherei und den Leichtsinn der Franzosen anzuprangern, als eine Übersetzung der „Geschichte Frankreichs von Michelet erscheint. Hier schwingt sich die Philippika zu erschrecklicher Schonungslosigkeit auf:

bestenfalls einigen Fachgelehrten wird für ihre Spezialarbeiten verziehen, daß sie Franzosen sind,– die französischen Schriftsteller, Dichter und Denker dagegen werden samt und sonders ohne alle Gnade verdonnert von Fräulein von Scudéry bis zu Michelet, von Ronsard bis Lerminier. Der allgemeinen Verurteilung entgeht nur Béranger, „der müßige [609] Schlemmer“: müßige Schlemmerei – das ist etwas für die Franzosen, das verstehen sie in netten Liedchen zu besingen, etwas Besseres kann man auch von ihnen nicht erwarten. Mit einem Wort, wovon auch die Rede ist, der „Moskowski Nabljudatel“ findet immer einen Vorwand, den Franzosen einen Hieb oder Stich zu versetzen, und diese ganze unermüdliche Polemik wird in die allgemeine Schlußbemerkung zusammengefaßt, daß wir, während „der Einfluß der Deutschen auf uns in vielen Beziehungen – sowohl in der Wissenschaft wie auch in der Kunst und im Geistig-Sittlichen –wohltätig ist, zu den Franzosen im umgekehrten Verhältnis stehen: wir sind ihnen dem Wesen unseres Nationalgeistes nach feindlich entgegengesetzt“ („Moskowski Nabljudatel“, Heft XVIII, S. 200).

Heutzutage, wo die besten Franzosen ihre überheblichen Ansprüche und ihre Verachtung anderer Völker aufgeben, wo die ganze Nation ihren früheren Leichtsinn ablegt, ja selbst die Neigung zum Phrasenhaften abtut, die ihr so lange eigen war, wo das ganze Leben der Nation auf die Lösung wahrhaft tiefer Fragen eingestellt ist – heutzutage wäre ein solcher Franzosenhaß völlig unbegründet. Aber damals war die Verfassung der Geister in Frankreich eine völlig andere. Die Geistesrichtungen, die heutzutage Frankreich die Sympathie der ernsten

[11] „Moskowski Nabljudatel“, Jahrgang 1838, Heft 16 und 17. Gemeint sind Belinskis kritische Betrachtungen über Heft 1 und 2 des „Sowremennik“, Jahrgang 1838. Die „Chronik eines Russen in Paris“ stammte von Alexander Iwanowitsch Turgenew (1785-1846), dem Bruder des Dekabristen N. I. Turgenew.

Männer einbringen, sind eben erst zum Vorschein gekommen und dazu noch in sonderbaren, noch nicht recht ausgereiften phantastischen Formen, sie haben das Leben der Nation noch in keiner Weise beeinflußt, im Gegenteil, sie wurden von der Literatur verspottet, vom öffentlichen Leben verachtet. Alles, womit Frankreich in den Zeiten des ersten Kaiserreichs und der Restauration glänzte, war falsch und oberflächlich oder widersprach den wahren Bedürfnissen des sittlichen und sozialen Lebens; alles beruhte auf Mißverständnissen einerseits und Betrug oder Gewalt andererseits. In der Literatur zum Beispiel herrschten zwei im gleichen Maße verlogene Richtungen: die eine zog – im Geiste Châteaubriands und Lamartines – die Maske künstlicher Exstase für Lehren an, die sie gar nicht verstand und um die sie sich eigentlich sehr wenig Sorge machte; die andere zog die Maske einer raffi-[610]nierten Sittenverderbnis und eines spießigen Satanismus an (école satanique). Wer nicht Idealismus oder Zynismus heuchelte, quasselte dummes. Zeug. Einzig Béranger machte eine Ausnahme, aber Béranger wurde nicht verstanden, man sah in ihm nur den Sänger der Grisetten. In der Wissenschaft kam es zu einer furchtbaren Zerbröcklung aller Begriffe – die berühmten Gelehrten der damaligen Zeit waren Scharlatane und Phrasendrescher, die sich abmühten, das Unversöhnliche zu versöhnen, Vorurteile wissenschaftlich zu rechtfertigen, phantastische Hirngespinste mit der wissenschaftlichen Wahrheit in Einklang zu bringen. Die Zeit hat inzwischen offenbart, was diese Cousins, Guizots, Thiers' für Leute waren und was sie wollten; und sie waren noch die besten unter den damaligen Berühmtheiten.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit daran erinnern, was damals der vielgerühmte „Liberalismus" bedeutete, der diesen Berühmtheiten so besonderen Ruhm einbrachte. Die geschichtlichen Ereignisse haben die Leere und absolute Nutzlosigkeit dieses Liberalismus erwiesen, der sich nur um abstrakte Rechte bemühte und nicht um das Wohlergehen des Volkes, denn dieser Begriff war ihm völlig fremd. Die besseren Apostel des Liberalismus waren sich einfach nicht im klaren über die wahren Bedürfnisse der Nation; andere benutzten diesen sogenannten Liberalismus als Lockspeise, um die Nation an ihre Angel zu kriegen – wozu sie aber die Nation brauchten, das zeigte sich später, als sie an die Macht gelangt waren: sie strebten nach der Macht, um sich die Taschen zu füllen.

So sah es in Frankreich während der Restauration und in den ersten Jahren der Dynastie Orleans aus. Überall schmetterten Phrasen ohne Sinn, überall herrschten Leichtsinn und Betrug. Am meisten jedoch mußten Menschen mit einer glühenden Gesinnung und hohen Grundsätzen sich darüber empören, daß die damaligen französischen Berühmtheiten überhaupt weder ausgesprochene Grundsätze noch eine streng konsequente Denkweise kannten: alles, was sie glaubten, glaubten sie nur zur Hälfte, zaghaft und der Form halber, alles, was sie verneinten, verneinten sie ebenfalls nur zur [611] Hälfte, sie waren allesamt Menschen von der Art, wie sie Puschkin bei uns in seinen Helden dargestellt hat, von der Art, die Lermontow sagen ließ:

> Wir eignen uns schon an bei frühem Kinderspiele
> Der Väter späten Geist und ihres Seins Gebrest...
> Mit Gleichmut – welche Schmach! – wir Gut und Bös betrachten,
> Erschlaffen ohne Kampf zu Anbeginn der Schlacht...
>
> Vor Nächsten, vor dem Freund verbergen mit Gezier
> Die besten Hoffnungen, das adlige Gewissen
> Verschmähter Leidenschaften wir.
>
> Wir haben kaum berührt die Schale des Genusses,
> Doch nicht bewahrt die jugendliche Kraft;
> Und jedem Freudenborn, vor Furcht des Überdrusses,
> Entzogen raubend wir den besten Saft...

Zufällig hassen wir und zufällig wir lieben,
Kein Opfer bringen wir der Liebe noch der Wut,
In unsren Seelen ist geheimer Frost verblieben...*

Von solchen Menschen, die ihr bornierter, übersättigter Egoismus kraftlos machte, war natürlich nichts Gutes zu erhoffen; von diesen Kretins, die nach dem großen inneren, alle edlen Kräfte des französischen Volkes verzehrenden Kampf übriggeblieben waren[12], läßt sich natürlich nicht erwarten, daß sie ihrem Volk neues Leben einflößten; das waren nicht die rechten Ideale für uns, die wir einen Überschuß an frischen, noch unverbrauchten Kräften in uns spürten. Das war natürlich nichts für die Herzen glühender, junger Männer, die gleich bereit waren, bis zur Selbstaufopferung zu lieben wie tödlich zu hassen, die nach Taten, nach den höchsten Gütern dürsteten. Die Feindschaft vertiefte sich besonders dadurch, daß diese enttäuschten, blasierten, von Egoismus zerfressenen Leute bei uns als Orakel gegolten hatten: eine Zeitlang machte man bei uns großes Geschrei über die Franzosen, alle Welt begeisterte sich an den [612] Franzosen, aber Franzosen dieser Sorte taugten absolut zu nichts, bei sich zu Haust nicht, und noch viel weniger für uns. Wir brauchten Enthusiasmus, vor uns lag ein weites Feld der Tätigkeit; wie sollten wir da nicht jene Leute hassen, die uns nur ihre Machtlosigkeit, Enttäuschung und Tatenlosigkeit geben konnten?

Die Unbeliebtheit, die die Franzosen der Zeit des ersten Kaiserreichs und der Restauration durchaus verdienten, wurde unverdientermaßen auch auf ihre Vorfahren ausgedehnt, und ebenso unverdientermaßen verfielen der allgemeinen Ablehnung jene frischen Geistesrichtungen, die in der jungen Generation bei Denkern aufkamen, welche mit den früheren Berühmtheiten nichts zu tun hatten, sondern Männer von fester und erhabener Gesinnung, Männer mit frischen Kräften waren. Schuld an dieser Ungerechtigkeit war teilweise die ungenügende Bekanntschaft mit den neuen Tendenzen, die in der französischen Literatur zutage traten, teilweise auch das gegen alle Franzosen überhaupt bestehende Vorurteil, vor allem aber die bedingungslose Anbetung des Hegelschen Systems als der obersten und einzigen Wahrheit, außer der nichts Beachtung verdiente.

Die Verehrung Hegels im Kreise der Freunde Stankewitschs ging, wie wir gesagt haben, bis zu einem Extrem, bei dem die begabten, selbständig denkenden und vorwärtsstrebenden jungen Leute nicht stehenbleiben konnten. Anzeichen für eine unbewußte Unzufriedenheit mit dem System, für das sie sich auch weiterhin begeisterten, traten bei den begabtesten Mitgliedern des Freundeskreises darin zutage, daß die Freunde im Hegelschen Sinn entschiedener und rückhaltloser zu reden begannen als Hegel selber und, wie man sagt, hegelischer wurden als Hegel selber. Besonders tat sich hierin Belinski hervor, der überhaupt nicht das Zeug dazu hatte, aus Angst, er könnte vom exakten Wort irgendeiner Autorität abweichen, auf eine logische Schlußfolgerung zu verzichten. Was Menschen, die ihn persönlich kannten, hierüber berichten, wird bestätigt durch viele Seiten seiner Schriften, die ganz im Geiste Hegels, aber mit einer Entschiedenheit geschrieben sind, die Hegel selbst nicht gebilligt hätte. Und überhaupt konnte Hegel, der über alles mit [613] der Leidenschaftslosigkeit eines ergrauten Weisen sprach, der alles mit den Augen des lebensfremden, unbewegten Stubengelehrten betrachtete, nicht für lange Zeit einen so feurigen, von lebendigem Leben durchdrungenen Mann von fünfundzwanzig Jahren, wie Belinski, in unbedingter Botmäßigkeit erhalten. Die Naturen des Lehrers und des Schülers, die Erfordernisse zweier verschiedener Gesellschaften, innerhalb derer die beiden wirkten, waren allzu unvereinbar. Belinski schüttelte schnell alles ab, was in Hegels Lehre seinen Geist beengen konnte, und trat bald nach seiner Übersiedlung nach Petersburg bereits völlig selbständig auf.

---

* *M. J. Lermontow*, Ausgewählte Werke, Moskau 1948, S. 96 und *97. Die Red.*

[12] Hiermit ist die französische bürgerliche Revolution vom Ende des 18. Jahrhunderts gemeint.

Zwei Umstände trugen dazu bei, daß dieser bei Belinskis Natur unausbleibliche Umschwung sich schneller vollzog, als es ohne diese Umstände geschehen wäre: die Annäherung der Freunde Stankewitschs an Herrn Ogarjow und seinen Freundeskreis[13] sowie die Übersiedlung Belinskis aus Moskau nach Petersburg.

Die Einflüsse, unter denen sich die anfängliche Entwicklung Herrn Ogarjows und seiner Freunde vollzogen hatte, waren völlig verschieden von den Einflüssen, unter denen der Kreis Stankewitschs stand. Die deutsche Philosophie beschäftigte sie, als ein gar zu abstrakter Stoff, nur wenig. Ihre Aufmerksamkeit galt jenen Wissenschaften, die in unmittelbarer Beziehung zum Leben der Nationen standen. Damals bildeten sich in Frankreich als Gegenstück zu der seelenlosen und todbringenden Lehre der Ökonomisten neue Theorien über den nationalen Wohlstand aus. Die Ideen, die die neue Wissenschaft beseelten, wurden erst noch in phantastischen Formen vorgetragen, und es war für ihre voreingenommenen oder von eigennützigen Motiven geleiteten Gegner ein leichtes, die ihnen verhaßten Systeme zu verspotten, indem sie die gesunden und hochfliegenden Grundideen der neuen Theoretiker unbeachtet ließen und die phantastischen Schwärmereien, von denen sich anfangs keine neue Wissenschaft freihält, in übertriebener Form in den Vordergrund rückten. Hinter den offenbaren Absonderlichkeiten und der phantastischen Schwärmerei steckten aber in diesen Systemen ebenso tiefe wie wohltätige Wahrheiten.[14] Die große Mehrheit sowohl der Gelehrten als auch des europä-[614]ischen Leserpublikums wollte, da sie noch an die voreingenommenen und oberflächlichen Urteile der Ökonomisten glaubte, den Sinn der neuen Wissenschaft nicht verstehen, machte sich über die unrealisierbaren Utopien lustig, und fast niemand nahm sich dabei die Mühe, sie gründlich und unvoreingenommen zu studieren. Herr Ogarjow und seine Freunde beschäftigten sich mit diesen Fragen, deren außerordentliche Wichtigkeit für das Leben sie begriffen. Gleichzeitig galt die Aufmerksamkeit Herrn Ogarjows und seiner Freunde der Geschichte, besonders der neusten, d. h. ihrem gerade für das Leben wichtigsten Teil; und da in jüngster Zeit Frankreich die Bühne war, auf der sich die Geschichte vornehmlich abspielte, so interessierten sie sich vor allem für dessen Geschichte. Auch in der Literatur gaben sie nicht den Deutschen den unbedingten Vorzug, da sie die neuen französischen Schriftsteller kannten und zu schätzen wußten, die damals die Literatur noch nicht beherrschten, jedoch bereits erkennen ließen, daß sie sie bald beherrschen würden. Unter dem Einfluß dieser Beschäftigungen entstanden in dem genannten Kreis bestimmte und konsequente wissenschaftlich-literarische Ansichten.

So zerfielen die führenden Repräsentanten der jungen Generation in Moskau in zwei Gruppen mit zwei verschiedenen Richtungen: in der einen war die Hegelsche Philosophie herrschend, während die andere sich vorwiegend mit den modernen Problemen des geschichtlichen Lebens beschäftigte. Es gab viele Punkte, wo die beiden Richtungen feindlich aufeinanderstoßen konnten; hinter der offenbaren Gegensätzlichkeit verbarg sich jedoch eine Identität im Wesen der Bestrebungen, die nur in dem nicht übereinstimmten, was bei jeder von ihnen ihre Einseitigkeit, ihr Mangel war, die sich aber gleichermaßen das Ziel stellten, aktiv für eine fruchtbare Entwicklung der russischen Gesellschaft tätig zu sein, die gleichermaßen das einzige Mittel zur Erreichung dieses Ziels in einer Belebung unserer Literatur und in der Erwekkung unseres geistigen Lebens sahen, gleichermaßen ihr Ideal in der Zukunft und nicht in der Vergangenheit hatten und zueinander standen wie Theorie und Praxis, welche einander ergänzen müssen. Die wichtige [615] Frage, was die Oberhand gewinnen würde: das Gefühl der wesentlichen Zusammengehörigkeit oder die Widersprüche in zwar zweitrangigen, jedoch sehr wichtigen Fragen, mußte so oder so ihre Lösung finden, je nachdem, ob die Män-

[13] Bezieht sich auf das Jahr 1840. Den Namen Herzens durfte Tschernyschewski aus Zensurgründen nicht erwähnen.
[14] Gemeint ist die Lehre des utopischen Sozialisten Fourier.

ner, die die Repräsentanten dieser verschiedenen Richtungen waren, wirklich zu bedeutenden Gestalten dieser Entwicklungsgeschichte der russischen Gesellschaft zu werden verdienten, und ob die Grundsätze, die sie beseelten, wirklich fruchtbar waren. Die Geschichte lehrt uns, daß es beim Niedergang eines Prinzips gewöhnlich wegen zweitrangiger Fragen zu unversöhnlicher Feindschaft zwischen seinen Anhängern kommt, wohingegen bei der aufsteigenden Entwicklung eines Prinzips Leute, die in der Hauptsache miteinander übereinstimmen, einträchtig handeln, mögen die zweitrangigen Fragen, die sie trennen, noch so bedeutend sein. Der Verzicht auf jede bornierte Eigenliebe und die Bereitschaft, eine Wahrheit anzunehmen, die man früher nicht bemerkt hat, und diese von einem anderen aufgezeigte Wahrheit von ganzem Herzen zur eignen Sache zu machen – das sind wesentliche Eigenschaften der wahrhaft bedeutenden historischen Persönlichkeiten.

Die Männer, von denen wir reden, waren berufen, in der Entwicklung unserer Gesellschaft eine wahrhaft bedeutende Rolle zu spielen; die Prinzipien, die sie beseelten, waren wirklich lebendig und fruchtbar – deshalb mußten diese Prinzipien sich notwendig verschmelzen und diese Männer sich vereinigen. Und wirklich, die Männer vereinigten sich mit so edler Ehrlichkeit und unter Absage aller ihrer Einseitigkeiten, die Prinzipien verschmolzen zu einer gemeinsamen Richtung mit so vollendeter Harmonie, daß dieser Vorgang zu den ganz seltenen und herzerhebenden Beispielen des vollendeten Triumphs der allgemeinen Wahrheit über Teilmißverständnisse und des allgemeinen Strebens, der Wahrheit zu dienen, über persönliche Kollisionen gehört.[15]

Im Anfang waren die Gefühle natürlich unfreundlicher Art: die beiderseitige Exklusivität der Anschauungen rief auf beiden Seiten Feindseligkeit hervor. Die einen wie die anderen waren miteinander unzufrieden und gingen lange Zeit jeder Berührung miteinander aus dem Wege. Die Freunde [616] Stankewitschs verurteilten Herrn Ogarjow und seine Freunde deswegen, weil sie sich nicht dem Studium der deutschen Philosophie widmeten und ficht anerkennen wollten, daß die ganze Wahrheit im System Hegels beschlossen war. Die Freunde Herrn Ogarjows verurteilten den Kreis Stankewitschs deswegen, weil alles Denken in ihm ausschließlich auf gar zu abstrakte Fragen gerichtet war, und die Fragen des Lebens entweder unbeachtet blieben oder in jenem apathischen Sinn beantwortet wurden, den Hegel bei ihrer Beantwortung zur Vorschrift machte. Die einen sagten von den anderen: „Sie mißachten die wahren Grundsätze“; diese sagten von jenen: „Sie predigen dem Leben gegenüber Apathie und söhnen sich mit allen Mängeln der Wirklichkeit aus und sind darüber begeistert, daß ihr System alles auf der Welt rechtfertigt.“ Verschiedene äußere Umstände[16] trugen dazu bei, daß lange Zeit hindurch persönliche Beziehungen – die anfangs auch weder die eine noch die andere Partei wünschte – zwischen den Vertretern der einen und der anderen Richtung nicht zustande kamen.

Stankewitsch war bereits nicht mehr in Moskau, als Herr Ogarjow dem Kreis beitrat, dessen Seele bisher Stankewitsch gewesen war, und seine Freunde mitbrachte.[17] Wäre Stankewitsch, der sanft und liebevoll war, noch inmitten seiner Freunde gewesen, so wäre es wahrscheinlich gleich damals zur Annäherung gekommen. Jetzt aber war nur Herr Ogarjow als Versöhner und Vermittler da. Ganz allein, ohne jemanden als Helfer zu haben, war er nicht imstande, mit den Gegnern fertig zu werden, und jede Zusammenkunft führte zu heftigem Streit. Im Gefolge eines dieser Dispute, bei dem Belinski auf alle Fragen, die das Ziel hatten, ihn zu der Anerken-

[15] Siehe das Kapitel „Das junge Moskau“ in „Erlebnisse und Gedanken“ von A. Herzen. (Deutsch in *A. I. Herzen*, Ausgewählte philosophische Schriften, Moskau 1949, S. 528-566.)

[16] Mit „äußeren Umständen“ meint Tschernyschewski die Verhaftung Herzens und Ogarjows im Jahre 1834 und ihre spätere Verbannung (Herzen wurde nach Perm und dann nach Wjatka, Ogarjow nach Pensa verbannt).

[17] Als Herzen aus der Verbannung zurückkehrte, befand sich der kranke Stankewitsch in Italien, wo er in der Nacht vom 24. zum 25. Juni 1840 auch starb.

nung zu zwingen, daß nicht alles in der Wirklichkeit sich vor der Vernunft rechtfertigen läßt, in der ihm eignen unerbittlich konsequenten Weise damit antwortete, daß er alle Erscheinungen, auf die man ihn verwies, als vernünftig erklärte – im Gefolge dieses Disputes, der bewies, daß seine Überzeugungen nicht zu erschüttern waren, fanden die Versuche einer Versöhnung ihr Ende – wenigstens für einige Zeit, und, wie wir sehen werden, für sehr kurze Zeit.[18]

Bei alledem blieben diese Versuche nicht ohne frucht-[617]bares Ergebnis, obwohl sie dem Anschein nach zum vollen Bruch führten. Die Männer, die mit Belinski und seinen Freunden stritten, waren erstaunt über die Unerschütterlichkeit, mit der die Anhänger Hegels selbst die anscheinend unwiderleglichsten Einwände gegen das System Hegels aufnahmen, über die Leichtigkeit, mit der die Anhänger Hegels eine sie völlig befriedigende Antwort auf alles fanden, was ihnen dem Anschein nach Unruhe und Schwierigkeiten hätte bereiten müssen. Die Gegner der Ergebnisse, zu denen Hegels System kommt, erkannten, daß man Hegel nur mit seinen eigenen Waffen schlagen kann, und machten sich daher an das vertiefte Studium dieses Denkers. Sie gingen an dieses Studium mit den Kräften eines durchaus reifen Geistes heran, mit einem Scharfsinn, der gestählt war durch die Gewohnheit selbständigen Denkens und durch die reiche Erfahrung eines Lebens voller Konflikte – mit einem großen Vorrat von festen Überzeugungen, die das Leben und die strenge Wissenschaft ihnen gegeben hatten. Und so schwer es ist, der Dialektik des Giganten der deutschen Philosophie standzuhalten, dieser wundervoll starken Dialektik, die sein ganzes System mit der Brünne einer anscheinend unzerstörbaren Einheit umkleidet hatte – diese Männer entdeckten Lücken und Inkonsequenzen in Hegels System, fanden die Fehler in seinen Schlußfolgerungen, die Unvereinbarkeit seiner Prinzipien mit den Resultaten und der Grundideen mit ihrer Anwendung heraus, kamen auch auf die Einseitigkeit der Prinzipien selber und konnten schließlich sagen: „Jetzt begreifen wir alles, was Hegel begriffen hat, begreifen es aber klarer und vollständiger als er.“ So wurde Hegels Philosophie – um einen Ausdruck der deutschen Philosophie zu gebrauchen – überwunden, von Einseitigkeit gesäubert, im Sinne ihrer eignen Grundprinzipien der Kritik unterzogen und zu einer höheren Wahrheit weitergebildet durch die stärksten Anhänger einer der beiden Richtungen, zwischen denen Hegels System bis dahin als Trennungsmauer gestanden hatte. Aber die Tiefe und die Geschlossenheit der deutschen philosophischen Systeme machte tiefen Eindruck auf die Geister, die sich das Studium der Philosophie nicht so sehr vorgenommen hatten, weil es sie zu ihr hinzog, als [618] weil sie deren schwache Seiten entdecken wollten; die bedeutendsten unter den Freunden Herrn Ogarjows kamen jetzt selber auf die Philosophie; ohne ihre früheren Bestrebungen aufzugeben,, im Gegenteil, nur noch bestärkt in ihren Tendenzen, erhoben sie ihre Überzeugungen zur Höhe allgemeiner Philosophischer Grundsätze und wurden, als sie sahen, wie sehr ihre Ideen dadurch an Festigkeit und innerer Konsequenz gewannen zu eifrigen Anhängern der deutschen Philosophie, natürlich nicht mehr des Hegelsche Systems, bei dem sie nicht stehenbleiben konnten, sondern der neuen Philosophie, zu der Hegels System die letzte Vorstufe gebildet hatte.

Eine gleiche Erweiterung des geistigen Horizonts vollzog sich andererseits fast zur gleichen Zeit auch bei den stärksten unter den Freunden Stankewitschs. Bis dahin waren sie, wie wir gesagt haben, durch die völlige Übereinstimmung ihrer Begriffe und Bestrebungen miteinander verbunden gewesen, so daß die Besonderheiten der einzelnen Persönlichkeiten in der Einheit der gemeinsam Geisteshaltung verschwanden. Bei der Charakterisierung des „Moskowski Nabljudatel“, dessen tätigster Mitarbeiter und Redakteur Belinski war, haben wir den größten Teil unserer Zitate dem Vorwort zu den Reden Hegels entnommen, das nicht Belinski geschrieben hatte, sondern einer seiner damaligen Freunde[19], weil alle diese Leute in

[18] Diesen Streit hat A. Herzen in „Erlebnisse und Gedanken“ beschrieben. (Deutsch in *A. I. Herzen*, Ausgewählte philosophische Schriften, Moskau 1949, S. 542 ff.)
[19] D. h. M. A. Bakunin. Siehe Anmerkung 8.

jener Zeit in genau demselben Geiste schrieben: der einzige Unterschied bestand darin, daß die einen besser schrieben als die anderen, aber alles, was Belinski sagte, sagten auch alle Freunde Stankewitschs, und umgekehrt sprach Belinski nur aus, wovon sie alle einmütig überzeugt waren. So blieb es bis zur Abreise Belinskis nach Petersburg. Hier fand er bald darauf seine ganze Originalität, und von jetzt ab dürfen wir bereits nicht mehr von der Gesamttätigkeit des früheren Kreises reden, dessen Repräsentant Belinski lediglich gewesen war, sondern müssen von dem persönlichen Wirken Belinskis sprechen, der an die Spitze unserer Literaturbewegung trat und diese Bewegung im Bunde mit neuen Kampfgefährten lenkte, die sich ihm nicht aus irgendein Gruppengeist heraus angeschlossen hatten, sondern weil sie von sich aus zu dem gleichen Ziel [619] strebten, wobei jeder einzelne der Bundesgenossen die persönliche Besonderheit seiner Natur bewahrte.

In Moskau war Belinski gleich seinen Freunden völlig im theoretischen Sinnieren untergegangen und hatte wenig darauf geachtet, was im wirklichen Leben geschah. Er trat dafür ein, daß die Wirklichkeit bedeutsamer sei als alle Träumereien, betrachtete jedoch die Wirklichkeit, gleich seinen Freunden, mit den Augen des Idealisten, hatte sie weniger studiert, als vielmehr sein Ideal in sie hineingetragen, und glaubte daran, daß dieses Ideal etwas ihm Analoges in unserer Wirklichkeit besäße, daß jedenfalls die wichtigsten Elemente der Wirklichkeit jenen Idealen entsprächen, die im System Hegels für sie gefunden waren. Wie jeder weiß, der in seinen Anschauungen eine idealistische Periode durchgemacht hat, ist Petersburg sehr wenig dazu angetan, derartige Träumereien zu erhalten. In Petersburg drängt sich einem das wirkliche Leben mit solchem Lärm und solcher Unruhe auf, daß es schwer ist, sich über sein Wesen Illusionen zu machen, und schwer, sich nicht davon zu überzeugen, wie wenig es sich nach dem idealen Plan des Hegelschen Systems bewegt, kurz, daß es schwer ist, Idealist zu bleiben. Mit seiner üblichen Bereitschaft, den neuen Bewohner mit allen nur möglichen Enttäuschungen zu bewirten, zögerte Petersburg nicht lange, Belinski ein umfangreiches Material zu liefern, mit Hilfe dessen er die der Wirklichkeit wohlgeneigten Schlußfolgerungen des Hegelsehen Systems kontrollieren konnte, und ihm den Gedanken einzuflößen, daß die deutschen Philisterideale auch nicht im geringsten zum russischen Leben paßten.[20] Er mußte die Überzeugung aufgeben, daß Hegels Konstruktionen getreue Darstellungen des wirklichen Lebens seien, und mußte sowohl die Wirklichkeit als auch das Hegelsche System mit kritischen Augen betraehten.[*] Das Resultat dieser Überprüfung war für die [620] theoretischen Überzeugungen eine Reinigung der Prinzipien Hegels von ihrer Einseitigkeit, die Ablehnung

[20] Im Juni 1840 schrieb Belinski an Botkin; „In Petersburg geriet ich von der unbewohnten Insel“ (so nannte Belinski jetzt den Moskauer Kreis um Stankewitsch. Die Red.) „in die Hauptstadt, die Zeitschrift“ („Otetschestwennyje Sapiski“. *Die Red.*), „stellte mich der Gesellschaft von Angesicht zu Angesicht gegenüber – und Gott allein weiß, was ich durchgemacht habe! Niederschmetternd war für mich das Schauspiel einer Gesellschaft, in der Halunken und mittelmäßige Dutzendmenschen agieren und eine Rolle spielen, während das Edle und Begabte in Schändlicher Untätigkeit auf einer unbewohnten Insel brachliegt.“

[*] „Der Moskauer lebt sich, wenn er zum dauernden Aufenthalt nach Petersburg übersiedelt, sehr schnell ein. Was wird aus den hochfliegenden Träumen, Idealen, Theorien und Phantasien! Petersburg ist in dieser Hinsicht ein Prüfstein für den Menschen: wer hier lebt und sich dabei nicht in den Strudel des Scheinlebens hineinreißen läßt, sich Herz und Seele bewahrt, ohne auf den gesunden Menschenverstand zu [620] verzichten, seine menschliche Würde behält, ohne in Don Quichotterie zu verfallen, dem könnt ihr ruhig die Hand reichen, denn er ist ein Mensch. Petersburg wirkt auf manche Naturen ernüchternd: anfangs habt ihr den Eindruck, daß euch in seiner Atmosphäre die allerteuersten Überzeugungen abfallen, wie die Blätter vom Baum; jedoch bald bemerkt ihr, daß das nicht Überzeugungen waren, sondern Traumgebilde, die ein müßiges Leben und ‘die absolute Unkenntnis der Wirklichkeit hervorgebracht hatten – und da steht ihr nun vielleicht in tiefer Trauer, aber in dieser Trauer steckt viel Hehres, viel Menschliches... Was sind Träume! Selbst die verführerischsten unter ihnen sind in den Augen des *tüchtigen* (im vernünftigen Sinn dieses Wortes) Menschen nicht soviel wert wie die bitterste Wahrheit, denn das Glück des Dummkopfs ist eine Lüge, während das Leid des tüchtigen Menschen Wahrheit ist, und noch dazu zukunftsträchtige Wahrheit.“ (*Aus Belinskis Aufsatz „Moskau und Petersburg“ in dem Sammelband „Die Physiologie Petersburgs“*.)

der falschen Inhalte, die sich an sie angehängt hatten, und neue, dem Geist der strengen modernen Wissenschaft entsprechende Schlußfolgerungen; für die Lebenstendenzen bestand das Ergebnis in einer Ablehnung des früheren Quietismus, den die Wirklichkeit auflöste, in der Beibehaltung der tiefen Überzeugung, daß Vernunft und Wahrheit das Leben beherrschen müssen und werden, obwohl es bis dahin noch weit ist. Belinski überzeugte sich davon, daß die Wirklichkeit sehr viele verlogene und schädliche Elemente enthält, und begann, indem er seine ganze Tätigkeit dem Ziel ‚widmete, den Geist und die Wahrheit im Leben zur Herrschaft zu bringen, einen unermüdlichen und unbarmherzigen Kampf gegen alles, was diesem Ziel im Wege stand. Für eine so lebendige Natur wie Belinski war der Übergang von einer zu Quietismus und Apathie führenden abstrakten Idealität zu einer lebendigen Auffassung der Wirklichkeit natürlich und leicht. Hegels System hatte ihn durch seine Größe eine Zeitlang in Bann geschlagen, und wir haben zu zeigen versucht, daß seine Begeisterung durch die Neuheit und Tiefe der Wahrheiten gerechtfertigt war, die die Grundideen dieses Systems enthielten; sein positiver Inhalt dagegen hatte ihn nie befriedigt, er drängte stets vorwärts, empört über die beengende Gleichgültigkeit Hegels, und trug in dessen kühle Beschaulichkeit [621] stets die Glut seiner lebensvollen Natur. Im gleichen Verhältnis zu Hegel standen auch die anderen starken Persönlichkeiten unter den Freunden Stankewitschs. Die von uns angeführten Zitate lassen erkennen, was sie am System Hegels besonders anzog, was ihnen besonders am Herzen lag. In jeder theoretischen Lehre sind zwei Seiten vereinigt. ein abstrakter Wahrheitsbegriff und die Beziehung dieses Wissens zur lebendigen Wirklichkeit. Hegel macht das Wissen zum ersten und fast ausschließlichen Ziel seines Systems; die Folgen dieses Wissens für das Leben stehen bei ihm im Hintergrunde. Diese Ordnung wurde von den stärksten der Freunde Stankewitschs gleich zu Anfang umgekehrt; sie sagten gleich anfangs: „Hegels Philosophie ist segenspendend für das Leben, deshalb muß man die von ihm entdeckten Wahrheiten studieren“ – es ist klar, daß das wirkliche Leben für sie im Vordergrund stand, das abstrakte Wissen dagegen nur zweitrangige Bedeutung[21] hatte. So geartete Menschen konnten sich mit dem System Hegels nicht lange zufrieden geben: auf dem einen oder anderen Wege mußten sie sich selbständig machen – und sie taten es wirklich, der eine auf diesem, der andere auf jenem Wege. Uns beschäftigt hier Belinski, und wir haben gesehen‘ daß ihn die nähere Bekanntschaft mit dieser Wirklichkeit, in welcher tätig zu wirken sein Streben und seine Bestimmung war, aus der bedingungslosen Botmäßigkeit Hegels befreite.

Die voraufgehenden Debatten in Moskau mit den Freunden Herrn Ogarjows hatten ebenfalls einen bestimmten Anteil an der Erweiterung der Anschauungen Belinskis. Während der Debatten selber waren allerdings keine Einwände imstande gewesen, seinen Glauben an die unbedingte Richtigkeit der im System Hegels vertretenen Schlußfolgerungen auch nur im geringsten zu erschüttern; ganz im Gegenteil bestärkten ihn, wie es stets bei starken und in ihrer Konsequenz furchtlosen Menschen zu geschehen pflegt, die Debatten nur in seiner früheren Denkweise, veranlaßten ihn, in seinen Auffassungen noch konsequenter und strenger zu sein, und flößten ihm den brennenden Wunsch ein, auf diesen Auffassungen zu bestehen und zu

[21] Im Manuskript waren die Worte „zweitrangige Bedeutung“ mit, dci. Anmerkung versehen: „Wir erinnern an die Worte der ‚Einleitung zu Hegels Reden‘:
‚Das Glück liegt nicht im abstrakten Traum, sondern in der leben-Wirklichkeit; Versöhnung mit der Wirklichkeit (*d. h. Rückkehr dem Traum zur Wirklichkeit*) in allen Sphären ‘des Lebens ist die große Aufgabe unserer Zeit, und Hegel und Goethe sind die Häupter dieser Rückkehr vom Tode zum Leben. Wir wollen hoffen, daß die neue Generation zu endlich das berechtigte Bedürfnis in sich spürt, wirkliche Russe sein.‘
Auch Goethe spricht in dem oben angeführten Gedicht von der Rückkehr aus dem abstrakten Leben zur Natur und Wirklichkeit als von Wahren Quelle aller Güter:

Weg, du Traum! so gold du bist,
Hier auch Lieb’ und Leben ist.“

Gemeint ist Goethes Gedicht „Auf dem See“. (Siehe Seite 589 des vorliegenden Buches. *Die Red.*)

beweisen, daß alle Zweifel an dem, was ihm als die Wahrheit erschien, unbegründet [622] seien. Einige von den Aufsätzen die Belinski gleich nach seiner Übersiedlung nach Petersburg veröffentlichte sind unter dem Eindruck dieser polemischen Belebung geschrieben, und die allen Mitarbeitern des „Moskowski Nabljudatel“ gemeinsamen Gedanken sind in diesen Aufsätzen die in den „Otetschestwennyje Sapiski“ erschienen, bis zu einem Extrem getrieben, das allgemein Verwunderung hervorrief und sich nur aus dem polemischen Ursprung der Aufsätze erklären läßt. Wichtig war aber bereits, daß die Einwände, die seine Moskauer Gegner gegen Belinski vorgebracht hatten, diesen stark beschäftigten und bei ihm nicht in Vergessenheit gerieten. Als die erste Hitze der Polemik sich abgekühlt hatte, als die Berührung mit dem wirklichen Leben die Einseitigkeit des bisherigen abstrakten Idealismus sichtbar werden ließ, mußte Belinski die Auffassungen seiner ehemaligen Gegner, die er noch kürzlich von der Höhe seiner idealistischen Betrachtungsweise abgelehnt hatte, mit größerer Unvoreingenommenheit betrachten. Er sah ein, daß diese Auffassungen, die dem bedingungslosen Anhänger des Hegelschen Systems beschränkt und oberflächlich erschienen waren, der Prüfung durch die Tatsachen sehr viel besser standhielten, als die Schlußfolgerungen, die die Hegelsche Philosophie anbot, und daß ein denkender Mensch aus dem Leben nur diese und keine anderen Auffassungen ableiten konnte. Die Menschen der geistigen Welt zerfallen in zwei Klassen: für die einen ist eine Wahrheit unangenehm, wenn sie vor ihnen schon von irgend jemand anderem ausgesprochen worden ist – sie möchten sich ihre Gedanken gern privilegieren lassen, wahrscheinlich deshalb, weil sie sich bewußt sind, in dieser Hinsicht wenig produktiv zu sein –, den anderen ist es nur um die Wahrheit zu tun, und ihnen liegt nichts an Privilegien – wahrscheinlich deshalb, weil die Befürchtung, sie könnten geistig nachlassen und gedanklich verarmen, ihnen fernliegt; die einen sagen sich ungern von ihren Fehlern los – wahrscheinlich im Bewußtsein, daß all ihre Ansprüche ein selbstverliebter Irrtum sind; die anderen Wissen nichts von dieser Empfindlichkeit, weil ihrem Streben seit je die Wahrheit zugrunde gelegen hat. Belinski gehörte zu der zweiten Kategorie. Er gab bei der ersten Gele-[623]genheit mit der bei ihm üblichen Offenheit zu, daß Petersburg ihn die Betrachtungsweisen der Wirklichkeit, von denen er vorher nichts hatte wissen wollen, schätzen gelehrt hatte, und daß in den Fragen, über die sie vor kurzem in Streit geraten waren, die Männer recht hatten, die die Schlußfolgerungen des Hegelschen Systems als mit den Tatsachen des wirklichen Lebens unvereinbar abgelehnt hatten.

Damit entfielen die Ursachen für die Trennung, die noch bis vor kurzem das einträchtige Zusammenwirken der besten Männer der jungen Generation verhindert hatte. Die einen, die der deutschen Philosophie bis dahin keine Aufmerksamkeit geschenkt hatten, wurden jetzt zu ihren eifrigen Anhängern, da sie in deren Grundsätzen ein festes Fundament für ihre aus dem Studium der neueren Geschichte und des zeitgenössischen Lebens gewonnenen Überzeugungen fanden. Der Repräsentant der anderen Richtung in der Literaturbewegung, Belinski, wurde durch Beobachtung der Wirklichkeit dazu gebracht, einen Unterschied zwischen den richtigen Grundprinzipien der Hegelschen Philosophie und ihren einseitigen Schlußfolgerungen zu machen, er sah die außerordentliche Bedeutung jener Fragen ein, denen der Kreis um Stankewitsch allzu wenig Aufmerksamkeit geschenkt hatte, und behielt von dem Hegelschen System nur jene Grundgedanken zurück, die der Prüfung durch die lebendigen Vorgänge der Wirklichkeit standhielten. Die begabtesten Mitglieder des ehemaligen Stankewitsch-Kreises schlossen sich ihm vollzählig an, soweit sie nicht selbständig den gleichen Weg gefunden hatten.* Die Einseitigkeit beider Richtungen wurde endgültig ausgeglichen.

* Der Leser wird verstehen, daß wir hier, wo ausschließlich von der literarischen Bewegung die Rede ist, einzelne Menschen nur erwähnen können, soweit sie zur Literatur in Beziehungen stehen. Zweifellos gab es in der damaligen russischen Gesellschaft auf den verschiedenen Tätigkeitsfeldern viele Männer, die nicht weniger bedeutend waren als Belinski; wir können annehmen, daß es solche auch im Kreise um Stankewitsch gab. Der

[624] Angesichts einer solchen Einheit in den Auffassungen und Bestrebungen mußten auch die Menschen einander nahekommen. Zu diesem Zeitpunkt etwa kehrte Granowski aus dem Ausland zurück. Was Stankewitsch für (seinen Kreis gewesen war, das wurde er nun gleichermaßen für die Freunde Stankewitschs und Herrn Ogarjows. Granowski mußten die Herzen und die Liebe aller edel denkenden Menschen zufliegen. Alles, was es damals in Moskau in der jungen Generation an edlen Charakteren gab, sammelte sich um ihn. Wo Granowski war, konnte es nur ein Gefühl geben – das Gefühl der Brüderlichkeit. Bei alledem stand ihm Herr Ogarjow als treuer Helfer zur Seite. Bald fügten sich ihrem Einfluß auch jene, die in Petersburg und in der Provinz lebten.

Unter dem Einfluß Granowskis, Belinskis und anderer schlössen sich ihrem literarischen Kreis fast alle begabten Männer der jungen Generation an, die bereits in der Literatur tätig gewesen waren oder diesen Weg eingeschlagen hatten.

So entstand aus den früheren Freundeskreisen Stankewitschs und Herrn Ogarjows durch den Zutritt neuer Mitglieder eine große literarische Vereinigung, deren Hauptorgan in der Literatur vor dem Erscheinen unserer Zeitschrift die „Otetschestwennyje Sapiski“ (von 1840 und besonders 1841 bis 1846) waren; das tätige Haupt der „Otetschestwennyje Sapiski“ jener Zeit war Belinski. Die Ehre, neue und gesunde Gedanken im russischen Leserpublikum zu verbreiten, teilten würdig von Anfang an mit ihm andere Männer, von denen teilweise bereits die Rede war und teilweise noch zu sprechen sein wird, nämlich außer Granowski die Herren Galachow, Katkow, Ketscher, Korsch, Kudrjawzew, Ogarjow und andere. Stankewitsch starb noch vor Beginn dieser Verschmelzung. Kljutschnikow und Kolzow überlebten Stankewitsch nur um wenige Jahre, ebenso wie Lermontow, der von sich aus mit seinen Sympathien der neuen Richtung angehörte und nur deshalb nicht an den freundschaftlichen Gesprächen Belinskis und seiner Freunde teilnehmen konnte, weil er die letzte Zeit seines Lebens im Kaukasus verbrachte. Diese Verluste wurden wettgemacht durch den Anschluß neuer Männer, die entweder zu Belinski, Granowski oder Herrn Ogarjow stießen, oder durch ihren [625] Einfluß geschult wurden. Von ihnen verdienen unter anderen genannt zu werden die Herren Annenkow, Grigorowitsch, Kawelin, die jetzt verstorbenen Kroneberg und W. Miljutin, die Herren Nekrassow, Panajew und Turgenew. Fast ausnahmslos alle begabten jungen Leute der neuen Generation gehörten mehr oder weniger zu dem gleichen Kreis oder wurden durch Belinskis und Granowskis Einfluß erzogen. Herr Krajewski nahm als Redakteur der Zeitschrift, die Belinski, Granowski, Herrn Ogarjow und seinen Freunden als Organ diente, einen sehr ehrenvollen Platz in der russischen Literatur ein, die ihm, das können wir mit Befriedigung sagen, damals viel verdankte, weil er Belinski in seiner Zeitschrift die Stellung einräumte, die der überragenden literarischen Bedeutung dieser Persönlichkeit für die Zeitschrift entsprach.

Annähernd zu der gleichen Zeit, wo sich bei uns die Vereinigung der einseitigen Richtungen zu einem allgemeinen, umfassenden System der Anschauungen vollzog, ereignete sich ein entsprechender Vorgang auch in Europa. Die deutschen Gelehrten fingen an einzusehen, daß das Leben nicht nur an die praktische Tätigkeit, sondern auch an die Wissenschaft berechtigte Ansprüche zu stellen hat. Die französischen Gelehrten und Schriftsteller begannen die Notwendigkeit einer tieferen Erforschung der allgemeinen Begriffe zu erkennen, um die sie sich bis dahin wenig gekümmert hatten. Im einen wie im anderen Lande machten die früheren einseitigen Lehren neuen Ideen Platz, die nun bereits nicht mehr ausschließlich dem einen oder dem anderen Volk gehörten, sondern gleichermaßen Eigentum jedes wahrhaft modernen

---

Leser wird jedoch zugeben, daß wir als Repräsentanten dieses Kreises nur Belinski nennen können.*) Uns liegt durchaus nicht daran, die Bedeutung Belinskis auf Kosten von irgend jemand anderem hervorzuheben – er hat das gar nicht nötig –, wir stellen vielmehr lediglich seine literarische Tätigkeit dar. – *) Tschernyschewski deutet hier an, daß er Herzen und Bakunin nicht erwähnen darf.

Menschen waren, in welchem Lande er geboren sein und in welcher Sprache er schreiben mochte. Eine solche Hinwendung der Geister in allen zivilisierten Ländern der Welt zu gleichartigen Auffassungen in allen wesentlichen Fragen bedeutete eine starke Stütze für die Einheit der Bestrebungen aller wahrhaft modernen Menschen in jedem einzelnen Land. So wirkte auch bei uns das Studium der neuen Erscheinungen, die sich im Geistesleben der wichtigsten Völker Westeuropas zeigten, und die, bei allen Unterschieden in bezug auf Entstehung und Form, von genau dem [626] gleichen Geist getragen waren, festigend auf die Einheit der Auffassungen, die die Männer von moderner Denkweise verbanden.

Die Einigkeit der Auffassungen und der Menschen wurde jedoch durch den Einfluß von außen nicht hervorgerufen, sondern nur befestigt. Die Männer, die damals an der Spitze unserer geistigen Bewegung standen, fühlten sich natürlich dadurch ermuntert, daß die Übereinstimmung der Meinungen aller modernen Denker Europas mit ihren Auffassungen die Richtigkeit dieser Meinungen bestätigten; aber diese Männer standen hinsichtlich ihrer Auffassungen bereits nicht mehr in Abhängigkeit von irgendwelchen Autoritäten außerhalb. Wir haben bereits gesagt, daß dieser Fortschritt in den Auffassungen, der die frühere Zersplitterung überwand, bei uns selbständig zustande kam. Hier hatte das geistige Leben unseres Vaterlandes zum erstenmal Männer hervorgebracht, die auf der gleichen Höhe standen wie die Denker Europas und nicht als Schüler hinter ihnen herliefen, wie es früher der Fall war. Früher hatte bei uns jeder unter den europäischen Schriftstellern ein oder mehrere Orakel; die einen fanden diese in der französischen, die anderen in der deutschen Literatur. Seitdem die Vertreter unserer geistigen Bewegung das Hegelsche System selbständig der Kritik unterzogen hatten, fügte sich die Bewegung keiner fremden Autorität mehr.

Belinski und seine Hauptanhänger wurden in geistiger Hinsicht zu völlig selbständigen Menschen.

Diese Tatsache, die Selbständigkeit, die das russische Denken in Belinski und seinen Hauptanhängern erreichte, ist nicht nur deshalb interessant, weil unser Volk darauf stolz sein kann: sie ist in der Geschichte unserer literarischen Auffassungen deshalb wichtig, weil sie die Erklärung für einige charakteristische Merkmale der Arbeiten Belinskis und seiner Anhänger gibt, für Merkmale und Eigenschaften, die unsere Kritik früher nicht besaß; sie erklärt teilweise auch die schnelle Ausbreitung der literarischen Anschauungen Belinskis bei unserem Leserpublikum.

Ein Mensch, dessen Denken sich zur Selbständigkeit aufgeschwungen hat, ist, was die Bestimmtheit seiner Auffas-[627]sungen und die Richtigkeit ihrer Anwendung betrifft, stets jenen Menschen überlegen, die sich an fremde Auffassungen halten, ohne imstande zu sein, die Prinzipien, denen sie folgen, kritisch zu verarbeiten. Vor Belinski war unsere Kritik eine Widerspiegelung bald französischer, bald deutscher Theorien, es fehlte ihr deshalb in allen ihren Grundanschauungen an Klarheit und Bestimmtheit, wenn es aber um die Bewertung des eigentlichen Sinns und der Qualität literarischer Erscheinungen ging, ließ sie fast stets, wenn sie auch manches Wahre sagte, entweder vieles unausgesprochen oder hängte sonderbare Mißverständnisse an ganz zutreffende Bemerkungen an. Überhaupt erwiesen sich die Urteile unserer besten Kritiker vor Belinski sehr schnell schon, nach fünf oder sechs Jahren, als veraltet, unhaltbar oder einseitig. Der „Telegraf“ beispielsweise wurde im Jahre 1825 gegründet, aber bereits im Jahre 1829 konnte jemand, der Nadeshdins Aufsätze im „Westnik Jewropy“[22] gelesen hatte, nicht mehr ohne zu lächeln an die „hohen Anschauungen“ Polewois denken,

[22] „Westnik Jewropy“ – eine der ersten russischen literarisch-politischen Zeitschriften; sie erschien in Moskau in den Jahrein 1802 bis 1830, ursprünglich unter der Leitung N. M. Karamsins. In den zwanziger Jahren nahm die Zeitschrift, deren Leitung inzwischen an M. T. Ratschenowski übergegangen war, eine extrem reaktionäre Haltung ein.

und mußte zu der Überzeugung kommen, daß Polewoi ein allzu ungenügendes Verständnis für die Bedeutung der wichtigsten Erscheinungen der russischen Literatur jener Zeit gehabt hatte. Die Urteile Nadeshdins selber stellen ein sonderbares Chaos dar, eine schreckliche Mischung außerordentlich richtiger und kluger Bemerkungen mit Meinungen, die man unmöglich vertreten konnte, so daß die eine Hälfte des Aufsatzes häufig die andere Hälfte zunichte macht. Die Urteile Belinskis dagegen haben bis heute ihren ganzen Wert behalten, und sie sind überhaupt so richtig, daß die Leute, die gegen ihn auftraten, fast immer nur mit dem recht hatten, was sie ihm selber entlehnten. In den letzten Jahren war bei uns viel davon die Rede, Belinskis Auffassungen seien unbefriedigend; unter den Epigonen, die sich einbildeten, Belinski überholt zu haben, waren kluge und begabte Leute; man braucht aber nur einmal ihre Aufsätze mit den Aufsätzen Belinskis zu vergleichen, und man wird sich jedesmal davon überzeugen, daß alle diese Leute nur von dem leben, was sie von Belinski auf geschnappt haben: sie reden ewig nur immer dasselbe daher, was Belinski bereits gesagt hat, und wenn [628] sie anders reden, dann nur deshalb, weil sie entweder in Einseitigkeit oder in offenbare Voreingenommenheit verfallen. Seit Belinskis Zeiten ist viel Stoff für die Geschichte der Literatur aufgearbeitet worden; aber gewöhnlich führt jede neue Untersuchung nur zu einer neuen Bestätigung der von ihm ausgesprochenen Urteile.

Die Selbständigkeit seines Denkens ist auch eine der Hauptursachen für den Anklang, den seine Meinungen fanden. Menschen, die fremde Gedanken wiederholen, haben die Schwäche, daß sie meist von Gegenständen reden, die das Publikum nicht interessieren. Wahrheit bleibt Wahrheit, aber nicht jede Wahrheit ist überall und immer gleich wichtig und gleich fähig, Aufmerksamkeit zu erregen: jedes Jahrhundert, jedes Volk hat seine eignen Bedürfnisse; was den Deutschen interessiert, ist häufig ganz uninteressant für den Franzosen oder für den Russen, weil es keine direkte Beziehung zu seinen Lebensbedürfnisse hat. Man muß über das sprechen, was unser Publikum zu unserer Zeit braucht. Früher behandelte unsere Literatur allzu häufig Stoffe, die uns zu wenig interessierten und diente nicht so sehr als Künderin unserer eignen Gedanken, nicht so sehr als Schiedsrichter unserer eignen Unklarheiten, sondern eher als Echo fremder Urteile über Dinge, die uns fremd waren. Belinski Sprach stets über das, was eben jenes Publikum, zu dem er sprach, hören sollte, was es interessierte.

Im folgenden Aufsatz werden wir seine Tätigkeit in der Periode seiner reifen Charakteristik der Entwicklung darzustellen haben. Bei der literarischen Auffassungen Belinskis werden wir unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich seinen späteren Aufsätzen zuwenden, weil dieser Mann bis zu seinem Tode stets vorwärtsgeschritten ist und seine Gedanken je länger, desto genauen und vollständiger ausgesprochen hat; und wir müssen unserer Betrachtung natürlich den reifsten Ausdruck seiner Gedanken zugrunde legen. Vorher jedoch müssen wir noch den Weg kennzeichnen, den die Entwicklung seiner Anschauung von dem Moment an nahm, wo seine Aufsätze in den „Otetschestwennyje Sapiski“ erschienen, bis zu dem Höhepunkt, auf dem ihn der Tod ereilte. In [629] wenigen Worten läßt sich die Entwicklung des kritischen Denkens Belinskis seit dem Jahre 1840 in seinen Hauptzügen folgendermaßen definieren[23]:

Belinskis Kritik war mehr und mehr durchdrungen von unseren lebendigen Lebensinteressen, wußte die Erscheinungen unseres Lebens immer besser und besser zu erfassen, und strebte immer entschlossener danach, dem Publikum die Bedeutung der Literatur für das Leben klarzumachen, der Literatur aber die Beziehung zu erklären, in der sie, als eine der Hauptkräfte bei der Lenkung der Entwicklung des Lebens, zu diesem Leben stehen muß.

[23] Im Manuskript ist anschließend die folgende Stelle gestrichen: „Belinskis Entwicklung als selbständiger Denker bestand darin, daß er mehr und mehr die lebendigen (Bedürfnisse) Interessen der russischen Wirklichkeit in sich aufnahm und mehr und mehr zu der Überzeugung kam, daß die Literatur mit den anderen Bestrebungen des menschlichen Geistes aufs engste verknüpft ist.“

Von Jahr zu Jahr finden wir in Belinskis Aufsätzen immer weniger Überlegungen über abstrakte Gegenstände oder über zwar lebendige Gegenstände, aber vom abstrakten Standpunkt aus; immer entschiedener überwiegen die vom Leben gegebenen Elemente.

SIEBENTER AUFSATZ

BELINSKI

Die Entwicklung, die Belinskis Kritik in den „Otetschestwennyje Sapiski“ und im „Sowremennik“ nahm, war wesentlich dadurch gekennzeichnet, daß sie in steigendem Maße die lebendigen Interessen unserer Wirklichkeit in sich aufnahm und infolgedessen immer positiver wurde. Wir führen unter dem Strich einige Stellen aus den letzten Aufsätzen Belinskis an, die seine reifsten und exaktesten Auffassungen von der überragenden Bedeutung zum Ausdruck bringen, die der Wirklichkeit im geistigen und sittlichen Leben zukommt, dessen Hauptorgan bei uns bis in die jüngste Zeit die Literatur war (und es bis heute ist), und wollen hier ein paar Worte darüber sagen, was unter den zwei Begriffen „Wirklichkeit“ und „positiv“ zu verstehen ist, denen nach moderner Anschauung eine so große Bedeutung auf allen Gebieten sowohl der geistigen wie der sittlichen Betätigung zukommt:*

---

* „Wenn man uns fragen wollte, worin das unterscheidende Merkmal der heutigen russischen Literatur besteht, so würden wir antwor-[630]ten: in einer immer engeren Annäherung an das Leben, an die Wirklichkeit, in einem ständigen Fortschreiten zu männlicher Reife.“ („Betrachtungen über die russische Literatur des Jahres 1846“, „Sowremennik“, 1847, Heft 1, Kritik, S. 1. Deutsch: *W. G. Belinski*, Ausgewählte Philosophische Schriften, Moskau 1950, S. 391.]) – Der Maßstab der Reife ist also der Grad der Annäherung an die Wirklichkeit.
„Die ganze Bewegung der russischen Literatur (bis zu Puschkin) bestand in dem Bestreben ... sich dem Leben, der Wirklichkeit zu nähern...“ (Ebenda S. 4. [Deutsch. Ebenda S. 395.]) – Das Ziel der literarischen Bewegung ist also die Wirklichkeit.
„In bezug auf... Kunst, Poesie und Schöpfung... hat sich unsere Literatur am meisten jener männlichen Reife genähert, mit deren Erwähnung wir diesen Aufsatz begonnen haben. Der sogenannten Naturalen Schule kann man nicht den Vorwurf der Rhetorik machen, wenn man unter diesem Wort eine absichtliche oder unabsichtliche Entstellung der Wirklichkeit, eine falsche Idealisierung des Lebens versteht... Nicht in den Talenten, nicht in ihrer Zahl sehen wir eigentlich den Fortschritt der Literatur, sondern in ihrer Richtung, in ihrer Art, zu schreiben. Talente hat es immer gegeben, aber früher pflegten sie die Natur schönzufärben, die Wirklichkeit zu idealisieren, d. h. sie stellten etwas dar, was es nicht gab, erzählten nie dagewesene Dinge; jetzt dagegen geben sie das Leben und die Wirklichkeit in ihrer Wahrheit wieder. Das hat die Literatur in den Augen der Gesellschaft eine hohe Bedeutung gewinnen lassen.“ (Ebenda S. 10. [Deutsch: Ebenda S. 401/02]) – Das Positive ist also der Gegensatz der falschen Idealisierung; die Kunst erreicht ihre Reife, wenn sie das Leben und die Wirklichkeit in ihrer Wahrheit wiedergibt.
„Statt an Unmögliches zu denken . .. sollte man lieber die unwiderstehliche und unveränderliche (.d. h. *sich nicht unter Phantasien beugende*)*) Wirklichkeit des Bestehenden anerkennen und auf seiner Grundlage handeln, geleitet von Vernunft und gesundem Verstand, nicht aber von Manilowschen**) Phantasien“ (Ebenda S. 14. [Deutsch: Ebenda S. 406.])
„Ob eine theoretische Frage wichtig ist, hängt von ihrer Beziehung zur Wirklichkeit ab... Bei uns, in uns, um uns – hier müssen wir sowohl die Fragen wie auch ihre Lösungen suchen. Diese Richtung wird uns brauchbare Früchte bringen.“ (Ebenda S. 28. Deutsch: Ebenda S. 423.])
„Es ist nur schade, daß dieses Talent *(einer Dichterin deren Gedichte im Jahre 1846 erschienen*)*) seine Begeisterung nicht aus dem Le-[631]ben schöpft, sondern aus Träumen, und deshalb keine Beziehung zum Leben hat und arm an Poesie ist... Dort in der Höhe, wohin er so sehr strebt, ist es leer und kalt, dort gibt es keine Luft zum Atmen... Ganz anders auf der Erde: – auf ihr ist es hell und warm, hier gehört alles uns, alles ist nah und verständlich, hier ist unser Leben, unsere Poesie... Dafür kann man auch, wenn man sich von ihr abwendet und sie nicht zu begreifen versteht, kein Dichter sein und kann nur in kalter Höhe kalte, leere Phrasen erjagen.“ (Ebenda S. 31. [Deutsch: Ebenda S. 426/27.])
„Unsere Literatur... war ständig bestrebt, aus einer rhetorischen zu einer natürlichen Kunst zu werden. Dieses Streben, das durch ständige, bedeutende Erfolge ausgezeichnet war, bildet nun den Sinn und die Seele der Geschichte unserer Literatur, und wir können ohne Überlegen sagen, daß dieses Streben in keinem einzigen russischen Schriftsteller zu solchem Erfolg gelangt ist wie in Gogol. Das war nur dadurch möglich, daß die Kunst

[630] „Der Begriff ‚Wirklichkeit' ist völlig neu", sagt Belinski („Sowremennik" 1847, Heft 1, Kritik, S. 18. [Deutsch: *W. G. Belinski*, Ausgewählte Philosophische Schriften, Moskau 1950, 5. 411]), und tatsächlich ist es noch nicht lange [631] her, daß er sich herausgebildet hat und in die Wissenschaft eingegangen ist, nämlich seitdem die Denker unserer Zeit Klarheit in die dunklen Andeutungen der Transzendentalphilosophie gebracht haben, die die Wahrheit nur in konkreter Verwirklichung anerkannte. Wie alle höchsten Wahrheiten aller modernen Wissenschaft ist diese Auffassung der Wirklichkeit sehr einfach, aber sehr fruchtbar.

Es hat Zeiten gegeben, wo man die Traumbilder der Phantasie hoch über alles stellte, was das Leben darbot, und wo die Macht der Phantasie als unbegrenzt galt. Die modernen Denker haben diese Frage jedoch aufmerksamer untersucht als die bisherigen, und sind zu Ergebnissen gekommen, die den früheren Meinungen genau entgegengesetzt waren und zeigten, daß diese der Kritik ganz und gar nicht standhielten. Die Macht unserer Phantasie ist außerordentlich beschränkt, und was sie hervorbringt, ist höchst schwach und blaß im Vergleich mit dem, was die Wirklich-[632]keit uns bietet. Die allerkühnste Einbildung wird in den Schatten gestellt durch die Vorstellung von den Millionen Meilen, die die Erde von der Sonne trennen, von der außerordentlichen Geschwindigkeit des Lichts und des elektrischen Stroms; die allerideal sten Gestalten Raffaels stellten sich als Porträts lebendiger Menschen heraus; die allerscheußlichsten Ungeheuer der Mythologie und des Volksaberglaubens erwiesen sich als den Tieren unserer Umgebung bei weitem nicht so unähnlich wie die Ungeheuer, die die Naturforscher entdeckt haben; die Geschichte und die aufmerksame Beobachtung des zeitgenössischen Lebens haben bewiesen, daß lebendige Menschen, die durchaus nicht einmal ausgemach Scheusäler oder Tugendheld sind, Verbrechen begehen, die viel entsetzlicher und Heldentaten vollbringen, die viel erhabener sind als alles, was die Dichter je ersonnen haben. Die Phantasie mußte vor der Wissenschaft klein beigeben; mehr noch: sie war gezwungen einzugestehen, daß ihre angeblichen Schöpfungen nur Kopien dessen sind, was sich als Vorgänge der Wirklichkeit darstellt.

Die Vorgänge der Wirklichkeit sind jedoch außerordentlich verschiedenartig und mannigfaltig. Die Wirklichkeit bietet vieles, was den Wünschen und Bedürfnissen des Menschen entspricht, aber auch vieles, was ihnen entschieden widerspricht Früher, als man die Wirklichkeit vernachlässigte, weil man sich allzu viel auf den Reichtum der Phantasie zugute tat, nahm man an, daß es sehr leicht sei, die Wirklichkeit nach phantastischen Traumbildern umzugestalten. Als jedoch die Phantasie ihren Stolz eingebüßt hatte, mußten die Gelehrten und die Dichter sich von einer Tatsache überzeugen, die im praktischen Leben für Menschen mit gesundem Menschenverstand stets klar gewesen war. An sich genommen ist der Mensch sehr schwach; seine ganze Kraft entnimmt er nur der Kenntnis des wirklichen Lebens und der Fähigkeit, sich die Kräfte der unvernünftigen Natur und der angeboren vom Menschen unabhängigen Eigenschaften der menschlichen Natur zunutze zu machen. Indem der Mensch entsprechend den Gesetzen der Natur und der Seele und mit ihrer Hilfe tätig ist, kann er nach und nach jenen Vorgängen der Wirklichkeit die seinen [633] Bestrebungen nicht entsprechen, eine andere Gestalt geben und auf diese Weise sehr bedeutende Erfolge bei der Verbesserung seines Lebens und der Erfüllung seiner Wünsche erzielen.

---

sich, unter Umgehung aller Ideale, ausschließlich an die Wirklichkeit wandte... Hier liegt das große Verdienst Gogols, damit hat er die Auffassung von der Kunst selbst völlig verändert. Auf die Werke jedes einzelnen der (früheren) russischen Dichter kann man, wenn auch nicht immer ohne weiteres, die alte, hinfällig gewordene Definition der Poesie als der „verschönerten Natur" anwenden, in bezug auf die Werke Gogols jedoch ist das bereits unmöglich. Auf sie paßt eine andere Definition der Kunst –als der Wiedergabe der Wirklichkeit in ihrer ganzen Wahrheit." („Betrachtungen über die russische Literatur des Jahres 1847", „Sowremennik", 1848, Heft 1, Kritik, S. 17. [Deutsch: Ebenda S. 465/66.]) – *) In Klammern – Einschaltung N. G. Tschernyschewskis *Die Red.* –**) Manilow – die Figur eines Gutsbesitzers in N. Gogols „Toten Seelen"; Manilow gilt als Synonym für gutmütige, sentimentale aber Sterile Phantasterei.

Aber nicht für jeden Wunsch finden wir in der Wirklichkeit Beistand. Viele widersprechen den Gesetzen der Natur und des Menschenlebens; wir werden in der Natur weder den Stein der Weisen, der alles Metall in Gold verwandelt, noch das Lebenselixier finden, das uns ewige Jugend verleiht; ebenso vergeblich sind auch alle unsere Forderungen, die Menschen sollten auf den Egoismus, auf die Leidenschaften verzichten: die menschliche Natur fügt sich solchen auf den ersten Blick großartigen Forderungen nicht.

Dieser Umstand, der zeigt, daß zwischen unseren Wünschen offenbar Unterschiede bestehen, führte dazu, daß man sich jene Wünsche genauer ansah, zu deren Erfüllung die Natur und die Menschen mit gesundem Verstand nicht beizutragen bereit sind – ist die Erfüllung solcher Wünsche für den Menschen wirklich nötig? Offenbar nicht, da er, wie wir sehen, sowohl lebt als auch unter günstigen Umständen sogar sehr glücklich ist, ohne daß er den Stein der Weisen oder das Lebenselixier oder eine der sonstigen berückenden Eigenschaften und Güter besitzt, mit denen ihn der Zauber der in wolkiger Höhe thronenden Phantasie lockt. Wenn aber der Mensch, wie das Leben zeigt, ohne diese Güter auskommen kann, welche die Phantasie als angeblich nötig bezeichnet, wenn sich bereits herausgestellt hatte, daß die Phantasie den Menschen hinsichtlich dieser Notwendigkeit betrogen hat, so mußte sie auch in einer anderen Hinsicht verdächtig werden: würde die Erfüllung dieser Wunschträume, die den Gesetzen der Außenwelt und der Natur des Menschen widersprechen, den Menschen wirklich Annehmlichkeiten bringen? Bei aufmerksamer Beobachtung zeigte sich auch, daß die Erfüllung solcher Wünsche zu nichts anderem führen würde als zu Unzufriedenheit und Qualen; es zeigte sich, daß alles Unnatürliche den Menschen schädlich und unerträglich ist, und daß der sittlich gesunde Mensch, der das instinktiv spürt, in Wirklichkeit die Erfüllung solcher Träume, an [634] denen eine müßige Phantasie Gefallen findet, gar nicht wünscht.

Wie herausgefunden wurde, daß die Träume der Phantasie keinen Wert fürs Leben haben, genau so wurde auch herausgefunden, daß viele Hoffnungen, die die Phantasie uns vorgaukelt, keine Bedeutung fürs Leben haben.

Dauerhaften Genuß bereitet dem Menschen nur die Wirklichkeit; wirkliche Bedeutung haben nur jene Wünsche, die auf der Wirklichkeit begründet sind; erfolgversprechend sind nur solche Hoffnungen, die die Wirklichkeit erweckt, und nur in Angelegenheiten, die unter Mitwirkung von Kräften und Umständen vor sich gehen, die die Wirklichkeit darbietet.

Zu dieser Gesinnung gelangen und ihr entsprechend handeln, heißt zum positiven Menschen werden.

Häufig jedoch irren sich gerade jene, die sich für positive Menschen halten, in dieser hohen Meinung von sich selbst grausam und schändlich, indem sie infolge einer zu engen Auffassung von der Wirklichkeit in eine besondere Art von Phantasterei verfallen.

Es wäre zum Beispiel unrichtig, einen kalten Egoisten als positiven Menschen anzusehen. Liebe und Wohlwollen (die Fähigkeit, sich am Glück der Menschen und der Umwelt zu freuen und über ihre Leiden betrübt zu sein) sind dem Menschen ebenso angeboren wie Egoismus. Wer ausschließlich nach egoistischen Berechnungen handelt, der handelt gegen die menschliche Natur, der erstickt in sich angeborene und unverlierbare Bedürfnisse. Er ist auf seine Weise ein ebensolcher Phantast wie der andere, der von überirdischer Selbstentsagung träumt; der Unterschied liegt nur darin, daß der eine ein bösartiger Phantast, der andere dagegen ein heuchlerischer Phantast ist, beide stimmen aber darin überein, daß das Glück für sie unerreichbar ist, daß sie sowohl sich selbst als auch anderen Schaden bringen. Ein hungriger Mensch kann sich natürlich nicht wohlfühlen; aber auch ein satter Mensch kann sich nicht wohlfühlen, wenn er rings um sich das herzzerreißende Stöhnen von Hungrigen hört. Im Ego-

ismus das Glück suchen ist unnatürlich, und der Egoist ist alles andere als beneidenswert: er ist ein [635] Scheusal, und ein Scheusal zu sein ist unbequem und unangenehm.

Genau so wenig kann auch der Mensch positiv genannt werden, der mit der Einsicht, daß nur die Wirklichkeit dem Menschen Kraft gibt und nur sie ihm auch dauerhaften Genuß vermittelt, auf den Gedanken käme, zu behaupten, es gäbe in der Wirklichkeit nichts, was der Mensch ändern müsse und könne, die Wirklichkeit sei für den Menschen ganz und gar angenehm und gut, und er stehe allen Tatsachen machtlos gegenüber: auch das ist eine Art von Phantasterei, die genau so töricht ist wie das Geträume von Luftschlössern. Der Mensch, der darauf ausgeht, die gewöhnliche gesunde Nahrung durch Nektar und Ambrosia zu ersetzen, irrt genau so wie der, welcher behauptet, jede Nahrung sei für den Menschen gleich schmackhaft und gesund, es gäbe in der Natur keine giftigen Gewächse, Wassersuppe aus Melde sei etwas Ausgezeichnetes, man könne die Felder nicht von Steinen und Unkraut reinigen, um Weizen zu säen, und Weizen brauche und könne nicht von Spreu gereinigt werden.

Alle diese Leute sind gleichermaßen Phantasten, weil sie sich gleichermaßen zu einseitigen Extremen hinreißen lassen, gleichermaßen offenbare Tatsachen leugnen und gleichermaßen die Gesetze der Natur und des Menschenlebens verletzen wollen. Nero, Caligula und Tiberius waren ebenso dem Wahnsinn nahe wie der Ritter Toggenburg und der indische Fakir Vitellius, der sich dermaßen vollfraß, daß er täglich Brechmittel nehmen mußte, so daß sein Magen ihm nicht weniger Qualen bereitete als einem Menschen, der nicht satt zu essen hat. Der Wüstling kennt die höchsten Genüsse des Lebens ebenso wenig wie der Kastrat. Im Leben all dieser Menschen gibt es sehr wenig Positives. Positiv ist nur, wer ganz Mensch sein will: er wird sich sein eignes Wohlergehen angelegen sein lassen und zugleich auch die anderen Menschen lieben (da es kein einsames Glück gibt); er wird auf Wunschträume, die mit den Gesetzen der Natur unvereinbar sind, verzichten und dabei nicht der nützlichen Tätigkeit entsagen; er wird in der Wirklichkeit viel Schönes finden, dabei aber auch nicht leugnen, daß vieles in ihr [636] schlecht ist, und wird bestrebt sein, unter Heranziehung der den Menschen günstigen Kräfte und Umstände gegen das anzukämpfen was dem Glück des Menschen ungünstig ist. Ein positiver Mensch im wahren Sinn des Wortes kann nur ein liebevoller und edler Mensch sein. Wem es von Natur an Liebe und an edler Gesinnung fehlt, der ist eine klägliche Mißgeburt, wie Shakespeares Kaliban, und unwürdig, den Namen Mensch zu tragen – aber derartige Menschen gibt es sehr wenige, vielleicht gibt es sie überhaupt nicht; in wem die Umstände Liebe und Edelmut abgetötet haben, der ist ein kläglicher, unglückliche und sittlich kranker Mensch; wer diese Gefühle absichtlich in sich unterdrückt, der ist ein Phantast ohne allen positiven Wert und handelt gegen die Gesetze des wirklichen Lebens.

Sobald man die Phantasterei ablehnt, werden die Forderungen und Hoffnungen des Menschen ganz gemäßigt; der Mensch wird nachsichtig und tolerant, denn übermäßige Strenge und Fanatismus sind Ausgeburten einer krankhaften Phantasie. Hieraus folgt jedoch durchaus nicht, daß der positive Mensch gefühlsarm und schwächlich in seinen Forderungen sein soll, ganz im Gegenteil: die Gefühle und die Forderungen, die die Wirklichkeit hervorbringt und fördert, sind viel stärker als alle phantastischen Bestrebungen und Hoffnungen: dem Menschen, der von Luftschlössern träumt, machen seine in allen Regenbogenfarben schillernden Träumereien nicht den hundertsten Teil so viel zu schaffen, wie der Mensch, der darauf ausgeht, sich ein bescheidenes (jedenfalls aber gemütliches) Häuschen zu bauen, mit seinen Gedanken an dieses Häuschen zu tun hat. Ganz zu schweigen davon, daß der Träumer seine Zeit gewöhnlich auf dem Sofa liegend verbringt, während der von einem vernünftigen Wunsche beseelte Mensch sich unentwegt um dessen Verwirklichung bemüht. Je wirklicher und positiver das Streben eines Menschen ist, um so energischer kämpft der Mensch gegen die Hindernisse an, die der Erfüllung des Strebens im Wege stehen. Sowohl Liebe als auch Haß entstehen und entzünden sich in höchstem Grade unter dem Eindruck von Gegenständen, die zum

Bereich des wirklichen Lebens gehören. Die phantastische Helena mit all ihrer [637] unvorstellbaren Schönheit erregt in einem gesunden Menschen auch nicht den schwachen Schatten jenes Gefühls, das eine wirkliche Frau, selbst wenn sie nicht zu den blendenden Schönheiten gehört, in ihm wachruft. Ebenso regen uns die Bestialitäten der Kannibalen, die wir glücklicherweise nur vom Hörensagen kennen, bei weitem nicht derart auf, wie die mit ihnen verglichen ziemlich unschuldigen Taten der Skwosnik-Dmuchanowski und Tschitschikow[24], die sich vor unseren Augen abspielen.

Belinski war ein Mann von starkem entschlossenem Charakter; er sprach energisch, mit lebhafter innerer Begeisterung; es wäre jedoch ein törichter Fehler, ihn, wie es hie und da geschehen ist, einen Menschen von unmäßigen Forderungen oder Hoffnungen zu nennen. Die einen wie die anderen wurzelten bei ihm in den Bedürfnissen und Umständen unseres täglichen Wirkens und waren deshalb bei all ihrer Stärke doch recht gemäßigt. Wir beschäftigen uns hier mit der russischen Literatur und wollen deshalb von ihr reden. Belinski war begeistert vom „Revisor“ und von den „Toten Seelen“ Gogols. Denken wir einmal gut nach – hätte ein Mensch von unmäßigen Wünschen sich für diese Werke begeistern können? Ist Gogols Sarkasmus wirklich so grenzenlos? Ganz im Gegenteil, man braucht nur, sagen wir, an Dickens zu denken, von den französischen Schriftstellern des vorigen Jahrhunderts ganz zu schweigen, und man wird zugeben müssen, daß Gogols Sarkasmus recht bescheiden und begrenzt ist. Belinski wollte, daß unsere Literatur sich weiterentwickle – aber welche Grenzen setzte er seinen Forderungen und Hoffnungen? Verlangte er von unserer Literatur, vor unseren Augen ebenso tief und reich zu werden, wie beispielsweise die zeitgenössische französische oder englische (obwohl auch diese beiden alles andere als vollkommen sind)? Durchaus nicht: er sprach direkt aus, daß gegenwärtig gar nicht daran gedacht werden könne, weil es unmöglich sei; es wäre nach seiner Meinung schon sehr gut, wenn unsere Literatur wirklich so etwas würde wie Literatur; sie machte, meinte er, schnelle und lobenswerte Fortschritte; er freute sich immer über die Geschwindigkeit unserer Entwicklung, aber ‘ehrlich gesprochen war diese Geschwindig-[638]keit doch reichlich gering: wir waren und sind in den Jahren 1846 und 1856 noch recht weit von jener „Reife“, nach der wir streben. Ja, Belinski war sehr geduldig und gemäßigt. Dafür lassen sich Beispiele in Menge finden: auf jeder Seite seiner Aufsätze. – Es wäre auch unangebracht, einen allzu strengen Kritiker aus ihm zu machen; er war im Gegenteil sehr nachsichtig. Es ist richtig, daß er einen äußerst richtigen und feinen Geschmack hatte, daß ihm kein Mangel entging und daß er über alle Mängel stets ohne nichtssagende Beschönigungen seine Meinung auszusprechen pflegte; wenn aber das kritisierte Werk eine auch nur irgendwie positive Seite hatte, war er bereit, ihretwegen alle Mängel, die sich auch nur irgendwie entschuldigen ließen, zu entschuldigen. Wohl kaum einer von den russischen Kritikern war auch so tolerant gegenüber fremden Meinungen wie er: wenn diese Meinungen nur nicht gänzlich töricht und schädlich waren, redete er stets achtungsvoll von ihnen, wie sehr sie sich auch von seinen eigenen Anschauungen unterscheiden mochten. Beispiele gibt es hierfür in großer Anzahl. Wir wollen eins anführen, von dem wir noch zu reden haben werden: seine Polemik mit den Slawophilen, die von seiten Belinskis stets mit bedeutend größerem Wohlwollen geführt wurde als von seiten seiner Gegner. Belinski sah sogar eine tröstliche Erscheinung darin, daß die Zahl der Anhänger dieser Schule im Wachsen begriffen war. (Hierin irrte er sich übrigens: es hat sich heute herausgestellt, daß das Slawophilentum nicht imstande ist, Anhänger zu gewinnen.) Genau so war er stets bereit, alle Vorzüge von Werken des Schrifttums anzuerkennen, die nicht in dem Geiste geschrieben waren, der ihm den Anforderungen unserer Literatur zu entsprechen schien, wenn diese Werke nur irgendwelche Vorzüge besaßen. Als Beispiel nennen wir seine Rezension über Herrn Gontscharows Roman „Eine alltäg-

[24] Skwosnik-Dmuchanowski – Figur aus Gogols Komödie „Der Revisor“. Tschitschikow – der Held in Gogols Roman „Die toten Seelen“.

liche Geschichte“. In der Beilage zu unserem Aufsatz* bringen wir ein Bruchstück aus dem letzten von Belinski geschriebenen Überblick über die russische Literatur. Er wird [639] den Leser daran erinnern, daß Belinski jede „reine Kunst“ ablehnte und der Kunst zur Pflicht machte, dem Interesse des Lebens zu dienen. Dabei spricht er in derselben kritischen Untersuchung mit gleichem Wohlwollen von dem Roman Herrn Gontscharows, in dem er ein ausschließliches Streben nach sogenannter reiner Kunst sieht, wie von einem anderen Roman, der annähernd zur gleichen Zeit erschienen und in einem Geist geschrieben war, der Belinski ganz besonders gefiel[25]; ja er ist der „Alltäglichen Geschichte“ gegenüber sogar nachsichtiger. Man könnte auch daran erinnern, mit welch außerordentlicher Sympathie Belinski stets von Puschkin sprach, obgleich er dessen Auffassungen durchaus nicht teilte. Aber es lohnt sich nicht, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren, von denen jeder, der sich noch gut an Belinskis Aufsätze erinnert, eine ganze Menge vor Augen hat.

Die Meinung, Belinski sei in seinen Auffassungen nicht sehr gemäßigt gewesen oder habe jede andere Denkweise, die mit der seinen nicht übereinstimmte, scharf verfolgt, ist ganz entschieden unrichtig. Davon kann sich jedermann bei der Durchsicht einiger seiner Artikel leicht überzeugen. Fanatiker gab es bei uns in der Literatur ziemlich viele; aber Belinski hatte nicht nur nicht das geringste von einem Fanatiker, sondern führte im Gegenteil ständig den heftigsten Kampf gegen sie, ganz gleich, welche Farbe ihr Fanatismus hatte und zu welcher Partei sie gehörten – er verurteilte die Fanatiker der sogenannten „Tendenz“ mit der gleichen Strenge wie die Fanatiker der entgegengesetzten Richtung. Es genügt, zum Beispiel, daran zu erinnern, wie positiv er seine Mißbilligung der gesammelten Werke zweier junger Dichter der damaligen Zeit zum Ausdruck brachte, die davon sangen, wie „die Menschheit aufersteht, mit blutigen Tränen weinend“, und wie „der Lüge Priester zu bestrafen“** seien.

Wie konnte eigentlich die Meinung entstehen, Belinski sei in seinen Gedanken über unsere Literatur und die mit [640] ihr zusammenhängenden Fragen nicht ein sehr gemäßigter Mensch gewesen, wo doch die Lektüre seiner Aufsätze jedermann unwiderleglich davon überzeugt, daß er die Dinge genau so betrachtete, wie sie heutzutage ganz allgemein jeder Mensch mit gesundem Menschenverstand betrachtet? Hier kommt vieles auf das Konto der grundlosen Beschuldigungen, die seine, durch die Kritik in ihrer Eigenliebe gekränkten persönlichen Gegner gegen ihn vorbrachten; man nannte ihn einen unmäßigen Menschen aus genau denselben Motiven und mit genau der gleichen Berechtigung, wie man von ihm behauptete er ziehe über unsere alten Schriftsteller her, während er doch ganz im Gegenteil ihren Ruhm wiederaufrichtete Man kann jedoch die Anlässe, die zur Entstehung der von uns als unrichtig anerkannten Meinungen führten, nicht nur auf diese persönlichen und kleinlichen Berechnungen zurückführen.

Belinskis Forderungen waren sehr gemäßigt, aber entschieden und konsequent, und wurden begeistert und energisch vorgetragen. Es braucht nicht erwähnt zu werden, daß man auch die schärfsten Urteile unter blumenreichen Phrasen verstecken kann. Geradeheraus und entschlossen, wie Belinski war, verzichtete er auf derartige Listen. Er schrieb so wie er dachte, kümmerte sich nur um die Wahrheit und gebrauchte genau die Worte, die seinen Gedanken in aller Exaktheit zum Ausdruck brachten. Was schlecht war, nannte er rundheraus schlecht,

---

* Die erwähnte Beilage ist in die vorliegende Ausgabe nicht aufgenommen. Der Leser findet den Text in: *W. G. Belinski*, Ausgewählte philosophische Schriften, Moskau 1950, S. 476-488. *Die Red.*

[25] Außer der „Alltäglichen Geschichte“ behandelt Belinski in dem Aufsatz „Betrachtungen über die russische Literatur des Jahres 1847“ den Roman „Wer ist schuld?“ von Iskander (Pseudonym Herzens). (Deutsch in *W. G. Belinski*, Ausgewählte philosophische Schriften, Moskau 1950, S. 495 ff.)

** Wir sprechen von Belinskis Mäßigung nicht, um ihn zu loben oder zu verurteilen, sondern einfach deshalb, weil diese Mäßigung eine sehr wichtige und unbestrittene Tatsache ist, die jedoch bei der Beurteilung Belinskis allzu oft übersehen wird.

ohne sein Urteil mit diplomatischen Ausreden und doppelsinnigen Andeutungen zu verhüllen. Deshalb kamen Belinskis Meinungen den Menschen die überhaupt jedes aufrechte Wort als hart empfinden, so gemäßigt es auch sein mag, scharf vor: da läßt sich nichts machen, viele Menschen halten jede Aufrichtigkeit für Schärfe. Diejenigen aber, die den Sinn des Gelesenen verstehen, haben stets sehr wohl begriffen, daß die Wünsche und Hoffnungen Belinskis durchaus bescheiden waren. Er verlangte überhaupt nichts, was nicht jedem Menschen mit entwickeltem Geist als absolut notwendig erschienen wäre. Das erklärt, warum er bei dem Publikum das bei uns im allgemeinen in seinen Wünschen recht bescheiden ist, so starken Anklang fand.

[641] In den Debatten mit seinen Gegnern pflegte Belinski nicht nachzugeben, und in den Polemiken, die er führte, gab es keinen Fall, wo der Streit nicht mit der völligen Niederlage des Gegners in allen Punkten geendet hätte: jede literarische Debatte schloß damit ab, daß der Gegner Belinskis in den Augen des besten Teils des Publikums jede Achtung verlor. Man braucht jedoch nur daran zu erinnern, gegen welche Meinungen er anzukämpfen hatte, und man wird sofort einsehen, daß der Streit nicht anders enden konnte. Belinski stritt nur gegen unbedingt schädliche und entschieden fehlerhafte Meinungen: es läßt sich kein Fall anführen, wo er es für nötig gehalten hätte, gegen Überzeugungen aufzutreten, die nicht schädlich oder nicht töricht gewesen wären. Durchaus nicht er also, sondern seine Gegner waren schuld daran, wenn die Polemik (die gewöhnlich nicht von Belinski begonnen wurde) mit ihrer völligen Niederlage endete: warum traten sie für Meinungen ein, die nicht zu vertreten waren und die sie nicht vertreten durften? Warum empörten sie sich gegen offenbare Wahrheiten? Warum versuchten sie so oft, literarische Fragen auf das Terrain juristischer Beschuldigungen hinüberzutragen? Alle Fälle, in denen Belinski eine hartnäckige Polemik führte, lassen sich unter eine Definition bringen: Belinski sagt, 2 × 2 = 4; man beschuldigte ihn dafür der Ignoranz, der Geschmacklosigkeit und der bösen Absicht, wobei Andeutungen fallen aus dem von ihm vorgetragenen Paradoxon – dies Paradoxon besteht darin, daß 2 × 2 = 4 ist, nämlich beispielsweise darin, daß die Werke Puschkins an künstlerischem Wert die Werke Dershawins überragen, oder daß „Ein Held unserer Zeit“ besser ist als der „Brynsker Wald“ oder „Simeon Kirdjapa“* – aus diesem furchtbaren Paradoxon würden sich die verhängnisvollsten Folgen für die russische Sprache und für die vaterländische Literatur ergeben, und –was will man mehr! – der ganzen Welt drohe von derart unbegründeten und bösartigen Erfindungen tödliche Gefahr [642] Bei der Abwehr derartiger Angriffe war es natürlich unmöglich, der angreife Partei auch nur ein Fünkchen von Berechtigung zuzugestehen. Hätten sie etwas wirklich Zweifelhaftes zum Gegenstand ihrer Empörung gemacht, hätten sie bei Belinski irgendeine Einseitigkeit oder ein Versehen festgestellt, so hätte die Sache einen anderen Verlauf nehmen können: Belinski würde, ob er nun mit der Bemerkung der Gegner einverstanden gewesen wäre oder nicht, gern zugegeben haben, daß ihre Worte nicht ganz ohne gesunden Sinn seien und daß ihre Meinungen Achtung verdienten: wenn er bei sich selber Fehler feststellte, zögerte er niemals, sie als erster aufzudecken. Aber was blieb ihm übrig, wenn beispielsweise einer seiner Gegner sich über das Fehlen jeder Gesinnung in Belinskis Aufsätzen empörte, wenn dieser gleiche Gegner behauptete Belinski schreibe, ohne selbst den Sinn seiner Worte zu verstehen, und dann darauf bestand, Belinski habe seine Auffassungen von ihm (dem Gegner) bezogen (wo die Dinge genau umgekehrt lagen, wovon sich jedermann durch Vergleich des alten „Moskwitjanin“ mit den „Otetschestwennyje Sapiski“ überzeugen kann), – oder wenn andere gegen Belinski auftraten, weil er angeblich Dershawin und Karamsin (die er als erster richtig wertgeschätzt hat) zu wenig Achtung entgegenbringe usw. – hier war es bei aller Be-

* „Ein Held unserer Zeit“ – berühmter Roman von Lermontow; „Der Brynsker Wald“ – historischer Roman von Sagoskin; „Simeon Kirdjapa (ein russisches Heldenlied aus dem 14. Jahrhundert)“ –historischer Roman von Polewoi. *Die Red.*

reitschaft zum Entgegenkommen unmöglich, in den Ausfällen der Gegner auch nur ein Fünkchen Wahrheit zu entdecken, und unmöglich, nicht zu sagen, daß sie völlig irrig waren. Ebenso lagen die Dinge, wenn Belinski seinerseits eine Polemik begann: konnte er etwas anderes tun, als sagen, daß die Meinungen, gegen die er auftrat, völlig unbegründet waren, wenn diese Meinungen folgendermaßen lauteten: „Gogol ist ein Schriftsteller ohne jedes Talent – die beste Gestalt in den ‚Toten Seelen' ist Tschitschikows Kutscher Selifan, – Hegels Philosophie ist dem Vermächtnis Wladimir Monomachs entlehnt, – Schriftsteller wie die Herren Turgenew und Grigorowitsch sind zu bedauern, da sie den Stoff ihrer Werke nicht dem russischen Alltag entnehmen, – Lermontow war ein Nachahmer Herrn Benediktows und machte schlechte Verse, – Dickens' Romane sind Werke von scheußlicher Talentlosig-[643]keit, – Puschkin war ein schlechter Schriftsteller, – die größten Dichter unseres Jahrhunderts sind Victor Hugo und Herr Chomjakow, – Herr Solowjow versteht nichts von russischer Geschichte, – die Deutschen müssen ausgerottet werden, – das siebente Kapitel des ‚Eugen Onegin' ist eine sklavische Imitation eines Kapitels aus ‚Iwan Wyshigin'[*], – Gogols bedeutendste Werke sind seine ‚Abende auf dem Vorwerk bei Dikanka' (nach Ansicht einiger) oder sein ‚Briefwechsel mit Freunden' (nach der Meinung anderer), die anderen Werke sind bedeutend schwächer, – England ist um das Jahr 1827 zugrunde gegangen, ohne auch nur die Spur einer Existenz zu hinterlassen, so wie wir keine Spur von Platos Atlantis besitzen, – England ist der einzig lebendige Staat in Westeuropa (eine Meinung desselben Schriftstellers, der entdeckt hat, daß es zugrunde gegangen ist), – der tückische Westen vermodert, und wir werden ihn so schnell wie möglich durch die Weisheit Skoworodas erneuern müssen, – unser Ideal muß Byzanz sein, – Bildung ist schädlich"[26] usw. usw. – Läßt sich in derartigen Urteilen auch nur ein Fünkchen Wahrheit finden? Darf man ihnen Konzessionen machen? Bedeutet gegen sie auftreten, einen unversöhnlichen Geist an den Tag legen? Als einer der Leute, die sich für Gelehrte hielten, und der großen Einfluß in der Zeitschrift besaß, die sich den Kampf gegen Belinski und die „Otetschestwennyje Sapiski" zum Beruf gemacht hatte, auf den Einfall kam zu behaupten, Galilei und Newton hätten die Astronomie auf einen falschen Weg gebracht[27] – hätte man da etwa so debattieren können: „Ihre Worte enthalten viel Wahres; wir müssen zugeben, daß unsere früheren Auffassungen von den Gesetzen der Astronomie voller Fehler steckten; indem wir uns mit Ihnen in der Hauptsache einverstanden erklären, müssen wir jedoch sagen, daß einige Details Ihrer Bemerkungen uns nicht ganz klar erscheinen"; wer so geantwortet hätte, würde die offenbare Wahrheit verraten und sich dem allgemeinen Gelächter preisgegeben haben. Konnte man in diesem Ton auch über die Urteile reden, für die wir weiter oben Musterbeispiele angeführt [644] haben und die in ihrer Art nicht schlimmer sind als die Widerlegung der Newtonschen Theorie? Nein, hier ging es nicht an, die Ablehnung mit Entgegenkommen zu verbinden, denn es war völlig unmöglich, in den Worten des Gegners auch nur etwas zu entdecken, was der Wahrheit glich. Solchen Meinungen gegenüber gibt es keinen Mittelweg: entweder muß man zu ihnen schweigen oder man muß direkt ohne alle Umschweife heraussagen, daß sie völlig unbegründet sind. Natürlich konnte man die Angriffe auf Galilei und Newton unbeachtet lassen – es bestand keine Gefahr, daß irgend jemand durch sie in die Irre geführt wurde. Andere Urteile dagegen waren nicht so unschuldig – ihre Unhaltbarkeit mußte aufgedeckt werden. Muß man aber daraus, daß Belinski sich nicht damit einverstanden erklären konnte, daß Gogol ein talentloser Schriftsteller sei und daß der betrunkene Selifan als Repräsentant des russischen Volkstums betrachtet werden müsse, den Schluß ziehen, daß Belinski nicht tolerant genug war?

---

[*] „*Iwan Wyshigin*" – Roman von F. Bulgarin. *Die Red.*

[26] Tschernyschewski zitiert hier die „Urteile" verschiedener Gegner Belinskis (Polewoi, Senkowski, Schewyrjow, Bulgarin u. a.).

[27] Gemeint ist A. J. Studitski.

Die Leute, die gegen Belinski. auftraten, griffen allzu offensichtliche und gewichtige Wahrheiten an; er selber trat nur gegen das auf, was ausgesprochen töricht und schädlich war; als Mensch von aufrechter Gesinnung und festem Charakter brachte er seine Meinung in starken Ausdrücken vor.

Wer diese Eigenschaft jedoch mit Maßlosigkeit in den Meinungen verwechselt, der begeht einen schweren Fehler. Belinski sprach ganz im Gegenteil seine Meinungen eben deshalb besonders stark aus, weil sie eigentlich sehr gemäßigt Waren.

Nach dieser notwendigen Bemerkung über den Charakter der Betrachtungsweise Belinskis im allgemeinen, müssen wir uns jetzt mit der Frage befassen, wie er das Verhältnis der Literatur zur Gesellschaft und zu den Interessen ansah, die sie bewegen. Belinski hat in einem seiner letzten Aufsätze seine Meinung hierüber so vollständig und so genau ausgesprochen, daß es besser ist, wenn wir seine eigenen Worte in der Beilage zu unserem Aufsatz anführen. Hier aber haben wir nur noch einige Bemerkungen zu machen, die als Erläuterung zu dem angefügten Bruchstück aus Belinskis Artikel dienen sollen.

[645] Die Ansichten, die Belinski in diesem Bruchstück so stark und überzeugend ausspricht, stehen im genauen Gegensatz zu den Ideen der transzendentalen Philosophie, insbesonders des Hegelschen Systems, das seine Lehre von der Ästhetik auf dem Grundsatz aufbaut, daß der ausschließliche Gegenstand der Kunst die Verwirklichung der Idee des Schönen ist; nach dieser idealistischen Auffassung muß die Kunst sich eine völlige Unabhängigkeit von allen anderen Bestrebungen des Menschen, außer seinem Streben nach dem Schönen, bewahren. Eine solche Kunst wurde als reine Kunst bezeichnet.

Auch in diesem Falle machte das Hegelsche System, wie fast in allen anderen Fällen, auf halbem Wege halt, verzichtete darauf, aus seinen Grundthesen strenge Schlußfolgerungen zu ziehen, und verschaffte dadurch veralteten Gedanken Eingang, die diesen Grundthesen widersprachen. So sagte es, die Wahrheit existiere nur in konkreten Erscheinungen, machte dabei aber in seiner Ästhetik die Idee des Schönen zur obersten Wahrheit, als ob diese Idee an sich existierte und nicht im lebendigen, tätigen Menschen. Dieser innere Widerspruch, der sich in fast allen übrigen Teilen des Hegelschen Systems wiederholt, bildete denn auch die Ursache dafür, daß es unbefriedigend ist. Was wirklich existiert, ist der Mensch, und die Idee des Schönen ist nur der abstrakte Begriff einer seiner Bestrebungen. Da aber im Menschen als einem lebendigen, organischen Wesen alle Teile und Bestrebungen untrennbar miteinander verbunden sind, so folgt hieraus, daß die Kunsttheorie auf der einen ausschließlichen Idee des Schönen begründen soviel bedeutet, wie in Einseitigkeit verfallen und eine der Wirklichkeit nicht entsprechende Theorie konstruieren. An jeder menschlichen Handlung sind alle Bestrebungen der menschlichen Natur beteiligt, wenn auch eine von ihnen an der betreffenden Sache vorwiegend interessiert ist. Deswegen ist auch die Kunst das Produkt nicht eines abstrakten Strebens nach dem Schönen (nach der Idee des Schönen), sondern der vereinten Wirkung aller Kräfte und Fähigkeiten des lebendigen Menschen. Da aber im menschlichen Leben das Bedürfnis beispielsweise nach Wahrheit, nach Liebe und nach [646] Verbesserung des Lebens wirklich stärker ist als das Streben nach dem Schönen, so dient die Kunst nicht nur stets in gewissem Grade als Ausdruck dieser Bedürfnisse (und nicht nur der Idee des Schönen), ihre Werke (die ja Werke des Menschenlebens sind, was man nie vergessen darf) werden vielmehr unter dem vorwiegenden Einfluß des Bedürfnisses nach Wahrheit (theoretischer oder Praktischer), nach Liebe und nach Verbesserung des Lebens geschaffen, so daß das Streben nach dem Schönen, entsprechend einem natürlichen Gesetz des menschlichen Handelns, der Diener dieser und anderer starker Bedürfnisse der menschlichen Natur ist. So sind alle besonders wertvollen Kunstwerke auch stets geschaffen worden. Bestrebungen, die vom wirklichen Leben abstrahieren, sind kraftlos; wenn daher das Streben nach dem Schönen auch manchmal

Anstrengungen gemacht hat, sich auf abstrakte Weise zu betätigen (indem es seine Verbundenheit mit anderen Bestrebungen der menschlichen Natur unterbrach), so konnte es dann doch nichts auch künstlerisch Hervorragendes produzieren. Die Geschichte kennt kein Kunstwerk, das nur durch die Idee des Schönen geschaffen worden wäre; wenn es derartige Werke auch gibt oder gegeben hat, so bleiben sie bei ihren Zeitgenossen völlig unbeachtet und werden von der Geschichte vergessen, weil sie zu schwach, sogar künstlerisch zu schwach sind.

Dieser Ansicht ist die positive Wissenschaft, die ihre Begriffe aus der Wirklichkeit schöpft. Das in der Anlage vorgelegte Bruchstück beweist, daß das die endgültige Ansicht auch Belinskis von Kunst und Literatur war. Er war völlig frei von allem nur Phantastischen und Abstrakten.

Wir haben jedoch gesehen, daß Belinski anfangs ein leidenschaftlicher Anhänger des Hegelschen Systems war, dessen starke Seite im Streben nach Wirklichkeit und nach Positivität bestand (wodurch es auch Belinski wie alle starken Persönlichkeiten der damaligen jungen Generation in Deutschland und teilweise auch bei uns zu bezaubern wußte), während seine schwache Seite war, daß dieses Streben unverwirklicht blieb, so daß fast der Gesamtinhalt des Systems abstrakt und unwirklich war. Bald nach seiner Übersiedelung nach Petersburg machte sich Belinski von sel-[647]ber bedingungslosen Anbetung Hegels frei. Aber der Gedanke und seine Ausführung, das Prinzip und die Schlußfolgerungen aus ihm sind zwei verschiedene Phasen, zwischen denen stets eine längere Entwicklungsperiode liegt. Sagen:

„Ich verstehe, daß die Wirklichkeit Quelle und Maß aller Begriffe sein muß“, und alle seine Begriffe auf Grund der Wirklichkeit völlig umbilden, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Die zweite Aufgabe ist vielleicht noch wichtiger als die erste und kann nur durch fortgesetzte Arbeit gelöst werden.

In den Petersburger Zeitschriften war Belinski ungefähr acht Jahre lang tätig. Seine ganze schrittweise Entwicklung in dieser Zeit in allen Einzelheiten verfolgen, hieße alle seine Aufsätze oder wenigstens die hundert oder hundertfünfzig wichtigsten analysieren. Aber auch das würde noch nicht genügen: man müßte auch Überlegungen mit heranziehen, die uns nur eine ausführliche Biographie liefern kann. Unsere Aufsätze haben aber ohnedies einen Umfang angenommen, der sehr viel größer ist, als wir bei Beginn ihrer Abfassung annahmen; die Sammlung solchen biographischen Materials würde ihre Beendigung für unbestimmte Zeit verzögern; eine Untersuchung alles dessen, was Belinski geschrieben hat, würde viele hunderte Seiten in Anspruch nehmen. Deshalb wollen wir nur in den allgemeinen Zügen die zwei Hauptperioden der Tätigkeit Belinskis in Petersburg kenntlich machen: in der ersten Hälfte ist das abstrakte Element in seinen Aufsätzen noch ziemlich stark; in der zweiten Hälfte verschwindet es fast ganz und gegen Ende dieser Hälfte vollständig, und das System der positiven Betrachtungsweise wird ganz konsequent. Das Material für die Charakteristik der ersten Periode wird uns eine Übersicht über den Inhalt einiger Aufsätze liefern, die Belinski in der ersten Zeit nach seiner Ankunft in Petersburg geschrieben hat; eine gründliche Untersuchung seiner letzten Aufsätze wird Gelegenheit geben, seine endgültigen Auffassungen von der russischen Literatur möglichst vollständig zu skizzieren; die Jahresübersichten über die russische Literatur, die seit 1841 regelmäßig erschienen, und die im Laufe von drei Jahren (1843-1846) geschriebenen Aufsätze über Puschkin werden die Bindeglieder zwischen der ersten und der [648] zweiten Skizze bilden. So werden wir, ohne die wichtigsten Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren, den ersten Teil unserer „Skizzen“ vor Ende dieses Jahres abschließen

Für das erste Heft der „Otetschestwennyje Sapiski“, Jahrgang 1840, schrieb Belinski eine kritische Untersuchung der Komödie Gribojedows, die etwa zu dieser Zeit in zweiter Auflage ‘erschienen war. Dieser Aufsatz gehört zu den gelungenste und glänzendsten Arbeiten Belinskis Er beginnt mit einer Darstellung der Theorie der Kunst, die von rein abstraktem, „ge-

lehrtem“ Standpunkt aus geschrieben ist, obwohl sie heftige Ausfälle gegen die Verträumtheit enthält, ganz vom Streben nach der Wirklichkeit durchdrungen ist und jede wirklichkeitsfeindliche Phantasterei heftig angreift. Wir bringen hier als Beispiel ein Bruchstück; es folgt auf die (noch ganz im Geiste Hegels) gehaltene Erklärung, daß „die Werke der Dichtkunst höchste Wirklichkeit sind“.

Es gibt Menschen, die ehrlich davon überzeugt sind, daß die Dichtung Traum und nicht Wirklichkeit ist, und daß es in unserem Zeitalter als einem *positiven und industriellen* Zeitalter keine Dichtung geben kann. Ein wahres Musterbeispiel von Ignoranz ein Unsinn ersten Ranges! Was ist Träumerei? Hirngespinst ,Form ohne Inhalt, Ausgeburt einer verstörten Einbildung, eines müßigen Gehirns, eines herum lungernde Herzens! Und *eine derartige* Verträumtheit hat ihre Dichter in den Lamartines und ihre Dichtwerke in den ideal-sentimentalen Romanen von der Art des „Abbadona“* gefunden; ist denn aber Lamartine ein Dichter und nicht bloß eine Einbildung – und ist „Abbadona“ etwa ein Dichtwerk und nicht bloß eine Einbildung? Und was soll dieser klägliche dieser altbackne Gedanke, daß unser Zeitalter *positiv* und *industriell* und deshalb angeblich kunstfeindlich ist? Hat etwa nicht unser Zeitalter Leute hervorgebracht wie Byron, Walter Scott, Cooper Thomas Moore, Wordsworth Puschkin Gogol, Mickiewicz, Heine, Béranger, Öhlenschläger Tegnér und andere? Sind nicht in unserem Zeitalter Schiller und Goethe tätig gewesen? Hat nicht unser Zeitalter die Werke der klassischen Kunst und Shakespeare zu schätzen gewußt und verstanden? Sind das etwa keine Tatsachen? Der industrielle Charakter ist nur die eine Seite des vielseitigen 19. Jahrhunderts, und er hat weder die Dichtung daran gehindert, in Gestalt der von uns genannten Dichter ihren höchsten Entwicklungsstand zu erreichen, noch die Musik, in der Gestalt ihres Shakespeares – Beethovens –, noch die Philosophie, in Gestalt Fichtes Schellings und Hegels zu höchsten Höhen aufzusteigen. Gewiß, unser Zeitalter ist der Träu-[649]merei und der Verträumtheit feindlich gesinnt, und eben deshalb ist es ein großes Zeitalter! Verträumtheit ist im 19. Jahrhundert ebenso lächerlich, banal und fade wie Sentimentalität. *Wirklichkeit* – das ist die Parole und Losung unseres Jahrhunderts, Wirklichkeit in allem –sowohl im Glauben wie in der Wissenschaft, in der Kunst wie im Leben. Als mächtiges und männliches Zeitalter duldet es nichts Verlogenes, Gemachtes, Schwaches, Zerfahrenes, sondern liebt nur, was mächtig, kräftig und wesentlich ist. Es hat sich die freudlosen Lieder Byrons mutig und furchtlos angehört, und ist gleich ihrem düsteren Sänger entschlossen, lieber auf jede Freude und jede Hoffnung zu verzichten, als sich mit den Bettelfreuden und Bettelhoffnungen des vergangenen Jahrhunderts zufrieden zu geben. Es hat den verstandesmäßigen Kritizismus Kants und die verstandesmäßige These Fichtes ertragen; es hat mit Schiller alle Krankheiten des inneren, subjektiven Geistes durchlitten, der über die Negation zur Wirklichkeit vorzudringen strebte. Dafür erblickte es in Schelling die Morgenröte der unendlichen Wirklichkeit, die die Welt in der Lehre Hegels mit üppigem, herrlichem Tageslicht erleuchtete und die schon vor diesen beiden großen Denkern, noch unverstanden, in den Werken Goethes unmittelbar zutage getreten war... („Otetschestwennyje Sapiski“, Heft VIII, Kritik, S. 11-12.)

Obwohl in diesem Aufsatz ständig davon die Rede ist, daß die Dichtung unserer Zeit eine „Dichtung der Wirklichkeit, eine Dichtung des Lebens“ ist, wird der modernen Kunst doch hauptsächlich eine gänzlich abstrakte, lebensfremde Aufgabe gestellt: „Die Versöhnung des Romantischen mit dem Klassischen“, weil unser Zeitalter überhaupt das „Zeitalter der Versöhnung“ in allen Sphären sein soll. Die Wirklichkeit selber ist hier noch einseitig verstanden: sie umfaßt nur das geistige Leben des Menschen, während die ganze materielle Seite des Lebens als „Schein“ aufgefaßt wird: „Der Mensch ißt, trinkt und kleidet sich – das ist eine Welt des Scheins, weil der Geist hieran nicht den geringsten Anteil hat“; der Mensch „empfindet, denkt und weiß sich als Organ, als Gefäß des Geistes, als endlicher Teil des Allgemeinen und Unendlichen – das ist die Welt der Wirklichkeit“ – das alles ist noch reine Hegelei. Aber zur Erläuterung der Theorie muß ihre Anwendung auf Kunstwerke gezeigt werden. Belinski wählt sich als Musterbeispiel für das wahrhaft poetische Epos die Erzählungen Gogols und geht dann zu einer ausführlichen, kritischen Analyse des „Revisor“ als des besten Beispiels für ein dramatisches Kunstwerk über... [650]

* „*Abbadona*“ – ein Roman von N. Polewoj *Die Red.*

VORWORT UND ANMERKUNGEN ZU DEM BUCH „DIE ENERGIE IN DER NATUR“ VON CARPENTER[1]

VORWORT DES ÜBERSETZERS

Der Autor wollte in einfacher Sprache schreiben. Ein guter Vorsatz Die Sprache des Übersetzers ist noch einfacher als die Sprache des Originals. In dieser Hinsicht würde die Übersetzung dem Autor, wenn er Russisch verstände, wahrscheinlich gefallen.

Möglicherweise würde er auch billigen, daß in der Übersetzung die Empfehlungen weggelassen sind, das eine oder andere englische populärwissenschaftliche Buch oder Aufsätze englischer Gelehrter zu lesen, die der Masse der russischen Leser nicht zugänglich sind, weil sie nicht ins Russische übersetzt wurden. Alle diese Hinweise werden durchaus befriedigend ersetzt durch den einen, den wir hier machen wollen: in jeder beliebigen guten, neueren, populärwissenschaftlichen Abhandlung über Physik, deren es in russischer Sprache ziemlich viel gibt, lassen sich alle Einzelheiten finden, die der Autor in seinen Hinweisen auf bestimmte Bücher oder Artikel zu lesen empfiehlt.

Wo es größerer Klarheit wegen nötig war, sind die in englischen Maß- und Gewichtseinheiten gemachten Berechnungen in bezifferten Anmerkungen auf russische Einheiten umgerechnet. Es hätte sich natürlich nicht gelohnt, solche Kleinigkeiten überhaupt zu erwähnen, wenn es nicht nötig gewesen wäre, den Leser darauf aufmerksam zu machen, daß mit Ausnahme der bezifferten Anmerkungen alle übrigen mit Sternchen bezeichneten Anmerkungen vom Autor stammen.

[651] Die beiden letzten Seiten des Buches, in denen der Autor sich auf Metaphysik einläßt, sind durch Bemerkungen ersetzt, die den Grundwahrheiten der Naturwissenschaften entsprechen.

NACHWORT[2]

... ein so komisches Abenteuer zustande kommen konnte, daß es dem Autor einfiel, eine Erklärung des Begriffs „Naturgesetze“ in der Rechtswissenschaft zu suchen. Darauf werden wir

---

[1] Tschernyschewski übersetzte das Buch des englischen Naturforschers W. Carpenter „Die Energie in der Natur“ im Jahre 1884. Die Übersetzung erschien im Jahre 1885 im Verlage L. S. Pantelejews ohne das Vorwort und die Anmerkungen Tschernyschewskis. Die Anmerkungen hatte Tschernyschewski zum Ersatz für die letzten 2-3 Seiten der „Energie in der Natur“ geschrieben, in denen Carpenter die Naturwissenschaft mit der Religion zu verknüpfen sucht.
Als Tschernyschewski die Übersetzung des Buches von Carpenter beendet und das Manuskript nach Petersburg abgesandt hatte, schrieb er in einem Brief an J. Pypina vom 25. Februar 1884: „Die letzten 2-3 Seiten des Originals, die im Widerspruch zu meinen Ansichten stehen, habe ich weggelassen und sie durch einige Seiten Anmerkungen ersetzt, in denen meine Denkweise dargelegt ist. Die ersten Seiten dieser meiner Anmerkungen sind in ernsthaftem Ton geschrieben, auf den letzten Seiten verspotte ich den armen Autor wegen seiner anthropomorphistischen Philosophie. Ich bitte Sie, liebe Julia, Saschenka“ (A. Pypin. Die Red.) „auszurichten, daß ich ihn bitte, dem Verleger der russischen Übersetzung folgendes mitzuteilen: Abgesehen von der reinen Druckkorrektur des Satzes zur Ausmerzung offensichtlicher Druckfehler, gestatte ich an dem von mir eingeschickten Manuskript keinerlei Änderungen... Diese meine Forderung bezieht sich ganz besonders auf das von mir stammende ‚Vorwort des Übersetzers‘ und darauf, daß die von mir fortgelassenen letzten Seiten des Buches fortgelassen bleiben und dafür die Seiten mit Anmerkungen gedruckt werden sollen, die ich an deren Stelle gesetzt habe, und zwar so gedruckt werden sollen, wie ich sie geschrieben habe. Bei dem geringsten Einwand des Verlegers gegen diese meine Forderung soll das Manuskript der Übersetzung ins Feuer geworfen werden.“ (*N. G. Tschernyschewski*, Sämtl. Werke, 1950, Bd. XV, S. 450 russ.) Diese Forderung Tschernyschewskis wurde nicht befolgt; sein Vorwort und die Anmerkungen, in denen er den Anthropomorphismus Carpenters und seine Behauptung von der Unvermeidlichkeit des Wärmetodes kritisierte, blieben unveröffentlicht.
[2] Der Anfang des Nachworts fehlt im Manuskript.

später zurückkommen, jetzt aber werden wir zusehen, wie dieser Begriff nicht in der Rechtswissenschaft, sondern in der Naturwissenschaft erklärt wird.

Wir sehen Berge und Ebnen; auf den Bergen und in den Ebnen sehen wir Steine, Lehm und Sand; wir sehen Wälder und Felder; in den Wäldern sehen wir Bäume, an den Bäumen Blätter; auf den Feldern sehen wir Gras und Blumen; in den Wäldern und auf den Feldern sehen wir Säugetiere und Vögel; alle diese und ihnen gleiche Gegenstände und Lebewesen sind die Gegenstände und Wesen, welche die Naturwissenschaft studiert. Sie ordnet alle diese Gegenstände und Wesen unter den allgemeinen Begriff materieller Wesen ein und spricht von ihnen in der ihr eignen technischen Sprache als von verschiedenartigen Kombinationen von Materie.

Was ist unverständlich daran, wenn die Naturwissenschaft das sagt? Absolut nichts. Die Naturwissenschaft sagt das alles sehr klug und einfach. Es gibt in der Naturwissenschaft viele so schwierige Fragen, daß es manchmal manchem reichlich schwerfällt, die Erklärungen zu verstehen, mit denen die Fachleute der Naturwissenschaft sie beantworten, und daß es noch schwieriger ist, sich auszukennen, ob diese Erklärungen richtig sind. Aber das sind Fragen völlig anderer Art. Beispielsweise ob Eisen oder Kupfer einfache oder zusammengesetzte Körper sind? Ob die Perioden des Umlaufs des Planeten Jupiter um die Sonne irgendwelche Beziehung zu den Perioden des Größer- und Kleinerwerdens der Sonnenflecke haben? Eine Erklärung für diese Fragen zu geben ist mehr oder weniger schwierig. Viele [652] derartige Fragen sind sogar beim heutigen Stand der Naturwissenschaft noch völlig unerklärbar. Wir fragen beispielsweise: wie viele Planeten kreisen um die von uns sehr weit entfernte Sonne, die wir Alcyone nennen? Die Astronomie antwortet: „Beim heutigen Stand unserer Kenntnisse von der Alcyone läßt sich noch nichts über die Zahl der sie umkreisenden Planeten sagen, weil wir absolut nichts selbst darüber wissen, ob die Alcyone überhaupt irgendwelche Planeten besitzt oder nicht.“

So gibt es also in den Naturwissenschaften viele schwierige und viele beim gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse sogar überhaupt noch unerklärbare Fragen. Aber das sind Fragen, die nicht im geringsten solchen Fragen ähneln wie denen, ob der Diamant oder der Feuerstein oder irgendein anderer Stein, ob die Eiche oder der Ahorn oder irgendein anderer Baum materielle Gegenstände sind usw. usw. und in den Antworten der Naturwissenschaft auf die Frage, ob die Linde ein materieller Gegenstand ist, gibt es nichts, was unverständlich wäre; die Linde ist ein materieller Gegenstand, sagt die Naturwissenschaft. Ist das etwa eine unverständliche Antwort?

Weiter wird gefragt: worin besteht die Gleichartigkeit der materiellen Gegenstände? Die Naturwissenschaft antwortet: ihre Gleichartigkeit besteht darin, daß sie materiell sind. Was ist an dieser Antwort der Naturwissenschaft unverständlich? Sie enthält ebenfalls absolut nichts Unverständliches: sie ist sehr klar.

Weiter wird gefragt: wie heißt denn das, worin die Gleichartigkeit der materiellen Gegenstände besteht, die wiederum darin besteht, daß sie materiell sind? Die Naturwissenschaft antwortet: dieses in allen materiellen Gegenstanden Gleichartige heißt Materie. Was ist an dieser Antwort unverständlich? Sie enthält ebenso absolut nichts Unverständliches: sie ist sehr klar.

Auf die gleiche Weise kommt die Naturwissenschaft zu ihren Antworten auf die Frage nach den Eigenschaften, Kräften und Gesetzen, nach denen man sie im Zusammenhang mit dem Studium dieser Gegenstände fragt.

Diese Gegenstände haben gleichartige Eigenschaften, [653] das Gleichartige, woraus die Gegenstände bestehen, ist die Materie; folglich sind ihre gleichartigen Eigenschaften die Eigenschaften dessen, was in ihnen gleichartig ist, nämlich Eigenschaften der Materie.

Die Eigenschaften der Materie üben bestimmte Wirkungen aus; aber die Eigenschaften der Materie sind ja die Materie selbst, folglich sind die Wirkungen der Eigenschaften der Materie – Wirkungen der Materie.

Ist das denn nicht klar?

Gewisse Wirkungen der Materie sind gleichartig, andere ungleichartig. Beispielsweise wächst die Eiche und wächst die Linde, das sind zwei gleichartige Tatsachen. Und hier noch zwei Tatsachen: die Eiche fällt und die Linde fällt – wieder gleichartige Tatsachen. Aber die Linde wächst und die Linde fällt – das sind ungleichartige Tatsachen. Die Eiche wächst und die Eiche fällt – das sind ebenfalls ungleichartige Tatsachen.

Die Naturwissenschaft faßt nun die gleichartigen Tatsachen in eine Gruppe zusammen und sagt, daß alle diese Tatsachen gleichartig sind und daß jede Tatsache eine Wirkung ist, nämlich das, was in den gleichartigen Tatsachen gleichartig wirkt. Dieses Gleichartige, in gleichartigen Tatsachen Wirksame, – welche Benennung sollen wir ihm geben? „Wir werden es Kraft nennen“, haben die Naturwissenschaftler in vergangenen Zeiten untereinander ausgemacht. Und sie nannten es so. Ob das Wort glücklich oder unglücklich gewählt war – das ändert nichts an der Sache; mochten die Tatsachen mit einem glücklich oder unglücklich gewählten Wort bezeichnet werden, so war doch für alle, die die mit diesem Wort bezeichneten Tatsachen kennen und dabei wissen, daß es üblich ist, diese Tatsachen mit diesem Wort zu bezeichnen, der Sinn des Wortes in der Sprache der Naturforscher klar; Kraft ist jenes Gleichartige, das gleichartige Wirkungen hervorbringt. So wurde dieses Gleichartige nach der früheren Vereinbarung benannt. Jetzt haben sich die Naturforscher dahin geeinigt, an Stelle des Wortes „Kraft“ das Wort „Energie“ zu verwenden. Ist das neue Wort glücklich gewählt? Ist es besser als das frühere? Ob das neue Wort glücklich oder unglücklich gewählt, besser [654] oder nicht besser oder schlechter ist – das ist eine Frage nur der Worte, nicht aber der Sache, die Sache bleibt die gleiche, und der Sinn des neuen Wortes ist klar. Energie ist jenes Gleichartige, das gleichartige Wirkungen hervorbringt.

Aber wenn die Linde wächst – was ist das, was da wachst? Die Linde. Wenn die Eiche wächst, was wächst da? Die Eiche. Also: wenn ein Gegenstand wirksam ist, was ist die Wirkung? Der wirkende Gegenstand.

Wenn wir von den Eigenschaften eines Gegenstandes sprechen, sprechen wir von dem Gegenstand; wenn wir von den Wirkungen eines Gegenstandes sprechen, sprechen wir von dem Gegenstand.

Die wirkende Kraft ist der wirkende Gegenstand selbst; und die Energie des Gegenstandes ist der Gegenstand selbst.

Energie ist das, was in gleichartigen Wirkungen gleichartig ist, solange die Wirkungen gleichartig sind; wie sollte das, was in diesen gleichartigen Wirkungen gleichartig ist, nicht gleichartig sein?

Mit welchem Wort soll man es bezeichnen, daß die Wirkung ein und derselben Kraft (oder nach der neuen Ausdrucksweise – ein und derselben Energie) gleichartig ist? Die Naturwissenschaftler haben unter sich ausgemacht, hierfür den Fachausdruck „Gesetz“ zu verwenden.

Was sind also die Gesetze der Natur? Die Gleichartigkeit der Wirkung ein und derselben Kraft (oder ein und derselben Energie).

Die Wirkung der Gegenstände ist die Wirkung der Gegenstände selber; die Gleichartigkeit der Wirkungen ist die Gleichartigkeit der Gegenstände selber, und die Gesetze der Natur sind die Naturgegenstände selber, vom Gesichtspunkt der Gleichartigkeit ihrer Wirkung betrachtet.

Soweit die Lehre der Naturwissenschaft hiervon.

Ist das, was sie sagt, klar? Vollkommen klar. Was soll hieran unklar sein, wo es doch die einfache Schlußfolgerung aus der ganz einfachen Analyse einer völlig klaren Tatsache ist: „Die materiellen Gegenstände sind materiell.“ Unklar können derartige Schlußfolgerungen gar nicht sein; ihre Klarheit gleicht der Aussage: „Die Linde ist die Linde“, „der Stein ist der Stein“ usw. oder der allgemeinen, alle [655] Sonderfälle umfassenden Aussage – „die Gegenstände der Naturwissenschaft sind die Gegenstände der Naturwissenschaft“.

Im Prädikat wird das Subjekt wiederholt; die ganze Analyse besteht ausschließlich aus solchen Sätzen; in jedem Prädikat wird das Subjekt wiederholt. Es ist derart klar, daß es langweilig ist, diese Reihe von Sätzen zu lesen, langweilig deshalb, weil sie ganz und gar nur eine Wiederholung, und zwar die Wiederholung der offenbaren Wahrheit ist: „Die materiellen Gegenstände sind materiell.“ Langweilig ist das, weil es völlig klar ist. Langweilig? Ja. Aber dafür völlig klar.

Nein, sagen einige Naturwissenschaftler: „Das ist nicht klar.“ Warum ist es nicht klar?

Wie ist es denn mit den Staatsgesetzen, denen doch alle Menschen zu gehorchen verpflichtet sind, warum werden die von den Menschen nicht immer eingehalten? Also braucht auch die Natur die Naturgesetze nicht einzuhalten, hält sie aber dennoch ein; und man muß herausfinden, warum sie sie einhält. Wir wollen es also herausfinden, und dann wird alles klarwerden.

Aber hier gibt es rein nichts herauszufinden. Die Naturgesetze sind ja die Natur selber, vom Standpunkt ihrer Wirksamkeit aus betrachtet. Wie sollte denn die Natur ihren eignen Gesetzen unangemessen, d. h. sich selbst unangemessen handeln? Wasser ist eine Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff. Solange Wasser existiert, ist es Wasser, d. h. solange es existiert, bleibt es immer eine Verbindung von Wasserstoff und Sauerstoff. Etwas anderes kann es nicht sein. Irgend etwas anderes ist irgend etwas andere, aber nicht Wasser. Die Wirkung des Wassers ist die Wirkung des Wassers; und wenn das Wasser unter gewissen Bedingungen in bestimmter Weise wirkt, so kann es bei der Wiederholung dieser Umstände nur wieder ganz genau so wirken. Es ist immer dasselbe Wasser; die Umstände sind die gleichen; wie sollte dann nicht auch das Resultat das gleiche sein? Die Faktoren sind in beiden Fällen die gleichen, ist es denn dann möglich, daß das Resultat in beiden Fällen nicht das gleiche ist? 2 + 3 = 5. Das gilt [656] heute. Aber kann 2 + 3 morgen vielleicht auch nicht = 5 sein? Und wenn 2 + 3 morgen wieder = 5 ist, haben wir es dann mit einem rätselhaften, erstaunlichen Vorgang zu tun, der einer Erklärung bedarf?

Nach der Meinung jener Naturwissenschaftler, ja. Schön, sollen sie uns einmal die sonderbare Tatsache erklären, daß 2 + 3 immer 5 ist. Hören wir uns einmal an, wie sie das erklären werden; das wird sicher eine fesselnde Erklärung, daran gibt es keinen Zweifel; es kann nicht anders sein, als daß Leute, die sich daran machen, die rätselhafte Ursache herauszufinden, die zu der sonderbaren Tatsache führt, daß 2 + 3 immer = 5 ist – daß diese Leute fesselnde Dinge erzählen.

Und so machen sie sich denn an die Erklärung: die Naturgesetze müssen genau die gleiche Eigenschaft haben wie die Staatsgesetze. Unser Autor ist Engländer und ist bei Engländern in die Schule gegangen. Deshalb ist auch der Staat, den er im Kopfe hat, natürlich England. Gut, soll es meinetwegen England sein. In England werden die Gesetze eingehalten. Das ist gewiß schön und gut. Aber warum werden sie eingehalten? Weil Verwaltungsbeamte ihre Einhaltung überwachen, weil Richter sie überwachen und weil die Verwaltungsbeamten, wenn jemand nur ein wenig gegen das Gesetz verstößt, ihn den Richtern vorführen, die Richter untersuchen den Fall, erkennen den einer Gesetzesübertretung Beschuldigten für schuldig und bestrafen ihn; die anderen Engländer sehen, daß es ihm schlecht ergangen ist, und enthalten sich deshalb der Geset-

zesübertretung. Das ist der Grund, warum in England die Gesetze eingehalten werden. Genau so muß man es sich vorstellen, daß beispielsweise das Wasser die Naturgesetze einhält.

„Ach, so ist die Sache?“ denkt erstaunt der Mensch, der zum erstenmal derartige Überlegungen über das Wasser als ein dem Menschen ähnliches Wesen zu lesen bekommt. „Da also wollen die Naturwissenschaftler hinaus, die sagen, es sei an und für sich unklar und bedürfe der Erklärung durch irgend etwas anderes, wenn die Wirkungen unbelebter Gegenstände den Naturgesetzen angemessen sind! Sie brauchen die Vorstellungen, daß das Wasser ein menschenähn-[657]liches Wesen ist.“ Aber können denn wirklich gelehrte Männer, und insbesondere solche, deren Gelehrtheit ganz speziell in der Kenntnis der Naturerscheinungen besteht, ernsthaft über das Wasser wie über ein menschenähnliches Wesen nachdenken? Stellen Sie es sich selbst denn wirklich als menschenähnliches Wesen vor?

,,Ja.“

„Wie, alle Gegenstände, die wir unbelebt nennen, sollen nach der Auffassung dieser Naturwissenschaftler menschenähnliche Wesen sein?“

„Ja, gewiß doch. Erinnern wir uns daran, was wir in eben diesem Buch auf den ersten Seiten gelesen haben:

‚Von den sogenannten Naturkräften heißt es mit Recht: sie sind eine „Stimmung“ der Materie. Die Beziehung des Menschen zu den Gegenständen seiner Umwelt ändert sich je nach der Stimmung, in der er sich befindet; in gleicher Weise ändern sich auch die Beziehungen des Naturgegenstandes zu den Gegenständen seiner unmittelbaren Umgebung entsprechend der Stimmung dieser Gegenstände.‘

Anschließend folgen dann Überlegungen über die untätige Stimmung der Bleikugel, ihre erhitzte und ihre zerstörende Stimmung.

Als Sie diese Seiten des Buches lasen, war Ihnen vielleicht noch nicht klar, was für eine ernste Bedeutung diese Überlegungen über die ‚Stimmungen‘ der Bleikugel im Gedankengang des Autors haben; Sie waren vielleicht der Meinung, daß das Wort ‚Stimmung‘ auch für ihn nur den Sinn einer Metapher habe, wie es bei Ihnen der Fall war. Jetzt sehen Sie jedoch, daß das bei ihm keine Metapher ist; wenn er von der ‚Stimmung‘ der Bleikugel spricht, so verwendet er das Wort in seinem direkten Sinn, die Bleikugel stellt sich dem Autor als belebter Gegenstand dar.“

„Aber ist das nicht vielleicht ein Übersetzungsfehler? Hat das englische Wort, das hier mit dem Wort ‚Stimmung‘ übersetzt ist, im Englischen wirklich den auf einen Vorgang des Seelenlebens bezüglichen Sinn wie das Wort ‚Stimmung‘ in unserer Sprache?“

Mit dem Worte „Stimmung“ ist hier das Wort „mood“ übersetzt. Indem wir es so übersetzen, geben wir seine [658] Bedeutung nicht stark genug wieder... Wir wollten die Aufmerksamkeit des Lesers nicht von dem Gedanken des Autors auf unsere Gedanken über die Gedanken des Autors ablenken. Hätten wir das Wort „mood“ so übersetzen wollen, daß die Übersetzung den Gedanken des Autors mit seiner ganzen Ausdruckskraft im Originaltext wiedergibt, dann hätten wir damals schon die Anmerkung machen müssen, die wir jetzt machen wollen unser Wort „Stimmung“ ist, mit dem englischen Wort „mood“ verglichen, zu unbestimmt. In unserer Sprache gibt es kein Wort, das die Bestimmtheit des psychologischen Sinnes des Wortes „mood“ in seiner ganzen Kraft wiedergeben könnte. Um uns in unserer Sprache ebenso stark auszudrücken wie im Englischen, hätten wir das Wort „mood“ nicht einfach durch das Wort „Stimmung“, sondern durch den Ausdruck „Seelenstimmung“ übersetzen müssen Der Autor redet hier nicht von irgendeiner unbestimmten Stimmung – nein, er redet positiv, bestimmt und ganz klar von der Seelenstimmung – welchen Wesens? – der Bleikugel.

Geben Sie sich nur die Mühe nachzusehen, wenn Sie sich nicht auf Ihr Gedächtnis verlassen wollen; der Autor begnügt sich nicht damit, „Seelenstimmung“ solchen Gegenständen wie der Bleikugel zuzuschreiben die, dessenungeachtet, ob sie belebtes Wesen sein kann oder nicht, ihm doch insofern ähnlich ist, als sie ein einzelner, bestimmter Gegenstand ist; nein, nicht nur die Bleikugel hat, nach der Meinung des Autors, eine Seele — jeder Gegenstand der Naturwissenschaft hat eine Seele, auch dann, wenn er gar kein einzelner von der Umwelt abgesonderter Gegenstand, sondern nur ein von anderen Teilen nicht zu trennender Teil eines zerfließenden, sich durch den Raum bewegenden, formlosen Mediums ist; Wasser und Wasserdampf, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff, das alles sind belebte Wesen. Sie entsinnen sich, vor den Überlegungen über die Seelenstimmungen der Bleikugel hat der Autor Ihnen mitgeteilt, daß jeder Stoff eine „Seelenstimmung“ habe, jeder, d. h. auch der Wasserstoff, der Stickstoff usw.

[659] Und erinnern wir uns daran, was der Autor unter Ruhezustand der Energie versteht; das Folgende nämlich:

„Die Energie kann in zwei Zuständen existieren: in Bewegung oder in Ruhe. Es ist klar, daß jeder bewegte Gegenstand Energie besitzt, d. h. Arbeit leisten kann, nicht so klar jedoch ist auf den ersten Blick, daß Energie im Ruhezustand existieren kann; um das zu verstehen, greifen wir zu dem analogen Begriff ‚ein energischer Mensch‘. Er kann ein sehr ruhiger Mensch und dennoch zu großen Leistungen fähig sein, wenn er sich an eine Arbeit macht.“

Damit endet die Erklärung; weiter ist dann von der ruhenden Energie als von einem völlig klargestellten Zustand die Rede. Eine Tatsache, die sich auf alle möglichen Arten von Stoff bezieht: auf einen Kehrichthaufen so gut wie auf Wasser und Gas, wird im menschenähnlichen Sinn gedeutet, und die Aufgabe ist gelöst; die Tatsache ist klargeworden.

Stein, See, Fluß und Wolke, Wasserstoff und Sauerstoff – sie alle sind menschenähnliche Wesen; die Tatsachen ihrer Existenz sind psychologische Tatsachen.

Wenn der Mensch zu einer derartigen Begriffsklarheit gelangt, daß er aufhört, an die Unterschiede zwischen unbelebten und lebenden Wesen zu denken, dann verliert er selbstverständlich die Fähigkeit, sich auszukennen, ob irgend etwas ihm verständlich oder unverständlich ist; er fühlt sich wie im Rausch, im Fieberwahn und muß bald zur rechten, bald zur unrechten Zeit, je nachdem – in die Klage ausbrechen: „Das versteh’ ich nicht“, „das ist nicht zu verstehen.“

Der Autor erklärt bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit, er verstehe nicht, die Wissenschaft sei sich nicht klar, sie wage nicht zu erklären – was? – Dinge, die ganz von allein klar sind für jedermann, dessen Kopf nicht benebelt ist und der deshalb nicht die elementaren Wahrheiten der Naturwissenschaft vergessen hat, die gleich hier, auf derselben Seite, fünf Zeilen über oder fünf Zeilen unter dem Gejammer des Autors über die Unfähigkeit der Wissenschaft, die schwindelerregende Frage zu beantworten, mit seiner eignen Hand geschrieben stehen. Nach Meinung [660] des Autors weiß weder er noch irgend jemand auf der Welt irgend etwas beispielsweise darüber, was „Energie“ ist, und alle Gelehrten haben jede Hoffnung verloren, jemals zu begreifen, was das ist, so daß „die Wissenschaft sich nicht anmaßt, diese Frage zu beantworten“ Und dabei hat er selber geschrieben, was „Energie“ ist! Energie ist die Fähigkeit, Arbeit zu leisten, hat der Autor selber geschrieben. Ja; aber das genügt ihm nicht. Er will, daß der Ausdruck „Energie“ noch irgendeinen anderen Sinn hat, außer dem, den dieses Wort in der wissenschaftlichen Sprache besitzt. Nun, was läßt sich da weiter sagen, dieser Wunsch ist sehr leicht zu erfüllen; jeder von uns hat die Freiheit, jedes beliebige Wort in jedem beliebigen Sinn anzuwenden; er muß dann nur ausdrücklich bemerken: „Dieses Wort erhält von nun ab, dank meiner Willkür, den folgenden Sinn.“

Wir wissen schon, was der Autor eigentlich will: daß alles auf der Welt menschenähnlich ist. Gut denn, wenn der Mensch von diesem Wunsch verzehrt wird, kann er sagen: ich möchte unter dem Wort „Energie“ die menschliche Vernunft verstanden wissen. Dann wird alles auf der Welt für ihn verständlich. Nur hat das alles einen Nachteil: er wird sich selbst lächerlich.

Und das ist eben des Autors Pech. Er hat sich zu Anfang seines Buches in den Kopf gesetzt, die unbelebten Gegenstände zu lebenden Wesen zu machen, aber das will nicht zum Inhalt des Buches passen, und er jammert deshalb beim Schreiben des Buches, die Wissenschaft sei machtlos zu erklären, was Energie ist. Dann hat er das Buch geschrieben und ist wieder ... frei von dem Zwang, auf die Naturwissenschaft Rücksicht zu nehmen und sich dem gesunden Menschenverstand zu fügen, er macht sich von der Naturwissenschaft los und drängt wieder ins Freie, schüttelt die beengenden Regeln ab, die der gesunde Verstand dem Spiel der Gedanken auferlegt, und stürzt sich auf das Gebiet der Rechtsgelehrtheit, um alles in der Natur nach seinem Geschmack umzukrempeln. Und er krempelt es um und ist glücklich.

„Aber was soll man nun von ihm denken: ist er ein Dummkopf oder ein Eigenbrötler?“ Oh, durchaus nicht; er [661] ist gewiß kein besonders begabter Mann, aber er ist nicht dumm, und solange er bei der Sache bleibt, redet er nicht hin und her, sondern hält sich daran, was der einzige Zweig der Wissenschaft lehrt, den er ernsthaft studiert hat, die sogenannte Naturwissenschaft. Aber sein Ehrgeiz hat nicht Raum genug in diesem Wissenschaftszweig. Er möchte sich gern ein bißchen als Mensch zeigen, der fähig ist, sich aufzuschwingen ... weit über die Grenzen hinaus, die die Naturwissenschaft von den anderen Wissenszweigen trennen, und dringt so bis in das oberste Stockwerk des Gebäudes vor, wo die Philosophen hausen. Von dort, aus der Höhe, läßt sich das menschliche Wissen in seiner Gesamtheit überschauen, und die Stimme, die von dort, aus der Höhe, klingt, ist rings in der Runde zu hören, ganz anders als eine Stimme, die aus der Tiefe kommt, aus den Physiksälen und den chemischen Laboratorien. Ein bißchen zu philosophieren – oh, wie verlockend ist das doch! Und so macht er sich denn ans Philosophieren.

Aber wenn jemand gern philosophieren möchte, so muß er erst einmal einige Kenntnisse auf dem Gebiet der Philosophie erwerben. Aber damit hat sich unser Autor nicht abgegeben. Und so ist ihm passiert, was gewöhnlich geschieht, wenn ein Mensch große Töne über Dinge zu schwingen anfängt, von denen er keinen blauen Dunst hat; es ist Kauderwelsch herausgekommen.

Das Buch, dessen Übersetzung den Übersetzer gezwungen hat, diese Anmerkungen zu machen, ist selbstverständlich kein phänomenal gelehrtes Werk. Und der Autor des Buches ist in der Welt der Wissenschaft keine besonders große Autorität. Um die Wahrheit zu sagen, ist der arme Teufel nicht einmal schuld daran, daß seine Philosophie so töricht ausgefallen ist: er ist nur ein Schüler, der, so gut er es versteht, jene philosophischen Weisheiten wiederholt, die er bei anderen, von ihm als Autoritäten angesehenen Naturforschern aufgeschnappt hat.

Aber genug mit dieser kläglichen Philosophie, mit dieser Begriffsverwirrung, die Anthropomorphismus genannt wird.

Wir müssen nur noch einige Worte anläßlich eines Zitates sagen, das der Autor aus Balfour Stewart anführt.

[662] Die Lehre von der Erhaltung der Energie hat zur Aufstellung einer Formel gedient, der zufolge mit der Zeit alle Bewegung im Weltall verschwindet, weil sie sich in Wärme Verwandelt, so daß das Weltall zu einer für immer toten Masse wird.

Wenn ein solcher Zustand irgendwann einmal eintreten könnte, wäre er vor endlos langer Zeit bereits eingetreten. Das ist ein Axiom, gegen das es keinen Einwand gibt.

Wenn irgendeine Tatsachenreihe, die keinen Anfang besitzt, ein Ende hat, so muß dieses Ende, so lang diese Reihe auch sein mag, bereits in einer endlos weit zurückliegenden Vergangenheit eingetreten sein. Eine Tatsachenreihe, die keinen Anfang besitzt, kann nur dann bis zu einem bestimmten Zeitpunkt existieren, wenn sie kein Ende haben kann; wenn sie ein Ende haben könnte, würde sie vor jedem gegebenen Zeitpunkt enden.

Die Formel, die das Ende der Bewegung des Weltalls voraussagt, widerspricht der Tatsache der Existenz der Bewegung in unserer Zeit. Diese Formel ist falsch. Bei ihrer Aufstellung ist ein Versehen vorgekommen.

Gegenwärtig verwandelt die Bewegung sich in Wärme. Die Formel nimmt an, daß das ein Prozeß ist, der keine Korrektive kennt, daß er stets ununterbrochen vor sich gegangen ist und vor sich gehen wird, bis alle Bewegung vollständig in Wärme verwandelt ist. Aus der Tatsache, daß das Ende noch nicht eingetreten ist, geht klar hervor, daß der Ablauf des Prozesses unendliche Male durch die Wirkung eines Prozesses unterbrochen worden ist, der die umgekehrte Richtung hatte und Wärme in Bewegung verwandelte, so daß die Existenz des Weltalls eine Reihe von unzähligen Perioden ist, deren jede zwei Hälften hat: in der einen Hälfte verringert sich die Summe der in Wärme verwandelten Bewegung und wächst die Wärmemenge, in der anderen Hälfte verringert sich die Wärmemenge, die sich in Bewegung verwandelt, und wächst die Summe der Bewegung. Das ist im ganzen ein anfangsloser Wechsel von Schwingungen, der kein Ende haben kann. [663

BRIEFE[1]

AN A. N. UND M. N. TSCHERNYSCHEWSKI

8. März 1878

Meine lieben Freunde Sascha und Mischa.

Wir setzen unsere Plauderei über die Weltgeschichte fort; den astronomischen Teil des Vorworts zu ihr haben wir bereits angeschaut. Wir haben von der Hypothese Newtons gesprochen, d. h. von seinem Gedanken, daß die Bewegung der Himmelskörper entsprechend dem von ihm entdeckten und von uns als Newtonsche Formel bezeichneten Naturgesetz kraft der allgemeinen gegenseitigen Anziehung der Materie zustande kommt. Und wir waren dabei stehengeblieben, daß ich sagte: um sich darüber klarzuwerden, welches Schicksal die Hypothese Newtons in unserer Zeit gehabt hat, muß man untersuchen, welches ganz allgemein das Schicksal der Mehrheit aller Fachleute der Naturwissenschaft, darunter auch der Astronomen, d. h. der Mathematiker ist, die sich von schlecht studierten und noch weniger verstandenen Theorien der idealistischen Philosophie leiten lassen.

Und ich fahre fort:

* * *

[1] Die Briefe an seine Söhne schrieb Tschernyschewski aus Wiljuisk. Nach Sibirien verbannt, hatte der große revolutionäre Demokrat keine andere Möglichkeit, seine Gedanken über theoretische Fragen zum Ausdruck zu bringen, als seine Korrespondenz mit seiner Familie. Die Briefe, in denen Tschernyschewski sich mit seinen Söhnen über Fragen der Naturwissenschaft, Philosophie und Geschichte „unterhält“, sind von großer theoretischer Bedeutung. In ihnen führt Tschernyschewski, dem philosophischen Materialismus treu geblieben, einen unversöhnlichen Kampf gegen den damals im Westen und in Rußland in Mode gekommenen subjektiven Idealismus, Neokantianismus und Positivismus, für eine wissenschaftlich-materialistische Weltanschauung.
Es muß beachtet werden, daß Tschernyschewskis Briefe eine fehlerhafte Einschätzung der Arbeiten des hervorragen den russischen Mathematikers N. I. Lobatschewski enthalten.

Meine lieben Freunde. Jede einzelne Menschengruppe hat ihren eigenen Ehrgeiz. Wir werden von diesem sehr wichtigen, selbstverständlich unvernünftigen und deshalb schädlichen Element des Menschenlebens noch reden, wenn nach der Ordnung unseres Stoffes die Analyse der Triebe des Menschen an die Reihe kommt. Hier genügt es zu sagen, daß ich auf Grund meiner wissenschaftlichen Weltanschauung unerschütterlich auf folgendem Standpunkt stehe: jede [664] Illusion hat eine schlechte Wirkung auf den Gang der menschlichen Angelegenheiten; um so schädlicher sind Illusionen, die, wie das Herausstreichen der eigenen Gruppe auf Kosten der anderen Menschen, nicht irgendeinen unschuldigen Irrtum zum Ausgangspunkt haben, sondern ein übles Motiv.

Wir wollen uns auf diese kurze Bemerkung über die Schädlichkeit jeder Illusion und die ganz besondere Schädlichkeit übler Illusionen beschränken, und uns genauer nur jene eine Kategorie übler Illusionen ansehen, zu der der ganze Fall der Geschichte der Newtonschen Hypothese in unserer Zeit gehört, dieser Zeit, in der die Mehrheit der Naturforscher, beseelt vorn unmäßig heißen Drang, große Entdeckungen zu machen und dadurch Ruhm zu erwerben, so zahlreiche erstaunliche Taten vollbracht hat.

In jedem Handwerk oder Beruf verstehen die Meister eines technischen Fachs in ihrer Mehrheit absolut nichts von dem, was über das enge Fach hinausgeht, mit dem sie sich berufsmäßig befassen. So versteht beispielsweise die Mehrzahl der Schuster nichts von allem, was nicht zur Schusterei gehört. Aber der Ignorant hat stets das Bedürfnis, auf irgend etwas stolz zu sein. Ein Mensch mit großangelegten Auffassungen und Gefühlen begnügt sich mit dem vernünftigen, stolzen Gefühl, ein Mensch zu sein. Der Schuster-Ignorant macht sich sehr wenig daraus, daß er Mensch ist. Er versteht Stiefel zu machen, und das ist dem Umfang seiner Auffassungen und Gefühle entsprechend für ihn der einzig verständliche und ihm zusagende Anlaß, stolz zu sein. Und wenn wir ihm Gelegenheit geben, seinem Eigenlob auch nur für eine halbe Stunde die Zügel schießen zu lassen, werden wir zu hören bekommen, wie er uns – und in unserer Person das ganze Menschengeschlecht – darüber aufklärt, daß die Schusterei das allerwichtigste Geschäft auf der Welt und der Schuster der hervorragendste aller Wohltäter des Menschengeschlechts sind.

Das gleiche wird uns von seinem Beruf der Schneider-Ignorant sagen; das gleiche der Friseur-Ignorant; das gleiche der Maurer-Ignorant; das gleiche der Tischler-Ignorant; das gleiche jeder andere Handwerker-Ignorant.

[665] Aber die Handwerker dieser und ähnlicher Berufsgruppen, wie die Schuster, Schneider usw., haben nur sehr selten Gelegenheit, geduldige und respektvolle, vertrauensselige und dankbare Hörer für ihr Eigenlob zu finden. Wenn man ihre wilden Phantasien darüber, daß sie unsere obersten Wohltäter sind, zu hören bekommen will, muß man ausdrücklich eine derartige Unterredung unter vier Augen herbeiführen. Andernfalls wird es uns nicht gelingen, etwas derart wahrhaft Bemerkenswertes zu hören bekommen: beim ersten Wort eines schwachen, noch zögernden Anfalls belehrender Reden wird das Publikum, das wir unvorsichtigerweise zu diesem Versuch zugelassen haben, den Prahler mit schallendem Gelächter unterbrechen und mit Sarkasmen niederschlagen.

Anders geht es jenen Fachleuten, die sich handwerksmäßig mit ehrenvolleren Berufstätigkeiten befassen als der Schusterei, dem Friseurgewerbe und der Tischlerei. Diesen ehrenwerten Leuten lauscht das Publikum ehrerbietig. Und ihr Eigenlob belehrt und ergötzt ununterbrochen und in allen Tonarten ihrer berufsmäßig getönten Prahlerei das Menschengeschlecht, das sich in tiefer Dankbarkeit vor diesen seinen Wohltätern bis zur Erde verneigt.

Ehrenwerte Berufe gibt es vielerlei Arten. Zum Beispiel die Architektur, die Malerei, die Bildhauerei usw.; die Musik, der Gesang, der Tanz usw.; die Rechtsgelehrtheit usw.; die Geschichte usw.

Ihr wißt wohl, daß der berühmte Tänzer Vestris sich im Ernst für den Wohltäter ganz Frankreichs und der gesamten Menschheit hielt. Er war ein gutmütiger Schwätzer. Nur dadurch überragte er, was eitles Geschwätz angeht, den Durchschnitt der gewöhnlichen Fachleute. Dem Wesen nach ist das Denken bei allen Ignoranten und Fachleuten aller Fächer genau dasselbe wie das naive Geschwätz eines Vestris.

Meine lieben Freunde, Ihr werdet Euch erinnern: ich rede gleichermaßen von allen, die mit ihrem Fach prahlen. Die Musikanten kommen bei mir nicht schlimmer weg als die Juristen, die Tänzer nicht schlimmer als die Moralprediger: ich habe gesagt, daß sie sich alle die gleiche Lobes-[666]hymne singen, wobei jedesmal nur die Fachausdrücke wechseln.

Und wenn ich jetzt von den Ignoranten unter den Naturwissenschaftlern und insbesondere unter den Astronomen und Mathematikern spreche, so bedeutet das keine Zurücksetzung hinter den Ignoranten irgendeines anderen ehrenwerten Berufs. Ich halte ihre Ignoranz durchaus nicht für anstößiger als die Ignoranz der Maler oder Juristen, der Sänger oder Tänzerinnen, oder der Prediger für diese Herren und Damen vom Fach. Auch ihre Prahlerei ist nicht törichter und nicht übler oder schädlicher. Ich muß gerade von ihnen nur deshalb reden, weil sie und nicht die Tänzerinnen oder Musikanten sich damit beschäftigen, das Menschengeschlecht darüber zu belehren, was die Hypothese Newtons ist. Wenn die Menschheit sich in dieser Angelegenheit an die Juristen oder die Tänzerinnen um Rat wenden würde, und nicht an die Naturforscher, und insbesondere die Astronomen und Mathematiker, so würde ich auf diesen Blättern hier die Naturwissenschaftler im allgemeinen und die Astronomen und Mathematiker im besonderen ungeschoren lassen, ja sie nicht einmal erwähnen, sondern nur die Juristen und Tänzerinnen der Ignoranz zeihen.

Aber die Menschheit ahnt gar nicht, daß sie auch von Juristen und Tänzerinnen über Newtons Hypothese Antworten bekommen könnte, die nicht weniger gelehrt und nicht weniger gründlich sind als das, was sie von den Herren Astronornen und Mathematikern samt Konsorten zu hören bekommt: „Newtons Hypothese ist eine Hypothese“; gibt es etwas Einfacheres als diese Antwort? Und welche Sängerin oder Tänzerin, ja sogar Waschfrau würde zögern, so zu antworten?

Aber ich würde für diese Antwort auch eine Waschfrau oder eine Schnitterin vom Dorfe rügen, wie ich die Astronomen und Mathematiker rüge: das, worum es in Newtons Hypothese geht, ist so allbekannt, daß es selbst für eine Schnitterin vom Dorfe ungehörig wäre, es nicht zu verstehen, wenn man ihr zwei Stunden Zeit gäbe, sich die Tatsachen anzuhören und sie zu durchdenken, und dann eine richtige Antwort von ihr verlangte.

[667] Aber die Herren Naturwissenschaftler und insbesondere die Herren Mathematiker und Astronomen haben der vertrauensseligen Masse der Gebildeten einzureden gewußt, daß es in der „Frage“ – der Frage! – der Newtonschen Hypothese etwas gibt, was nur für die Fachleute der Naturwissenschaft, und insbesondere der Mathematik, begreiflich ist – in dieser „Frage“, für deren Beantwortung man aus der Mathematik nur das Einmaleins braucht; zu deren Beantwortung ganz leicht auch ein völlig ungebildeter Mensch kommen kann, der keine Zahlen kennt und nur mit Hilfe der Worte rechnet, mit denen die Zahlen in der Umgangssprache bezeichnet werden, der das Multiplizieren durch Addieren ersetzt und die Addition mit Hilfe seiner Finger vornimmt. Diese Herren Fachleute haben der Masse der Gebildeten die Lösung aus der Hand genommen und haben sich zu den einzigen Richtern über die „Frage“ der Newtonschen Hypothese erklärt, – der Frage! – die ebenso eine Frage ist wie die „Frage“, ob 2/2 wirklich = 4 ist. Es hat ihnen so gepaßt, die Sache derart hinzustellen. Und diese, nur von ihnen abhängende, ihnen passende Fragestellung zwingt mich, von ihnen zu reden.

Es war nicht mein Wille, es war der ihre.

Meine lieben Kinder, es fällt Euerm Vater schwer und tut ihm weh, von der Mehrzahl der Naturwissenschaftler und im gegebenen Falle vorwiegend von der Mehrzahl der Mathematiker so zu reden, wie er redet.

Aber was ist da zu machen?! Diese Herren zwingen ihn dazu. Alles muß seine Grenze haben. Auch die Ignoranz der Fachleute. Und für jeden verständigen Menschen gibt es eine Grenze des Nachgebens und Entgegenkommens. Und Euer Vater ist entgegen seinem Wunsch genötigt, die Frage zu stellen: was versteht eigentlich die Mehrheit der Herren großen Mathematiker unserer Zeit von den allereinfachsten, fundamentalsten der speziellen wissenschaftlichen Wahrheiten ihrer Spezialwissenschaft, der Mathematik?

Meine lieben Kinder, es bedrückt mich, daß das nötig ist. Ich habe eine hohe Meinung von den Verdiensten jener Gelehrten, in bezug auf die ich eine so demütigende Frage stelle. Es tut mir weh, daß ich es tun muß. Aber ich muß.

[668] Und als Material für die Antwort besitze ich den Aufsatz von Helmholtz „Über den Ursprung und die Bedeutung der geometrische Axiome“. Ich kenne den Aufsatz natürlich nur in russischer Übersetzung. Er steht in der Zeitschrift „Snanije“, Jahrgang 1876, Heft 8; ich werde die Übersetzung wörtlich zitieren.

* * *

Die ersten Zeilen des Aufsatzes:

Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes ist die Untersuchung der philosophischen Bedeutung der neusten Forschungen auf dem Gebiet der geometrischen Axiome und die Untersuchung der Möglichkeit, auf analytischem Wege neue Systeme der Geometrie mit anderen Axiomen als denen Euklids zu schaffen.

Das sagt Herr Helmholtz, einer der größten – das weiß ich – Naturforscher und – das habe ich gelesen, glaube es gerne und sehe es teilweise selbst an diesem Artikel – einer der besten Mathematiker unserer Zeit.

Alles in diesem Aufsatz ist mir durchaus klar verständlich.

Und ich sage: er – er, der Autor –, er versteht nicht, wovon er und was er in diesem Aufsatz redet. Er bringt mathematische Fachausdrücke durcheinander und verwirrt in diesem Durcheinander seine Gedanken derart, daß sich in seinem Kopfe ein völlig sinnloses dummes Zeug gebildet hat, das er dann in diesem Artikel vorführt.

Ich werde seine Fehler bei der Verwendung von Fachausdrücken richtigstellen, und der technische Teil seines Aufsatzes wird durch diese Verbesserungen einen richtigen Sinn erhalten. Ohne sie ist in ihm alles völlig sinnlos.

Beachten wir in den angeführten ersten Zeilen ein Wörtchen. Helmholtz will die Philosophische Bedeutung des Gegenstands seines Aufsatzes untersuchen. Die „philosophische“. Aber von „Philosophie“ hat er nicht die geringste Ahnung. Und das ist auch der Grund, warum er bei einem Unsinn gelandet ist.

[669] Er hat irgendwo etwas gelesen, ohne es verstanden zu haben. Wir werden noch sehen, was er gelesen hat und wo. Aber das werden wir sehen, er selber weiß es nicht. Indem er sich in die ihm unverständlichen Gedanken vertieft, kommt er auf den Einfall, es gäbe eine „Möglichkeit, auf analytischem Wege neue Systeme der Geometrie zu schaffen“ , die sich von der Geometrie des „Euklid“ unterscheiden.

Das ist das wilde Hirngespinst eines Ignoranten, der nicht versteht, was er denkt und worüber er denkt.

Der Fall ist dem Wesen nach so einfach, daß er in allen technischen Einzelheiten sogar für mich, bei aller Kümmerlichkeit meiner mathematischen Kenntnisse, vollauf verständlich ist. Es handelt sich um folgendes:

Jede geometrische Kurve hat ihre Besonderheiten. Die Ellipse hat nicht dieselben Eigenschaften wie die Hyperbel oder die Zykloide oder die Sinusoide. Wer wüßte das nicht? – Ich weiß sehr wenig von der Ellipse; von der Hyperbel noch weniger; aber selbst ich begreife: das sind verschiedene Linien. Und wenn sie verschieden sind, dann ist auch die Gleichung der Ellipse – das versteh' ich –verschieden von der Gleichung der Hyperbel. Ich kenne weder die eine noch die andere der Formeln. Aber sie sind verschieden, und das ist für mich verständlich. Die Sinusoide kenne ich fast gar nicht; aber ich weiß: sie hat ihre besondere Gleichung. Was eine Zykloide ist, weiß ich auch beinahe nicht. Aber ich weiß: auch sie hat ihre bestimmte eigne Gleichung.

Und was folgt daraus? – nicht alles, was auf die Ellipse zutrifft, trifft auf jene drei Linien zu. Das gleiche gilt für jede einzelne von ihnen. Das gleiche auch für jede andere geometrische Linie.

Wird uns nun etwa einfallen, den Ausdruck zu verwenden: „die Geometrie der Ellipse" statt: „das Kapitel der Kegelschnitte, welches die Eigenschaften der Ellipse behandelt"; „die Geometrie der Hyperbel" statt: „das zweite Kapitel der Kegelschnitte, welches die Eigenschaften der Hyperbel behandelt", usw. – wir können natürlich so reden, wenn wir wollen; aber dann müssen wir auch sagen: „die Geome-[670]trie gleichseitiger gradliniger Flächendreiecke"; „die Geometrie gleichschenkliger usw. Dreiecke" usw. Letzten Endes bekommen wir dann so viele „Geometrien", wie es in der „Geometrie" im gewöhnlichen Sinne verschiedene Formeln gibt.

Aber was „schaffen" wir denn, wenn wir diese tausende, ja wohl Millionen „Geometrien" dieser Art „schaffen"?

Neue Wortgebilde, nichts weiter. Das müssen Wir festhalten. Wir haben es hierbei nur mit Worten zu tun.

Helmholtz aber ist hierüber – hierüber – gestolpert, der Ärmste.

Er und gewisse – ich besinne mich im Augenblick nicht, aber es wird mir schon noch einfallen welche, – er und gewisse andere „neuste" Meister im Formelmalen haben es fertiggebracht, irgendwelche Gleichungen irgendwelcher Linien zu zeichnen, von denen sie sich einbilden, ihre „Entdeckungen" seien schrecklich wichtig. Stimmt das? Sind das überhaupt Entdeckungen? – Ich vermute: es handelt sich um Details, die Euler oder Lagrange eigentlich nur deshalb nicht in ihre Traktate und Aufsätze aufgenommen haben, weil ihnen – Papier und Zeit zu schade waren, derart inhaltlose und selbst für mich offenkundige Lösungen von Nebensächlichkeiten aufzuschreiben. Ihr werdet selbst besser beurteilen können, ob es so ist – aber ob das zutrifft oder nicht, meine lieben Freunde, ist für das Wesen der Sache gleichgültig. Mögen diese Entdeckungen von Helmholtz und Co. wirklich Entdeckungen und sogar „große" sein; welche Einbuße erleiden die Axiome Euklids durch diese Entdeckungen? – Selbstverständlich nicht die geringste.

Jede höhere geometrische Figur ist nur eine besondere Kombination jener elementarsten Kombinationen, von denen der „Euklid" handelt. Zum Beispiel: wir ziehen den Kreis auseinander und erhalten die Ellipse; wir schneiden die Ellipse in der Mitte ihrer großen Halbachse durch und biegen die Hälfte auseinander, – dann erhalten wir zuerst die Parabel und dann die Hyperbel. Ich drücke mich wahrscheinlich nicht richtig aus. Aber Ihr werdet verstehen, was ich sagen will. Alle Formeln der Geometrie der krummen Linien sind nur Abwandlungen oder Kombinationen der ele-[671]mentaren Lösungen des „Euklid". Möge die Geometrie sich vervollkommnen; das ist ausgezeichnet; aber sie enthält heute absolut nichts, was nicht mit dem „Euklid" übereinstimmte, und wird nie Derartiges enthalten.

So wird auch keinerlei Entwicklung der Mathematik im allgemeinen absolut nichts in die Mathematik einführen, was nicht mit den Regeln der Addition und der Subtraktion übereinstimmte, ja – steigen wir noch tiefer auf der Leiter des Wissens hinab – was nicht im Einklang stände sogar mit der Rechenkunst der Wilden, die nur bis drei zu zählen verstehen.

Weiß denn Helmholtz das wirklich nicht? – Er hat sich im Philosophieren vergaloppiert und ist vom Wege abgekommen; darin besteht seine ganze Sünde; nur darin.

So. Er ist also nur vom Wege abgekommen. Aber wie das passiert ist, das ist kurios.

Da hat er samt seiner Kumpanei irgendwelche, meiner Meinung nach unbedeutende, seiner Meinung nach große Entdeckungen gemacht. Meinetwegen große Entdeckungen. Hat sie gemacht und bildet sich ein: hier sind „neue Systeme der Geometrie“ gefunden, die mit dem „Euklid“ nicht übereinstimmen. Dahin kann der Mensch mit der „Untersuchung der philosophischen Bedeutung“ geraten, wenn er sich ans Philosophieren macht und in Philosophie von Tuten und Blasen keine Ahnung hat.

Und man muß diesen „neuen Systemen der Geometrie“ Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie enthalten solche Neuheiten , daß es einem Vergnügen macht, sie zu lesen. Hier ein Beispiel:

Seite 4, Zeile 9. „Denken wir uns verstandesbegabte Lebewesen von nur zwei Dimensionen.“ Diese Lebewesen „leben auf einer Oberfläche“, und außer dieser „Oberfläche“ gibt es für sie keinen „Raum“. Sie selbst sind „zweidimensionale Wesen“, und ihr „Raum“ hat nur „zwei Dimensionen“.

Was ist das für eine dumme Ungereimtheit? – Solches Geschwätz darf sich höchstens ein kleines Kind erlauben, das eben anfängt, die elementare Geometrie zu studieren und, weil es seine erste Lektion schlecht gelernt hat, aus dem [672] Konzept kommt, wenn der Lehrer fragt: „Was ist ein geometrischer Körper?“ Der Kleine verwechselt die Worte „Oberfläche“ und „Körper“ und antwortet entsprechend dem „neuen System der Geometrie“ von Helmholtz. Aber Helmholtz selber redet im Sinne des „geometrischen Systems“ dieses Schuljungen, weil er sich gar zu sehr auf „philosophische Forschung“ eingelassen hat.

Auf der gleichen Seite weiter unten stellt Helmholtz allen Ernstes Überlegungen über einen „vierdimensionalen Raum“ an; – ja – vierdimensional. Was soll das bedeuten? – Das ist ganz einfach.

Wir schreiben den Buchstaben a nieder; <rechts> oben setzen wir die kleine Zahl 4 hinzu; was gibt das? Das gibt a^4. Und was ist das? Das ist eine Menge oder Größe in vierter Potenz. Übersetzen wir das in die Sprache der Geometrie. Die Potenz wird in der Sprache der Geometrie „Dimension“ genannt. Was ist nun also a^4? – Das ist ein „vierdimensionaler Raum“. Und wenn wir statt 4 zum Beispiel 999 schreiben, wieviel Dimensionen hat dann dieser Raum? – Das ist dann ein „Raum von neunhundertneunundneunzig Dimensionen“. Und wenn wir statt neunhundertneunundneunzig ein Zehntel schreiben, was ergibt das? – Einen „Raum von ein Zehntel Dimension“. Das stimmt wirklich: sie sind ganz und gar nicht übel, die „neuen Systeme der Geometrie“.

Aber Helmholtz bildet sich ein, daß der in seinem Kopfe zustande gekommene Galimathias von dem „zweidimensionalen Raum“ und dem „vierdimensionalen Raum“ wirklich einen bedeutsamen Sinn hat. Und er stellt völlig ernste Überlegungen über „die Möglichkeit derartiger Räume“ an. Beispielsweise auf derselben Seite 4:

,,Da uns gar kein sinnlicher Eindruck bekannt ist , der sich auf einen solchen nie beobachteten Vorgang bezöge, wie für uns eine Bewegung nach einer vierten, für jene Flächenwesen eine Bewegung nach der uns bekannten dritten Dimension des Raumes wäre, so ist ein solches ‚Vorstellen‘ nicht möglich, ebensowenig, wie ein von Jugend auf absolut Blinder sich wird die Farbe ‚vorstellen‘ können.“

[673] Die Nichtexistenz der vierten Dimension ist für uns also nur die Folge der besonderen Konstruktion unserer Sinne! – Es ist keine Tatsache, daß der Raum drei Dimensionen hat; das scheint uns nur so! Es gehört nicht zur Natur der Dinge, drei Dimensionen zu haben, das ist nur eine Illusion, die dem schlechten Bau unserer Sinne entspringt. Wir sind in dieser Hinsicht nur „von Jugend auf Blinde“!

Meine lieben Freunde, kann ein Mensch, der seine gesunden Sinne beisammen hat, derart törichten Galimathias im Kopfe haben? Solange er nicht herumphilosophiert, ist das unmöglich, aber wenn er, ohne auf das Verständnis und die richtige Einschätzung der Philosophie Kants vorbereitet zu sein, sich daranmacht, im Geschmacke – wie er meint –Kants herumzuphilosophieren, kann sich in seinem Kopf dadurch aller möglicher Unsinn bilden, daß in diesem seinem armen Köpfchen Wortverbindungen entstehen, deren Sinn ihm unklar ist. Und ohne zu verstehen, worüber und was er denkt, kann er alle Art Unsinn für tiefe Weisheit halten.

Stellen wir uns einmal eine russische Frau vom Dorfe vor, die nicht Französisch kann, aber gern als Weltdame glänzen möchte, die ausgezeichnet Französisch spricht. Sie schnappt schnell ein paar französische Phrasen auf; in die ihr fremde Intonation kann sie sich nicht hineinhören; und selbst die Laute, die sie richtig aufgefaßt hat, kann sie nicht ordentlich aussprechen; der Satzbau aber ist ihr vollends unverständlich. Was wird aus all diesem mondänen, französischen Geplapper? – Sie steht als dumme Gans da, die völlig idiotisches Zeug daherredet. Aber sie ist vielleicht sehr klug; sie hat nur einen Fehler: den törichten Wunsch, mit ihrer mondänen Bildung zu glänzen. Das ist alles. Wohin kann sie mit dieser ihrer Schwäche kommen? Die Dummheiten und das Unheil, die sie mit ihrem Dünkel anrichten kann; kennen keine Grenzen; aber gewöhnlich kommt es gar nicht so weit, daß solche dummen Gänse im medizinischen Sinn den Verstand verlieren, obwohl es manche von ihnen auch dazu bringen. Gewöhnlich beschränkt sich ihr Unglück darauf, daß sie irgendwelchen Spitzbuben und Betrügerinnen in die Finger geraten, tüchtig gerupft [674] werden und so gerupft, ausgelacht und verhöhnt in ihren Dorfwinkel zurückkehren.

Wir werden sehen, daß Helmholtz und seinen naturwissenschaftlichen Gefährten, die sich gern als Philosophen aufspielen, das gleiche, nur kleine, relativ gesprochen, nur kleine Unglück passiert: sie verlieren nicht den Verstand; sie geraten nur gewissenlosen Leuten in die Finger: das ist alles.

Kehren wir zu dem Aufsatz dieser Bäuerin männlichen Geschlechts, dieses in ihrem Kaff sehr gescheiten Dorfweibs zurück, das eben leider doch ein Weib bleibt, das sich in die Hauptstadt aufgemacht hat, um deren Bewohner durch ihre weltmännische Bildung in Erstaunen zu setzen. – Mathematik. – Was heißt hier Mathematik? Wen außer den Mathematikern interessiert sie? Sie ist ein abgelegenes Dorf, um das sich außer seinen Einwohnern niemand kümmert. Philosophie – das ist gleich ganz etwas anderes. Über die Philosophen wird in der ganzen gebildeten Gesellschaft der gesamten Welt geredet. Das sind Hauptstädter, die Würdenträger der Hauptstadt. Und was wird geschehen, was, wenn dieses Weib auf dem Ball der hauptstädtischen Würdenträger erscheint? – Sie wird mit ihrem Geist, mit ihrem weltmännischen Wissen und Talent in der ganzen Welt berühmt werden.

Und so sehen wir, wie dieses ehrenwerte – unbestritten, im Gegenteil, ich sage es ja selber: das für seine Tätigkeit auf dem Dorfe von uns hochverehrte – Dorfweib männlichen Geschlechts – Herr Helmholtz – einen Ausflug in die Hauptstadt unternimmt, und schon sind wir die begeisterten Zeugen seiner ersten Heldentaten auf dem Ball im weltmännischen Salon Kants. Unser Dorfweib hat sich schon als „hypothetisches, zweidimensionales“ Wesen aufgespielt und die Leute auf sehr amüsante Weise bloßgestellt: sie kennen den vierdimensionalen Raum nur deshalb nicht, weil sie kein physiologisches Organ zur Aufnahme von Empfindungen aus der vierten Dimension besitzen.

Im Triumph über den Erfolg dieser ihrer Taten hat die ehrenwerte Person an Aplomb gewonnen. Weiterhin erklärt sie uns höchst graziös, daß verstandesbegabte zweidimen-[675]sionale Wesen in verschiedenen „Räumen“, völlig anderen Charakters, aber mit je zwei Dimensionen leben können.

Meine Freunde, so steht es buchstäblich in dem Aufsatz dieses Dorfweibs, Herrn Helmholtz’. Auf Seite 5 seines Aufsatzes.

Von den verschiedenen zweidimensionalen Räumen ist der erste „Raum“ die „unendliche ebene Fläche“ (Seite 5, Zeile 8). In diesem „Raum“ gibt es genau wie in dem unseren „Parallelen“. Wer entdeckt hat, daß eine ebene „Fläche“, d. h. unser Gedanke von der Grenze eines geometrischen Raumteils, von der Grenze eines geometrischen Körpers, selbst bereits ein „Raum“ ist, geht aus Helmholtz’ Aufsatz nicht hervor. Wer ist der Stammvater der „neuen Geometriesysteme“? – Ich weiß nicht. Ich nahm in unserer letzten Plauderei an, daß es Gauß ist. Trifft meine Vermutung zu? – Das weiß ich natürlich nicht. Aber zu Ehren der Mathematik möchte ich gern, daß sich herausstellt: ich habe mich in meiner Vermutung nicht geirrt. Denn andernfalls fällt die Schande auf alle großen Mathematiker, die nach Lagrange und Laplace gelebt haben. Alle diese Epigonen, alle werden zu Schuldigen an dieser Schande, wenn nicht nur einer von ihnen, der größte von ihnen, Gauß, schuld ist. Ich sage, daß dieses Dilemma, daß dieser „gehörnte Schluß“ unvermeidlich ist: wenn es nicht der eine Gauß ist, dann sind es sämtliche mathematischen Autoritäten, die nach Laplace gelebt haben und heute noch leben. Ich bin nur deshalb auf den Gedanken gekommen, daß es Gauß ist, weil ich mir die Möglichkeit offen halten wollte, nicht die anderen zu beschuldigen. Gauß aber ist jedenfalls daran schuld. So werde ich eben nur ihn beschuldigen, dachte ich in meiner letzten Plauderei. Aber später, als ich mich in die Sache hineindachte, begann ich zu sehen: es wird kaum möglich sein, auch seine anderen Gefährten von der Schuld freizusprechen. Aber davon werden wir noch reden. Kehren wir einstweilen zur Untersuchung des Galimathias von Helmholtz zurück.

Die erste Sorte der „zweidimensionalen Räume“ ist also die unendliche ebene Fläche. Wer dieses törichte Wortgebilde erfunden hat, das weiß ich nicht. – Ich möchte [676] annehmen: Gauß. Stimmt das? – Für das Wesen der Sache ist es gleichgültig.

Die zweite Sorte: die „Oberfläche einer Kugel“. In diesem Raume gibt es keine „parallelen Linien“. Und er hat auch noch viele andere Eigenheiten, die mit der „Geometrie Euklids“ nicht übereinstimmen. Alle diese Eigenheiten sind mir übrigens wohlbekannt: ich habe die Theoreme des „Euklid“ über die Kugeloberfläche noch nicht vergessen. Sie sind durchaus nicht dieselben wie die, die sich bei „Euklid“ auf die Figuren der Ebene beziehen. Angefangen damit, daß zum Beispiel das Dreieck auf der Ebene durchaus keine „Oberfläche einer Kugel“ ist. Das und alles dieser Art ist nicht nur im „Euklid“ auseinandergesetzt, sondern lebt mir bis heute noch im Gedächtnis, obgleich ich fast den ganzen „Euklid“ vergessen habe.

Dann gibt es noch die „Oberfläche eines eiförmigen Körpers“, auch die kenne ich. Ihre Theoreme kenne ich nicht. Aber alles, was Helmholtz von ihr daherredet, weiß ich schon an die vierzig Jahre, seit meinem zehnten Lebensjahr, seit jener Zeit, wo ich den „Euklid“ studierte. Im „Euklid“ ist von dieser Oberfläche nicht die Rede. Aber alle ihre Unterschiede von der Oberfläche einer Kugel, über die Helmholtz redet, sind jedermann bekannt, der die Theoreme „Euklids“ über die Oberfläche einer Kugel kennt. – Genau so kenne ich vom zehnten Lebensjahre an alles übrige, wovon in dem technischen, dem eigentlich geometrisch Teil von Helmholtz’ Aufsatz die Rede ist: diese ganze neuentdeckte, tiefe Weisheit ist seit den Zeiten des „Euklid“ allen bekannt, die ihren „Euklid“ ein wenig studiert haben. Das Neue liegt nur darin, daß die „allerneusten“ Weisen, Herr Helmholtz und Co., von Kant mit Fäusten verprügelt, sich, weil ihnen vor Kopfschmerzen die Gedanken durcheinandergehen, diese „Oberflächen“,

diese Grenzen geometrischer Körper als „Räume“ vorstellen. Das ist genau so neu, wie daß man beispielsweise ein „Paar Stiefel“ in die zweite oder dritte Potenz erheben oder die Quadratwurzel aus ein „Paar Stiefeln“ ziehen kann.

Die „neusten Schöpfer“ der neuen „Systeme“ der Mathematik werden natürlich ganz leicht mit der Aufgabe fertig, [677] ein „Paar Stiefel“ in die zweite Potenz zu erheben. Sie brauchen nur die Formel hinzuschreiben:

$$n^2a^2$$

und kombinieren gleich: „a sei gleich ‚Stiefel‘“, dann ist ein Paar Stiefel = 2a: durch Erhebung von 2a zum Quadrat erhalten sie

$$4a^2$$

und lesen das dann so: „Ein Paar Stiefel im Quadrat ist gleich 4 Stiefel im Quadrat.“ Aber was soll das bedeuten: vier Stiefel im Quadrat? Für uns, die wir eine vernünftige Sprache reden, ist es klar, was das bedeutet: 4 Stiefel im Quadrat ist soviel wie „Stiefel pflaumenweich“. So wird nach dem „neuen System der Mathematik“ spielend leicht eine Aufgabe gelöst, die nach der irrtümlichen Auffassung der Anhänger des allbekannten alten „Systems der Mathematik“ mit menschlichem Sinn und Verstand unvereinbar ist.

Da haben wir noch eine andere Aufgabe, die Helmholtz und Co. genau so leicht lösen: „Gegeben ist eine Versammlung von 64 vor lauter Eitelkeit dusselig gewordener Pedanten; gesucht wird die Quadratwurzel aus ihnen.“ Die Antwort lautet: „8 Quadratwurzeln aus solchen Pedanten.“ So. Und die Kubikwurzel? Die Antwort: „4 Kubikwurzeln aus solchen Pedanten.“

Kehren wir zum Aufsatz des armen Mannes zurück, der beim Prahlen mit seiner Kenntnis der Philosophie Kants auf Abwege geraten ist.

Der eiförmige, zweidimensionale Raum eignet sich für vernünftige zweidimensionale Wesen schlecht zum Leben: bei der Vorwärtsbewegung in ihm würden sie sich ungleichmäßig ausdehnen oder zusammenziehen, wie ein Stückchen Eihaut sich verzieht, wenn es sich über die Eischale fortbewegt. Das ist richtig, das weiß ich. Und wirklich: was für eine „Vernunft“ könnten diese „zweidimensionalen Wesen“ schon haben, wenn ihre Köpfe sich durch Ausdehnung und Zusammenziehung ständig verziehen würden. Aber ... aber... aber... wenn man annimmt, daß diese „verstandesbegabten, zweidimensionalen Wesen“ zweidimensionale Austern sind, dann werden sie an einen Fleck festgewachsen [678] dasitzen und alles ist in Ordnung, und sie haben nicht einmal Köpfe. Was für Schwierigkeiten bietet für sie der eiförmige Raum? – Ach, a propos, ja! Austern haben keine Hände, deswegen können sie keine Bücher schreiben Aber für Helmholtz besteht das ganze Wesen des „vernünftigen Lebens“ darin, Bücher und Aufsätze über Mathematik zu schreiben. Eins ist klar: vom „eiförmigen, zweidimensionalen Raum“ lohnt sich nicht zu reden: für vernünftige, zweidimensionale Wesen lohnt es sich nicht, in ihm zu leben.

Der „sphärische zweidimensionale Raum“ dagegen ist eine sehr gute Sorte von Raum.

Die dritte schöne Sorte ist der „pseudosphärische zweidimensionale Raum“. Wie sieht er aus? – Die Oberfläche eines Ringes aus einem gekrümmten und an den Enden zusammengelöteten Stückes Draht. Der Erfinder dieses Raumes ist der nach Helmholtz’ Worten bekannte – bekannte! – wofür eigentlich? für seine Dummheit? – italienische Mathematiker Beltrami. Ich will hoffen, daß seine Dummheit bei ihm – was ich auch für Helmholtz hoffe – nur eine vorübergehende Denkstörung ist, und daß er nicht für seine Dummheit, sondern für irgendwelche nützliche Arbeiten bekannt ist. – In einer Hinsicht ist übrigens diese, wenn auch vorübergehende, Dummheit sehr bedauerlich! Wieder zu sich gekommen, müßte Beltrami sie eigentlich widerrufen. Er hat es aber offenbar nicht getan. Er ist also noch nicht wieder ganz ge-

heilt. Und die Dummheit drückt ihm weiter wie eine scheußliche Bleimütze den Kopf. Ja; ein von Eitelkeit besessener Ignorant verfällt leicht in Dummheit. Und die Heilung ist schwer. Deshalb ist die radikale Dummheit eitler Ignoranten unverzeihlich: die Dummheit, Ignoranten zu bleiben, wenn sie philosophischen Ruhm erwerben wollen. Sie sollten ruhig ein bißchen studieren; am Ende wurde dann vielleicht die Eitelkeit mitsamt der Ignoranz verfliegen. So aber geben sie sich nur selber Blößen und machen mit ihren wilden Phantasien ihrem Fach Schande.

Die „pseudosphärische Oberfläche“ hat nach Helmholtz’ Worten noch einige andere Figuren außer dem zum Ring [679] gebogenen Draht. Er gibt eine Aufzählung dieser verschiedenen Formen der pseudosphärischen Oberflächen. Es sind alles sehr elementare Formen. Hat man ihnen allen vor Beltrami besondre Formeln zugeteilt? Ich weiß nicht. Aber selbst für mich ist eins klar: alle diese Formeln sind nur ganz leichte Abwandlungen der Formeln für Linien zweiten Grades. Zum Beispiel: die Oberfläche eines Ringes aus rundem Draht hat zur Formel eine ganz leichte Abwandlung der Formel für die zylindrische Oberfläche eines geraden Zylinders; das bedeutet, daß die Formel für die Oberfläche dieses Ringes sehr leicht und einfach aus den Formeln des Kreises abgeleitet wird. Und ich vermute: wenn es bei Beltrami in seinem dummen Zeug irgendwelche Formeln gibt, die in den Abhandlungen oder Aufsätzen Eulers oder Lagranges nicht vorkommen, so haben Euler und Lagrange diese Formeln nur deshalb nicht abgedruckt, weil sie in ihnen den Abdruck nicht verdienende, für jeden ordentlichen Mathematiker offenkundige Korollarien anderer Formeln sahen.

Ob das so ist oder nicht, bleibt für das Wesen der Sache gleichgültig. Mag Beltrami selbst in seinem dummen Zeug irgendwelche Formeln geliefert haben, die nicht ganz unwichtig sind. Trotz alledem sind seine beiden Arbeiten, auf die Helmholtz sich beruft, im allgemeinen unermeßlich dumm. Das ist bereits an ihren Titeln zu erkennen. – „Versuch einer Deutung der nichteuklidischen Geometrie“ und „Fundamentaltheorie der konstant gekrümmten Räume“. Ich würde mich freuen, wenn ich die ganze Schuld für die Dummheiten Helmholtz zuschieben und annehmen könnte, daß er seine eignen wilden Phantasien den Arbeiten Beltramis untergeschoben hat, der sich selber nur das sachliche und vernünftige Ziel setzte, Formeln für solche Oberflächen zu finden, wie: Ringflächen, Doppelsattelflächen und Kelchflächen. Ob diese Formeln wichtig sind oder unwichtig, ob sie für die Wissenschaft neu sind oder nicht – das wäre ganz gleichgültig: die Arbeit stellte sich ein brauchbares Ziel; und wenn der Autor selbst auf Lösungen gekommen wäre, die andere bereits früher gegeben haben, die er nur nicht kannte, so hätte das auf zufälliger Unkenntnis beruhen [680] können, und ich wäre freudig bereit, solche Zufälle als Entschuldigungsgrün anzuerkennen. Aber nein! – Beltrami hat eine „nichteuklidische Geometrie“ verfaßt. Er selber, nicht Helmholtz ist es, der seinen Arbeiten diese ignorante Phantasie untergeschoben hat; er selbst rühmt sich, eine neue Geometrie erfunden zu haben. Und nicht Helmholtz hat die törichte Verwechslung der Begriffe „Linie“ und „Fläche“ mit dem Begriff „Raum“ in seine Arbeiten hineingebracht; nein, er selber spricht von „krummen Räumen“; – o Mißgeburt!

Helmholtz hat übrigens herausgefunden, daß Beltrami einen Vorläufer hat. Dieser Vorläufer des Erfinders der „gekrümmten Räume“ war ein Kasaner Professor, ein gewisser Lobatschewski. Schon im Jahre 1829, sagt Helmholtz, arbeitete Lobatschewski eine solche Geometrie aus, welche „das Axiom der Parallelen fallen läßt; es zeigte sich, daß deren System ebenso konsequent und ohne Widersprüche durchzuführen sei wie das des Euklid“. Und das System Lobatschewskis „ist in völliger Übereinstimmung“ mit der neuen Geometrie Beltramis...

Was ist diese „Geometrie ohne das Parallelenaxiom“? – Kleine Kinder machen sich ein Vergnügen daraus, auf einem Bein herumzuhüpfen. Schnell von der Stelle kommen können sie

auf diese Weise natürlich nicht; auch weite Strecken zurücklegen – etwa zwei Werst – können sie nicht. Aber bei einiger Anstrengung kommen sie doch nicht gar zu langsam und auf nicht ganz unbedeutende Entfernung von der Stelle: manch einer hält hüpfend mit einem langsam gehenden Menschen Schritt; und begleitet ihn eine ganze Viertelwerst lang. Das ist eine große, schwierige Heldentat. Sie verdient alles Lob. Aber nur solange es sich um ein Kinderspiel handelt. Wenn sich aber ein Erwachsener und nicht im Spiel, sondern in allem Ernst, zu ernsten Geschäften auf einem Bein hüpfend auf die Reise macht, so wird diese Reise zwar nicht ganz erfolglos – o nein! –, aber bestimmt ganz blödsinnig sein.

Kann man russisch ohne Verben schreiben? – Ja, das geht. Scherzeshalber schreibt man so. Und es kommen [681] manchmal ganz hübsche Scherze dabei heraus. Ihr kennt ja sicher das Gedicht:

Blattgeraune, scheuer Atem[2],
Nachtigallenschlag –

Ich erinnere mich nur an diese zwei Zeilen aus dem Stück. Das Ganze ist wie sie ohne Verben geschrieben. Sein Verfasser ist ein gewisser Fet, der seinerzeit ein bekannter Dichter war. Und er hat sehr hübsche Gedichte geschrieben. Nur haben sie alle einen Inhalt, daß sie auch ein Pferd hätte schreiben können, wenn es Verse machen lernte – es geht immer nur um Eindrücke und Wünsche, die sich ebensogut bei Pferden finden wie bei Menschen. Ich habe Fet gekannt. Er war ein ausgemachter Idiot: ein Idiot, wie es wenige auf der Welt gibt. Aber mit dichterischer Begabung. Und dieses Stückchen ohne Verben hat er als ernsthaftes Gedicht geschrieben. Als man sich noch an Fet erinnerte, kannte jedermann dieses göttliche Stück, und wenn jemand es vorzutragen begann, fingen alle, obwohl sie es längst auswendig kannten, zu lachen an und lachten bis zu Tränen: es ist so gescheit, daß es ewig den überraschenden Eindruck einer Neuheit macht.

Ihr wißt, daß im Französischen, Italienischen und Spanischen der Buchstabe L einer der wichtigsten Konsonanten ist; er gehört zum Artikel, jenem „Pronomen“, ohne das man schwer zehn Worte hintereinander sagen kann. Und was meint Ihr? Zu Zeiten, als man sich viel auf die Überwindung der Sprachgesetze zugute tat, sind in diesen Sprachen in Menge Versprodukte ohne den Buchstaben L geschrieben worden. Im Spanischen gibt es sogar eine ganze epische Dichtung, ein ganzes riesiges Buch ohne den Buchstaben L. Der Name des Dummkopfs, der es verfaßt hat, ist mir entfallen. Wenn Ihr Lust habt, könnt Ihr es in irgendeiner Abhandlung über die spanische Dichtung „zur Zeit des Geschmackverfalls“ im 17. Jahrhundert nachlesen.

Auf was für Hokuspokusse kann jemand, der es auf Hokuspokusse abgesehen hat, nicht alles verfallen? Zum Zeitvertreib, zur Erholung ist das kein dummer Scherz. Wer sich aber nicht zum Zeitvertreib mit solchem Hokus-[682]pokus abgibt, sondern mit ernstem Eifer Rebusse, Scharaden und Kalauer verfaßt und sich dabei einbildet, mit solch dummem Zeug die Wissenschaft „umzugestalten“, der beschäftigt sich mit Narreteien, und wenn er nicht als Dummkopf geboren ist, so wird er aus eignem Willen zum Dummkopf.

* * *

Soll ich in der Untersuchung der Dummheiten Helmholtz’ fortfahren? – „Genug“, denkt Ihr wahrscheinlich schon lange. – Nein, meine lieben Kinder, ich finde, man sollte damit fortfahren. Ich führe gern alles bis zu durchsichtiger Klarheit, ich werde nicht müde und will auch bei anderen keine Ermüdung sehen, wenn ich so lange Erklärungen gebe. Aber es wird Zeit, Schluß zu machen, denn in ein paar Stunden muß ich die Briefe zur Post geben; und so lasse

[2] Tschernyschewski zitiert nicht ganz genau. Das Gedicht von A. Fet beginnt: „Flüsterworte, scheues Atmen“.

ich die ganzen weiteren Details von Helmholtz' Galimathias ununtersucht. Ich wende mich der Wiederherstellung der mathematischen Wahrheit zu, die durch diesen Galimathias verschandelt wird.

Worin besteht der reale Sinn der Formeln, die Helmholtz und Co. blödsinnig auf den Begriff „Raum" anwenden? Es sind die Formeln über „den Weg des Lichtstrahls".

In unserer unmittelbaren Nachbarschaft, einige Meter von unseren Augen entfernt, ist der Weg des Lichtstrahls, unter Voraussetzung der gewöhnlichen Temperatur der Atmosphäre, eine gerade Linie. Nehmen wir ein Strahlenbündel, so bildet es, in geraden Linien auseinandergehend einen einfachen Kegel, den geraden Kegel, den Kegel „Euklids" – den einzigen Kegel, dessen Formel ich kenne. Bezeichne ich diesen Kegel der elementaren Geometrie richtig? – Das ist gleichgültig; es kommt nicht darauf an, ob ich ein Kenner der Mathematik bin; ich kenne sie nicht und will sie nicht kennen. Ich habe keine Zeit, sie kennenzulernen. Und ich hatte niemals die Muße dazu. Es kommt nur darauf an, daß meine Gedanken Euch verständlich sind. Ich spreche von dem Kegel, den wir zur Vereinfachung unserer Analyse als geometrischen Körper ansehen, der durch Drehung eines [683] gradlinigen, ebenen, rechtwinkligen Dreiecks um eine seiner Katheten entsteht; diese Kathete bildet die „Achse", die andere Kathete die Basis des Kegels; die Hypotenuse ergibt die Kegelfläche. Drück' ich mich richtig aus? Darauf pfeife ich. Mir kommt es nicht auf Worte an, ich will nur, daß Ihr seht, von welchem Kegel ich rede.

Dieser Kegel, der Kegel des Euklid, ist der Kegel eines Lichtstrahlenbündels in unserer unmittelbaren Nähe. Für eben diese gradlinigen Lichtstrahlen gelten die Formeln, die durch die törichte Phantasie – wessen? – ich weiß nicht; ich will annehmen: die Phantasie von Gauß – auf höchst dumme Weise in die Formeln des „homaloiden dreidimensionalen Raums" oder des „Euklidischen Raums" umgewandelt wurden. Wer hat den Fachausdruck „homaloider Raum" erfunden? – Wahrscheinlich erst Beltrami selber, der Erfinder der „gekrümmten Räume", und nicht Gauß. Doch das bleibt sich gleich: an allen Torheiten des unbedeutenden Schülers ist doch der große Lehrer schuld. Alle diese verschiedenen „Räume" sind aus Gauß' Untersuchung „Über das Messen gekrümmter Flächen" herausgeklaubt. Ich nehme an, daß diese Arbeit von Gauß eine sehr tüchtige und wichtige Arbeit ist. Ob es zutrifft, weiß ich nicht. Ich glaube, ja. Ich bin bereit, Gauß für sie zu rühmen. Aber Gauß hat sich offenbar durch die Philosophie Kants aus dem Konzept bringen lassen, hat sich ans Philosophieren gemacht und hat sich dabei vergaloppiert. Und – sei es in seiner Untersuchung „Über das Messen gekrümmter Flächen" oder in einer seiner anderen Arbeiten, hat er angefangen, ganz nach Kant, über „die Formen unserer Sinneswahrnehmungen" daherzuphilosophieren, einen Gegenstand, der völlig außerhalb seines Faches liegt. Und dabei ist er vom Wege abgekommen; er hatte den Eindruck, daß Kant mit seiner „Theorie der sinnlichen Wahrnehmung" teils recht, teils unrecht habe. Und er ging daran, Kant zu korrigieren, wobei er eigentlich – er, der naive, unwissende Dörfler in bezug auf diese „dialektische" und durchaus nicht mathematische Frage – die Frage nach der Gültigkeit unserer sinnlichen Wahrnehmungen – auf Kants Dummheiten hereinfiel. War er, der ungehobelte Bauer aus dem abgelegenen Dorf, [684] der Mann, um mit Kant zu streiten? – Er hat Kant nicht einmal verstanden; und in der Absicht, ihn zu widerlegen, wiederholte er seine Gedanken in entstellter Form. Doch davon später. Hier genügt, daß es bei Kant nichts von solchen bäuerlichen Ungereimtheiten einer ungebildeten, holperigen Dorfsprache gibt, wie „zweidimensionaler oder „vierdimensionaler Raum". – Hat Gauß diese Dummheiten selbst erfunden? Oder hat er nur solchen Unsinn zusammengequatscht, daß Helmholtz Beltrami und Co. in diesem Unsinn das Material für ihre eigenen Dummheiten finden konnten – das ist für das Wesen der Sache gleichgültig.

Für die Ehre der Mathematik jedoch wäre es besser, wenn diese Dummheiten von Gauß selber stammen würden. Dann – dann – dann brauchte ich nicht anderen maßgebenden Mathe-

matikern vorzuwerfen daß sie entweder Gauß nachreden oder schweigen und nicht lachen, wenn sie die Ungereimtheiten Helmholtz' oder Beltramis, Riemanns Liebmanns und Co. lesen, die Helmholtz als seine Parteigänger zitiert. Verglichen mit allen Mathematikern nach Laplace und von heute ist Gauß ein Genie, ein Gigant an Kraft. Pygmäen in den Händen eines Giganten – was kann man von ihnen, von Helmholtz und Co. verlangen? – Kann man ihnen einen Vorwurf machen? Sie zappeln mit Ärmchen und Beinchen und piepsen, wie der Gigant befiehlt. Und die übrigen Pygmäen – die Masse der „großen" – großen! – nun meinetwegen „großen" –, die Masse der übrigen großen Mathematiker, die Masse der Abseitsstehenden diese Zuschauer auch sie Pygmäen zittern und wissen nicht, was sie sagen sollen, und staunen und schweigen; wie sollte man auch ihnen einen Vorwurf machen?

So würde ich sie beurteilen, wenn die eigentliche Schuld Gauß trifft: ich würde sie nicht verachten, sondern nur bedauern. Sie wären dann eigentlich unschuldige Opfer von Gauß.

Aber so ist es wohl kaum. Wenn ich mich in den Ton des Aufsatzes von Helmholtz vertiefe, sehe ich mich gezwungen anzunehmen: ja, ganz unmittelbar haben Helmholtz Beltrami und Co. ihren Galimathias eben aus Gauß geschöpft. [685] Aber die wilden Phantasien von Gauß in der Manier Kants sind offenbar gemeinsame Phantasien aller maßgebenden Mathematiker unserer Zeit. Sie alle erheben Stiefel ins Quadrat, ziehen Kubikwurzeln aus Stiefelschäften und Stiefelwichse, weil sie alle eine ausgesprochene Zuneigung zu Räumen von zwei, vier oder einer Million und vier Dimensionen haben, zu allen möglichen Räumen: dreieckigen, ovalen, tabakoiden, schokoladigen, teeigen, eichenen, knüppligen, strohköpfigen – kurz zu allem, was blöd und unsinnig ist.

Es ist bitter, das zu schreiben. Aber der Ton von Helmholtz' Aufsatz führt zu dieser Annahme.

Wie ist es in der Mathematik zu dieser Situation gekommen, die mich zu einer solchen – ich will immer noch hoffen dennoch irrigen – Annahme bringt? Wie Ihr seht, bin ich immer erst noch im Beginn der Darlegung der Grundursache, nämlich der Abhängigkeit der Naturwissenschaft im allgemeinen und der Mathematik im besonderen von den Doktrinen der idealistischen Philosophie und hauptsächlich des Kantschen Systems. Wir werden schon noch darauf kommen. Zuerst wollen wir einmal mit dem Aufsatz des armen Schluckers Helmholtz Schluß machen, der mir die Schande der unglücklichen, seit dem Tod des großen alten Laplace verwaisten, armen, den Schmähungen mittelalterlicher Dunkelmänner preisgegebenen, unglücklichen, entehrten Mathematik offenbar gemacht hat.

Wozu hat der naive Dörfler, dieses Dorfweib männlichen Geschlechts, der große – ich weiß – Naturwissenschaftler und große – ich glaub' es gern – Mathematiker Helmholtz seinen unseligen Aufsatz geschrieben?

Bevor ich das idiotisch-prahlerische Finale des Aufsatzes zitiere, will ich Euch die reale Wahrheit ins Gedächtnis rufen, die er mit dem philosophischen Galimathias seiner wilden Phantasien entstellt.

Ein Lichtstrahl verläuft in unmittelbarer Nachbarschaft unserer Augen, nehmen wir an in einem Raum von einigen Metern bei gewöhnlicher Beschaffenheit der Atmosphäre als gerade Linie. Ein Lichtstrahlenbündel ist in diesem Falle ein gerader Kegel. Diese Käuze beginnen ihre Phantasien, [686] bewußt – oder was wahrscheinlicher ist, völlig unbewußt – mit Gedanken, die sich auf diese Tatsache beziehen; also mit richtigen Gedanken. Kant hat jedoch die wissenschaftliche Wahrheit: „die Dreidimensionalität ist eine Eigenschaft des Stoffs, ist die Natur der Dinge selber", aus ihren armen Köpfen verjagt. Sie wollen sich als Philosophen aufspielen. Sie vergessen den Lichtstrahlenkegel; ihre Gedanken beschäftigen sich nur mit der Basis dieses Kegels; diese Basis ist die Fläche, die durch die Drehung einer der Katheten,

d. h. durch die Drehung einer geraden Linie, zustande kommt; das heißt, sie ist eine Ebene. Diese Ebene dehnen sie nun „ins Unendliche“ aus und bilden sich ein, einen „homaloiden zweidimensionalen Raum“ erfunden zu haben. Wie bewegen sich die Lichtstrahlen in diesem „Raum“? Den Lichtkegel haben sie längst vergessen. Sie schließen: die Strahlen gehen über diese Fläche als parallele Linien; aber auch die Strahlen haben sie vergessen; und fertig sind die „Formeln der analytischen Forschung“, aus denen die „Geometrie des zweidimensionalen homaloiden Raums“ entsteht.

Reizend. Ist nun aber der Lichtstrahlenkegel selber vollkommen gerade? Bildet der Lichtstrahl, der uns erreicht – sei es von der Sonne, sei es von der Kerze, die gerade vor unserer Nase steht –, eine absolut gerade Linie? Sie haben vergessen: nein, niemals; faktisch ist das ein dem Strahl unzugänglich Weg. Der Strahl, der, von der Sonne kommend, durch die Atmosphäre dringt, wird gebrochen. Geht er von der Kerze aus, wird er beim Übergang aus der warmen Luft in die kalte gebrochen. Diese Brechung ist unter gewöhnlichen Umständen verschwindend klein, aber sie ist unvermeidlich. Und bei Luftspiegelungen ist die Krümmung groß. Aber die Luftspiegelung zeigt nur in sehr hohem Grade die Tatsache, die ständig für alle Strahlen gilt, die in einem Winkel, der dem Winkel = 0 sehr nahesteht, zur Horizontale verlaufen: alle unteren Luftschichten sind ein Gewirr von Luftschichten und -fetzen verschiedener Temperatur. Das ist der Grund; aber wer wüßte nicht all das, was ich gesagt habe, und alles, was daraus folgt?

[687] Auch diese Käuze wissen es. Aber in ihren von Kant bearbeiteten, kläglichen, kranken Köpfchen geht alles durcheinander, webt alles wie Nebel, und aus dem Nebel wachsen wilde Phantasien von sphärischen und pseudosphärischen Räumen.

Aber worin besteht der einfache wissenschaftliche Sinn der ganzen Sache? – Der Weg des Lichtstrahls ist keine vollkommen gerade Linie; in einem Raum von einigen Metern ist die Brechung unter gewöhnlichen Umständen verschwindend klein; manchmal jedoch ist die Krümmung auch groß.

Mit einem Wort? – Diese Käuze haben die Dioptrik, eine Unterabteilung der Optik, mit den Formeln der abstrakten Geometrie durcheinandergebracht. Sie haben ihre Dorfgeodäsie, die mit ausgebreiteten Armen oder gespreizten Fingern arbeitet – „das sind drei Klafter“, „das sind fünf Spannen und ein Zoll“ –, sie haben diese Dorfgeodäsie mit den Gesetzen des Weltalls vermengt.

Das ist alles. Einen Schaden, im ernsten Sinne des Wortes, hat niemand davon. Wirklich? Ist es auch so? Aber soll es ruhig keinen Schaden bringen; soll es nur darauf hinauslaufen, daß sie selber als Dummköpfe dastehen und daß sie ihre Wissenschaft, die Mathematik, dem Schimpf mittelalterlicher Dunkelmänner ausgeliefert haben. Nichts weiter. Der Schaden ist nicht groß. Ja. Was wäre es für ein großer Schaden gewesen, wenn sich seit den Zeiten, wo die Wilden im Urzustand lebten, nur Dummköpfe mit dem Rechnen an den Fingern, dann mit der Arithmetik usw. beschäftigt hätten? – Wir hätten dann keinen Archimedes, Hipparch, Kopernikus usw. bis Laplace gehabt, wir wären halbwilde Nomaden geblieben. Das ist alles.

Also? – Die Eselsweisheit von Helmholtz und Co. richtet keinen großen Schaden an. Man darf aber nicht sagen: keinen besonders großen Schaden. In ihrer Verblödung predigen sie, statt wissenschaftliche Wahrheit zu verbreiten, die verdummende Theorie einer wilden, ungebildeten Phantasterei. Das ist alles. Der Schaden ist nicht groß? – Ja, verglichen mit der Pest oder einer schweren Mißernte ist er nicht groß.

[688] Aber genug hiervon. Wenden wir uns dem Finale in Helmholtz’ Aufsatz zu, dem Siegesdithyrambus, den er sich und seinen Parteigange zu Ehren erschallen läßt.

Vor dem staunenden Weltall enthüllt sich der mit dem Verstande nicht zu erfassende Zweck des sinnlosen Aufsatzes: der Autor, stellt sich heraus, feiert einen Triumph; und er hat diesen Triumph, wie sich ebenfalls herausstellt über Kant davongetragen, dessen Gedanken in entstellten Form das gesamte Material für seine erstaunenswerten Weisheiten geliefert haben. Helmholtz verkündet:

„Ich ziehe die Schlußfolgerung.

1. An sich genommen, ohne jede Verbindung mit den Grundlagen der Mechanik, drücken die geometrischen Axiome keine Beziehungen realer Dinge aus.“

Mein Herzensbäuerlein, da hast du dich vergaloppiert! Du verstehst nichts, du verstehst ganz und gar nichts, weder von der Mechanik noch von der Geometrie. – Ist das Dreieck an sich denn wirklich kein Dreieck? Und hat es denn wirklich keine drei Ecken? Die Axiome aber sind die Elemente, deren bestimmte Kombinationen das Dreieck ergeben. Wie können sie da an sich nicht „Beziehungen realer Dinge“ ausdrücken? Ein Dreieck wird doch nicht erst dann zum Dreieck, wenn es sich von einem Ort an den anderen bewegt? – Mein Herzensbäuerlein, die „Mechanik“ handelt vom „Gleichgewicht“ und von der Bewegung“ Die „Geometrie“ aber von den Körpern und den Elementen geometrischer Körper, unabhängig davon, ob sie still liegen oder ob sie sich bewegen – so ist es im elementarsten Teil der Geometrie; in der „Funktionentheorie“ ist der Standpunkt ein anderer. Aber du kannst den „Euklid“ und die „Funktionentheorie“ nicht auseinanderhalten, Herzchen. – Gewiß auch bei „Euklid“ heißt es: „wir ziehen eine Linie“, „wir drehen eine Linie um einen ihrer Endpunkte“ usw. Aber das sind, Herzchen, nur Lehrmethoden, das ist nicht der Gegenstand der Axiome; es sind nur „Lehrmethoden“, Herzchen, damit du es leichter hast; aber in deiner Unwissenheit bist du hier drüber gestolpert und hast den „Euklid“ mit der Mechanik verwechselt – Fahr fort, Herzensbäuerlein.

[689] „Wenn wir“, fährt der naive Dörfler fort, „wenn wir sie so isolieren“ (die Axiome der Geometrie von der Mechanik), „und sie dann zusammen mit Kant betrachten...“

Oh, paß auf, Bäuerlein! Er macht dir den Garaus, Einfaltspinsel, dieser Kant! – („...und die Axiome dann mit Kant betrachten“) – „als transzendental gegebene Form der Intuition, so erscheinen sie...“

Herzchen, es ist nicht nur für einen Mathematiker, sondern überhaupt für einen Naturwissenschaftler unverzeihlich, irgend etwas „zusammen mit Kant zu betrachten“. Kant negiert die gesamte Naturwissenschaft, er negiert auch die Realität der reinen Mathematik. Herzchen, Kant pfeift auf alles, womit du dich beschäftigst, und auch auf dich selber. Er ist kein Gefährte für dich, dieser Kant. Und er hat dir schon den Garaus gemacht, bevor du an ihn dachtest. Er war es, der dir das in deinen Holzkopf gehämmert hat, womit du deinen Triumphgesang begannst – er hat dir in den Kopf gehämmert, daß die Axiome der Geometrie keine eigne wissenschaftliche Wahrheit enthielten. Und es ist nichts für dich, Einfaltspinsel, über „transzendental gegebene Formen der Intuition“ zu quasseln, das sind Ideen, an die du von deinem Dorfstandpunkt aus nicht rankommst. Diese „Formen“ hat Kant sich ausgedacht, um die Willensfreiheit, die Unsterblichkeit der Seele, die Existenz Gottes und die göttliche Fürsorge für das Wohl der Menschen auf Erden und für ihre ewige Seligkeit im künftigen Leben in Schutz nehmen zu können, um diese seinem Herzen teuren Überzeugungen zu retten – vor wem eigentlich? – vor Diderot und seinen Freunden; darauf war Kants Denken gerichtet. Und zu diesem Zweck zerbrach er alles, worauf Diderot und seine Freunde sich stützten. Diderot stützte sich auf die Naturwissenschaft, auf die Mathematik – ohne mit der Wimper zu zucken, schlug Kant die gesamte Naturwissenschaft in Trümmer, stürzte alle Formeln der Mathematik zu Boden; die Hand versagte ihm dabei nicht den Dienst, obwohl er selbst ein besserer Natur-

forscher war als du, mein Lieber, und ein größerer Mathematiker als dein Gauß. So sind eben die großen Herren aus der Hauptstadt: sie sind gutmütiger als du, dummer Tropf; Dummkopf mit [690] einer Holzseele; du bist Holz; sie sind Menschen; und zum Wohl der Menschheit zerstören sie, ohne viel Umstände zu machen, die Räuberhöhle: Eine solche Höhle ist dein kleines Dorf. Kant stammte aus ihm. Er liebte es. Aber das Wohl der Menschheit forderte es! – und er zerstörte dieses Dörfchen, das zur Räuberhöhle geworden war. So ein Mann war Kant; er war von dem tiefen, glühenden Wunsch beseelt, der Menschheit Gutes zu tun. Und du willst es wagen, dummer Tropf, du, für den sein Dorf das Teuerste auf der Welt ist, – du willst es wagen, auch nur daran zu denken „Kants Weggefährte zu sein“? – Er führt die Leute um des Guten und der ewigen Seligkeit und des überirdischen Glücks willen zur Zerstörung deines Dörfleins. Hat er recht? Darüber zu urteilen ist nicht deine Sache, Einfaltspinsel. Aber du lauf und mach, daß du von ihm fortkommst.

Doch diese jammerköpfigen Leutchen, denen das „Wohl der Menschheit“ nichts gilt, für die nur „Resonatoren“ und „Akkorde höherer Harmonien“ wichtig sind – diese jammerköpfigen Leutchen sind nicht imstande, Kants hohes Bemühen zu verstehen. Sie bilden sich ein, Kant hätte, wie sie selber, nur an Akustik oder Optik gedacht. – Hat Kant recht? – Ich habe meine Gedanken hierüber in der ersten dieser unserer Plaudereien genügend klar ausgesprochen. Aber Kant wußte, was er sagte.

Soll ich meine Auszüge aus dem Finale des dummen Aufsatzes fortsetzen? – Ich habe keine Zeit mehr, ich muß den Brief zur Post geben. Deshalb sage ich nur: Dieses ganze Finale ist eine einzige Übertragung der Gedanken Kants, die die Naturwissenschaft und Mathematik negieren, in den ungehobelten Dorfdialekt der Mathematik. Dabei kommen verkrüppelte Gedanken zutage. Und der Dummkopf, den sein Meister Kant selbst in den Schmutz zieht, bildet sich ein, er habe ihn mit seiner Dummheit von dem „zweidimensionalen sphärischen Raum“ widerlegt, mit dieser Dummheit, die Kant selbst ihm eingeflüstert hat, als er die ganze Mathematik in Klumpen schlug, um zum Wohl der Menschen die verbesserte Doktrin eines Petrus Lombardus, Thomas von Aquino und Duns Scotus zu retten, um [691] zum Wohl der Menschheit die verbesserten praktischen Bestrebungen eines Peter von Amiens und Bernhard von Clairvaux zu retten.

Mein Standpunkt in dieser Frage? Es ist der Standpunkt von Lalande und Laplace, der Standpunkt Ludwig Feuerbachs. Und wenn Ihr wissen wollt, was ich nicht nur meine, sondern auch was ich fühle? – dann lest nicht Goethes „Faust“, nein, er ist von einem sehr veralteten Standpunkt aus geschrieben, sondern Goethes „Braut von Korinth“:

Nach Korinthus von Athen gezogen
Kam ein Jüngling, dort noch unbekannt, –

mehr weiß ich nicht auswendig. Und ich schäme mich, daß ich nicht dieses ganze wundervolle, kleine Gedicht auswendig weiß. Lest es, meine lieben Kinder.

Und laßt es Euch gut gehen.

Ich drücke Dir die Hand, mein lieber Sascha.

Und auch Dir, mein lieber Mischa.

In der nächsten Plauderei werden wir mehr über Newton und über Laplace und über die nicht an Petrus Lombardus zur Beschimpfung oder an Bernhard von Clairvaux zur Ausrottung ausgelieferte Naturwissenschaft reden, über die Naturwissenschaft, die die Vernunft der Menschen erleuchtet und dem Arm des Menschen die Kraft gibt, erfolgreich am Aufbau eines friedlichen und ehrlichen Lebens zu arbeiten, in dem es kein Elend gibt.

Ich drücke Euch die Hand, meine lieben Kinder.

Euer – Vater, aber was noch wichtiger ist als Vater –auch Euer Freund *N. T.*

Ich habe den Briefbogen deswegen beschnitten, damit der ganze Brief in ein einfaches Kuvert geht; und habe nicht aus Mangel an Papier auf einem Fetzchen geschrieben. Denkt nicht, meine Lieben, daß ich kein Papier habe, ich habe ganze Berge von Papier. Und auch Kuverts einen ganzen Haufen. Ich brauche nichts. Ich habe viel von allem. *N. T.* [692]

AN A. N. UND M. N. TSCHERNYSCHEWSKI

6. April 1878. Wiljuisk

Meine lieben Freunde Sascha und Mischa.

Wir wollen unsere Plauderei über die Weltgeschichte fortsetzen

Um den Gedankengang dieser Plauderei klarzumachen wird es gut sein, an den Inhalt der vorhergehenden zu erinnern.

* * *

Zum Vorwort der Geschichte der Menschheit gehören:

Die astronomische Geschichte unseres Planeten;

Die geologische Geschichte des Erdballs;

Die Entwicklungsgeschichte jener genealogischen Reihe von Lebewesen, der der Mensch angehört.

Das ist eine wissenschaftliche Wahrheit, die seit langer Zeit bekannt ist.

Die Mehrheit der Naturwissenschaftler hat erst kürzlich geruht, sie als Wahrheit anzuerkennen.

Und ich sagte: Die Mehrheit der Naturwissenschaftler hat sich bis in die jüngste Zeit weniger für die wissenschaftliche Wahrheit interessiert, als nötig gewesen wäre. Sie kennt sie auch jetzt noch wenig. Ich muß deshalb häufig mit den Naturwissenschaftlern streiten.

Um klarzustellen welche Auffassungen ich selber für wahr halte, habe ich eine Charakteristik der wissenschaftlichen Weltanschauungen von den Gegenständen der Naturwissenschaft gegeben.

Die wesentlichen Züge dieser Charakteristik sind die folgenden:

Alles was existiert ist Stoff.

Unser Wissen von den Eigenschaften des Stoffes ist das Wissen vom Stoff als unverändert existierendem Stoff. Eine Eigenschaft ist dieser unverändert existierende Stoff selbst von einem bestimmten Standpunkt aus betrachtet.

Die Kraft ist: – eine Eigenschaft von der Seite ihrer Wirkung aus betrachtet. Die Kraft ist: – also der Stoff selbst.

[693] Die Naturgesetze sind: – die Wirkungsweisen der Kräfte. Also: die Naturgesetze sind: – der Stoff selbst.

Und ich sagte: kein einziger Naturwissenschaftler, der auch nur etwas Selbstachtung besitzt und nur etwas von den anderen Naturwissenschaftlern geachtet wird, wird zu behaupten wagen, daß er diese Auffassung nicht für wahr hält; jeder wird sagen, daß das seine eigne Auffassung ist.

Und ich fügte hinzu: ja, sie werden alle sagen: „So ist es“; aber sehr viele – fast alle – werden, da sie selbst nicht verstehen, was sie gelesen haben, sagen, sie hätten nur eine sehr unge-

nügende Kenntnis von diesen Auffassungen; und ihre Denkweise entspricht in sehr vielem dieser Auffassung nicht.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über die Einstellung der Mehrheit der Naturwissenschaftler zur wissenschaftlichen Wahrheit ging ich zur Betrachtung des Inhalts der astronomischen Abteilung im Vorwort der Menschheitsgeschichte über.

Die Geschichte unseres Sonnensystems und unseres Planeten im besonderen ist von Laplace klargestellt worden. Diese seine Arbeit besteht aus einer Reihe sehr einfacher, wissenschaftlich völlig unbestrittener Schlüsse aus der Newtonschen Formel, die allen Astronomen als völlig unbezweifelbare Wahrheit gilt, sowie aus einigen allgemein bekannten Tatsachen, deren Richtigkeit kein einziger Astronom leugnet.

So wie die Dinge jetzt liegen, lagen sie genau auch zu der Zeit, als Laplace seine Arbeit veröffentlichte; sie sind auch in der ganzen Folgezeit so geblieben: kein einziger Astronom hat die Newtonsche Formel oder irgendeine der allgemein bekannten Tatsachen, auf die sich Laplaces Schlüsse stützen, bezweifelt oder auch nur im geringsten zu bezweifeln für möglich gehalten.

Die Dinge sind so einfach und die Richtigkeit der Schlüsse Laplaces ist so offensichtlich, daß alle Menschen, die sie kennenlernten, ernsthaft die Wahrheit liebten und wußten, daß über Dinge, die für jeden gebildeten Menschen verständlich sind, jeder gebildete Mensch auch ein Urteil [694] haben kann und muß, – diese Schlüsse sofort bei ihrer Veröffentlichung als unzweifelhafte Wahrheit anerkannten.

Solcher Leute gab es sehr viele.

Die Mehrheit der gebildeten Gesellschaft ist jedoch seit jeher durch die Mehrheit der Astronomen dazu erzogen worden, anzunehmen, daß außer den Astronomen niemand eine selbständige Meinung über irgendeine Frage der Astronomie haben kann.

Die klügsten Männer unter den Astronomen waren stets bemüht, die Gesellschaft darüber aufzuklären, daß das nicht stimmt. Um richtige Lösungen der astronomischen Probleme zu finden, sagten sie der Gesellschaft, braucht man wirklich Spezialkenntnisse. Wenn jedoch die Lösung gefunden ist, kann sich herausstellen daß sie auf allgemein verständlichen Schlüssen aus allgemeinen Tatsachen beruht. Und für Laplaces Schlüsse über die Geschichte des Sonnensystems trifft das zu.

Die Mehrheit der gebildeten Gesellschaft fügte sich jedoch der Autorität der Mehrheit der Astronomen. Und die Mehrheit der Astronomen geruhte der Meinung zu sein, daß die „Laplacesche Hypothese“ – so wurde jene Reihe von Schlüssen genannt – „nur Hypothese“ sei.

So sagte man im Laufe von sechzig oder mehr Jahren.

Da wurde schließlich das Verfahren entdeckt, die chemische Zusammensetzung der Körper mit Hilfe ihrer Spektren sichtbar zu machen. Dieses Verfahren wurde auf die Spektren der Himmelskörper angewandt.

Und jedermann, ob Fachmann oder nicht, konnte sehen: die Planeten unseres Systems und ihre Trabanten, unsere Sonne, andere Sonnen und die Nebelflecke enthalten einige der sogenannt „einfachen chemischen Körper“, die wir von unserem Planeten her kennen.

Auch die Mehrzahl der Astronomen gab zu: Laplace hat recht.

Dabei sind die mit Hilfe der Spektralanalyse in bezug auf die Zusammensetzung der Himmelskörper entdeckten Tatsachen an sich durchaus noch kein Beweis dafür, daß Laplace recht hat oder nicht. Aus ihnen läßt sich nur erkennen: die chemische Zusammensetzung der

Himmelskör-[695]per ist mehr oder weniger die gleiche wie die Zusammensetzung unseres Planeten. Dieser Gedanke ist sehr viel älter als die „Laplacesche Hypothese“ und mit ihr verglichen sehr viel unbestimmter.

Die Masse der gebildeten Gesellschaft vertiefte sich jedoch, durch die Resultate der Beobachtungen an den Spektren der Himmelskörper interessiert, in den Streit zwischen der Mehrheit und der Minderheit der Astronomen über die Laplacesche Hypothese, hielt es für richtig, den Streit mit Hilfe ihres gesunden Menschenverstandes zu schlichten, und kam zu dem Schluß: die Minderheit der Astronomen hat die Wahrheit gesprochen: die Laplacesche Hypothese ist nur dem Namen nach eine Hypothese, in Wirklichkeit jedoch eine Reihe zweifellos richtiger Schlußfolgerungen aus unbestrittenen Tatsachen.

Und die Mehrheit der Astronomen fügte sich der Meinung der Mehrheit der gebildeten Gesellschaft. Das war die Geschichte der sogenannten „Laplaceschen Hypothese“.

* * *

Meine lieben Freunde.

Fast alles, was ich schreibe, schreibe ich nur auf Grund meiner Erinnerungen.

Das einzige Nachschlagewerk, das ich benutzen kann, ist das Brockhaussche Konversationslexikon. Was ist in ihm schon viel zu finden?

Angesichts dieser Natur meiner Plaudereien mit Euch ist folgendes unvermeidlich: Ihr müßt jedes meiner Worte, sobald es sich auf irgend etwas bezieht, was Ihr nicht ganz zuverlässig wißt, Eurerseits nachprüfen, ob mich mein Gedächtnis nicht trügt.

So wollen wir beispielsweise die Frage betrachten, ob ich die Geschichte der Laplaceschen Hypothese richtig darstelle.

Im wesentlichen kommt es hier auf zwei Dinge an:

Habe ich recht mit der Annahme, daß zwischen der Veröffentlichung der Laplaceschen Hypothese und der Anwendung der Spektralanalyse auf die Spektren der Himmels-[696]körper ein Zeitraum von „sechzig oder mehr Jahren“ liegt; und ist meine Charakteristik von der Einstellung der Mehrheit der Astronomen zur Laplaceschen Hypothese in dieser Zwischenzeit richtig.

Alles übrige ist entweder die notwendige Folge aus diesen beiden Dingen oder eine Nebensächlichkeit, die am Wesen meiner Darstellung des Falls der Laplaceschen Hypothese nichts ändern kann, an dem Wesen, das darin besteht, daß die Mehrheit der Astronomen sich in dieser Zwischenzeit schändlich benommen hat; und da die Mehrheit der heutigen Autoritäten der Astronomie in den Jahren, die der Entdeckung der Spektralanalyse voraufgingen, bereits aktiv tätig war, trifft das auch für die Mehrheit der heutigen Autoritäten der Astronomie zu. Die Richtigkeit meines Urteils über die berühmten Herren Astronomen hängt nur von der Richtigkeit dieser meiner beiden Annahmen ab:

„Vor der Spektralanalyse nannten diese Leute und ihre Vorgänger die Laplacesche Hypothese einen unbewiesenen oder einen fehlerhaften, oder einen möglicherweise fehlerhaften Gedanken“ und: „das dauerte sechzig Jahre oder mehr“.

Versuchen wir herauszufinden, inwieweit diese meine zwei Gedanken unrichtig sein können.

In welchem Buch oder welcher Broschüre oder Zeitschrift veröffentlichte Laplace seine Schlüsse über die Geschichte des Sonnensystems?

„Ich weiß nicht. Ich nehme an: wenn er Sie nicht früher in Druck gegeben hat, bildeten sie jedenfalls einen Teil seiner Himmelsmechanik Stimmt das?“

Ich sage: ich weiß nicht, ich nehme nur an. Wann ist die „Himmelsmechanik“ erschienen? Ohne nachzuschlagen nahm ich an: in den allerersten Jahren unseres Jahrhunderts; aber das steht im Brockhaus; ich schlug nach und fand: ich hatte mich geirrt, es war früher; es war im Jahre 1799. Und ich fand außerdem: seine populäre Bearbeitung der „Himmelsmechanik“, die „Darstellung des Systems der Welt“ konnte er sogar noch früher veröffentlichen, im Jahre 1796.

Ich rechne also vom Jahre 1799 oder sogar 1796 ab. Irre [697] ich mich damit? Vielleicht. Ich weiß nicht. Ich nehme nur an. Und doch? – Und doch: es ist wohl schwerlich ein Fehler.

Aber nehmen wir an, es ist ein Fehler. Nehmen wir an, Laplace hat seine „Hypothese“ nur ganz am Ende seines Lebens veröffentlicht. Wann ist er gestorben? – Ich dachte: gegen 1825. Ich schlage nach. Es steht im Brockhaus: Laplace starb 1827. Das ist bis zur Spektralanalyse immerhin ein reichlich großer Zwischenraum. Nicht „sechzig Jahre oder mehr“, aber immerhin „dreißig Jahre oder mehr“. Immerhin mehr als genug, um zu finden, daß der Starrsinn der Mehrheit der Astronomen über alles Maß nachsichtiger Beurteilung hinaus anhielt.

Ja aber: hab’ ich das Ende des Intervalls richtig errechnet? Wann wurde die Spektralanalyse auf die Untersuchung der Zusammensetzung der Himmelskörper angewandt? Ich weiß nicht. Ich nehme an: um das Jahr 1860, wahrscheinlich aber nach 1860. Ist das richtig? Das kann ich nicht nachschlagen. Die Ausgabe des Brockhausschen Konversationslexikons, die ich besitze, ist die zehnte Auflage; ihr erster Band ist 1851 erschienen, ihr letzter 1855. Sicher ist nur so viel, daß diese Ausgabe kein Wort über Spektralanalyse enthält. Nehmen wir also an, es hätte im ersten Band Aufnahme finden müssen und in den folgenden Bänden wäre keine Gelegenheit mehr gewesen, es auch nur im Vorübergehen zu erwähnen; und angenommen selbst, daß die Aufsätze für den ersten Band, der im Jahre 1851 herauskam, ein ganzes Jahr früher geschrieben wurden, d. h. im Jahre 1850, so bekomme ich doch das Intervall:

von 1827 bis 1850 – mehr als zwanzig Jahre.

Die lange Dauer des Widerstandes gegen eine offenkundige Wahrheit gibt dennoch mehr als genug Ursache, sie als eine Tatsache zu bezeichnen, die der Mehrheit der Astronomen Schande macht, – wenn es nur Tatsache ist, daß die Mehrheit der Astronomen sich wirklich vor der Spektralanalyse hartnäckig geweigert hat, die Laplacesche Hypothese als Wahrheit zu erkennen.

Stimmt das? Haben sie sich wirklich hartnäckig geweigert?

[698] So ist es mir in Erinnerung Trifft das zu? Ich kann es durch Nachschlagen nicht nachprüfen.

Also trügt mich vielleicht mein Gedächtnis?

Ich mache wieder alle möglichen Konzessionen. Ich mache sie nicht nur in Worten und nicht nur jetzt. Ich machte sie in meinen Gedanken, als ich jene meine erste Plauderei niederschrieb; ich machte sie nicht nur, weil ich als Gelehrter verpflichtet bin, meiner Meinung gegenüber streng zu sein, sondern auch infolge einer Neigung meines Charakters, der bei allen seinen möglichen schlechten Eigenschaften doch nicht böse ist. Ich rechtfertige Menschen gern; sie zu rügen, fällt mir schwer, wie jedem anderen, nicht ausgemacht bösen Menschen d. h. wie der überwältigenden – wenn man die wahren Gefühle der Menschen richtig zu analysieren versteht, muß ich wohl sagen: der überwältigenden Mehrheit der Menschen.

Ich habe also in diesem Falle alle möglichen Konzessionen gemacht, um keine Rüge aussprechen zu müssen – ich habe das in allen Fällen gewöhnlich gern getan und hoffe, es auch in Zukunft gern tun zu können.

Aber es gibt einen Umstand, der mich oft gezwungen hat, die Tatsachen des menschlichen Lebens in einem anderen Licht zu sehen, als wie sie sich den Menschen darstellen, die diese Dinge nicht wissenschaftlich analysieren:

Ich bin gewöhnt, bei der Analyse von Tatsachen meine persönlichen Wünsche auszuschalten.

Bei vielen Menschen ist das eine Naturgabe. Solche Menschen nennt man „einsichtig“.

Ich habe vielleicht keine angeborene Einsicht. Aber ich liebe die Wahrheit. Und ich habe mich sehr viel mit wissenschaftlicher Analyse beschäftigt. Deshalb bin ich – wie immer ich auch gewöhnlich über die Dinge meines persönlichen Lebens geurteilt habe, und ich nehme an, daß ich in diesen Dingen durchaus nicht einsichtig war – in wissenschaftlichen Dingen gewöhnt die Tatsachen nicht ganz schlecht zu untersuchen

Die Masse der Menschen, die von Natur wenig einsichtig und nicht daran gewöhnt ist, die Tatsachen des Menschenlebens wissenschaftlich zu analysieren, neigt sehr dazu, an [699] Stelle der Tatsachen die eignen Gedanken, Neigungen und Wünsche zu setzen oder, wie man es gewöhnlich nennt, das Leben durch Brillen in der Farbe des eignen Geschmacks zu betrachten.

Davon wird noch viel die Rede sein.

Halten wir jetzt einen Zug dieser Gewohnheit fest.

Einer unserer Wünsche besteht darin, daß andere Menschen ebenso denken wie wir; besonders aber die Menschen, deren Meinung für uns wichtig ist.

Und so kommt es, daß sehr viele, wenn sie etwas lesen, was ein von ihnen als Autorität betrachteter Mensch geschrieben hat, seinen Worten einen Sinn beilegen, der ihnen gefällt.

Von dieser Schwäche bin ich frei.

Übrigens allein schon deshalb, weil diese Schwäche selten Gelegenheit hat, an mich heranzukommen; und mich, da sie mir ungewohnt ist, nur sehr schwach berührt. Nur sehr wenige Dichter, Gelehrte und überhaupt Schriftsteller sind für mich Autoritäten; infolgedessen kommt mir der Wunsch, Bücher, der Wahrheit entgegen, auf meine Weise umzudeuten, selten und ist mir ungewohnt; und von einer ungewohnten Schwäche hält man sich leicht frei.

Ein Beispiel: Ich bin geneigt, meine Gedanken über Gegenstände der Naturwissenschaft den Gedanken von Laplace unterzuordnen. Und wenn es vorkäme, daß ich bei Laplace auf einen Gedanken über irgendeinen mich interessierenden, aber mir nicht ganz verständlichen Gegenstand der Naturwissenschaft stieße, könnte bei mir der Wunsch entstehen, diesen seinen Gedanken entsprechend meiner persönlichen Meinung von der Frage umzudeuten. Und hier müßte ich einige Anstrengungen machen, um mich zur sorgfältigen Unterscheidung zu bringen, ob ich den Worten Laplaces nicht einen Sinn unterschiebe, den ich gern in ihnen sehen möchte. Denn das könnte aus dem Wunsch heraus geschehen, meine mir gefallende Meinung nicht durch den Widerspruch zu Laplace erschüttert zu sehen. Aber nur er allein, Laplace, nur er allein von allen Fachleuten der Naturwissenschaft, die nach Newton gelebt haben, hat für mich diese Bedeutung.

[700] Bei jedem anderen denke ich völlig gleichgültig: „Stimmt er mit mir überein?“ – das hat nicht den geringsten Einfluß auf mein Urteil darüber, wie groß die Wahrscheinlichkeit ist, daß die mir richtig erscheinende Meinung wirklich richtig ist; „steht er im Gegensatz zu mir?“ – das beeinträchtigt nicht im geringsten die Richtigkeit der Meinung für mich persönlich.

Und wozu hätte ich es nötig, seine Worte nicht in dem Sinn zu verstehen den sie wirklich haben, sondern so, wie s mir passen würde?

Ihr versteht meine lieben Freunde: es handelt sich hier bei mir um „Meinungen“ und nicht um „Wissen“; um Theorien, Vermutungen und nicht um Tatsachen und richtige, notwendige Schlüsse aus Tatsachen.

Möge Laplace selbst seine Geschichte des Sonnensystems verwerfen: das würde nicht den geringsten Einfluß auf meine Meinung von ihrer Richtigkeit haben. Daß sie zutrifft, ist für mich „Wissen“ und nicht „Meinung“.

In den Dingen des „Wissens“ darf niemandes Autorität auch nur die geringste Bedeutung haben; und sie bedeutet absolut nichts für einen Menschen, der zuverlässiges Wissen, wissenschaftliche Wahrheit von Meinungen“, von Theorien oder Vermutungen zu unterscheiden versteht.

Das Einmaleins ist völlig unabhängig von irgend jemandes „Meinung“. Es gibt keinerlei Autorität weder über ihm noch neben ihm. Alle Autoritäten sind vor ihm wie nichts. Autorität kann sich nur auf das beziehen, wofür das Einmaleins keine Lösung gibt. Und bei der geringsten Meinungsverschiedenheit mit ihm bricht jede Autorität zusammen.

Das gleiche gilt für jede andere wissenschaftliche Wahrheit. Zum Beispiel: für nichts, was sich auf die Newtonsche Formel oder auf Daltons Gesetz von den Äquivalenten oder auf die Tatsache stützt, daß die Sonne da ist, für nichts, was sich auf diese Wahrheiten stützt, hat irgendeine Autorität irgendwelche Bedeutung.

Wir werden davon ausführlicher sprechen, wenn die Reihe darankommt,

[701] Jetzt habe ich daran nur erinnert, um meine Einstellung zu den „Meinungen“ der Naturwissenschaftler klarzumachen. Für mich sind die „Meinungen“ Newtons eine Autorität; und von den nach Newton Lebenden die „Meinung“ Laplaces. Nur diese beiden. Wenn ich irgend etwas nicht „weiß“, aber irgendeine „Meinung“ davon habe, würde meine „Meinung“ ins Wanken geraten, falls ich erfahren würde, daß Newton oder Laplace anderer „Meinung“ sind. Und wenn es sich um eine genügend wichtige Frage handelte und ich Gelegenheit dazu hätte, würde ich meine „Meinung“ einer „wissenschaftlichen Prüfung“ unterziehen, und sie würde aufhören, „Meinung“ zu sein, und würde zum „Wissen“ werden, oder sie würde in Gegensatz zu irgendeinem „Wissen“ geraten, und ich würde meine „Meinung“ in diesem Falle aufgeben. Wenn dagegen der Gegenstand, meiner Meinung nach, für mich nicht die Mühe einer schwierigen Analyse lohnte, oder wenn ich aus Mangel an Fachwissen nicht imstande wäre, diese Analyse durchzuführen, würde ich zu folgender Überlegung kommen: „Meine Meinung scheint mir aus diesem oder aus jenem Grunde richtig; warum Newton (oder Laplace) anders denkt, weiß ich nicht und kann es nicht herausfinden; wahrscheinlich hat er aber von der Sache mehr verstanden als ich; ich kann meine Auffassung nicht einfach fallenlassen; wahrscheinlich ist sie aber fehlerhaft.“ Und ohne imstande zu sein, meine Meinung ganz aus meinem Denken zu entfernen, würde ich dennoch denken (und natürlich auch sagen) , daß ich trotz allem vorziehe, der ihr widersprechenden Meinung von Newton (oder Laplace) zu sein.

Wie Ihr seht, nehme ich einen Grenzfall: meine persönlichen Überlegungen bleiben durchaus unwiderlegt; die Überlegungen Newtons (oder Laplaces) bleiben mir völlig unbekannt. Und dennoch zieh’ ich die nicht motivierten Worte Newtons (oder Laplaces) meinen eigenen Überlegungen vor.

Um so leichter fällt es mir, der Meinung Newtons (oder Laplaces) entschieden den Vorzug vor meiner eigenen zu geben, wenn ich auch nur den kleinsten Fehler in meinen eigenen Überlegungen bemerke, oder wenn ich zu erkennen [702] imstande bin, auf welchen Überlegung die Vermutung (eine „Meinung“ ist eine Vermutung) Newtons (oder Laplaces) beruht.

Eben das bedeutet, irgend jemandes Autorität über sich selber anerkennen.

Für mich gibt es in der Naturwissenschaft nur zwei Autoritäten: Newton und Laplace. Und soweit ich urteilen kann, gibt es in meinen Gedanken über die Naturwissenschaft nichts, was nicht mit ihren „Meinungen“ in Einklang steht. (Erinnert Euch daran: „Meinungen“ gibt es für mich nur in bezug auf Gegenstände, die noch nicht ganz klargestellt, noch nicht ganz zur „wissenschaftlichen Entscheidung“ gebracht sind.)

Jedenfalls aber gehört die Naturwissenschaft nicht zu den Gegenständen meiner persönlichen wissenschaftlichen Beschäftigungen oder Interessen Und keine „Meinung“ über irgendein Gegenstand der Naturwissenschaft hat auch nur die geringste ernste Bedeutung weder für mich persönlich als einen Menschen, der persönliche Interessen hat, noch für den Gegenstand meiner persönlichen wissenschaftlichen Arbeiten.

Folglich fällt es mir leicht, wie man sagt „objektiv“ selbst die „Meinungen“ Newtons und Laplaces zu betrachten; fällt es mir auch leicht, sie zu lesen, ohne den geringsten Wunsch, den wirklichen Sinn ihrer Worte durch irgend einen meiner eignen Gedanken zu ersetzen.

Und die Worte aller anderen Naturforscher lassen mich vollkommen indifferent: sollen sie sagen, was sie wollen, das ist mir vollkommen gleichgültig. (Ich bitte Euch, meine Freunde festzuhalten: es handelt sich um „Meinungen“ und Vermutungen, nicht aber um wissenschaftliche Lösungen: was eine wissenschaftliche „Wahrheit“ ist, das ist für mich heilige Wahrheit, wer immer sie gefunden oder dargestellt, wer immer sie mir mitgeteilt hat.)

Meine lieben Freunde, das gerade sind die guten Züge an mir.

Die Wahrheitsliebe; der Wunsch, mich meiner Kräfte zu bedienen, gleichgültig ob sie stark sind oder nicht, mich [703] meiner Kräfte zu bedienen, um selbständig zu untersuchen, was wahr ist und was nicht; das Wissen darum, daß der Verzicht auf das Recht, mich der Vernunft zu bedienen, ein Verzicht wäre, der eines vernunftbegabten Wesens, eines Menschen, unwürdig ist.

Diese Züge sind gut an mir. Aber sie finden sich bei einer zahllosen Menge von Menschen. Es ist nichts Besonderes dabei, daß auch ich sie habe.

Es gibt auch sonst allerhand Gutes an mir: ich kann lesen und schreiben, das ist sehr schön. Ich habe eine ziemlich ordentliche Kenntnis der Grammatik meiner Muttersprache, das ist sehr schön. – Und ich kann noch vieles, sehr vieles, was zweifellos schön ist, aus purer Gerechtigkeit von mir sagen. Nur ist daran nichts Besonderes.

Ich habe also keinen besonderen Grund, mich zu rühmen. Aber von vielen anderen bin ich gezwungen, manches zu denken, was sehr betrüblich für mich ist.

Obwohl die schöne Eigenschaft: „Ich kann lesen und schreiben“, gar nichts Besonderes an mir ist, ist sie eine Eigenschaft nur der Minderheit der Menschen. – Das gleiche läßt sich von allen anderen meiner guten Eigenschaften sagen.

Solche Leute wie mich gibt es Millionen in der gebildeten Gesellschaft der zivilisierten Länder.

Aber in der gleichen gebildeten Gesellschaft der zivilisierten Länder gibt es Dutzende Millionen Menschen, die auf das Recht jedes vernünftigen Wesens, sich seiner Vernunft zu bedienen, Verzicht leisten.

Die überwiegende Mehrheit der gebildeten Gesellschaft will sich nicht die Mühe geben, selbständig über Dinge der Wissenschaft zu urteilen, die ihrem Wesen nach für jeden gebildeten Menschen verständlich sind – wie entweder alle oder fast alle wissenschaftlichen Fragen, die eine ernste wissenschaftlichere Bedeutung haben. Die überwiegende Mehrheit der gebildeten

Gesellschaft hat sich noch nicht der Geisteträgheit entwöhnt, die früher einmal die natürliche Eigenschaft der Barbaren war, welche die Zivilisation Griechenlands und Roms vernichteten, jener Trägheit, die [704] heute bei ihren schon längst zu zivilisierten Menschen gewordenen Nachkommen nur eine törichte Gewohnheit ist.

Es ist nur eine dumme Gewohnheit, die nicht dem Niveau der Geisteskräfte der Menschen entspricht, die diese Gewohnheit noch haben. Und jedesmal, wenn diese Leute es nur wollen, können sie ohne die geringste Anstrengung diese üble Gewohnheit abschütteln und werden dann zu Menschen, die ganz vernünftig über wissenschaftliche Dinge zu urteilen verstehen.

Ja, Sie verstehen es, wenn sie nur wollen; aber das waren jedenfalls in unserem Jahrhundert – nur kurze Episoden, die anläßlich irgendwelcher besonderer Umstände eintraten.

In der Geschichte der Astronomie gab es eine solche Episode, als die Masse der gebildeten Gesellschaft in bezug auf die Ergebnisse der Spektralanalyse die Rechte der Vernunft geltend machte. Die Masse der gebildeten Gesellschaft dachte sich in die Laplacesche Hypothese hinein und fand: Laplace hat recht. Und die Mehrheit der Astronomen machte sofort die Entdeckung: „Ja, Laplace hat recht."

Das war eine Episode von ganz außerordentlichem Charakter.

Bis dahin aber und nachher wieder war der ständige Charakter des Laufes der Dinge ein völlig anderer:

Die Masse der gebildeten Gesellschaft ist der Meinung, daß sie nicht das Recht habe, über irgendwelche Dinge der Astronomie zu urteilen. Die Mehrheit der Astronomen findet diese Meinung der Masse des Publikums sehr passend für ihre Prahlerei und redet dem Publikum ein, daß es so auch sein muß: die Astronomie ist ganz und gar eine so tiefe Weisheit, daß man ohne Kenntnis der Funktionentheorie nicht in sie eindringen kann. Alles, alles in der Astronomie ist Formeln, zwei Meter lange Formeln, in denen griechische Sigmas in Riesenschrift und Miniaturbuchstäbchen aller Alphabete in zwei, drei und vier Etagen durcheinanderwimmeln; Formeln, von denen selbst diesen patentierten Spezialisten der Mathematik und dabei ungewöhnlich klugen Menschen der Kopf raucht. Sie allein sind hier kompetent; dem Publikum bleibt nichts anderes übrig, als sich ihre, d. h. [705] dieser genialen Weisen, wundersame Botschaften staunend anzuhören und sie auf gut Wort zu glauben.

Und die Mehrheit des Publikums gibt klein bei: sie hört sich die hochweisen Botschaften voller Staunen an und nimmt sie als bare Münze hin.

Und das Ergebnis? Ich will gar nicht von den vernünftigen Interessen der Masse der Gebildeten reden – was ist das Ergebnis für die Weisen selber?

Wer sich der Kontrolle durch die Gesellschaft entzieht, entzieht sich der Kontrolle durch den gesunden Gesellschaftsverstand.

Manche Menschen haben persönlich einen so starken gesunden Menschenverstand, daß sie eine Unterstützung von seiten der Gesellschaft nicht brauchen. Aber solche Menschen sind selten, sind eine große Ausnahmeerscheinung. Die Masse der Menschen sind Menschen wie wir alle; von Natur nicht dumm und von Natur nicht ohne Verstand; aber Menschen mit ziemlichen Schwächen in allen ihren guten Eigenschaften; Menschen, die sich mit all ihrem Guten nur dann einigermaßen zu halten wissen, wenn sie von der gesellschaftlichen Meinung gestützt werden.

Und was folgt hieraus unweigerlich?

Dasselbe, was überhaupt für jede Gruppe von Menschen gilt, die sich der Kontrolle durch die gesellschaftliche Meinung entzieht oder zu entziehen bestrebt ist.

In der großen Mehrheit der Menschen jeder solchen Gruppe entwickelt sich mit der Zeit eine Verachtung für alles, was nicht eine besondere Eigenart dieser Gruppe bildet, für alles, was nicht zu ihren unterscheidenden Merkmalen von der übrigen Gesellschaft gehört.

Und dabei entwickelt sich auch eine Verachtung für den gewöhnlichen gesunden Menschenverstand; eine Bevorzugung des eigenen besondern Gescheittuns, des Gescheittuns einer besonderen Menschengruppe, vor der Vernunft.

Wie weit es zu irgendeiner gegebenen Zeit in einer gegebenen Menschengruppe dieser besonderen Neigung zur Verachtung der Vernunft gelingt, aus Prahlerei mit der besonderen eignen Weisheit über die Vernunft Herr zu werden, das hängt von den historischen Umständen ab; aber [706] diese Neigung ist ständig in einer solchen Gruppe wirksam und strebt ständig danach, sich jede solche Gruppe gänzlich Unterzuordnen; und sie liegt in jeder dieser Gruppen der Mehrheit dieser Menschen ständig am Herzen.

Sind meine Erklärungen langatmig? Ja. Ich weiß es. Sie sind langatmig. Aber ich will, meine lieben Freunde, noch eine Bemerkung machen.

Die Kraft des Menschen liegt in der Vernunft. Das ist eine allgemein anerkannte Wahrheit.

Wohin führt dann, wenn das so ist, die Verachtung der Vernunft? – Zu Kraftlosigkeit.

Und wenn irgendwelche Fachleute – beispielsweise die Fachleute der gelehrten Kategorie – die Vernunft um der Prahlerei mit ihrer speziellen tiefen Weisheit willen mißachten, wird auch ihre spezielle tiefe Weisheit selbst von Kraftlosigkeit betroffen werden Sie werden, wie man sag,

Zu großen Männern kleiner Taten.

Sie werden vielleicht mit den technischen Griffen ihres Handwerks geschickt zu spielen verstehen. Aber einen Sinn werden ihre Meisterkunststücke nicht haben.

Solange es um formalistischen Kleinkram geht, werden sie ihr leeres Geschäft geschickt betreiben. Aber sobald sie an eine ernste, wichtige Sache kommen, wird sich zeigen, daß sie nichts verstehen und nichts können, sie werden zaghaft, geraten durcheinander, fangen an zu schwatzen und machen Unsinn. Das kommt daher, daß man zu ernsten Dingen Vernunft oder, einfacher gesagt, gesunden Verstand braucht.

Meine Ausführungen waren langatmig, meine lieben Freunde. Aber waren sie bei all ihrer Länge nicht gar zu kurz? – Ich weiß nicht. Die Menge Bücher – ich rede von wissenschaftlichen Büchern –, die Ihr lest, ist ganz vollgestopft mit lauter Unfug...

Ich frage mich deshalb: waren meine langen Erklärungen, liebe Freunde für Euch ausreichend? – Ich weiß nicht.

Oder waren sie am Ende überflüssig? – Ich weiß nicht. Ich möchte es fast meinen.

[707] Wenden wir jetzt diese Gedanken, deren Darlegung für Euch, ich möchte es meinen, überflüssig war, auf die Untersuchung der Frage an: inwieweit ist es für mich sicher, daß ich mich geirrt habe, als ich sagte: „Die Mehrzahl der Astronomen lehnte es hartnäckig ab, die Laplacesche Hypothese als Wahrheit anzuerkennen, bis sie durch die Spektralanalyse dazu gezwungen wurde.“

Mich persönlich läßt diese Sache ganz indifferent. Mag wer da will über die Laplacesche Hypothese gesagt haben, was er will, mir ist das – jetzt bereits dreißig Jahre lang –völlig gleichgültig gewesen.

Die Laplacesche Hypothese war für mich von meiner frühen Jugend an „Wissen“. Laplace selbst hätte mit keiner Absage an seine Schlußfolgerungen mein „Wissen“, daß diese Schluß-

folgerungen vom wissenschaftlichen Standpunkt unbestritten und wissenschaftliche Wahrheit sind, auch nur im geringsten erschüttern können.

Um so weniger hätte ich das Verlangen haben können, in die Urteile irgendwelcher nach Laplace oder in unseren Tagen lebende Astronomen im besonderen und Naturforscher im allgemeinen einen Sinn zu legen, der mir persönlich gefiel. Keiner von ihnen ist für mich eine Autorität. Und ihre „Meinungen“ haben für mich auch in Fragen, in denen ich selbst nur eine „Meinung“ habe, gar kein Gewicht. Alle ihre Urteile über wissenschaftliche Wahrheiten sind meiner Meinung nach überhaupt unangebracht mit Ausnahme der einfachen Aussage: „Das ist wahr.“

Und gerade dieses einzig richtige Urteil über die Laplacesche Hypothese ist mir, soviel ich mich erinnere, in keinem einzigen Buch, in keinem einzigen Aufsatz aus der Feder eines nach Laplace lebenden oder heute noch lebenden Astronomen vor Augen gekommen, in keinem einzigen aller Bücher und Aufsätze, die ich bis in die „jüngste Zeit“ gelesen habe, wo die Mehrheit der Herren Astronomen durch die Entdeckung Ruhm erworben hat, daß Laplace recht hatte.

Alle Urteile, deren ich mich erinnern kann, waren nur Variationen auf das Thema: „Die Laplacesche Hypothese ist [708] lediglich eine Hypothese.“ Die einen redeten davon, diese „Hypothese“ sei unbegründet; die anderen nannten diese „Hypothese“ „wahrscheinlich“ oder „sehr wahrscheinlich“. Aber niemand sagte, soweit ich mich erinnern kann: „Das ist wahr.“

Andere Menschen, die so alt wie ich oder älter sind, können an die Zeiten, die der „jüngsten Zeit“ der großen Entdeckung: „Laplace hat recht“, vorausgingen Erinnerungen haben, die mit den meinen nicht identisch sind. Viele können sich „daran erinnern“, daß die Laplacesche Hypothese „längst“ oder sogar „immer“ von der „Mehrzahl“ der Astronomen oder sogar von „fast allen“ oder überhaupt von „allen“ Astronomen als „Wahrheit“ betrachtet wurde.

Aber ich sage: ich nehme an, daß derartige „Erinnerungen“ nicht „Erinnerungen“ sind, sondern das Resultat von Mißverständnissen oder Illusionen

„Sehr wahrscheinlich“ ist ganz und gar nicht das, was das einfache „ja“ ist.

„Ich habe fast gar keinen Zweifel daran, daß die Laplacesche Hypothese richtig ist“ – das ist etwas völlig anderes als das einfache: „die Laplacesche Hypothese ist richtig“.

Meine Freunde, wer sagen wollte: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß das Einmaleins richtig ist“, der wäre ein Feigling, ein Lügner oder ein Ignorant. In bezug auf wissenschaftliche Wahrheiten ist eine derartige Ausdrucksweise ungehörig trivial und sinnlos.

Wer aber der Meinung ist, daß er in irgendeine Spezialfrage aus Mangel an Spezialkenntnissen nur eine „Meinung“ besitzt und sich einbildet, nur Fachleute seien für die Lösung dieser Frage zuständig, der greift in seiner persönlichen Hilflosigkeit gierig nach der Stütze, die ihm nach seiner Meinung die Urteile von Fachautoritäten geben können, und legt deren Worten den Sinn bei, nach dem ihn verlangt. Er liest: „Das ist wahrscheinlich“ und er ist begeistert; und fünf Minuten später bildet er sich ein, gelesen zu haben: „Das ist einfach unzweifelhaft“; und nach weiteren fünf Minuten ist er schon überzeugt, daß es in dem gelesenen Urteil hieß: „Das ist zweifellos“.

[709] Mich bewahren meine wissenschaftlichen Arbeitsregeln vor dem Vergnügen, Bücher, die ich gelesen habe, derart nach meinem Geschmack umzufärben.

Mir persönlich ist es völlig gleichgültig, in welchem Geschmack der eine oder andere Gelehrte zu schreiben beliebt. Die wenigen Gelehrten, die für mich Autoritäten sind, sind es nur deshalb, weil sie keinen Hokuspokus machen, nicht prahlen, nicht die Vernunft verachten und die wissenschaftliche Wahrheit in Ehren halten.

Und ihre Worte nach meinem Geschmack umzumodeln, habe ich keine Neigung, weil ich es nicht nötig habe: sie geben ebensowenig wie ich irgendeinem „Geschmack“ besonders den Vorzug; ihnen gefällt, genau wie mir, nur die Wahrheit. Und was immer die Wahrheit darstellt, das ist gleich: für mich ist sie schön, wie für jeden, der die Wahrheit liebt.

Meine Freunde, überlegen wir einmal: wozu sollte mein Gedächtnis mich in dieser Frage täuschen: wie verhielt sich die Mehrzahl der Astronomen zur Laplaceschen Hypothese in jener – wahrscheinlich nicht weniger als sechzig Jahre dauernden – Periode zwischen der Veröffentlichung dieser Wahrheit und der Entdeckung der Spektralanalyse?

Absolut keine einzige Speziallösung auch nur irgendeiner speziell der Naturwissenschaft angehörenden Frage hat auch nur den geringsten Einfluß auf meine persönlichen wissenschaftlichen Interessen oder wissenschaftlichen Wünsche oder auf die Gegenstände meiner persönlichen wissenschaftlichen Forschung. Deshalb ist es auch für mich persönlich vom wissenschaftlichen Standpunkt aus völlig gleichgültig, wer recht hat: Kopernikus oder Ptolemäus, Kepler oder Cassini-Vater, Newton oder Cassini-Vater und Cassini-Sohn. Meinetwegen möge es wahr sein – wie Ptolemäus annimmt –, daß die Sonne und alle Planeten und alle Sterne um die Erde kreisen; oder, wie Cassini-Vater mit einem ganzen Schwarm vor ihm schwanzwedelnder Astronomen annimmt, daß die Umlaufbahnen der Planeten nicht Ellipsen sind, sondern „Linien vierten Grades“, Cassinoiden, wie sie ihm, dem Sieger über Kepler zu Ehren genannt werden; meinetwegen möge es auch wahr sein, daß [710] die Erdkugel nicht an den Enden ihrer Rotationsachse abgeplattet ist, wie der „Ignorant und Phantast, ja überhaupt Esel“ Newton behauptete, sondern am Äquator, so daß der Äquatorialdurchmesser kürzer ist als die Entfernung von Pol zu Pol, wie der geniale Cassini-Vater und der nicht weniger geniale Cassini-Sohn behaupten; meinetwegen möge das alles so sein; meinetwegen möge auch wahr sein, daß die Säugetier je zwei oder drei Köpfe und nur je ein Bein haben – für die Gegenstände meiner persönlichen Forschung wäre das völlig gleichgültig. Für sie verlange ich von der Naturwissenschaft nur eins: daß die Wahrheit in ihr herrscht; *was* aber in jeder beliebigen Frage der Naturwissenschaft die Wahrheit ist, das ist gleichgültig. Hat Ptolemäus recht? Haben die Cassini recht? Haben die Säugetiere je drei Köpfe? Für mich persönlich ist das gleichgültig. Ich verlange nur: es soll bewiesen sein, daß es wahr ist.

Und warum ist mir das alles zuwider? Nur deshalb, weil es unwahr ist. Drück’ ich mich klar aus? – In Fragen der Naturwissenschaft ist mir nicht der spezielle Inhalt der Unwahrheit zuwider: er geht mich nichts an; zuwider ist mir an dieser Unwahrheit nur, daß sie Unwahrheit ist. – Und umgekehrt: nicht der spezielle Inhalt der Wahrheit in Fragen der Naturwissenschaft ist, was ich brauche oder was mir am Herzen liegt; ich brauche ihn für keinen der Gegenstände meiner persönlichen wissenschaftlichen Interessen oder Studien; was mir bei der Wahrheit in Fragen der Naturwissenschaft wichtig ist und am Herzen liegt, ist eigentlich nur das, daß es die Wahrheit ist.

Ist das klar? – Ich weiß nicht, meine lieben Freunde, ob es mir gelungen ist, meine Einstellung zur Naturwissenschaft so darzustellen, daß sie für Euch klar ist. An sich ist sie leicht zu verstehen. Von unseren heutigen Gelehrten – seien sie nun Naturwissenschaftler, Historiker oder Gelehrte anderer Wissenschaftsfächer – verstehen jedoch nur sehr wenige die Dinge so, wie ich sie auffasse. Meine Auffassung von dieser Frage ist die Auffassung von Laplace.

Laplace abzuschreiben – und zu korrigieren –, darin sind alle Astronomen große Meister. Aber zu verstehen, wie [711] Laplace die Beziehungen der Naturwissenschaft zu den anderen Wissenschaftszweigen betrachtete, dazu sind nur sehr wenige fähig.

Warum? – Weil der Gelehrte, um diese Dinge verstehen zu können, ein Denker jenes einzigen wissenschaftlichen Systems allgemeiner Begriffe, ein Denker oder ein Schüler der Denker jenes Begriffssystems sein muß, auf dessen Boden Laplace stand.

An sich ist die Sache klar. Die Masse der Wissenschaftler verdunkelt sie jedoch durch ihre Phantasien.

Habe ich die Angelegenheit klar genug für Euch dargestellt? Ich weiß nicht.

Ob nun diese meine Erklärungen Euch klargeworden sind oder nicht – vielleicht waren sie für Euch ungenügend, vielleicht auch, und ich möchte es hoffen, waren sie für Euch überflüssig –, ich will sie jedenfalls endlich auf die Sache anwenden!

Ob Kopernikus recht hat oder Newton oder Laplace, das beschäftigt mich persönlich nicht im geringsten. Für mich persönlich ist nur wichtig, daß Leukippos recht hat oder – um einen wissenschaftlichen Zeitgenossen von Laplace zu nennen – daß Holbach recht hat. Und Leukippos hat in jedem Fall recht, wenn auch Archimedes nicht recht hätte. Die Wahrheit, die Leukippos aufgedeckt hat, ist umfassender und tiefer als die zwar auch großen und auch fundamentalen Entdeckungen Archimedes'. Und Holbach hat recht, unabhängig davon, ob Kopernikus und Galilei und Kepler, Newton und Laplace recht haben.

Soll ich einen Vergleich aus der Mathematik anführen? Vielleicht, um der Klarheit willen:

Ich gleiche einem Mann, der sich nur an die ersten vier Spezies der Arithmetik halten will und halten muß. Die Wahrheit, an die er sich dabei hält, ist sehr elementar. Aber sie bildet den fundamentalsten Teil der mathematischen Wahrheit, und sie ist völlig unabhängig sowohl von der Geometrie als auch von der Algebra oder der höheren Analysis. Umgekehrt: alle diese Fächer der Mathematik beruhen auf dieser ganz einfachen, völlig einfachen Wahrheit. Und alles, was ihr nicht entspricht, ist nicht Mathematik und [712] überhaupt nicht Wissenschaft und noch mehr: überhaupt nicht Wahrheit.

Ist das klar?

Und indem ich den Vergleich fallen lasse, den ich nur der Klarheit willen herangezogen habe, sage ich:

Alles, was mit der einfachen, ganz einfachen Wahrheit, deren erster uns einigermaß bekannt gewordenen Deuter Leukippos war, nicht übereinstimmt, das alles ist nicht wahr.

Und ich kontrolliere mit Hilfe dieser einfachen Wahrheit jede Theorie, sei es in der Naturwissenschaft, sei es in einem anderen Wissenschaftszweig; jede „Theorie", d. h. Vermutung; nicht „Wahrheit" sondern nur „Vermutung".

Wird aber mit dieser ganz einfachen Wahrheit jede wissenschaftliche Spezialwahrheit, sei es in der Naturwissenschaft oder in einem anderen Wissenschaftszweig übereinstimmen? – Oh, in dieser Beziehung habe ich keine Befürchtungen, keine Sorgen und keine „Wünsche": ich weiß, daß das immer, in allen Fällen und überall so war und so sein wird. Das Einmaleins war richtig in der ganzen zurückliegenden Ewigkeit und wird richtig sein in der ganzen zukünftigen Ewigkeit, überall: sowohl auf dem Sirius sowie auf der Alcyone und wie überall auf der Erde: es ist die richtige Formulierung der „Natur der Dinge" selber, es ist ein „Gesetz des Daseins"; es ist ewig und überall unveränderlich. Die wissenschaftliche Wahrheit des Einmaleins und jeder anderen Wahrheit hat diese Eigenschaft: jede Wahrheit stimmt stets mit jeder anderen Wahrheit überein. Und man braucht sich keine Mühe zu geben, sie miteinander in Einklang zu bringen.

Aber „unerträglich weitschweifig ist dieses langweilige Zeug", werdet Ihr vielleicht denken, meine Freunde. Ja. Und wir wollen mit ihm Schluß machen; ich fasse die Sache zusammen, deren Wesen ich Euch mit diesem langweiligen Zeug erklärt habe:

Erinnere ich mich richtig an das, was in den Büchern der Astronomen, die ich vor der Entdeckung der Spektralanalyse gelesen habe, zur Frage der Laplaceschen Hypothese geschrieben wurde?

Das ist eine Sache? die mich nichts angeht. Soweit meine [713] Erinnerungen klar und umfassend sind, kennzeichnen sie die Sache richtig, nehme ich an.

Sind meine Erinnerungen jedoch klar und umfassend genug? – Das ist eine andere Frage. Meine Belesenheit in Fragen der Astronomie war nicht groß. Und was für ein Vergnügen hätte ich daran finden sollen, in den Büchern, die ich gelesen habe, darauf zu achten, in welchem Ton der Autor von der Laplaceschen Hypothese spricht? Und wenn ich darauf geachtet habe, warum hätte ich es im Gedächtnis behalten sollen?

Und da ich wenig gelesen und noch weniger hierauf geachtet habe, ist mir auch das wenige, was ich einmal über die Geschichte der Laplaceschen Hypothese im Denken der Mehrheit der Astronomen wußte, längst wieder entfallen.

Meine Erinnerungen sind richtig, aber undeutlich und begrenzt.

So irre ich mich also vielleicht, wenn ich von ihnen auf die Mehrheit der Astronomen schließe?

Schwerlich. Und warum? Ich bitte Euch daran zurückzudenken, was ich von dem großen, von mir wahrhaft verehrten Umgestalter der Geologie, Lyell, gesagt habe; ich sagte: er lehnte die Laplacesche Hypothese ab. Man braucht sich nur in diese Tatsache hineinzudenken, an die ich mich sehr gut erinnere, und die Einstellung der überwiegenden Mehrzahl der Astronomen zweier Generationen zur Laplaceschen Hypothese ist genügend gekennzeichnet.

Lyell verstand von Mathematik bedeutend weniger als ich. Er wandte sich an Astronomen mit der Bitte, ihm derart einfache geometrische Aufgaben zu lösen, die selbst für mich leicht sind; und er sprach in den Anmerkungen den Astronomen seine heiße Anerkennung für die Arbeiten aus, die sie für ihn ausgeführt hatten. Das ist fast lächerlich naiv. Aber noch vergnüglicher ist es, wenn er selbst sich auf arithmetische Manipulationen einläßt. Zwei ganze je dreistellige Zahlen miteinander zu multiplizieren ist für ihn schon eine sehr anstrengende Weisheitstat. – Das tut ihm, nebenbei gesagt, durchaus keinen Schaden. Was braucht man in der Geologie bei ihrem heutigen Stand schon für Mathematik! Dieser Berg völlig unbestimmter Angaben eignet sich ganz [714] und gar nicht für eine mathematische Untersuchung. Und selbst die einfachsten arithmetischen Berechnungen sind hier ebenso zwecklos, als wollte man nachzählen, wieviel Fliegen oder Mücken in einem gegebenen Gebiet in diesem Frühjahr oder diesem Sommer ausschlüpfen. „Viele“ – das ist alles, was sich bei dem vorliegenden Material davon wissen läßt, ganz gleichgültig ob mit oder ohne Arithmetik.

Dieser Mann, der ein schlechter Rechner war, Lyell, war dabei außerordentlich bescheiden und ungewöhnlich gewissenhaft. Ein Beispiel: seine Absage an die Theorie der Unveränderlichkeit der Arten, die er dreißig Jahre lang in jeder neuen Auflage seiner „Geologie“ ausführlich vertreten hatte. Diese freiwillige Absage des 70jährigen Greises, des Lehrers aller Geologen, an seinen Lieblingsgedanken ist eine Tat, die ihm alle Ehre macht. Wir werden später noch davon reden.

Dieser Mann, der fast nichts von Mathematik verstand, der Mann, der in allem, was sich auf Astronomie bezog, die Astronomen zu Rate zog; dieser äußerst bescheidene Mann behauptete dreißig Jahre lang fest in seiner „Geologie“, daß die Laplacesche Hypothese Unsinn sei. Dreißig Jahre lang, habe ich gesagt. Stimmt das? Ich weiß nicht. Ich weiß nur eins: ich habe Lyell im Jahre 1865 gelesen. Ich habe ihn in der Ausgabe gelesen, die damals, als Ihr sie für mich kauftet, die neuste war. Wann habt Ihr sie gekauft? Ich weiß nicht. Ich nehme an, im gleichen Jahr. Und aus welchem Jahr stammte die Ausgabe? Ich weiß nicht. Und wie kann ich das wettmachen, daß ich das Erscheinungsjahr vergessen habe? Nur durch Nachschlagen im Brockhaus. Ich schlage nach. Ich finde: der erste Band der ersten Ausgabe der „Grundla-

gen der Geologie“ erschien im Jahre 1830. (Von der Laplaceschen Hypothese ist im ersten Bande die Rede, das ist für mich klar: ich erinnere mich, es stand in den ersten Kapiteln der Abhandlung.) Im Jahre 1853 erschien die neunte Auflage. Über dieses Jahr gehen die Angaben über Lyell im Brockhaus in der Ausgabe, die ich besitze, nicht hinaus. Dieser Band des Lexikons ist im Jahre 1853 erschienen So kann man also annehmen, daß die Auflage der „Geologie“ aus dem Jahre 1853 vor 1865 die letzte [715] war; und daß ich also gerade diese neunte Auflage von Lyell besitze. Und wenn das zutrifft, so kann ich mich nur für dreiundzwanzig Jahre verbürgen, in denen Lyell gegen Laplace gekämpft hat.

Ist es jedoch wahrscheinlich, daß ein Buch, welches in dreiundzwanzig Jahren neun Auflagen erlebt hat, weitere zwanzig Jahre nicht in neuen Auflagen erschienen ist? Lyell war am Leben, er war noch kräftig und arbeitete angestrengt; alles das weiß ich sicher; sein Buch war das wichtigste Handbuch für alle Geologen der zivilisierten Welt; wie wäre es möglich gewesen daß zwölf Jahre lang keine neue Auflage von ihm erschien?

Und ich vermute: die Ausgabe, die ich im Jahre 1865 las, und die damals die neuste war, war nicht die neunte, sondern die elfte oder die zwölfte; sie war nicht im Jahre 1853 gedruckt, sondern etwa 1860, oder wahrscheinlich etwas später, etwa 1863. Das ist nur meine Vermutung. Sie ist vielleicht falsch. Aber, meine Freunde, Ihr seht, ich habe nicht ganz ohne Grund gesagt: „Der Kampf dauerte dreißig Jahre.“ Und angenommen selbst, ich habe mich geirrt. Ändert das etwas am Wesen der Sache? Nicht dreißig, aber doch nicht weniger als dreiundzwanzig Jahre lang hat Lyell fest behauptet, daß die Laplacesche Hypothese Unsinn sei.

Und diese dreiundzwanzig Jahre, die Lyell unnötigerweise gegen Laplace angekämpft hat, stellen den Herren Astronomen – nicht ihrer „Mehrheit“, nein, fast allen –ein genügendes Zeugnis aus, so daß es sich zeigt: die Minderheit, die richtig über Laplace urteilte, war zahlenmäßig verschwindend klein, von dieser richtig denkenden Minderheit war nichts zu sehen und nichts zu hören.

Anders kann ich mir nicht die Tatsachen erklären:

Ein sehr bescheidener Mann, der stets bereit ist, jede eigene Meinung aufzugeben, deren Unrichtigkeit von anderen bemerkt und ihm erklärt wird; ein Mann, der nichts von Astronomie versteht und nicht den geringsten Anspruch darauf erhebt, etwas davon zu verstehen, der in allen astronomischen Fragen Astronomen zu Rate zieht; er –behauptet – wahrscheinlich mehr als zwanzig Jahre, ja, [716] nach allem zu urteilen, dreißig Jahre oder mehr –, daß die Laplacesche Hypothese Unsinn sei;

und das Buch, in dem diese Behauptung abgedruckt und immer wieder nachgedruckt wird, ist eines der wichtigsten wissenschaftlichen Bücher für die ganze zivilisierte Welt; ein Buch, das alle Naturwissenschaftler, darunter auch alte Astronomen der ganzen zivilisierten Welt gut kennen;

und niemand von den Herren Astronomen hat sich also die Mühe gegeben, dem Autor dieses Buches klarzumachen, daß sich die Laplacesche Hypothese nicht bestreiten läßt, daß sie keine Hypothese, sondern eine zuverlässige Wahrheit ist;

entweder hat sich keiner von den Astronomen die Mühe genommen, ihm das zu sagen, oder – was schlimmer ist: die Stimme des Astronomen, der die Wahrheit sagte, wurde übertönt durch das Gelärm der Masse der Astronomen: „O nein! Das ist nur eine Hypothese; sie ist sehr bestreitbar.“

Ich nehme an, daß eben das zweite der Fall war.

Irr’ ich mich? Vielleicht.

Aber ich nehme an: es ist sehr unwahrscheinlich, daß ein Irrtum vorliegt.

Es versteht sich von selbst: eine Vermutung kann nie ganz mit den Tatsachen zusammenfallen.

Ich schreibe fast ausschließlich aus dem Gedächtnis über Gegenstände, die mich persönlich selbst nie besonders interessiert haben. Meine Kenntnisse von ihnen, von allem, was zur Naturwissenschaft gehört, waren stets beschränkt; und fast alles, was ich einmal von ihnen gewußt habe, habe ich wieder vergessen. Wie soll ich die Lücken dieser meiner sehr beschränkten Kenntnisse auffüllen? Durch das Lexikon von Brockhaus. Aber ist das ein Buch für Wissenschaftler? Kann ich in ihm viel von dem finden, was ich für meine Plaudereien mit Euch, meine Freunde, brauche? Und es ist doch unmöglich, daß ich immer nur sage, was ich im Kopfe habe.

Das Gedächtnis ist trügerisch. Was man im Kopfe hat, sind nur Vermutungen.

Und jedes meiner Worte, von dem Ihr nicht sicher und klar wißt, daß es richtig ist, muß Euererseits überprüft werden. Aber keiner meiner Fehler bezieht sich auf das Wesen [717] der Sache, kann sich nicht darauf beziehen. Wie das möglich ist? Auf folgende Weise zum Beispiel:

Wie dem auch gewesen sein mag, mag die Mehrheit der Astronomen in jenen sechzig Jahren vom Erscheinen der „Himmelsmechanik“ bis zur Spektralanalyse sich in der Sache der Laplaceschen Hypothese richtig oder unrichtig verhalten haben, –

aber im ganzen, im ganzen

war die Einstellung der Masse der Astronomen zur wissenschaftlichen Wahrheit eine für von Natur nicht dumme und nicht ehrlose Leute unwürdige Einstellung. Aus freien Stücken die Rolle von Dummköpfen und Lügnern übernehmen, ist keine schöne Sache. Sie tun es. Aus welchem Anlaß? Eigentlich aus gar keinem, außer dem, daß es ihnen so paßt.

Diese Tatsache ist so schwerwiegend, daß man sich leider hinsichtlich ihrer Natur nicht irren kann. Von zehn Büchern über Astronomie, die nicht nur reine Formeln und Zahlen enthalten, ist bestenfalls eines von wissenschaftsfeindlichen Zusätzen frei.

Nur das allein ist wesentlich an der Sache, nur das möchte ich in meiner Plauderei mit Euch, meine Freunde, in den Vordergrund rücken.

Gelingt es mir? Ich weiß nicht. Ich nehme an, es gelingt mir schlecht; ich kann es nicht.

Aber ich gebe mir Mühe.

Und ich habe Eure Aufmerksamkeit jetzt genug mit unerträglich langweiligen Erklärungen ermüdet, die alles in allem nur ein ständig erneutes und endlos in die Länge gezogenes Herangehen an die eigentliche Sache darstellt. Wir wollen jetzt versuchen, den ganzen übrigen Inhalt unserer früheren Plaudereien in unserer Erinnerung möglichst schnell zu durchlaufen.

* * *

Heute ist allgemein anerkannt, daß „Laplace recht hat“. Die Richtigkeit seiner Schlußfolgerungen auf die Geschichte unseres – und jedes anderen – Sonnensystems [718] hängt lediglich davon ab, ob die sogenannte „Newtonsche Formel“ richtig ist, jene Formel, auf die Newton die Keplerschen Gesetze der Bewegung der Planeten und ihrer Trabanten auf ihren Umlaufbahnen brachte. Die zweifellose Richtigkeit der Newtonschen Formel ist allgemein anerkannt.

Aber diese Formel ist nur die algebraische Darstellung der sogenannten „Newtonschen Hypothese“, d. h. des Gedankens von Newton, daß die Bewegung der Himmelskörper, die durch

seine Formel algebraisch charakterisiert wird, auf der Kraft der allgemeinen gegenseitigen Anziehung der Materie beruht.

Algebraischen Sinn besitzt seine Formel auch ohne seine Hypothese. Der algebraische Sinn ist aber etwas, was sich nur für die technische Arbeit eignet, nicht aber für das reale Nachdenken über Tatsachen. Für das reale Nachdenken über Tatsachen eignen sich nur Gedanken, die einen realen Sinn haben, und nicht solche, die nur die technische Bedeutung von Symbolen besitzen, von denen man nicht weiß, was für einen Sinn sie haben, und die man nur zur Erleichterung der technischen Seite von Spezialarbeiten verwendet.

Für den gesunden Menschenverstand verlangt die Newtonsche Formel eine reale Deutung. Newton hat sie mit seiner Hypothese gegeben.

Ob die Newtonsche Hypothese richtig ist, bleibt gleichgültig für die Richtigkeit der Schlußfolgerung Laplaces, wenn man sie vom Standpunkt der technischen, mathematischen Nachprüfung betrachtet. Der gesunde Menschenverstand verlangt jedoch eine Entscheidung der Frage: ist die Newtonsche Hypothese richtig?

Ich habe diese Sache untersucht.

Ich will Euch nicht an alle Einzelheiten erinnern. Ihr werdet sie noch im Gedächtnis haben.

Die Untersuchung der Newtonschen Hypothese brachte mich notwendig dazu, die Frage zu stellen: wie steht es eigentlich mit der wissenschaftlichen Wahrheit in den Köpfen jener Fachleute der Mathematik, die weder sagen noch verstehen wollen, daß die Newtonsche Hypothese absolut zuverlässiges Wissen ist.

[719] Und ich bekam Dinge zu sehen, wie sie nicht einmal in „Tausendundeiner Nacht“ vorkommen; ich bekam zu sehen, daß sich in der Mathematik etwa folgendes abspielt:

„Räume“ verschiedener Sorten von je nur zwei Dimensionen; „zweidimensionale vernünftige Wesen“ – und so weiter im gleichen Geschmack, völlig idiotische Dummheiten; all das wird von den einen berühmten Herren Fachleuten der Mathematik erfunden und von den anderen gebilligt und in die Mathematik aufgenommen.

Nachdem ich dem Verstand dieser Herren das nötige Lob gezollt hatte, wollte ich erklären, wie es in ihren Köpfen zu den Gehirnerschütterungen kam, die sich zu ihrem Ruhm und zur Schande der Mathematik in derart törichten Taten äußerte. Zu diesem Zweck hätte ich das System Kants darstellen müssen, der sie aus dem Konzept gebracht hatte.

Aber die Darstellung des Kantschen Systems hätte bei mir viele Seiten gefüllt. Das lohnte nicht der Mühe. Das System Kants ist ein längst zu Klumpen geschlagener Galimathias. Die unwissenden Bearbeitungen dieses Galimathias aus der Feder von Mathematikern und überhaupt Naturwissenschaftlern, die gar nicht die Vorbildung besitzen, um irgendein philosophisches System idealistischer Richtung zu verstehen, und noch weniger imstande sind, die von Kant genial durcheinandergebrachte Sophistik sehr spitzfindiger idealistischer Klügeleien zu begreifen – diese unwissenden Produkte der Philosophierereien dieser Herren verdienen natürlich schon ganz und gar nicht, daß man Papier und Tinte auf die Auseinandersetzung mit ihnen verschwendet.

Und ich sagte: ich werde ohne lange Auseinandersetzungen dieser Dummheiten sagen, daß sie dumm sind. Ich bin der Meinung, daß ich durchaus das Recht habe, so ungeniert mit ihnen umzuspringen. Die Leute, die „neue Systeme der Geometrie“ erfinden oder billigen, und die Spießgesellen dieser Herren Mathematiker und Astronomen, die Mehrheit der Herren Naturforscher, geruhen für sie selber unverständliches philosophisches Kauderwelsch daherzuschwätzen; indem sie diesen Unsinn daherschwätzen, sind sie keine Mathematiker oder

Astronomen mehr, nicht einmal mehr Naturwissenschaftler, sondern einfach Ignoranten, die philosophisches [720] Kauderwelsch daherreden. Ich habe früher einmal die Geschichte der Philosophischen Systeme studiert. Die Herren haben sich in ein Gebiet verirrt, in dem ich Fachmann bin, während sie nicht die geringste Vorstellung davon haben. Daß ich mich viel mit Philosophie beschäftigt habe, wißt Ihr, meine lieben Freunde. Ihr habt folglich das Recht anzunehmen, daß meine Urteile über die Philosophiererei dieser Ignoranten der Philosophie nicht ganz unbegründet sind, auch wenn ich dabei keine ausführlichen Argumente anführe. Und wenn das zutrifft, so habe ich das Recht, mir die Mühe des Schreibens und Euch die Langeweile des Lesens der trocknen Überlegung über das Philosophische Gestammel dieser Herren zu ersparen. Ich erspare mir und Euch diese Arbeit, diese Langeweile.

Mit diesem meinem Beschluß habe ich wahrscheinlich recht. Aber ich habe meine Motive bei meiner Neigung, Scherz zu machen, scherzhaft dargelegt. Und da ich nicht recht verstehe zu scherzen, sind meine Scherze ungeschickt ausgefallen. Und das wäre noch nicht einmal wichtig. Aber etwas anderes macht mir ernsthaft Sorge: meine Scherze sind beleidigend für Euch ausgefallen, meine lieben Freunde. Das ist mir klargeworden, als ich mich an den Inhalt und den Ton meiner Scherze erinnerte, aber es ist mir erst klargeworden, als die Post meine Briefe schon mit weggenommen hatte. Ich war nicht auf den Gedanken gekommen, mir rechtzeitig darüber klarzuwerden Und es tut mir leid, daß ich nicht rechtzeitig darauf gekommen bin.

Aber was läßt sich tun, wenn das nun einmal so ist. Verzeiht mir, meine lieben Freunde, das ist meine Schuld Euch gegenüber.

Damit ist die Rekapitulierung des Inhalts unserer früheren Plaudereien beendet, und ich beginne mit der Fortsetzung.

* * *

Die Masse der Naturwissenschaftler sagt: „Wir kennen die Gegenstände nicht, wie sie an sich sind, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern kennen nur unsere Empfindungen von den Gegenständen nur unsere Beziehungen zu den Gegen-[721]ständen.“ Das ist Unsinn. Ein Unsinn, für den es in der Naturwissenschaft nicht die geringste Existenzgrundlage gibt. Ein Unsinn, der den naiven Naturwissenschaftlern aus den idealistischen Philosophiesystemen angeflogen ist. Vor allem aus dem System Platos und aus dem System Kants. Bei Plato ist das kein sinnloser Unsinn; o nein! Es ist ein sehr gescheiter Sophismus. Der Zweck dieses sehr geschickten Sophismus war, alles Wahre umzustürzen, das nicht nach Platos Geschmack war und – ich weiß jetzt nicht, erinnere mich nicht mehr deutlich, nehme aber an – auch nicht nach dem Geschmack des Sokrates, dieses vielgepriesenen Lehmmeisters Platos. Sokrates war ein Mann, der mit vielen seiner Handlungen bewiesen hat, daß er einen edlen Charakter besaß. Aber er war ein Feind der wissenschaftlichen Wahrheit. Und aus dieser Feindschaft heraus lehrte er viel Törichtes. Und erinnert Euch daran, meine Freunde: er war der Lehrer und Freund des Alkibiades, eines gewissenlosen Intriganten und Feindes seines Vaterlandes. Er war der Lehrer und Freund des Kritias, mit dem verglichen selbst Alkibiades ein ehrlicher Sohn seines Vaterlandes war. Plato aber wollte Freundschaft schließen mit Dionys von Syrakus. Verständlicherweise konnte Menschen mit derartigen Neigungen nicht jede wissenschaftliche Wahrheit angenehm sein. So viel vom System Platos.

Kant aber hat sein System sogar geradeheraus mit dem Ausspruch kommentiert: alles, was zur Unerschütterlichkeit der ihm schön erscheinenden Phantasien nötig sei, müsse als wirklich existent anerkannt werden. Das bedeutet: die Wissenschaft ist eine Kleinigkeit; diese Kleinigkeit muß man nach seinen eigenen persönlichen Auffassungen davon, was den Leuten, die uns gefallen, zu träumen beliebt, frei erfinden.

Ist das wissenschaftliches Denken? Ist das Wahrheitsliebe?

Auch bei Kant hat dieser, von den naiven Naturforschern sinnlos nachgeplapperte Unfug einen sehr gescheiten Sinn; einen ebenso gescheiten wie bei Plato; den gleichen, sehr gescheiten und durchaus wissenschaftsfeindlichen Sinn: die Leugnung jeder wissenschaftlichen Wahrheit, die nicht [722] nach dem Geschmack Kants oder der Kant gefallende Leute ist.

Plato und Kant leugnen alles in der Naturwissenschaft, was ihre Phantasien oder die Phantasien der ihnen gefallenden Leute einengt.

Aber wollen denn die Naturwissenschaftler die Naturwissenschaft leugnen? Wollen sie wirklich die Wissenschaft in einen Sammelband von Komplimenten an die Adresse ihrer Freunde verwandeln?

Nein. Aber wozu schwätzen sie dann solchen Unfug daher? Aus lauter Naivität; sie wollen sich als Philosophen aufspielen – das ist alles; das Motiv ist unschuldig; es ist nur dumm. Und da sie selber nicht verstehen, was sie daherreden, werden die prahlerischen Ignoranten zu Leugnern der – ihnen teuren – wissenschaftlichen Wahrheit. Klägliche Pedanten unwissende arme Prahlhänse.

Ich sagte: ich werde ohne Argumentationen auskommen. Aber hier ist als Beispiel doch eine kleine Argumentation:

Wir kennen die Gegenstände. Wir kennen sie genau so, wie sie wirklich sind.

Nehmen wir zum Beispiel jenen Sinn, von dem die Naturwissenschaftler zu schwatzen lieben, daß die Kenntnisse, die wir durch ihn erhalten, unzuverlässig seien oder nicht völlig mit den wirklichen Eigenschaften der Gegenstände übereinstimmen – nehmen wir den Gesichtssinn.

Wir sehen etwas, sagen wir: einen Baum. Ein anderer Mensch blickt auf den gleichen Gegenstand. Sehen wir ihm in die Augen. In seinen Augen stellt sich der Baum genau so dar, wie wir ihn sehen. Und? – Zwei völlig gleichartige Bilder: das eine sehen wir direkt, das andere im Spiegel der Augen dieses Menschen. Dieses andere Bild ist die genaue Kopie des ersten Bildes.

Was folgt daraus? – Das Auge fügt absolut nichts hinzu und nimmt nichts fort. Wir sehen es: zwischen diesen beiden Bildern besteht kein Unterschied.

Aber verändern das „innere Gefühl“ oder „die Zellen der Zentren des Sehorgans“ oder „die Seele“ oder „die Aktivität unseres bewußten Lebens“ nicht vielleicht irgend etwas an diesem Bild? Wieder wissen wir: nein. Wir fragen jenen [723] Mann, was er sieht? Er soll beschreiben, was er sieht, wenn sich jenes Bild in seinem Auge abzeichnet. Es zeigt sich, daß er eben dieses Bild sieht. Was gibt es hier noch zu deuten?

$$A = B; B = C;$$

Folglich ist $A = C$.

Original und Kopie sind gleich; unsere Empfindung fällt mit der Kopie zusammen.

Unser Wissen von unserer Empfindung ist dasselbe wie unser Wissen vom Gegenstande. (Das ist die populäre Darstellung; in streng philosophischer Darstellung würde die Rede von „einem Bild in einem Paar“ und in „zwei Paar Spiegeln“ sein, aber der Sinn ist der gleiche und die Schlußfolgerung ist die gleiche.)

Wir sehen die Dinge so, wie sie wirklich existieren.

„Aber nachts sehen wir schlecht.“ Ja, gewiß.

„Aber im Mikroskop sehen wir Einzelheiten, die wir mit unbewaffnetem Auge nicht sehen.“ Ja, gewiß.

Und man muß noch hinzusetzen: „Aber da gibt es noch die Blinden, die sehen überhaupt nichts.“ Auch das ist richtig.

Und wir fügen hinzu: „Hohle Schwätzer schwatzen hohles Zeug.“ Auch das ist richtig.

Aber alle diese durchaus richtigen Gedanken haben nicht die geringste Beziehung zu der Frage, ob wir das, was wir sehen, wenn wir gesunde Augen haben, richtig sehen.

Wir sehen nur das, was wir sehen. Wir sehen zum Beispiel nicht die Atome des Kohlenstoffs, sondern wir sehen nur große Haufen dieser Atome. Oder: wir sehen nachts nicht, daß die Gegenstände verschiedenfarbig sind.

Was wir nicht sehen, das sehen wir nicht. Das stimmt. Aber nicht darum geht es bei diesem Unsinn. In diesem Unsinn heißt es, wir sähen angeblich nicht das, was wir sehen, oder es schiene uns angeblich, daß wir etwas sähen, was wir nicht sehen. Das ist purer Unfug, solange wir bei guter geistiger Gesundheit sind und gute Augen haben. Der geistig gesunde Mensch sieht mit gesunden Augen eben die [724] Gegenstände, die er sieht; – stimmt das? Durch diese einfache Analyse wird, so klar wie daß $2 \times 2 = 4$ ist, bewiesen, daß es so ist. Aber die naiven Naturwissenschaftler schwatzen weiter: „Nein.“

Und damit wollen wir es genug sein lassen mit den Dummheiten des sinnlosen philosophischen Geschwätzes der Mehrheit der Herren Naturwissenschaftler.

Da habt Ihr es, meine lieben Freunde: es ist beschämend für die Naturwissenschaft, daß jemand wie ich, der eigentlich nicht das geringste mit der Naturwissenschaft zu tun hat, gezwungen ist, die Naturwissenschaft gegen die überwiegende Mehrheit der Leute in Schutz zu nehmen, die ihr Leben der eifrigen Arbeit im Dienst der Naturwissenschaft geweiht haben. Kluge Arbeiter! Eifrige, das ist sicher; aber auch kluge.

Erinnert Ihr Euch an das Märchen von dem klugen Bäuerlein, das eifrig den Ast abhackte, auf dem es saß? Dieses Bäuerlein, dessen Verstand die Vorüberfahrenden und Vorübergehen bestaunten, ist zweifellos der „gemeinsame Vorfahre“ all dieser auf Platos und Kants Weise herumphilosophierenden Naturwissenschaftler. Es ist nicht schwer, einen noch ursprünglicheren Prototyp zu finden: das ist jener Papagei, dem Spaßvögel, um ihn zu verspotten, beigebracht haben, zu schreien, er sei ein Esel. Leider ist das das Schicksal aller Papageien, die schlechten Spaßvögeln in die Hände geraten: all diese armen Tröpfe lernen mit Begeisterung schreien, daß sie Esel sind.

De unschuldigen Vöglein, wie unglücklich ist doch ihr Los! – sollte manch einer denken.

Ganz und gar nicht. Sie sind glücklich: sie sind ja so klug. Sie sind durchaus mit sich zufrieden.

Aber lassen wir, lassen wir endlich ihre Papageienphilosophie.

Und kehren wir zur Newtonschen Hypothese zurück Wir können jetzt die Bedeutung des Zweifels der Masse der Naturforscher daran, ob Newton recht hat, nach Gebühr würdigen.

Leute, die so sehr durch Kant aus dem Konzept gebracht sind, daß sie nicht mehr wissen, ob die Sonne wirklich exi-[725]stiert, oder ob es ihnen nur „scheint“, als ob sie existiere –solche Leute sind natürlich durchaus imstande, nicht zu wissen, ob Newton recht hat.

* * *

Man müßte die Geschichte der Newtonschen Hypothese darstellen. Das für die Astronomie, für die Mathematik, für die gesamte Naturwissenschaft beschämende Geschwätz: „man weiß nicht, ob Newton recht hat“, hat natürlich nicht erst bei den heutigen Astronomen begonnen.

Aber dabei lassen wir es bewenden. Wir werden auch ohne die Geschichte dieses klugen Geschwätzes auskommen.

Selbstverständlich war das auch in alten Zeiten ein geradezu beschämend dummes Geschwätz. Aber das bloß leere, dumme Geschwätz, das keine reale Bedeutung hatte, wenigstens seit dem Augenblick, wo der Meridiangrad am Polarkreis gemessen wurde – in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts –, wurde dann vollends leer. Die Pedanten schwatzten: „Die Newtonsche Hypothese ist nur eine Hypothese“; sie waren glücklich, daß sie mit diesem hochweisen Satz ihre für gewöhnliche Sterbliche unerreichbare Scharfsinnigkeit zum Ausdruck gebracht hatten, und mit dieser unschuldig-dummen Prahlerei fand die Sache bei ihnen ihr Ende. Reale Absichten, ihr Geschwätz zur Umgestaltung der Astronomie nach ihrem Geschmack, sich zum Ruhme und zum Verderben Newtons zu verwenden, besaßen die naiven Biedermänner der alten Zeit nicht.

Und wenn es dabei geblieben wäre, hätte ich selbstverständlich kein Wort über die Newtonsche Hypothese verloren. Wozu hätte ich es nötig gehabt, sie zu verteidigen? Niemand hatte sie angegriffen. Niemand war auf den Einfall gekommen, ihre Richtigkeit, Unwiderleglichkeit auch nur im geringsten zu bezweifeln. Man redete nur leeres, dummes Zeug und spürte dabei selber, daß man leeres, dummes Zeug redete.

Aber „in jüngster Zeit“ hat die Mehrheit der Herren Naturforscher geruht, so gewaltige – wahrhaft erstaunens-[726]werte –Entdeckungen zu machen, daß sie ernsthaft den Verstand zu verlieren begann.

Wie konnte es auch anders sein: sie entdeckte, daß „Laplace recht hat“. Sie entdeckte die „Einheit der Kräfte“; sie entdeckte „die Molekularbewegung“; sie entdeckte die „mechanische Theorie der Natur“.

All das war Jedermann, der es wissen wollte, längst bekannt.

Und selbst in russischen Zeitschriften fanden sich beispielsweise schon vor mehr als dreißig Jahren ausführliche Abhandlungen über „die Einheit der Kräfte“ und über alles andere, was ich aufgezählt habe.

Aber die Masse des Publikums ist erst vor kurzem darauf gekommen, die Masse der Herren Naturwissenschaftler dazu zu zwingen, ohne Umschweife und Einwände direkt, klar und entschieden auszusprechen, daß diese Wahrheiten wirklich unbestrittene Wahrheiten sind. Und da wurde der Masse der Naturwissenschaftler schwindlig.

* * *

An der Stelle, die Ihr eben gelesen habt, machte ich halt, denn ich hörte: „morgen geht die Post ab“; ich machte mich daran, Eurer lieben Mutter zu schreiben, meine lieben Freunde

Jetzt seid Ihr, will ich annehmen, meine einleitenden Überlegungen los; ich will mich mit diesen Unendlichkeiten von Langweile mit denen ich Euch geplagt habe, begnügen; und ich bin selber froh, daß es mir gelungen ist, mein Urteil über Kant und die Philosophie der Herren Kantpapageien zu beenden – von John Herschel (ja! – liebe Freunde: auch John Herschel hat Kant und Philosophen, die schlimmer sind als Kant, wie ein Papagei nachgeplappert) und Tyndall (ja! auch Tyndall) bis zu Du Bois-Reymond (ja, auch Du Bois-Reymond) und Liebig (ja! Liebig, dem großen, wahrhaft großen Liebig) –, ich bin froh, daß es mir gelungen ist, mein Urteil über das alles und über sie alle nicht auf einer Unmenge von Blättern, sondern auf zwei Seiten niederzuschreiben

[727] Es genügt nicht; es genügt ganz und gar nicht. Aber es wäre langweilig für Euch, gar zu langweilig, eine weitschweifige Darlegung des längst zum alten Plunder gelegten Galimathias Kants und des noch schlimmeren Kauderwelschs seiner Papageien lesen zu müssen.

Mag das, was ich in äußerster Gedrängtheit hierüber geschrieben habe, genügen.

Wenn ich es fertigbringe, nicht wieder mit einleitenden Überlegungen und mit der Darstellung der Philosophie der Herren Papageien zu beginnen, so werden wir natürlich schnell durch das ganze Vorwort hindurch zu der Geschichte vorstoßen – selbstverständlich schnell: sehr. Es ist für mich sehr wichtig, das zu untersuchen, was wirklich zur Naturwissenschaft gehört. Ich kenne die einzelnen Naturwissenschaften nicht und will sie nicht kennen – ich nehme den gesamten Inhalt der Naturkunde hin, wie ich die „Funktionentheorie“ hinnehme, ohne sie zu kennen, ohne sie zu untersuchen, nehme alles, alles hin – aber eben „Naturkunde“, und nicht die Dummheiten, die jene Papageien in sie hineingemengt haben; vor diesen Papageien, als welche viele große Fachleute der Naturwissenschaft, die ich für ihre bescheidenen Spezialarbeiten tief verehre, zeitweise noch aufzutreten geruhen – zur Schande der Naturwissenschaft, zum eigenen Schimpf für die Nachkommen, zu meinem großen Kummer für die Wissenschaft und für sie selber –, vor diesen Philosophiepapageien wissenschaftsfeindlicher Tendenz mußte ich die Naturwissenschaft in Schutz nehmen.

Und die Furcht, Euch mit dem langweiligen Zeug gar zu sehr zu ermüden, hat mich daran gehindert, die Naturwissenschaft so in Schutz zu nehmen, wie es sich eigentlich gehört hätte.

Nun, mag das, was ich zu ihrer Verteidigung geschrieben habe, genügen.

Aber von der Naturwissenschaft selbst mit ihrem Spezialinhalt weiß ich sehr wenig, und sie interessiert mich noch weniger.

Ich habe vor ihr eine höhere Achtung als irgendeiner der Naturforscher, die heute als ihre besten Repräsentanten [728] gelten. Aber jeder Gelehrte muß sich bei der Wahl des Stoffes für seine wissenschaftlichen Arbeiten „Selbstbeschränkung“ auferlegen. Und ich war immer der Meinung, daß ich nicht berechtigt bin, Zeit auf die Beschäftigung mit der Naturwissenschaft zu verwenden: ich habe auch ohne das nicht genügend Zeit gehabt, auch nur den zehnten Teil der Tatsachen und Erwägungen kennenzulernen, die ich zu studieren moralisch verpflichtet war, nachdem ich einmal den Stoff meiner Wissenschaftlichen Forschungen gewählt hatte.

Deshalb werden wir natürlich schnell durch das ganze Vorwort zur Geschichte der Menschheit durchkommen, wenn – wenn ich nicht wieder mit meinen einleitenden Überlegungen anfange und zur Verteidigung der Naturwissenschaft gegen die Dummheiten der philosophierenden Naturforschergesellschaft zurückkehre

Ich will annehmen, daß ich nicht wieder auf die Euch beiden so langweiligen Dinge verfalle, meine lieben Freunde. Laßt’s Euch gut gehen. Ich drücke Euch die Hand. Euer *N. T.* [770]